

# Die Ortenau

85. Jahresband 2005

**Einladung zur**  
**Jahresversammlung**

des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

am 16. Oktober 2005  
in Steinach

8.30 Uhr  
Mitgliederversammlung im Pfarrheim Steinach

10.30 Uhr  
Empfang der Gemeinde Steinach im Pfarrheim

11.15 Uhr  
Festvortrag: Dr. Heinrich Schwendemann, Albert-Ludwigs-Universität  
Freiburg  
Thema: „*Das Kriegsende 1945 in Ostpreußen und Südbaden  
im Vergleich*“

12.30 Uhr  
Mittagessen in Gasthäusern der Gemeinde

14.30 Uhr  
Besichtigung und Führung  
Barockkirche Heilig-Kreuz und  
Heimat- und Kleinbrenner-Museum Steinach

Der Bürgermeister  
der Gemeinde  
Steinach

*Frank Edelmann*

Der Präsident  
des Historischen Vereins  
für Mittelbaden e.V.

*Dr. Wolfgang Gall*

# Die Ortenau

Zeitschrift  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

**85. Jahresband 2005**



Redaktion  
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

[www.historischer-verein-mittelbaden.de](http://www.historischer-verein-mittelbaden.de)

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches haben das Regierungspräsidium Freiburg und der Ortenaukreis Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Redaktionsschluss 1. April

Verlag Historischer Verein für Mittelbaden e.V.

Gesamtherstellung: KONKORDIA GmbH, Bühl  
Das Medienunternehmen

Nachdruck und photomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung  
des Vereins und der Verfasser

## Inhaltsverzeichnis

|   |     |
|---|-----|
| Jahresversammlung 2005 .....  | 2   |
| Grußwort zur Hauptversammlung<br>des Historischen Vereins für Mittelbaden .....   | 9   |
| <b>Religion und Geschichte</b>  |     |
| Editorial .....   | 10  |
| Walter E. Schäfer<br>Die Visitationen der Straßburger Kirchenpräsidenten in den<br>Gemeinden Nonnenweier und Wittenweier 1653 und 1660 .....  | 11  |
| Ludwig Uibel<br>Aus der Lichtenauer Pfarrchronik (1726–1830): Pfarrer erleben<br>und schreiben Geschichte .....                               | 25  |
| Hans Herrmann<br>Eine Kindheit und Jugend im Hanauerland. Erinnerungen<br>der Pfarrerstochter Ida Crecelius geb. Schellenberg 1854–1934 ..... | 47  |
| Ludwig Baumann<br>Pfarrer Ludwig Müller: Von den Nazis verbannt. Eine Biographie ...  | 79  |
| Heinz G. Huber<br>Der Tod im Brauchtum des Renchtals .....  | 95  |
| Rudolf Huber<br>Aus dem Archiv der Wallfahrtskirche „Mariä Krönung“<br>in Lautenbach .....  | 123 |
| Ralf Bernd Herden<br>Bad Rippoldsau und die Badische Konsensunion .....   | 135 |
| Andreas Klotz<br>Der Kirchenbaumeister Karl Hörth und sein Wirken<br>in der Umgebung von Bühl .....   | 143 |
| Wilfried Lienhard<br>Die Glocken der Heimat – Josef Sauer und das Unzhurster Geläute ..   | 165 |
| Dieter Weis<br>Die Glocken der Ettenheimer Kath. Pfarrkirche St. Bartholomäus ...   | 181 |

|  |     |
|--|-----|
| Dieter Weis<br>Zur künstlerischen Ausstattung der Katholischen Kirche<br>„St. Mauritius“ Kippenheim . . . . .                    | 193 |
| Karl Schwab<br>Kirchenjubiläum St. Jakobus in Steinbach . . . . .  | 235 |
| Ernst Gutmann<br>Die Mutterpfarre Stollhofen . . . . .   | 251 |
| Konrad Velten<br>Das „Mirakel“ in der ehemaligen Kapelle in Neuweier . . . . .   | 261 |
| Hermann Löffler<br>Die drei Hohberger Kapellen . . . . .   | 267 |
| Martin Ruch<br>Ein „Kapellensturm“ in der großherzoglich-badischen Ortenau . . . . .   | 275 |
| Bernhard Wink<br>Die Restaurierung des Innenraumes der Kirche<br>St. Martin in Gengenbach . . . . .                              | 279 |
| Regine Dendler<br>Verrat und Verdammnis . . . . .  | 293 |
| <b>Freie Beiträge</b>  |     |
| Wolfgang Gunz<br>Eine lateinische Beschreibung der Ortenau und ihrer Flüsse<br>aus dem Jahr 1531 von Jakobus Ottelinus . . . . . | 303 |
| Martin Ruch<br>Eine Ortenau-Skizze des Schweizer Humanisten<br>Aegidius Tschudi (1505–1572) . . . . .                            | 309 |
| Hans-Rüdiger Fluck<br>Neu- und wiederaufgefundene Gedichte und Schriften<br>von Quirin Moscherosch . . . . .                     | 313 |
| Peter Heßelmann<br>Unbeachtete oberrheinische Bäder-Lyrik aus dem 17. Jahrhundert . . .  | 345 |
| Walter E. Schäfer<br>Straßburg, Heimat der ersten gedruckten Zeitung deutscher Sprache .   | 361 |
| Rudolf Post und Friedel Scheer-Nahor<br>Kippenheimer Jüdischdeutsch<br>Zur Sprache südbadischer Landjuden . . . . .              | 365 |

|   |     |
|---|-----|
| Uwe Schellinger<br>Wein, Wohltätigkeit und sozialer Aufstieg:<br>Die Geschichte der jüdischen Familie Durlacher aus Kippenheim . . .              | 379 |
| Johannes Werner<br>„Ich als geborener Badener“<br>Wilhelm Hausenstein und die Freundschaft mit Frankreich . . . . .                               | 401 |
| Hans-Jochen Schuck<br>„Villa Brandeck“ in Hinterohlsbach und die Sozialdemokratie . . . . .   | 417 |
| Kurt Klein<br>Ein Kinzigtäler kämpfte beim Herero-Aufstand . . . . .  | 441 |
| Gerhard Finkbeiner<br>Im KZ geschunden, unter Aktendeckeln begraben . . . . .   | 443 |
| Martin Ruch<br>In Memoriam Charles Hermand (24. März 1900–12. April 1945):<br>Opfer des Massakers in der Offenburger Artillerie-Kaserne . . . . . | 475 |
| Stella Dammbach<br>1938: Die Neumühler Frauen . . . . .   | 491 |
| Hermann Ebeling<br>Johann Gottfried Tulla und die Korrektion des Oberrheins . . . . .   | 495 |
| Franz Hahn und Walter Schneider<br>Überblick zu den bergbaulichen Aufzeichnungen<br>des unteren Kinzigtales . . . . .                             | 515 |
| Ingrid Hahn<br>Die Mühlen in Willstätt . . . . .  | 525 |
| Wolfgang Gunz<br>200 Jahre Scheffel-Gymnasium Lahr . . . . .  | 539 |
| Klaus Brodbeck<br>Der Ortenaukreis – Rückblick 2004 . . . . .   | 551 |
| <br><b>Junge Autoren</b><br><br>  |     |
| Lucas Heizmann<br>Ehemaliges Spatwerk Ohlsbach . . . . .  | 561 |

|   |     |
|---|-----|
| <b>Rezensionen</b> .....  | 573 |
| Scheifele: Aus der Waldgeschichte des Schwarzwaldes (Ruch); Kreutz:<br>Die Flurnamen von Gengenbach (Ruch); Spitzmüller: „Aber das Leben war<br>unvorstellbar schwer“ (Ruch); Europa – eine Vision wird Wirklichkeit<br>(Ruch); Heid: Die Historische Bibliothek der Stadt Rastatt (Hildenbrand);<br>Frenk: Riedprofile (Scheurer); Klein: Wandern im Schwarzwald (Ruch);<br>Braxmaier: Poeten Maler Petticoats (Ruch); Schwanke: Fremde in Offen-<br>burg (Ruch); Heisch: Die Heimat spricht (Lehmann); Gretz: Unterwegs zu<br>Moscherosch (Schäfer); Simpliciana 2004 (Ruch); Geroldsecker Land 2005<br>(Kreutz); Hollweck/Kruse: Kehler Familiengeschichten (Huber);<br>Schramberg: Adelherrschaft (Kauß); Freiburger Diözesanarchiv 2004<br>(Kauß); Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar<br>2004 und 2005 (Kauß); Schau ins Land 2003 und 2004 (Kauß); s'Eige zeige<br>(Schellinger); Mendelsson/Ruch: Sylvia Cohn (Schellinger);<br>Revue d'Alsace 2005: Inhaltsverzeichnis |     |

### **Historischer Verein für Mittelbaden: Nachrichten**

|   |     |
|---|-----|
| Jahresbericht 2004/2005 (Manfred Hildenbrand) .....   | 589 |
| Zur Verabschiedung von Theo Schaufler und Manfred Hildenbrand<br>(Wolfgang M. Gall und Klaus G. Kaufmann) ..... | 591 |
| Ehrungen  |     |
| Heimatmedaille für Bernd Uttenweiler (Thomas Dees) .....  | 596 |
| Karl Schwab: 40 Jahre Vorstand MG Yburg (Ursula Schäfer) .....  | 598 |
| Karl List: 100 Jahre (Ekkehard Klem) .....  | 599 |
| Berichte der Mitgliedergruppen .....  | 600 |
| Berichte der Fachgruppen .....  | 630 |
| <b>Forum</b> .....  | 647 |
| <br>  |     |
| Autorenverzeichnis .....  | 649 |
| <br>  |     |
| Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ....  | 651 |
| Redaktionsrichtlinien .....   | 655 |





## Grußwort

der Gemeinde Steinach zur Hauptversammlung  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

*Herzlich willkommen in Steinach!*

Liebe Mitglieder des Historischen Vereins  
für Mittelbaden e. V.,

wir freuen uns auf die Ausrichtung der Mitgliederversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. am 16. Oktober 2005 in Steinach. Im Namen der Gemeinde Steinach, des Gemeinderates und der gesamten Bürgerschaft heiße ich Sie in Steinach im Mittleren Kinzigtal recht herzlich willkommen.

Es ist uns eine Freude, dass die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. im Jubiläumsjahr des 25-jährigen Bestehens des örtlichen Historischen Vereins bei uns stattfindet. Mit Ihrer Anwesenheit in Steinach würdigen Sie auch das hohe Engagement der Verantwortlichen im örtlichen Historischen Verein. Die Bewahrung des Kulturgutes, die Pflege von Traditionen und die Dokumentation unserer historischen Entwicklung seit Jahrzehnten ist nur durch das hohe ehrenamtliche Engagement unserer Heimatvereine möglich.

Im Steinacher Heimat- und Kleinbrennereuseum konnte auch dieses Jahr eine Sonderausstellung zu den historischen Kleindenkmälern in Steinach und Welschensteinach erarbeitet werden. Gerade für unsere jüngere Generationen ist diese Dokumentationsarbeit und die Aufbereitung unserer Geschichte von unschätzbarem Wert.

Ich möchte an dieser Stelle allen Verantwortlichen im Historischen Verein für Mittelbaden für ihr vielfältiges Engagement einen besonderen Dank aussprechen.

Ich wünsche der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden einen harmonischen und erfolgreichen Verlauf; den Mitgliedern für ihr weiteres Engagement viel Erfolg und Freude sowie einen erlebnisreichen Tag in Steinach.

Ihr

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Frank Edelmann'. The signature is fluid and cursive, with a long horizontal stroke at the end.

Frank Edelmann  
Bürgermeister

## Religion und Geschichte

Dass Glaubensfragen den Verlauf der Geschichte beeinflussen, ist eine Banalität. Bauernkrieg und Schwedenkrieg, Reformation und Aufklärung – in Europa und weltweit hat Religion Einfluss auf den Lauf der Zeit genommen.

Und doch ist eben dieser einfachen Wahrheit immer wieder nachzuspüren. Die banal erscheinenden Dinge sind zwar die existenziell bedeutenden, aber sie geraten leichter aus dem Blickfeld hinaus als hinein.

Religion hat auch die Geschichte der Ortenau geprägt, hat sie aufgeteilt und gegliedert. Das Hanauerland war protestantisch, die Landvogtei katholisch. Dazwischen lagen evangelische Bezirke wie Lahr-Mahlberg und andere neben den katholischen Territorien der Reichsstädte, des Bischofs von Straßburg oder der Klöster. Im Bauernkrieg erhoben sich die Unterdrückten gegen die adligen und geistlichen Herrn unter dem Zeichen des Kreuzes, und unter eben demselben Kreuz wurden die Bauern von den Söldnern erschlagen, im Dreißigjährigen Krieg ebenso wie in der Französischen Revolution. Der Bischof von Straßburg zog sich damals zur Sicherheit auf seinen rechtsrheinischen Besitz zurück.

Religion und Geschichte: die großen Wallfahrten prägen das Gesicht Europas. Alle Wege führten nach Rom und dabei zuvor auch durch die Ortenau, hinterließen hier ihre Spuren. Im bedrängten Alltag pilgerte man aber eher nach Zell und „Maria zu den Ketten“, nach Triberg zur „Maria in der Tanne“, nach Wittichen zum Grab der seligen Luitgard. An diesen Orten erfuhr man Hilfe in der Not. Selbst die fromme badische Markgräfin Sibylla Augusta mischte sich unter die Pilger. Das Gnadenbild und die Votivtafel prägten das Leben. Und für Gebete um das kranke Vieh gab es die Wendelinuskapelle bei Nußbach: heute noch zieht die Pferdeprozession am Patronatsfest Gläubige und Besucher, in letzter Zeit immer mehr auch Touristen, aus der Umgebung an.

Zwischen 1933 und 1945 erfuhren viele Katholiken und Bibelforscher, Priester und Ordensmänner und -frauen, dass ihr Bekenntnis zum Glauben, zur Mitmenschlichkeit, eine Gefahr für den Nationalsozialismus darstellte. Haft in Gefängnissen und Lagern, seelische und körperliche Qualen mussten sie ertragen. Religion und Gegenwart erwiesen sich als unvereinbare Gegensätze. Auch die Ortenau hat ihre Helden und Märtyrer des Glaubens.

Die besonderen Beziehungen zwischen Religion und Geschichte haben die Ortenau zu dem gemacht, was sie heute ist. Mit dieser Schwerpunktsetzung möchte unser Jahrbuch daran erinnern.

*Die Redaktion*

## Die Visitationen der Straßburger Kirchenpräsidenten in den Gemeinden Nonnenweier und Wittenweier 1653 und 1660

Walter E. Schäfer

### *Nonnenweier, Wittenweier, Allmannsweier unter Straßburger Herrschaft*

Die Dörfer im Ried nehmen innerhalb der zersplitterten reichsritterschaftlichen Gebiete am Oberrhein eine Sonderstellung ein. Sie waren über zweihundert Jahre lang, vom späten Mittelalter bis nach dem Dreißigjährigen Krieg, unter der Herrschaft der Freien Reichsstadt Straßburg, gehörten zum Straßburger Landgebiet als „übrerrheinische Dörfer“ wie die Amtsbezeichnung lautete. Doch die Beziehungen zu Straßburg, diesfalls zum Bistum Straßburg, sind weit älter. Um 1300 war Nonnenweier ein Kondominat, an dem das Bistum einen Anteil hatte, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation einen anderen.<sup>1</sup> Bei allem Wechsel der Besitzverhältnisse und Anrechte – die Herren von Windeck und die von Geroldseck erwarben Rechte – setzten doch die Bischöfe von Straßburg ihre Ansprüche durch, bis 1401 das Bistum seinen Anteil an Nonnenweier an die mächtiger gewordene Freie Reichsstadt Straßburg verpfändete. Von da an waren die Dörfer Teil der „Landpflegerei“ unter der Herrschaft des Magistrats Straßburgs. Erst 1663 sah sich der Magistrat, durch die Verschuldung der Stadt im Dreißigjährigen Krieg, genötigt, die Dörfer rechts des Rheins zu verkaufen. Einer der militärischen Führer der protestantischen Partei im Dreißigjährigen Krieg, Johann Christoph von der Grün, Oberst und früherer Adjutant Bernhards von Weimar, kaufte alle Rechte an Nonnenweier, Niederhausen, Allmannsweier und Wittenweier für 24.000 Reichsgulden.<sup>2</sup>

Um 1550 war Nonnenweier lutherisch geworden.<sup>3</sup> Dennoch bestand eine besondere Beziehung zwischen dem Dorf und dem Kloster St. Stephan in Straßburg. Dieses besaß im Mittelalter einen Dinghof im Dorf, verfügte über das Kirchenpatronat und hatte Anspruch auf die Hälfte des allgemeinen großen Zehnten. Als Gegenleistung war St. Stephan zum Unterhalt des Pfarrers in Nonnenweier und zur Erhaltung des Pfarrhauses verpflichtet. Dies galt auch noch ab 1550, nachdem das Kloster unter die Leitung lutherischer Äbtissinnen übergegangen war.<sup>4</sup>

In den Übersichtsdarstellungen zur territorialen Gliederung der Ortenau in früherer Zeit wird die Zugehörigkeit der Rieddörfer zum Landgebiet der Stadt Straßburg in der Regel übergangen.<sup>5</sup> Dies ist schon deshalb zu bedauern, weil nur hier die Stadt Straßburg besondere Herrschaftsbeziehungen über den Rhein hinweg, „à cheval sur le Rhin“ hatte.

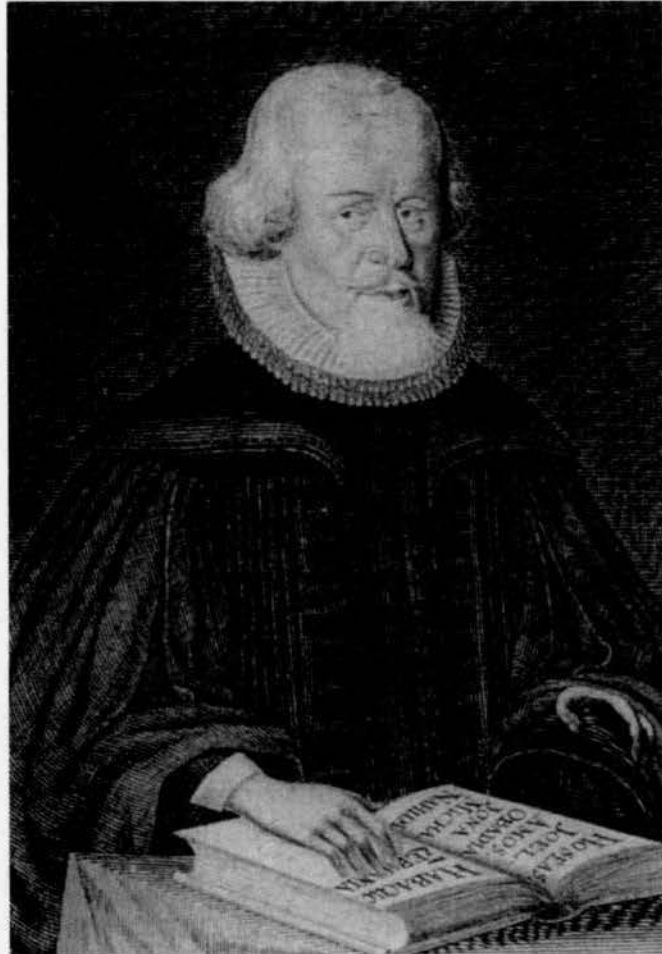
### *Die konfessionellen Beziehungen zu Straßburg*

Über die Beziehungen, die sich für das Verhältnis der Gemeinden Nonnenweier, Wittenweier, Allmannsweier, ihrer Amtsträger, ihrer Kirchengemeinden, ihrer Bevölkerung aus diesem besonderen Herrschaftsverhältnis ergaben, ist wenig bekannt. Angesichts der Entfernung von der Reichsstadt – etwas mehr als dreißig Kilometer – ist wenig wahrscheinlich, dass man wirtschaftlich, etwa durch den Absatz von agrarischen Produkten, davon profitierte. Ein schwunghafter Handel wie von den Renchtalgemeinden, von Oberkirch, nach Straßburg dürfte kaum in Gang gekommen sein.<sup>6</sup> Ihr Handwerkzeug dürften die Bauern in Lahr besorgt haben. Doch war man in Gerichtssachen, im Zivil- wie im Strafrecht, von Straßburger Behörden abhängig, bis 1663 Johann Christoph von der Grün die niedere Gerichtsbarkeit übernahm. Vor allem aber wirkte sich die Orientierung nach Straßburg auf religiösem Gebiet aus. Die in Nonnenweier im 16. und 17. Jahrhundert amtierenden Pfarrer waren durchgängig an der Straßburger Akademie und ab 1621 an der theologischen Fakultät der Universität ausgebildet worden.

Sie wurden auf Vorschlag des Straßburger Kirchenpräsidenten durch den Rat der Stadt eingesetzt und waren von den Entscheidungen des Konvents der Straßburger Pfarrer abhängig.<sup>7</sup> Die Straßburger Kirchenorganisation hatte seit der vom Calvinismus mit beeinflussten lutherischen Reformation in Straßburg das Mitspracherecht der Gemeindepfarrer gegenüber dem Kirchenpräsidenten erhalten. So erklärt es sich, dass Kirchenreformen und Entwicklungen der Frömmigkeit, die sich in Straßburg selbst einstellten, sich auf die Landgebiete auswirken konnten. Das wurde zum Beispiel beim Eingreifen der Straßburger Kirchen- und weltlichen Behörden gegen die Wiedertäufer am Ende des 16. Jahrhunderts deutlich.<sup>8</sup> Im 17. Jahrhundert gibt es kaum mehr Beschwerden über die Anwesenheit von Wiedertäufern in Straßburg und in den Landgebieten.

### *Die Aktenlage in Hinsicht auf die Kirchenvisitationen*

Der Verfasser der Ortsgeschichte Nonnenweier, Karl Ludwig Bender, bezog seine Informationen, was das 16. und 17. Jahrhundert betrifft, hauptsächlich aus den Berichten der Straßburger Kirchenleitung über ihre Visitationen in Nonnenweier, Wittenweier und Allmannsweier. Diese Gemeindevisitationen fanden am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts noch alljährlich statt, später in unregelmäßigen Abständen und zeitweise überhaupt nicht mehr.<sup>9</sup> So gab es während des Dreißigjährigen Krieges, als viele Dorfbewohner nach Straßburg oder nach Lahr geflüchtet waren, nur eine einzige Visitation im Jahr 1624. Die Serie dieser Berichte reicht bis zum Jahr 1660 und bricht dann schon deshalb ab, weil 1663 die Stadt Straßburg die Dörfer verkaufte. Für unseren Zusammenhang ist von Bedeutung, dass



*Johann Schmidt  
Slg. Straßburger National-  
und Universitätsbibliothek*

von der Grün mit den Besitzrechten zugleich das Kirchenpatronat erwarb.<sup>10</sup> Dadurch lockerten sich die Verbindungen zwischen der Gemeinde Nonnenweier und den Kirchenbehörden in Straßburg. Die Ritterschaft der Ortenau, in der von der Grün Mitglied war, plante zwar, eine kirchliche Oberbehörde zu errichten, die dann hätte Visitationen vornehmen können. Sie konnte aber die Pläne nicht realisieren, sodass der Ortspfarrer weitgehend von dem Grundherren abhängig wurde.<sup>11</sup> Insofern ist der Visitationsbericht von 1660 der letzte in der langen Serie der Berichte.

Sie sind im Stadtarchiv Straßburg – ein seltener Fall – so gut wie lückenlos erhalten. Auch wurden sie in Schriften zur Straßburger und elsässischen Kirchengeschichte, in Darstellungen zu Reformen innerhalb der lutherischen Kirche Deutschlands schon erwähnt und teilweise exzerpiert. Die Ortschronik von Karl Ludwig Bender bringt Auszüge aus den Visitationsberichten von 1653 und 1660, die in das Ortssippenbuch Nonnenweier übernommen wurden.<sup>12</sup> Dessen ungeachtet beschäftige ich mich noch einmal mit den Berichten aus diesen beiden Jahren, zum einen, weil sie zu einem markanten Zeitpunkt, ziemlich unmittelbar nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges mit seinen materiellen Zerstörungen und seinen Ver-

heerungen der Gemüter entstanden, mehr noch, weil sie von zwei hervorragenden Persönlichkeiten verfasst sind, deren Wirkung weit über das Straßburger Stadtgebiet, das Elsass, in die Entwicklung der lutherischen Kirche Deutschlands reichte. Es waren Johann Schmidt (1594–1658), Professor an der theologischen Fakultät Straßburgs und von 1629 bis 1658 Kirchenpräsident, und Johann Konrad Dannhauer (1603–1666), der aus Köndringen stammte, ebenfalls ab 1633 eine Professur für Theologie in Straßburg innehatte und als Nachfolger von Schmidt 1658 zum Kirchenpräsidenten gewählt wurde.<sup>13</sup> Zwei Persönlichkeiten, die mit ihren weitreichenden, auch internationalen Verbindungen und mit ihren Schriften und Urteilen in Kirchensachen einen kaum zu überschätzenden Einfluss auf Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte ausübten. Die Schriften von Dannhauer werden nach jüngsten Verlagsankündigungen derzeit neu aufgelegt.<sup>14</sup> Mit dem Blick auf die religiösen und dogmatischen Positionen der beiden wurden die Visitationsberichte bisher nicht gelesen.

Man kann den Aussagewert der beiden Dokumente in Hinsicht auf die sozialen Verhältnisse, auf die Entwicklung der religiösen Auffassungen und Einstellungen der Gemeindeglieder für eingeschränkt halten. Karl Ludwig Bender schränkt ein, dass es wohl zur Eigenart solcher Berichte gehört, Missstände hervorzuheben oder gar zu übertreiben.<sup>15</sup> Doch die Möglichkeiten zur Kontrolle sind spärlich. Zwar machten die Dorfpfarrer in den Kirchenbüchern Notizen über die Visitationen. Sie decken sich aber inhaltlich weitgehend mit den Visitationsberichten selbst.

### *Die Praxis der Kirchenvisitation*

Man muss die durch die Straßburger Kirchenordnung von 1598 streng geregelte Durchführung einer Visitation kennen, um die Ausführungen der Berichte einzuordnen und zu gewichten. Auftraggeber war der Magistrat der Freien Reichsstadt, nicht die Kirchenbehörde. Die Visitationskommission hatte dem Senat zu berichten. Das entspricht den kirchenrechtlichen Grundsätzen seit Beginn der Reformation, nach denen die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in die Hand weltlicher Fürsten gelegt worden war. Die Visitation wurde zum Zweck der „reformatio und gubernatio“, also auch der weltlichen Herrschaftsausübung eingeführt.<sup>16</sup> In Straßburg war der Magistrat an die Stelle des Landesfürsten getreten. Weltliches und kirchliches Regiment waren verzahnt: Bestimmte Vertreter des Magistrats hatten Sitz und Stimme im Kirchenkonvent. Der Kirchenpräsident wurde durch den Magistrat eingesetzt. Mitglieder des Magistrats nahmen an den Kirchenvisitationen teil.

Ihr Zweck war die Überprüfung und Beratung der Pfarrer in ihren Gemeinden. Das heißt, deren Amtsführung in Predigten, bei Taufen und Begräbnissen (Casualia), Seelsorge und Katechismusunterricht, in ihrer Füh-

rung des Kirchenbuches und der Zuverlässigkeit der Rechnungslegung. Aber auch ihr Lebenswandel und der ihrer Familie war ausdrücklich zu überprüfen.

Zum zweiten richtete sich die Untersuchung auf die Gemeindeglieder mit den „Kirchenpflegern“ (Kirchenältesten) als ihren Sprechern. Es ging um die Häufigkeit der Gottesdienstteilnahme der Erwachsenen und die Regelmäßigkeit der Jugend beim Katechismusunterricht, auch um Fragen der Liturgie und des Kirchengesangs, schließlich um die Verhältnisse in der Dorfschule, deren Aufsicht ja beim Ortspfarrer lag.

Zum dritten – und hier waren die weltlichen Behörden besonders interessiert – ging es um die Kirchengzucht, das heißt darum, ob und wie weit die Gemeindeglieder den Ordnungsvorstellungen und rechtlichen Regelungen, zum Beispiel der „Polizey-Ordnung“ des Magistrats, entsprachen. Nachforschungen nach verschwiegenen Ehegelöbnissen, nach Ehebrüchen, nach zu frühzeitigen Geburten, nach Verhaltensformen in der Familie und in der Öffentlichkeit des Dorfes schränkten die Freiheit der Lebensgestaltung in einer Weise ein, die ein moderner Bürger nicht tolerieren könnte. Man kann sich vorstellen, welche Aufregung in einem Dorf herrschte, wenn eine Visitation angekündigt worden war.

Eine Visitation dauerte einen oder zwei Tage. Sie begann im 17. Jahrhundert mit der Anhörung des Pfarrers, dann des Schultheißen, der Kirchenpfleger und der Mitglieder des Dorfgerichts – je getrennt. Dann schloss sich der Kirchgang an, dessen Predigt der Dorfpfarrer hielt und bei dem die Mitwirkung der Gemeindeglieder – Unterstützung des Pfarrers bei der Liturgie, Kirchengesang – zur Diskussion stand. Am Nachmittag oder am nächsten Tag kam die Jugend an die Reihe und – falls vorhanden – der Lehrer (Nonnenweier hatte 1653 noch keinen eigenen Lehrer, der Pfarrer sollte dessen Aufgaben übernehmen. Das kam während der Visitation zur Sprache).<sup>17</sup>

Schließlich wurde zum Abschluss ein zusammenfassender Befund der Gemeinde verlesen, unter Betonung der gefundenen Mängel und Ratschlägen, sie zu beseitigen.

Nach getaner Arbeit verfasste der die Untersuchung leitende Geistliche, hier die jeweiligen Kirchenpräsidenten, den Visitationsbericht und leitete diesen an den Magistrat weiter.

### *Der Visitationsbericht des Jahres 1653*

Die „Relation dero in denen überRheinischen Dörffern sodann im Ampt Wasslenheim gehaltenen Kirchen-Visitation Anno 1653“ beginnt mit einem Rückblick auf die kaum zu beschreibende Verelendung der Dörfer des Straßburger Landgebiets als Folge des Krieges.<sup>18</sup> Man war sich in Straßburg wohl bewusst, dass die Bewohner der Dörfer größeren Leiden als die

Straßburger ausgesetzt gewesen waren und welche Verhältnisse man bei der Visitation in Nonnenweier, Wittenweier und Allmannsweier antreffen werde:

*„Wann dann in denen dreien überrheinischen Dörfern Nonnenweiler, Wittenweiler und Allmanßweiler wegen langwieriger Kriegsgefahr, durch welche erstgedachte ort elendiglich verherget (zerstört; W.E.Sch) und guten Theyls eingäschert, die einwohner daher viel Jar zu exulieren (ins Exil zu gehen; W.E.Sch.) und Theyls in dieser Statt (in Straßburg; W.E.Sch.), Theyls anderswo sich kümmerlich auffzuhalten gezwungen worden, inner 29 Jahren keine Kirchen Visitation angestellet und gehalten werden können, nunmehr aber, nach dem durch die Gnade des Allerhöchsten Gottes auffgerichteten allgemeinen frieden sich die gemeynen widerumb, jede an ihrem orth zu versambeln, auffzubauen und in die nahrung und arbeit zu schicken glücklich angefangen, auch in solchem werck durch den segen Gottes guten und erwünschten fortgang gespüret, ist so viel mehr nothwendig gewesen, auch bei denselben die Christliche Visitation vorzunemmen, alß länger sie derselben ermangelt und also allerhand Confusion und unordnung bey ihnen eingeschlichen.“<sup>19</sup>*

Die Ortsgeschichte von Nonnenweier verzeichnet anhand der „Meißenheimer Chronik“ ziemlich genau die Kriegszüge kaiserlicher, bayrischer, lothringischer Truppen auf der einen Seite, schwedischer und französischer Truppen auf der anderen Seite, die ab 1622 die Ortenau durchzogen oder berührten und alle Male mit drangsaliierenden Einquartierungen, Erpressungen („Kontributionen“) und Beschlagnahmungen verbunden waren, die weit über die im Kriegsrecht erlaubten Forderungen (Unterkunft, Stellung von Speise, Trank und Futtermitteln) hinausgingen. Wie stark die Belastungen in den einzelnen Gemeinden waren, lässt sich nicht mehr feststellen. Nur der Einschnitt durch die Auswirkungen der Schlacht bei Wittenweier im August 1638 ist deutlich. In den betroffenen Dörfern Wittenweier und Nonnenweier war nur noch ein Viertel der Bevölkerung am Leben und die Überlebenden litten Hunger.<sup>20</sup> Doch schon sehr viel früher hatte die Bevölkerung begonnen, hinter die festen Mauern Straßburg zu flüchten. Ab 1636 finden sich Einträge in den Kirchenbüchern der Gemeinde St. Wilhelm in Straßburg über die Teilnahme Nonnenweierer Bürger an Gottesdiensten und über ihre Begräbnisse.<sup>21</sup> Auch nach Lahr und Offenburg waren Einzelne geflüchtet.

Erst ab 1642, als sich die Kriegereignisse nach Norddeutschland verlagert hatten, kehrten einzelne Familien in die Dörfer zurück. 1649, ein Jahr nach dem Friedensschluss, zählte man einundvierzig Bürger in Nonnenweier.<sup>22</sup> Die nicht mit dem Bürgerrecht Versehenen (Tagelöhner, Knechte,



Mägde) waren nicht mitgezählt, dürften aber kaum über zehn gewesen sein. Sie machten sich an den Wiederaufbau der durch Brand geschwärtzten Herdstellen. Man kann gut verstehen, dass die Bürger von Niederhausen 1663 gegen den Verkauf der Dörfer an den Landadligen von der Grün opponierten. Straßburg hatte eine Fluchtmöglichkeit offen gehalten, die der abgedankte Weimarische Offizier nicht in Aussicht stellen konnte.<sup>23</sup>

Am 16. Mai 1653 traf die Visitationskommission in Nonnenweier ein, an ihrer Spitze der Straßburger Kirchenpräsident Dr. Johann Schmidt. Ihm sah der Ortspfarrer, Magister Adam Schmidt, erwartungsvoll, vielleicht auch mit einigem Bangen entgegen. Wusste man doch, dass Johann Schmidt den Visitationen im Leben der Kirche besonderes Gewicht zumaß, hatte er doch 1638 einen „Sendbrieff an die Herren Pastores auf dem Land Straßburgische jurisdiktion“ verfasst und doch wohl auch an die Landpfarrer verschickt.<sup>24</sup> Der Nonnenweierer Pfarrer musste ihn gut kennen. Er hatte, ein Elsässer, ab 1632 in Straßburg studiert, wohl bei Johann Schmidt, und dort die Reformen kennengelernt, die der Kirchenpräsident in Straßburg durchgeführt hatte. Seit 1642 war Adam Schmidt Pfarrer in Nonnenweier, versah aber die Gemeinden Wittenweier und Allmannsweier mit.<sup>25</sup> Wie gewichtig die Angelegenheit für ihn war, wie feierlich, kann man aus seinem Eintrag im Kirchenbuch Nonnenweier entnehmen:<sup>26</sup>

*Den 16. Maij seind allhero kommen auf den Monat umb die Kirche zu visitieren von unseren Gnädigen gepietenden Herren der Statt Straßburg als Generalis Visitor verordnet Herr Albrecht Weßner, XVer, Herr Mart. Andreas König, ein XIIIer, unndt Herr Andreas Brackenhoffer Amtmann mit dem Wohlehrwürdigen undt Hochgelehrten Herrn Johann Schmidt, SS. Theol. Doct. unndt Eines Ehrwürdigen Kirchenconvents hochverdienter Präside, unndt gleich denselbigen tag nach unserer wohlverfaßten Kirchenordnung den Anfang zu dem Werk gemacht ...*

Der Magistrat der Stadt war demnach gleich dreifach vertreten, durch Albrecht Weßner, aus dem Gremium der Fünfzehn (das ansonsten für Finanzangelegenheiten zuständig war), durch Martin Andreas König, aus dem ranghöchsten Gremium des Straßburger Magistrats, den Dreizehnern, und durch Andreas Brackenhoffer, aus einer bekannten Straßburger Patrizierfamilie.<sup>27</sup> Eine beeindruckende Abordnung.

Es begann mit der Befragung des Pfarrers. Er konnte sich über die Gemeinde nicht sonderlich beschweren. Der Predigtbesuch sei *meystenteils fleißig*. Sorgen mache ihm mehr die Jugend, die *mit fluchen und schweren ärgernuß gegeben und deß nachts im Dorff herumb terminieren (streunen; W.E.Sch.) wollen*. Doch Fluchen und Schwören mit Kraftausdrücken war ein Übel, das durch die Soldateska sich verbreitet hatte. In J.M. Moscheroschs Kriegsberichten ist ständig die Rede davon. Mehr falle ins Ge-

wicht, betonte der Pfarrer, dass Nonnenweier keinen eigenen Schulmeister mehr habe, auch keine Hebamme. Auch musste Adam Schmidt zwei Frauen erwähnen, die zwar fleißig seine Predigten hörten, aber katholisch geblieben waren.

Der anschließend angehörte Schultheiß scheute sich nicht, auch Kritik am Pfarrer vorzubringen: er sei zwar *ein feiner verständiger Mann*, der aber zu *zeiten etwas hart mit den Zuhörern fare, und in geringen sachen mit der Obrigkeit drohe*. Das verwundert dann doch: musste doch der Schultheiß selbst bei der Zügelung eines zum Teil verwilderten Volkes auf die Unterstützung durch den Pfarrer rechnen. Auch die Gerichtsleute hatten nicht viel zu melden als über einen Ehemann zu klagen, *der mit seinem Weib übel lebet*.

Am nachfolgenden Tag, dem 17. Mai in der Frühe, predigte der Pfarrer vor Gemeinde und Kommission über 1. Kor. 3:9 „Ihr seid Gottes Gebäu“, ohne dass der Kirchenpräsident irgendwelche Bemerkungen zu machen hatte. Die Prüfung der Katechismusschüler schloss sich an, wobei 52 junge Knaben und Töchter erschienen, *die meystentheyls fein geantwortet . Doch bey etlich der alten ists fast schwach hergangen, doch hat man an ihnen gespürt, dass sie guten gemütes, und was ihnen vorgelegt wird, zu lernen begierig sein.*<sup>28</sup>

Am 18. Mai begab man sich nach Wittenweier, *das hiebevör elendiglich verhärgte und eingeäschert, nun aber wieder fein zu vermeinende [?] Dorff*. Pfarrer Adam Schmidt, schon in Nonnenweier geprüft, hatte hier keine Predigt mehr zu halten. Zur Katechismusprüfung erschienen 23 Kinder, *weil die gemeyn noch sehr gering*. Doch meldeten Bürgermeister und Gerichtsleute einige Übelstände. Laut war die Klage über den Mangel eines Schulmeisters, *weil je diese gemeyn noch keinen eigenen Pfarrer haben könne, daß man sich derselben Kinder erbarmen und ihnen einen feinen Christlichen Schulmeyster, der sie in der Gottesfurcht, lesen und schreiben unterweise*. Das Spital in Straßburg, das den ganzen Zehnten des Orts erhalte, könne sich nicht weigern, einem künftigen Schulmeister das Pfarrhaus als Wohnung einzuräumen.

Bedenklicher war ein Fall von vermuteter Zauberei. Der Pfarrer zeigte an, *es beschwere sich Hirten Michel Fraw noch allezeit, daß man sie beschuldiget, sie habe Wendlin Fischers Söhnlein zu Nonnenweiler durch Zäuberey gelähmet. Sie habe eine attestation ihres Wolverhaltens von dem Gericht auß der Ruprechts aw bey der Hand, welche sie jactire (vorzeige; W.E.Sch.), hin und her trage, ihre Unschuld damit zu bezeugen*. Man kann die Unruhe der Beschuldigten verstehen, gab es doch in der Ortenau nur eine Generation zuvor noch zahlreiche Hexenprozesse und Hinrichtungen.<sup>29</sup>

In der die Visitation abschließenden Schlussbesprechung in Nonnenweier zeigte sich etwas von der religiösen Gesinnung des Kirchenpräsidenten

Schmidt. Er war zwar strenger Lutheraner, aber frei von orthodoxer Enge und um Ausgleich der Konfessionen bemüht, ja, seine Position wurde von theologischen Kollegen, darunter auch Johann Konrad Dannhauer, wegen dieser irenischen Gesinnung in Frage gestellt.<sup>30</sup> So beschied er wegen der beiden angezeigten katholischen Frauen:

*Die Päpstliche Weiber, weil sie niemand mit lästerung unser Christlichen religion ärgernuß geben, zumal die Predigten fleissig besuchen, hat man zu toleriren und mit freundlichem gespräch zu gewinnen Herren Pfarrer anbefohlen.*

Die Ireniker innerhalb der Lutherischen Kirche empfahlen Dezenz und „Lindigkeit“ mit andersgläubigen Untertanen.

Johann Schmidt war ein Theologe der praktischen Seelsorge und der Religionspädagogik. Den Hauptanteil seiner hinterlassenen Schriften nehmen Predigtsammlungen ein. Dogmatik und Apologetik, in denen sich die strengen Orthodoxen auszeichneten, lagen ihm weniger. In den sieben Gemeinden des Stadtbezirks Straßburg hatte er – gegen Widerstand von Teilen des Adels und der Studenten – Reformen durchgeführt, die auf eine Intensivierung des religiösen Lebens innerhalb der Familien zielten, in Bibellesungen und Hausandachten. Neuartige Erbauungsbücher, auch in Übersetzungen aus dem englischen Puritanismus, sollten dazu dienen.<sup>31</sup>

Der Visitationsbericht von 1653 gibt keinerlei Anhaltspunkte dafür, dass er auch in den Landgemeinden die religiöse Praxis in solchem Sinn zu beeinflussen suchte. Das religiöse Bewusstsein der Landbewohner war nach der langen Kriegszeit wohl zu schwach ausgeprägt und auf den Gottesdienst in der Kirche konzentriert, als dass an Reformmaßnahmen darüber hinaus zu denken gewesen wäre.

Von ganz anderer geistiger Statur war Johann Konrad Dannhauer, der die Visitation sieben Jahre später, 1660, leitete. Seine Stärke waren Dogmatik, Apologetik und Ethik, ja, er gilt als der größte Streittheologe unter den Straßburger Professoren. Er kämpfte in Schriften und Disputen gegen Katholiken, Calvinisten, humanistische und irenische Vermittlungstheologen, gegen Wiedertäufer und „Enthusiasten“, d.h. spirituell Erleuchtete. Seine Vorbildung befähigte ihn dazu. Er hatte in der Hochburg lutherischer Orthodoxie, in Jena, studiert und seine Fähigkeiten in Rhetorik und Dialektik ausgebildet. So hatte er auch in Straßburg zunächst eine Professur für Rhetorik besetzt und erst danach, 1633, auf einen theologischen Lehrstuhl überwechseln können. Einem breiteren Publikum ist er nur noch durch seine Polemik gegen den Brauch des „heidnischen“ Tannenbaums – der im Elsass zu dieser Zeit aufkam – bekannt.<sup>32</sup>

Sein Visitationsbericht ist in anderer Weise strukturiert als der Johann Schmidts. Er fasst zunächst in einem größeren Teil die Befunde aus allen

besuchten Gemeinden, darunter auch elsässischen, zusammen. Unter den nicht wenigen Mängeln, die Dannhauer auffielen, nimmt der Katechismusunterricht einen zentralen Platz ein. Dannhauer gesteht zwar zu, dass die Jugendlichen Bibel und Katechismus auswendig herzusagen wissen, dass aber das Verstehen des Rezipierten sehr zu wünschen übrig lässt. In seiner bilderreichen Sprache:<sup>33</sup>

*Zwar dem Wortlaut undt blossen Buchstaben nach, bestehen die Zuhörer fast alle undt allenthalben wohl; tringt man aber auff den eigentlichen Verstandt der Catechismus-Wortt, auff die Beweyß eines undt des andern articul der Christlichen Lehr, auß der Schrifft, das gewißen damit zu versichern, auff die Lehr- und Trostquellen, so in jedem articul begriffen, und wie man sich, wieder der falschgläubigen Irrthumb und Verführungen zu verwahren habe: fragt man zum Exempel, weil nur ein Gott, Undt drey Personen: Was ist dann, auff Teutsch, Ein Person, Undt woher wissen wir, dass solcher Personen drey seyen ...*

– Das heißt ein wenig viel verlangt, die Dreieinigkeit dogmatisch zu begründen.

Besonders an der Kirchengzucht hat Dannhauer allerhand auszusetzen. Da kommt die alte Klage über das Fluchen und Schwören, aber auch über die Dienstboten, dass sie manchmal "über acht Tag lang" (?) in den Wirtschaften sitzen. Wie in manchen seiner Predigten eifert Dannhauer gegen volkstümliche Bräuche und Sitten:

*Das ärgerliche Leitersteigen (also wohl Fensterln; W.E.Sch.) und die winterliche Kunkelstuben, gehören auch unter die Generalclagen, weil sie fast an allen orton, sonderlich diese, sollen versamlet werden zwischen Knaben und Mägdlein: da dann allerhand anreizungen zum Bösen, bevorab eitel Wortwechsel undt Narrenthädigen (nährische Handlungen; W.E.Sch.) vorgehen, davon St. Paulus schreibt, 1. Cor. 15,23. Laßet euch nicht verführen: Böse geschwätz verderben guthe Sitten.*

Doch an dieser Front des populären Brauchtums kämpfte Dannhauer wohl vergebens. Die Zeit der Kunkelstuben und des „Zu Stube-gehens“ brach in den folgenden Jahrzehnten erst an. Nicht alle Regelungen, die für die sittenstrenge Stadt Straßburg – für ihre gute *Policey* gerühmt – galten, ließen sich auf die Landbevölkerung übertragen.<sup>34</sup>

Mit seinen Kommissionskollegen traf der Kirchenpräsident am 12. Juni 1660, am Dienstag nach Pfingsten, in Nonnenweier ein. Den Straßburger Magistrat vertrat Nikolaus Junt, Ratsherr aus dem Gremium der Drei-

zehn.<sup>35</sup> Um das Verfahren abzukürzen hatte man die Gemeinde Wittenweier *samt ihren Kindern* aufgefordert, in Nonnenweier zu erscheinen. Nach dem Eintrag im Kirchenbuch Nonnenweier erschienen aus Nonnenweier *auss Bürgern 43, auss Weibern 42, auss Wittweibern 2, Hindersassen* (ohne Bürgerrecht; W.E.Sch.) *4 und ihre Weiber 4, junge Söhne groß und klein 47, junge Töchter 45, Knecht und Jungen* (Pferdejungen; W.E.Sch.) *9, Mägd 6*. Aus Wittenweier kamen nur 46 erwachsene Männer und Frauen, 27 Söhne und 20 Töchter, schließlich 9 Knechte und Mägde.<sup>36</sup>

Die Bevölkerung hatte sich demnach seit der Visitation 1653 nicht wesentlich vermehrt, trotz der ruhigeren Zeiten.

Ortspfarrer war nun Magister Johann Jakob Schnitzler, ein Straßburger, der bei Johann Schmidt und bei Johann Konrad Dannhauer selbst studiert hatte. Man kannte sich also. 1629 geboren, hatte er seit 1659 das Pfarramt in Nonnenweier inne und musste wie seine Vorgänger die Gemeinde Wittenweier mit versehen.<sup>37</sup>

Das Urteil über ihn fiel bestens aus: *dem auch allerseits, in allen stücken, ein gutes zeugnus gegeben worden*. Er aber hatte sich über den Schulmeister zu beklagen. Ein solcher war infolge der Visitation von 1653 inzwischen eingesetzt worden: *dass er die Schul nicht gar fleissig halte, undt oft, in wehrender Schulzeit außgehe; welches auch Schultz und Gericht geandet*.<sup>38</sup>

In Nonnenweier stieß Dannhauer auf Schweizer Knechte und Mägde, die nach dem Krieg in den Rieddörfern allgemein Arbeit gefunden hatten. Sie kamen aus den ärmsten Gegenden der Schweiz, häufig aus dem Berner Oberland. Mit ihnen nahm Dannhauer eine sicher strenge Befragung vor:

*Ist auch zugleich mit dem Calvinischen Schweizergesind unterred gepflogen worden, die sich wohl erklärt, und dem Pfarrherrn befohlen, nachzusetzen, die vollkommene Bekehrung, durch Gottes Gnad, zu gewinnen.*

Dannhauer kannte nicht die Nachsicht von Johann Schmidt, auch in Allmannsweier nicht, wo offenbar viel mehr Schweizer Calvinisten Brot und Bett gefunden hatten:

*Ob nun schon mit dem Calvinischen gsinde so viel man ihren, in Kürtze der Zeit, hatt hören können, ihrer Religion halben auch gehandelt, hatt sich doch zwischen diesen und denen zu Nonnenweyer ein merklicher unterscheidt erzeugt: Weil unter diesen ein alter Schweitzer sampt seiner frawen erschienen, auß deren Reden und gebärden zu vernehmen gewesen, dass sie die Jungen verführen, und von ferneren Information abhalten.*

Andere Theologen der Zeit hatten längst erkannt, dass in Glaubensfragen die bloße Information zur Bekehrung nicht ausreicht. Aber auch Dannhauer hält ja „Gottes Gnad“ für notwendig.

Was Wittenweier angeht, klagt Pfarrer Schnitzler über des Schultheißen *Güte und Gelindigkeit, sonderlich in abstraffung der seinigen*, wodurch er seine Autorität verliere *und die Kirchenpfleger in ihren Censuren verachtet seyn*. Demnach hatten nicht nur Pfarrer und Bürgermeister das Recht zur Rüge, auch die Kirchenältesten.

Vergleicht man den Befund der beiden Visitationsberichte 1653 und 1660 mit Berichten aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg, so stellt man fest, dass die Klagen über mangelnden Besuch der Gottesdienste und des Katechismusunterrichts, über die Teilnahme am Abendmahl, den Kirchengesang, über Übertretungen der Kirchenzucht im Alltag der Gemeinden in der früheren Zeit eher häufiger und nachdrücklicher waren. Dass die Visitatoren in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts akzeptable Zustände vorfanden, mag daran liegen, dass im Zeitalter des Absolutismus die Regelung der Lebensformen durch „Policey“-ordnungen und Mandate weniger Freiräume ließ und die Überwachung dichter geworden war. Das galt auch für die Freie Reichsstadt Straßburg, wo zur Zeit der ersten Visitation 1653 Johann Michael Moscherosch als Sekretär des Zuchtgerichts („Fiskal“) im Amt war und an der Seite des Kirchenpräsidenten Johann Schmidt den Ruf der Stadt ihrer Sittenstrenge wegen begründete.

Was das enge Geflecht der Verbindungen zwischen den beiden Seiten des Rheins betrifft, das durch die Streuung der Herrschaftsgebiete der württembergischen Herzöge, der Pfalzgrafen vom Rhein, der oberrheinischen Adelsherrschaften vorgegeben war und sich bis zum Vordringen der Armeen Ludwigs XIV. bis zum Fall Straßburgs 1681 erhielt: man sollte die Beziehungen der „übrerrheinischen Dörfer“ zur Metropole Straßburg mit im Auge behalten.

#### Anmerkungen

- 1 Die Zusammenfassung der Ortsgeschichte nach Bender, Karl Ludwig: Geschichte des Dorfes Nonnenweier bei Lahr in Baden, Karlsruhe 1908, 4–17. Wunder, Gerhard: Das Straßburger Landgebiet. Territorialgeschichte der einzelnen Teile des städtischen Herrschaftsbereiches vom 13. bis zum 18. Jahrhundert, Berlin o. J. [1969], 71–74, 112.
- 2 Bender, a. a. O., 47–49; Wunder, a. a. O., 74. Ich habe J.Chr. von der Grün und die Vorgänge beim Kauf der Grundherrschaften 1663 ausführlich dargestellt in: Schäfer, W.E.: Vom Adjudanten Bernhards von Weimar zum Grundherren am Oberrhein: Johann Christoph von der Grün (1603–1666). In: Die Ortenau 1994, 389–400.
- 3 Bender, a. a. O., 32, legt den Übertritt zur lutherischen Konfession auf das Jahr 1553 fest. S. auch Vierordt, Karl Friedrich: Geschichte der evangelischen Kirche im Großherzogtum Baden, Bd. I, Karlsruhe 1847, 415.

- 4 Vierordt, a. a. O., 484; Bender, a. a. O., 73; Krämer, Joachim/Eble, Eugen: Ortssippenbuch Nonnenweier. Grafenhausen bei Lahr 1971 (= Deutsche Ortssippenbücher Reihe A, Bd. 51), 40; im Folgenden abgekürzt als OSB.
- 5 Siebert, H. Dietrich: Die Territorien der Ortenau. In: *Badische Heimat* 22 (1935), 79–94; Mechler, Wilhelm: Die geistlichen und weltlichen Territorien in der Ortenau. In: Klein, Kurt (Hrsg.): *Land am Rhein und Schwarzwald*, Kehl 1980, 65–78.
- 6 Stadt Oberkirch (Hrsg.): *Vom Fürstbischof zu Straßburg zum Markgraf von Baden. Herrschaft Oberkirch*, Oberkirch 2003, 89.
- 7 OSB, a. a. O., 40. Über den Status der Pfarrer, ihre Ausbildung, Ernennung und Pflichten gibt detaillierte Auskunft – wenn auch für die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, die gleichfalls von Straßburg abhängig war –: Schildberg, Gerhard: *Le pastorat du comté de Hanau-Lichtenberg*, Straßburg 1979/80.
- 8 Bender, a. a. O., 34; OSB, a. a. O., 26.
- 9 OSB, a. a. O., 24.
- 10 Bender, a. a. O., 61.
- 11 OSB, a. a. O., 40.
- 12 Bender, a. a. O., 36–38; OSB, a. a. O., 27–30. Der Kirchenpräsident Johann Schmidt hat offenbar eine Schrift über eine 1638 stattgefundene Visitation verfasst, die jedoch nicht mehr auffindbar zu sein scheint: *Memorabilia Visitationis Ecclesiasticae*, Leipzig 1692. Vgl. Horning, Wilhelm: *Handbuch der Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche in Straßburg im 17. Jahrhundert*, Straßburg 1903, 28. Die Visitationsberichte sind in den archives municipales de Strasbourg unter der Nummer AST 46 zu finden.
- 13 Schäfer, Walter E.: Schmidt, Johann. In: Killy, Walther (Hrsg.): *Literatur Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*, Bd. 10, München 1991, 312–313. Die Literaturhinweise auf S. 313 sind in Hinsicht auf die Visitationen zu ergänzen durch Ernst, August/Adam, Johann: *Katechetische Geschichte des Elsasses bis zur Revolution*, Straßburg 1897 (Die Bemühungen des Kirchenkonvents und seiner Präsidenten (Joh. Schmidt, Dannhauer) um die Katechese.) Kühlmann, Wilhelm: *Dannhauer, Conradus*. In: Killy, Walther (Hrsg.), a. a. O., Bd. 2, München 1989, 518–519.
- 14 Im Georg Olms Verlag, Hildesheim, Katalog 1 (2005), 51.
- 15 Bender, a. a. O., 35.
- 16 Nach Fahlbusch, Erwin u. a. (Hrsg.): *Evangelisches Kirchenlexikon*, Bd. 4, Göttingen 1996, 1183–1185. Über die Durchführung von Visitationen vgl. den Artikel „Visitation“ in der *Theologischen Realenzyklopädie*, Bd. XXXV, 151ff.
- 17 Über die Schulverhältnisse in Nonnenweier: Bender, a. a. O., 38.
- 18 AST 46, 12, 9, 364–369.
- 19 Im Visitationsbericht von 1653 werden die Dörfer noch Nonnenweiler, Wittenweiler und Allmanßweiler genannt, was Bender stillschweigend in die moderne Schreibweise überführt hat.
- 20 Bender, a. a. O., 44.
- 21 Ebd., 36.
- 22 Ebd., 46.
- 23 Ebd., 46.
- 24 Horning, Wilhelm: *Handbuch der evang.-luth. Kirche in Straßburg im 17. Jahrhundert*, Straßburg 1903, 28.
- 25 Bender, a. a. O., 124; OSB, a. a. O., 97–98; Neu, Heinrich: *Pfarrerbuch der evangelischen Kirche Badens*, Lahr 1939, Bd. II, 535.
- 26 OSB, a. a. O., 28.

- 27 Zu Albrecht Weßner: Hatt, Jacques: Liste des membres du grand sénat de Strasbourg ... du XIIIe siècle à 1789, Strasbourg 1963, 674. Zu Andreas Brackenhoffer: Sitzmann, Edouard: Dictionnaire de biographie des hommes célèbres de l'Alsace, Bd. I, Rixheim 1910, 2212–2213.
- 28 Der Katechismusunterricht war bis zum Alter von 18 Jahren verbindlich.
- 29 Brunet, Louis: Die Hexenverfolgung in der Herrschaft Oberkirch. In: Stadt Oberkirch, a. a. O., 31–34.
- 30 Die irenische Richtung in der Theologie umreißt Breuer, Dieter: Irenik. Bestrebungen zur Überwindung des Konfessionsstreits im Barockzeitalter. In: Morgen-Glantz. Zeitschrift der Christian Knorr von Rosenroth-Gesellschaft 11, 2001, 229–250.
- 31 Ich habe die Reformen Schmidts dargestellt in: Kühlmann, Wilhelm/Schäfer, Walter: Frühbarocke Stadtkultur am Oberrhein. Studien zum literarischen Werdegang J.M. Moscheroschs, Berlin 1983, 130–161.
- 32 Dazu Wallmann, Johannes: Philipp Jakob Spener und die Anfänge des Pietismus, Tübingen 2. Aufl. 1986, 107.
- 33 Stadtarchiv Straßburg AST 46, 12, 12.
- 34 Einen Überblick über die Lobreden auf die gute „Polizey“ Straßburgs, die öffentliche Ordnung der Stadt, gibt Berns, Jörg Jochen: Prinz aller Hohen Türn. Notizen zur literarischen Wahrnehmung des Straßburger Münsters. In: Marburger Jahrbuch für Kunst und Wissenschaft, Bd. 22, Marburg 1989, 90–93.
- 35 Hatt, Jacques, wie Anm. 27, 660. Junt stieg 1660 in das Gremium der Fünfzehn und 1662 in das Gremium der Dreizehn auf.
- 36 OSB, a. a. O., 29.
- 37 Bender, a. a. O., 125; OSB, a. a. O., 98; Neu, a. a. O., Teil II, 546.
- 38 Nach einer Notiz bei Bender, a. a. O., 38, war es Johann Münch, der später Wirt in Nonnenweier wurde.



## Aus der Lichtenauer Pfarrchronik (1726–1830): Pfarrer erleben und schreiben Geschichte

*Ludwig Uibel*

Im Jahre 1726 stiftete der damalige Amtsschultheiß zu Lichtenau, Gottfried Christian Schulmeister, der Pfarrei Lichtenau ein dickes, in Leder gebundenes Buch nur aus leeren Seiten bestehend, damit die Pfarrer „alle vorfallenden Merkwürdigkeiten, sonderlich die, welche dieses Gericht angehen (damaliges Kirchspiel Lichtenau) darinnen aufgezeichnet werden möchten.“

Die ersten Eintragungen in diese Chronik machte Pfarrer Johann Jacob Müller (Amtszeit: 1718–1753) Seine Aufzeichnungen hielten sich nicht an eine bestimmte Ordnung. Sogar die Jahreseinträge machten gelegentlich Sprünge nach vorn und auch nach hinten. Entgegen der Absicht des Stifters bildete nicht die Lokalhistorie den Schwerpunkt der Chronik, sondern die weltpolitischen Ereignisse, besonders die Kriege (polnischer Erbfolgekrieg, österreichischer Erbfolgekrieg). Wie er, so haben es auch seine Nachfolger gehalten. Die Chronisten der Lichtenauer Pfarrchronik haben es aber durch ihre Ausflüge in die Weltpolitik möglich gemacht, den heutigen Leser nachempfinden zu lassen, welches Echo die große Politik bei einem Landpfarrer gefunden hat. Der Absicht dieser Arbeit entsprechend liegt also ihr Schwerpunkt im Aufsuchen der Passagen, welche die persönliche Note des Chronisten erkennen lassen. Doch wird es zu deren Verständnis nötig sein, auch das historische Umfeld dieser Abschnitte den besonderen Umständen entsprechend – mehr oder weniger umfangreich – darzustellen. Berichte, die Geschehnisse im Kirchspiel Lichtenau selbst betreffen, sind in der Regel ganz zitiert worden, da hier die Chronisten als Augenzeugen auftreten. Pfarrer Müller war bei seinen persönlichen Stellungnahmen eher zurückhaltend.

1718:

In einem zeitlichen Rückgriff auf das Jahr seiner Berufung auf das Lichtenauer Pfarramt schrieb er:

„Nachdem wir die Früchte des edlen Friedens von anno 1713 genossen und so sich das Land wieder ein wenig erholet, wurde ich, Johann Jacob Müller von Steinhockenheim bei Kreuznach zu dieser Pfarrei berufen.“ Für ihn war der Frieden „ein edles Gut“, nachdem er den Landen am Oberrhein nach einer Ära von fast 100 Jahren Kriegswirren ein wirkliches Ende des permanenten Kampfgeschehens erhoffen ließ.

1730:

Drei Hessen-Darmstädtische Prinzen. Enkel des regierenden Grafen Reinhard III. von Hanau-Lichtenberg, „kamen ... den Rhein herüber, blieben hier übernacht und zogen durch ihre Aufführung aller Herzen an sich. Gott lasse sie aufwachsen zu seiner Ehr, der hohen Familie zur Zier – und aller Untertanen Schutz.“ Im letzten Satz spürt man die bange Hoffnung, die den zukünftigen (absoluten!) Fürsten begleitet, da von seinem persönlichen Format Wohl und Wehe des Ländchens abhängen wird.

1734:

Während des Polnischen Erbfolgekriegs (1733–35) fanden zwar in der Gegend von Lichtenau keine Kampfhandlungen statt, aber die Einquartierung französischer Truppen machte sich unliebsam bemerkbar: „In diesem ist Lichtenau eine Zeitlang von den Franzosen beschwert, aber endlich 1734 im September rein geplündert worden, also das das Elend nicht zu beschreiben war, darinnen wir gestürzt worden, denn sie haben tartarisch darin gehaust. Ac: woran Rocozel, der kommandierende General, schuldig war. Sie versprach(en) zwar alles zu bezahlen, allein wie weit sie es bezahlt, ist daraus abzunehmen, daß sie mir 15 Gulden bezahlt, da ich mehr als 200 Gulden Wert verloren hatte; denn ich hatte mit den Meinigen weiter nichts erhalten, als was wir am Leibe getragen, wie dann keinen Löffel noch einen Bissen Brot erhalten.“

1743:

Neun Jahre später während des österreichischen Erbfolgekriegs kamen österreichische Truppen unter Prinz Karl von Lothringen an den Oberrhein: „Bei solchen Umständen war (es) den Hanauischen angst und bang“, da ihr Landesfürst zugleich Reichsfürst und wegen der elsässischen Teile der Grafschaft auch Vasall des französischen Königs und deshalb Obrist des Französischen Regiments zu Pferd Royal allemand war, was sie – wie befürchtet – zu spüren bekamen: „Wie sie dann auch uns, ungeachtet wir in diesen beiden Reichsämmern (Lichtenau und Willstätt) in der Neutralität mitbegriffen waren, viel härter gehalten als die angrenzenden (Gegenden), und da sie unter Anführung des Prinzen Karl von Lothringen den 6. August hier gelagert wurden, wir französische Hunde seien und heißen. Wie viel wir hier in Lichtenau und dem Gericht liefern müssen, ist aus folgendem Verzeichnis zu sehen:

Summa 6738 Gulden ... ohne den vielen Frondienst ... beständig bis nach Breisach. Es ist zwar versprochen worden, das alles solle bezahlt werden; aber es wird wohl am Jüngsten Tag geschehen.“

In Zusammenhang mit der illegalen Auswanderung von fünf Familien von Lichtenau im Jahre 1749 gab Pfarrer Müller als Ursache der Flucht aus der Heimat folgende Gründe an:

„Hier (waren) dazumal die Leute nicht nur ungemein mit Fahrdiensten geplagt worden, daß mancher 4–5 Tage in der Woche fronen mußte, sondern unser durchlauchtigster Fürst (hatte) auch einige 100 Söhne aus den 2 Ämtern zu Kriegsdiensten ausgezogen und endlich von hier nach Pirmasens gezogen; dazu auch zur Unterhaltung derselben über alle anderen Beschwerden auch ein starkes Monatsgeld gefordert. So entstand ein großer Lärmen, daß viele mit ihm (dem Auswanderungsagenten H.J. von der Weid) dahin ziehen wollen, was aber die Herrschaft nicht zulassen wollte.“

Pfarrer Müller hatte hier ein drastisches Bild der Bedrückungen der Untertanen gemalt, das sich auf zwei Sachverhalte konzentrierte: Der starke Frondienst und der Militärdienst der jungen Männer. Da 40 Jahre später in dem Beschwerdekatalog von Lichtenau (1789) nicht mit einem Wort über den Frondienst geklagt wurde, muss dieser in der Zwischenzeit entweder stark abgebaut worden sein oder Pfarrer Müller hatte etwas überzeichnet. Das Soldatenwesen mit seinem Zentrum in Pirmasens war eine ganz persönliche Liebhaberei des Landgrafen Ludwig IX., die Ende 1789 einschließlich Hilfspersonal 6851 Personen umfasste. Das war bis zur Reduzierung nach dem Tod Ludwig IX. (1790) eine drückende finanzielle Last, die einen übergroßen Teil des Steueraufkommens verschlang.<sup>1</sup>

Wir haben schon am Anfang dieser Abhandlung erfahren, dass Pfarrer Müller sich besonders auf die Niederschrift der weltpolitischen Ereignisse konzentrierte. Was wir hier von seinen persönlichen Verlautbarungen wiedergaben, macht nur einen Bruchteil davon aus.

Der zweite Chronist und dessen Nachfolger im Amt, Georg Ernst Ludwig Neßler (Amtszeit: 1753–1786), kritisierte diese Verlagerung des Schwerpunktes der Chronik: Er vermisste eine eingehendere Behandlung der lokalen Ereignisse, „dahingegen andere nicht so nötige Dinge z. B. vom Krieg, das man in allen Historienbüchern viel deutlicher findet, hier eingetragen.“

1753:

Als am 14. Juni 1753 die glückliche Geburt eines jungen Erbprinzen erfolgte, schrieb Pfarrer Neßler: „Dieweil wir durch diese höchsterfreuliche Geburt eines künftigen Landesherrn ... sowohl alle hochherrschaftlich Bedienten, als auch alle rechtschaffenen Untertanen in große Freude gesetzt worden, als(o) hat sich auch jedes Ort insonderheit beflissen, sowohl dem lieben Gott herzlich dafür zu danken, als auch seine treuehorsamste Devotion gegen gnädigste hohe Herrschaft an den Tag zu legen.“ Wenn auch diese Geburtsbegrüßung den alten, gewohnten barocken Überschwang

zeigt, so ist doch in diesen Zeilen ein Teil ehrlicher Freude zu spüren, denn in diesen Zeiten entschied der reibungslose Erbgang der Regentschaft oft über Krieg und Frieden. Deshalb waren Erbprinzen Garanten einer friedlichen Zukunft. Vier Jahre später hatte Pfarrer Neßler Gelegenheit, das erbprinzliche Kind zu sehen: „Weil ich mich eben diesen Tag zu Buchsweiler befand, so hatte ich das Glück dieselben (die fürstlichen Kinder) zu sehen und die Ehre und Gnade selbigen Abend an ihrer Tafel zu speisen. Gott erhalte diese liebenswürdige Jugend in allem hohen Wohlsein.“ Noch im Jahre seines Dienstantritts hatte Pfarrer Neßler ganz im Sinne des Stifters für den Vorrang der lokalen Begebenheiten in der Chronik plädiert. Doch mit dem Beginn des siebenjährigen Kriegs (1756–1763) hatte sich in ihm ein totaler Wandel dieser Meinung vollzogen. Jetzt tat er genau das, was er drei Jahre vorher verurteilt hatte: Der „*furor historicus*“ hatte ihn ergriffen, Auf nicht weniger als 24 Seiten beschrieb er die Ereignisse dieses Waffengangs, auch jenseits des Atlantiks, in der Karibik und Kanada. Auch die Ereignisse in Spanien und Portugal kamen nicht zu kurz. Es muss aber gerechterweise hinzugefügt werden, dass die Aufzeichnungen über die örtlichen Vorkommnisse nicht vernachlässigt wurden. Als Kriegshistoriker ließ Pfarrer Neßler nur wenig Persönliches einfließen. Angesichts der dreifachen Übermacht der Gegner Friedrichs des Großen im Jahre 1757 drückte er seine Bewunderung des Preußenkönigs so aus: „Auf eine ganz außerordentliche Art hat er sich herumgeschmissen.“ Ein schlechtes Zeugnis stellte der Chronist den Schweden aus: Er bezichtigte sie zweimal, „im Trüben zu fischen“. Darunter verstand er offenbar die Art der schwedischen Truppen, mit geringem Einsatz und geringem Risiko möglichst viele Kontributionen zu erpressen (1757 und 1758). Bei Widerstand wären sie sofort umgekehrt oder sie hätten sich wie 1761, „mit hin- und herziehn beschäftigt.“

Es ist verständlich, dass bei den starken religiösen Bindungen der Menschen jener Zeit und der engen Verbindung von Thron und Altar ein militärischer Sieg auch in Dankgottesdiensten seinen Ausdruck fand. Als am 22. November 1757 die Preußen die Stadt Breslau übergaben, „wurde zu Wien mit größter Freude 2mal das Tedeum abgesungen.“ Der Geistliche im Chronisten war aber doch peinlich berührt, als eine Armeeführung eine Niederlage als einen Sieg ausgab, indem sie das Tedeum anordnete. Da wurde Gott wider besseres Wissen zum Nothelfer bei der Stützung der Truppenmoral gemacht:

„... (Am) 25. und 26. (August 1758) griff er die Russen mit einer solchen Force an, daß eine entsetzliche Niederlage derselben erfolgte ... Cüstrin (wurde) befreit ... Das merkwürdigste war dabei, daß dieser Sieg (der Preußen) bei der österreichischen Armee, zu Wien und Petersburg, das Tedeum wegen dieser Schlacht mit allen Solennitäten gesungen wurde, darüber sich jedermann verwunderte.“

„Nach der am 3. November (1760) mit den Kaiserlichen gehaltenen Schlacht bei Torgau, worinnen dieselben aufs Haupt geschlagen wurden, ließ der Herzog von Württemberg am 8. huius das Tedeum mit Abfeuerung aller Kanonen bei seinem Corps d’armee zur großen Verwunderung aller Menschen absingen, darinnen wurde Gott gedankt, daß er den österreichischen Waffen den Sieg verliehen. Der König von Preußen aber befahl mit größerem Recht, daß zu Leipzig mußten Dankpredigten angestellt werden. Hierzu wurde auf des Königs Befehl zum Text genommen: Psalm 35,27: Rühmen und freuen müssen sich die, (welche) mir gönnen, daß ich recht behalte und immer sagen: Der Herr müsse hochgelobet sein, der seinem Knecht wohl will.“

Pfarrer Neßler beschloss seine Ausführungen anlässlich des Friedens von Hubertusburg (1763) voller Anerkennung (Auszug!): „Der König in Preußen ... hat also, da er nicht ein Dorf verloren, den Krieg mit Ruhm und Ehre geendigt.“

In den noch folgenden 22 Jahren der Chronistentätigkeit von Pfarrer Neßler ist ein politischer Zusammenhang zwischen den aufgenommenen Einträgen nicht vorhanden, weshalb diese einfach in chronologischer Reihenfolge zitiert werden:

1768:

„Die Franzosen schickten in diesem Jahr eine Armee in die Insel Corsica ... Allein die Corsen unter ihrem General Paoli haben sich dermaßen gewehrt, daß ... letztere bis dato sich bei ihrer Freiheit manuteniert haben. Im Jahre 1769 haben die Franzosen diese Insel völlig unters Joch gebracht.“

1769:

„Der römische Pabst Clemens XIII. starb am 2. Februar plötzlich, und wie man mutmaßt an beigebrachtem Gift. Er hat in seiner 10jährigen Regierung viele Verdrießlichkeiten gehabt mit dem bourbonischen Hof wegen der Jesuiten, welche er abschaffen sollte, aber dazu bis zu seinem Tod nicht zu bewegen gewesen ist.“

Pfarrer Neßler verfolgte die oben angeführten Differenzen der Bourbonen mit den Jesuiten seit dem Attentat auf den König von Portugal (1758), das man dem Orden anlastete, bis hin zum Verbot des Ordens in Frankreich (1764). Im Jahre 1773 war es dann auch soweit, dass Papst Clemens XIV. dem Druck Frankreichs, Spaniens, Portugals und Neapels nachgab und den Jesuitenorden auflöste:

„Er ließ ein weitläufiges breve ausgehen, durch welches dieser Orden ... gänzlich aufgehoben wurde ... In Rom wurde der General derselben nebst 11 anderen auf die Engelsburg in Arrest geführt, man sagte: Dem Papst ha-

be sollen Gift im Schnupftabak beigebracht werden ... Das merkwürdigste hierbei war, daß der König in Preußen und andere protestantische Mächte das päpstliche breve gar nicht annahmen, vielmehr die Jesuiten in ihren Ländern nach ihren Regeln beibehielten und in Schutz nahmen, ungeachtet solche in vorigen Zeiten die größten Verfolger derer Evangelischen gewesen.“

1772:

„In Dänemark ging am 17. Januar eine merkwürdige Revolution vor. Die regierende Königin wurde in der Nacht in Arrest genommen ... Die beiden Großen, Struensee und Brand, (wurden) öffentlich hingerichtet. Struensee war königlicher Leibarzt, wurde ein halbes Jahr vorher in den Grafenstand erhoben ... und (war) zum Premierminister gemacht worden ... Man hat nicht eigentlich ihre Verbrechen erfahren, daher die meisten Menschen in Europa noch glauben, daß sie so einen schmachvollen Tod nicht verdient hätten. Beide waren Lieblinge des Königs Christian VII. und wurden schnell in einer Zeit von 7 Monaten erhoben und gestürzt. Sie sind Exempel des wandelbaren Glücks und gefährlichen Hoflebens.“

1772: Die 1. Polnische Teilung.

„Der König in Polen ... Poniatowski, welcher 1764 so einmütig erwählt worden, kam in gar traurige Umstände. Weil er ein gütiger und sehr verständiger Herr ist, so wollte er den hart gedrückten Dissidenten mehr Freiheit in Ansehung der Religion erteilen. Darüber machten die katholischen Polacken eine große Konföderation, widersetzten sich den Russen, welche den König beschützten, und (es) wurde viel Blut vergossen, auch (wurden) viele Protestanten von den Konföderierten erbärmlich umgebracht. Am 3. Nov 771 wurde der König ... des abends angegriffen, fortgeschleppt und misshandelt ... Der römische Kaiser, die Kaiserin von Rußland und der König von Preußen ließen (daraufhin) Truppen ins Land rücken. Alle drei (nahmen dann) das halbe Königreich Polen hinweg ... Bis dato wird daran gearbeitet, die Polacken zu zwingen, auf die abgerissenen Länder zu renuncieren ... Vermutlich werden die Polen gezwungen, in diesen saueren Apfel zu beißen.“

Die drei Hüter der Menschenrechte hatten sich für ihre gute Tat nicht schlecht belohnt. Ein Selbstbestimmungsrecht der Völker war damals ohnehin unbekannt. Trotzdem bekennt sich der Chronist – wenn auch nicht direkt ausgesprochen – klar für die Unverletzlichkeit der Grenzen. Man erinnere sich an seine Stellungnahme im ähnlich gelagerten Fall Korsika.

1774: Der Tod der Landgräfin Carolina Christina.

Dieser Fürstin bestätigten alle Zeitgenossen ein ungewöhnliches Format. Pfarrer Neßler widmete ihr zweieinhalb Seiten der Chronik:

„In diesem Jahr erlebten wir das traurige Schicksal, daß unsere durchl. Landesmutter, die Frau Landgräfin von Hessen-Darmstadt Carolina Christina, geborene Prinzessin von Pfalz-Birkenfeld ... mit Tod abging. Sie war unstreitig das vollkommene Muster einer christlichen Fürstin und prangte mit allen Gaben des Gemüts und des Leibes. Das Land (er)litt durch ihren Tod einen unersetzlichen Verlust.“ Zwei ihrer Töchter heirateten bekannte Fürsten: Die Tochter Amalie den Erbprinzen von Baden, Sohn des Markgrafen Carl Friedrich (1774), die jüngste Tochter Luise Auguste, den späteren Herzog Karl August von Weimar, den fürstlichen Freund Goethes (1775).

1780: Tod der Kaiserin Maria Theresia.

Im Jahre 1780 starb eine andere große Frau und Fürstin:

„Am 29. November h. a. ging in die Ewigkeit die verwittibte Römische Kaiserin, Königin von Ungarn, Maria Theresia, in einem 63jährigen Alter und nach 40jähriger Regierung welche große Kriege geführt und vielerlei Schicksale in dieser Welt erlebt.“

1777: Kaiser Josef II. in Lichtenau.

„Den 9. April h. a. reisten Ihre Kaiserl. Majestät Josephus und andere hierdurch nach Paris. Sie haben sich jedermann tief gebuckt, und mit einem jeden geredet, die höchste Gnade und Leutseligkeit also bewiesen.“ Der Kaiser hatte wohl in Lichtenau eine Rast eingelegt.

1781: Straßburg 100 Jahre französisch.

„Am 30. September als an dem Tag, an welchem vor 100 Jahren die Stadt Straßburg an Frankreich übergeben worden, wurde allda ein großes Jubelfest gehalten und Gott gedanket, dass sie ihre Freiheit verloren und unter dem französischen Szepter sind.“

1782: Das Toleranzedikt Josephs II.

„Der Kaiser machte in diesem Jahr viel Veränderung ... in Religions-sachen. Es wurde den Protestanten ... nicht nur das Bürgerrecht, sondern auch ein freies exercitium religionis verwilligt ... Der katholischen Geistlichkeit wurde auf das schärfste befohlen, gar keine Gemeinschaft mehr

mit Rom zu haben ..., sondern lediglich unter den vom Kaiser gesetzten Bischöfen zu stehen. Mehr als 60 Klöster wurden aufgehoben ... Weil nun dadurch der päpstlichen Hoheit das Messer gleichsam an die Kehle gesetzt wurde, so entschloß sich der jetzige Papst Pius VI. ... die Reise nach Wien zu machen, um mit dem Kaiser mündlich sich zu besprechen. Er ... blieb bis nach den Osterfeiertagen. Er hielt allda Gottesdienst ... und zeigte ... die beste Gedenkungsart. Allein in der Hauptsache muß er nicht viel ausgerichtet haben, denn nach seiner Abreise blieb es bei der gemachten Verfügung. Zu Wien wurde dem Papst sehr höflich begegnet, das war auch alles.“

1783:

Der Geldwert des kleinen Zehnt, der seit 200 (!) Jahren für das Gericht auf 20 Gulden festgelegt war, wurde durch die Herrschaft auf 25 Gulden heraufgesetzt. Der Pfarrer klagte: „Ist für die 5 Ortschaften ein großer Schaden.“ Ein Gulden pro Ortschaft und Jahr Abgabenerhöhung nach 200 Jahren Stabilität wurde nicht ohne Widerspruch hingenommen.

1784: Einquartierung

Im Herbst dieses Jahres verlegte Österreich zwei Regimenter vom Breisgau nach den Niederlanden. Als das zweite Regiment (Migalski) anrückte, weigerte sich Pfarrer Neßler, abermals Soldaten aufzunehmen:

„Weil ich und der Herr Adjunkt Schoch gegen die Einquartierung protestierten, sind wir verschont geblieben.“

Das war der letzte Eintrag von Pfarrer Neßler senior. Er starb am 2. April 1786 im Alter von 68 Jahren. Der Nachfolger im Amt war sein Sohn Ernst Ludwig Neßler (Amtszeit: 1786–1806). Er führte die Chronik in der Art seines Vaters weiter. Er begann mit dem Jahr 1785. Da seine Amtszeit sich bis zum Jahre 1806 erstreckte, umfassten seine Einträge hochpolitische Zeitabschnitte. Doch leider wurde dieser Teil der Chronik (1789–1806) von unbekannter Hand herausgerissen. Pfarrer Schoch, der nach dem Tode von E.L.Neßler 1806 das Pfarramt antrat, stellte diesen Verlust mit großem Bedauern fest, und vermutete, dass die Frau des Verstorbenen die Hand mit im Spiele hatte. Sollte der herausgerissene Teil politisch brisante Passagen enthalten haben, von denen irgendjemand unliebsame Konsequenzen befürchtete?

1786: Der Tod Friedrichs, des Großen.

Von den Chronikeintragungen von Pfarrer Neßler junior ist der Tod des preußischen Königs von Bedeutung. Er schrieb:



„Den 17. August (1786) starb an einer Brustwassersucht Friedrich II. mit Recht der Große (genannt), König in Preußen ... Nie hat Europa einen vortrefflicheren Regenten, besseren Held(en) und weiseren Monarchen gesehen. Er war der Mann, der dieses Jahrhundert am meisten hat merkwürdig gemacht, und nie kann der Ruhm dieses einzigen Königs in seiner Art bei der Nachwelt erlöschen.“ Der preußische König war zum Mythos geworden.

1806: Die Niederlage Preußens bei Jena.

Zwanzig Jahre später, im Sterbejahr von Neßler junior (1806), wurden zu Jena die Erben des großen Friedrich auf die Probe gestellt. Hören wir den Bericht des neuen Chronisten, des Pfarrers Johann Jacob Schoch (Amtszeit: 1806–1835):

„Dieses Jahr ist besonders merkwürdig geworden in der Geschichte durch den für das Königreich Preußen so unglücklich verlaufenen Krieg mit Frankreich. Der 14. Oktober entschied Preußens Schicksal, denn am demselben ging die ... Schlacht bei Jena ... verloren, welches die Folge hatte, daß Preußen zu einer kleinen Macht herabsank. Der Verlust dieser Schlacht brachte eine solche Verwirrung unter die vorher so schöne preußische Armee, daß dieselbe fast ohne Widerstand aufgegeben worden (ist) ... Friedrichs Geist war gewissermaßen von ihnen gewichen.“ In der Fixierung auf diesen Geist hatte die preußische Armee die geschichtliche Entwicklung verpasst. Vielleicht war aber auch in Preußen ein Stück von dem Unwägbareren schuld, das Pfarrer Schoch bei Amtsantritt in Lichtenau beanstandete:

„Die vielen Kriegsjahre und der herrschend gewordene Zeitgeist haben die vorherige gute Stimmung der hiesigen Pfarrkinder allzu sehr verdorben.“ (Schoch war 20 Jahre vorher Adjunkt zu Lichtenau!)

1809: Französisch-österreichischer Krieg.

„Dieses Jahr wurde besonders merkwürdig durch den im Frühjahr wieder ausgebrochenen ... Krieg, welcher sich teils durch fürchterliche Schlachten und schnelles Vordringen der Franzosen, die 4 Wochen nach dem Ausbruch des Kriegs schon in Wien einzogen, und teils durch die schnelle und baldige Beendigung desselben auszeichnete ... Täglich hatte man starke Einquartierungen ... den 4. April (ist) der französische Kaiser hier durch nach Schwaben ... passiert ... von dieser Zeit an waren nun täglich Schlachten ... (die) aber jederzeit zum Vorteil der Franzosen und ihrer Verbündeten ausfielen, wie die große Menge gefangener Österreicher, welche ebenfalls durch hiesigen Ort passierten, deutlich bewiesen ... Von dieser Zeit an kamen fast täglich ... Kolonnen. Die armen Leute waren zum Teil erbärmlich zerlumpt. Eine Menge blessierter Franzosen und Österreicher wurden

ebenfalls hier durchgeführt, deren Anblick vielfältig sehr schauervoll gewesen, ohne der vielen Unglücklichen zu gedenken, welche ... sämtlich die Krücken zu ihrem Fortkommen nötig hatten.“

1809: Das Ende des Kirchenstaats.

Noch während der großen Schlachten im Osten von Wien (Aspern, Wagram) dekretierte Napoleon das Ende des Kirchenstaats:

„Schon unterm 17. Mai hatte dieser große Mann den Kirchenstaat mit dem französischen Reich zu vereinigen befohlen, welches ... unter vielen Freudenbezeugungen der Einwohner Roms bekannt gemacht worden.“

Man beachte den respektvollen Ausdruck „Dieser große Mann“, den Pfarrer Schoch benutzte.

1809: Aufstand in Tirol

„Welche Anhänglichkeit das biedere tiroler Völklein an das Haus Österreich hatte, davon gab dasselbe in diesem Jahr die redensten Beweise. Kaum aber war der Krieg ... wieder ausgebrochen, so stunden die Tiroler in Masse auf, und ... warfen alles nieder, was sich ihnen entgegenstellte. Sie drangen vor bis an den Bodensee und Schwarzwald. Der König von Bayern bot ihnen Verzeihung an, welche sie auch annahmen ... und sich unterwarfen. Durch blinden Religionsfanatismus und bigotte Mönche aber aufgehetzt, brachen sie aufs Neue los ... Der erfolgte Waffenstillstand zwang sie zwar abermals, sich zu unterwerfen. Sandwirt Hofer aus dem Passeier Tal selbst bat um Gnade und Verzeihung. Aber kaum war der ... Herzog von Danzig mit seiner Armee eingerückt, so empörten sie sich zum dritten Mal und bewiesen ihre alte Anhänglichkeit an das Haus Österreich ... Nun unterwarfen sie sich Bayern aufs Neue, viele Rädelsführer wurden verhaftet und zu gehörigen Strafen gezogen. Auch Sandwirt Hofer wurde in seinem Schlupfwinkel entdeckt ... von den Franzosen nach Mantua abgeführt, daselbst ... erschossen.“

„Diese Empörung der Tiroler hing zusammen mit einem heimlich verabredeten Volksaufstand auf dem Schwarzwald und der ganzen Schwarzwälder Bergkette. Wäre der Krieg unglücklich für Frankreich und dessen Verbündeten ausgefallen, so wären alle Katholiken auf diesem Gebirge in Masse aufgestanden und hätten durch Österreichs Unterstützung den Franzosen ihre Rückkehr nicht nur zu erschweren, sondern auch die Rheinischen Bundesstaaten zu Grunde zu richten gesucht, und wie gut ist es daher für die am Rhein gelegenen, daß dieser Aufstand nicht in Wirklichkeit gesetzt werden konnte.“

Bei aller Sympathie für die Anhänglichkeit der Tiroler an ihr Fürstenhaus brachte der Chronist Schoch kein Verständnis auf für den zum Dauer-

zustand eskalierenden Aufstand, entgegen allen wiederholten Abmachungen. Er bangte sogar um das Schicksal der Rheinbundstaaten, das mit dem französischen unlösbar verkoppelt war. Er fürchtete dabei um den Bestand seiner neuen politischen Heimat „Baden“, das ihm auch Garant für Geistesfreiheit war, so wie es sich unter der Regentschaft des Großherzogs Karl Friedrich präsentierte.

1810: Kaiserin Marie Louise.

„Fast täglich hatte man hier vom Dezember (1809) an den ganzen Winter hindurch Märsche, und Einquartierungen, welche zwar kostspielig und beschwerlich waren, aber doch im Grunde gern getragen wurden, weil man hoffen durfte, dass der leidige Krieg in Deutschland endlich mal ein Ende gewonnen hat.

Was nun diese Hoffnung vollends feste versiegelte, war eine ganz unerwartete wichtige Begebenheit. Kaum war Napoleon nach Paris zurückgekehrt, so trennte er sich mit deren Zustimmung von seiner bisherigen Gemahlin Josephine, und sogleich wurden Unterhandlungen mit dem österreichischen Gesandten in Paris wegen der neuen Vermählung (mit der Kaiserin Marie Louise) angefangen ... Am 11. März (1810) war nun die Vermählungsfeierlichkeit, bei welcher Erzherzog Karl die Stelle des Kaisers Napoleon vertrat ... Den 13. März morgens um 9 Uhr erfolgte endlich die Abreise der neuen Kaiserin von Frankreich (nach Paris) ... Den 22. März, nachmittags um 2 Uhr kam sie hier durch Lichtenau. Großherzogliche Pferde waren an ihrer prächtigen, schwarzen Chaise angespannt, die Königin von Neapel saß bei ihr im Wagen und etwa 40 Mann leichter Dragoner von Baden eskortierten dieselbe. Sobald sie von Ulm her die Lichtenauer Grenze betreten hatte, wurde mit allen drei Glocken geläutet, bis sie die hiesige Gemarkung überfahren hatte. Die sämtlichen Schulkinder mit Pfarrer (dem Chronisten!) und Schulmeister in decenti habitu machten Parade vorne an der Straße.

... (Es) machte die Vermählung des französischen Kaisers Napoleon überall in Frankreich und ganz Deutschland und Italien Freude, denn man sah diese wichtige Begebenheit als ein sicheres Pfand eines nun festen und dauerhaften Friedens an, nach welchem die ganze europäische Welt seufzte, so machte die Nachricht von der Schwangerschaft der jungen Kaiserin Louise die allergrößte Freude ... Den 20. März (1811) kündigte (man) mit 101 Kanonenschuß die glückliche Niederkunft der Kaiserin Marie Louise mit einem Prinzen an.“

1810: Bernadotte, Kronprinz von Schweden.

„Da nun der alte schwedische König Karl XIII. wieder ohne bestimmten Nachfolger ... war, und man besorgen mußte, ... (daß) das Reich durch Par-

teien und Zwietracht würde gänzlich zerrüttet werden, so wurde ein neuer Reichstag zu Oerebro eröffnet, auf welchem den 21. August ein französischer General, der Prinz von Ponte Corvo, oder vorher war dessen Name Bernadotte, zum Kronprinzen von Schweden erwählt ... Daß diese Thronfolgerwahl nicht ohne Französischen Einfluß geschehen sein möge, siehet man deutlich genug.“

1811: Tod des Großherzogs Karl Friedrich von Baden.

Pfarrer Schoch widmete dem Tod und den Trauerfeierlichkeiten vier Seiten der Chronik, ein Hinweis auf die Bedeutung, die der Verstorbene für ihn hatte:

„Zu den vaterländischen Merkwürdigkeiten dieses Jahres rechne ich vor allem den Tod des Großherzogs Karl Friedrich von Baden ... Nach einer langen 65-jährigen Landesregierung, während welcher Zeit dieser edle Fürst sehr viel Gutes in seinem Lande getan hatte, so daß dessen Asche noch lange von seinen Untertanen wird gesegnet werden, erschallte endlich die traurige Post, daß derselbe den 10. Juni morgens früh um 3 Uhr auf eine solch erbauliche und christliche Weise gestorben sei, daß dadurch bestätigt worden, wie der Gerechte selbst in seinem Tode getrost sei.“

1811: Annexion der Hansestädte durch Napoleon.

„Wie unersättlich der Hochmut und Länderdurst des französischen Kaisers sei, hat derselbe auch in diesem Jahr neuerdings bewiesen. Ohne vorhergegangenen Krieg nahm derselbe die Republik Wallis in Besitz und vereinigte dieselbe mit dem ohnehin schon so großen Frankreich. Desgleichen nahm er einen großen Strich Landes an dem deutschen Meer oder der Nordsee, worinnen die berühmten Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck lagen, auf eben diese Art in Besitz und vereinigte diese Städte mit ihrem großen Gebiete mit Frankreich, weil es ihm also gefiel, und so ist heutzutage kein Fürst und König mehr sicher, daß dieser unersättliche Eroberer ihm nicht, ehe ers sich versieht, seine Länder und Besitzungen wegnimmt und solche mit Frankreich vereinigt, sobald es ihm beliebt. Wie lange mag diese Tyrannei noch währen?“

Der Leser der Chronik stellt einen erstaunlichen Bewusstseinswandel von Pfarrer Schoch fest. Während dieser noch zwei Jahre vorher dem Tiroler Widerstand keinerlei Sympathie entgegenbringen konnte, ja dadurch sogar die Existenz Badens gefährdet sah, wurde bei ihm in der Zwischenzeit aus Napoleon, dem Garanten des Friedens, der Tyrann und unersättliche Eroberer. Der Schlag gegen Nordwestdeutschland mit den Hansestädten machte bei ihm offenbar das Maß voll.

Er musste sich sagen, dass auch die Zukunft Badens von der Willkür Napoleons abhing, dass er das Großherzogtum von heute auf morgen anektieren konnte. Bemerkenswert an dieser Gesinnungsänderung ist die Tatsache, dass sie sich noch vor Beginn des militärischen Niedergangs Frankreichs vollzog, und nicht nach der Art der Mitläufer erfolgte, die sich immer auf die Seite des jeweiligen Siegers stellen.

### 1812: Der Russlandfeldzug Napoleons

Noch deutlicher drückte sich Pfarrer Schoch ein Jahr später aus, als die große Armee den Rückzug aus Russland begann:

„Nur eines ... will ich hier berühren: Wie Napoleon die ganze europäische Welt französisieren und derselben nicht nur seine Gesetze, sondern auch seine Sprache geben, und die Landessprache und Gesetze nach und nach unterdrücken und, sich zum Beherrscher aufwerfen wollte, so sollte nun, auch die Reihe an Rußland kommen, denn außer England und Rußland waren wirklich alle übrigen europäischen Regenten eigentlich nichts anderes, als Vasallen von Napoleon. Dieser wollte den russischen Handel mit England vernichten ... und dadurch eben den Mangel und die Not auch in diesem Lande verbreiten, denn Stockung des Handels ist jederzeit die Quelle der Armut.“

Pfarrer Schoch sah als Endziel der französischen Politik ein Imperium, in dem die Volkssprachen und damit die nationalen Identitäten der europäischen Völker langsam erstickt werden würden. Neben diesem Horizont des kulturellen Absterbens war die badische Frage vollkommen bedeutungslos geworden. Die unterworfenen Völker wurden sogar gezwungen, sich gegenseitig mit Waffengewalt in dieser Unfreiheit zu halten (Badener in Spanien!) oder hinein zu zwingen, und sei es mit hohen Menschenverlusten (aus Russland kam nur jeder Zehnte Badener bzw. Württemberger zurück).

„Napoleon zog eine solche ... schöne Armee teils von den Franzosen, teils von Bundestruppen ..., denn alle mußten sich seinem Willen fügen und Anteil an diesem Krieg nehmen.“

### 1813: Die Freiheitskriege

„Dieses Jahr zeichnete sich durch mancherlei wichtige Ereignisse, besonders durch das Abschütteln des französischen Jochs aus, welches der welsche Verderber den Deutschen auferlegt hatte ...

Anno 1806 wurde dieses zusammengeschmolzene, preußische Königreich ebenso gut wie andere deutsche Staaten der Oberherrschaft der Franzosen unterworfen und mußte nun auch seine Truppen gegen Rußland stellen ... Bei der französischen Retirade legte nun der General Yorck ... die Maske ab und vereinigte sich mit den Russen ... Da Preußen sich durch

diesen Schritt die ganze Erbitterung und Rache des französischen Tyrannen zugezogen hatte, so mußte es nun auch alle seine Kräfte aufbieten um nicht wieder unter das Joch desselben zu kommen. Dies hat Preußen auf eine bewunderungswürdige Weise getan. Es wurden Landwehrregimenter ... errichtet, welche mit den Linientruppen Wunder der Tapferkeit verrichteten. Das ganze Land stund auf ...

Nach Unterhandlungen vereinigte sich auch Österreich mit Rußland und Preußen ... Mehrere blutige Schlachten fielen zum Nachteil der Franzosen ... Hierdurch von dem Irrtum zurückgebracht, daß die Franzosen unüberwindlich seien, verließen auch die Bayern die französische Armee und schlossen sich an die drei Monarchen an.

Erst der 18. Oktober gab den Ausschlag. Die Deutschen blieben Sieger, die Franzosen wurden bei Leipzig fürchterlich geschlagen, die deutsche Freiheit wieder erkämpft, und der Tyrann mußte nun auf einmal seiner geträumten Alleinherrschaft der Welt gute Nacht geben. Während des dreitägigen Kampfes fielen die Sachsen von den Franzosen ab und schlugen sich zu den Deutschen, (Irrtum des Chronisten!), auch die Württemberger und andere deutsche Truppen verließen die französischen Reihen und fochten gemeinschaftlich gegen den Unterdrücker der deutschen Freiheit, kurz es zeigte sich ein Geist unter den Deutschen, den man gar nicht mehr bei ihnen zu sehen gewohnt war.

Die ersten Truppen, welche hier in Lichtenau und die Umgegend einrückten, waren die Württemberger, welche 6 Tage hier lagen. Von hier zogen sie gegen Kehl zu ... bis sie von den Russen unter Graf Wittgenstein abgelöst ... wurden. Das ... russische Armeekorps sammelte sich hierauf in unserer Gegend, welches für die schon so hart mitgenommenen Ortschaften eine schwere Last gewesen ist. Hier in Lichtenau lagen zwischen Weihnachten und Neujahr 1814 2300 Mann und mehr einquartiert, so daß in den meisten Häusern 18 – 20 – 24 – 30 Mann lagen. Doch dauerte diese Last, Gott sei es gedankt, nicht in die Länge, denn die Leute hätten es nicht ausgehalten. Bei den starken russischen Einquartierungen war dies sehr zu loben, daß eine gute Manneszucht gehalten wurde ... Den ersten Kosakenoffizier, den ich am ersten Weihnachtsfeiertag ins Quartier bekommen und welches auch der erste Kosak gewesen ist, den ich in meinem Leben gesehen hatte, muß ich als einen recht ordentlichen Mann rühmen, denn so fürchterlich derselbe mit seinem großen Bart und ganz mit Haaren verwachsenen Gesicht aussah, so leutselig und artig hat er sich betragen.“

Das russische Korps von 40000 Mann rückte in der Neujahrsnacht 1814 von Söllingen über eine Schiffbrücke nach Fort Louis.

„Dieses war umso drückender für die französischen Provinzen, weil sie nicht nur von ihrer eigenen Regierung und Soldaten sehr hart mitgenommen wurden, sondern auch die vielen fremden Völker jetzt ernähren mußten, welches sie nicht gewohnt gewesen sind, indem die französischen

Heere vorher auf Kosten anderer lebten ... Wir sehen auch fast eine Million fremder Völker Frankreich überschwemmen und dasselbe für die Drangsale zu züchtigen, welche es andern Völkern und Ländern mehrere Jahre angetan hatte ... und um ihm den Frevel zu vergelten, dass es sich anmaßte, andern Völkern ... Gesetze zu geben und despotisch über sie zu herrschen.“ In Pfarrer Schoch verschaffte sich in obigen Äußerungen der jahrelang angestaute Groll Luft. An absichtliche Züchtigung und Vergeltung musste er gar nicht gedacht haben. Die Einquartierung der Hunderttausenden brachte auch dann, wenn sie nicht von Rachegefühlen begleitet war, genug „Vergeltung“ mit sich. Sie hatte ganz ohne besondere Absicht die Funktion der ausgleichenden Gerechtigkeit. Bemerkenswert an den Notizen von Pfarrer Schoch ist noch die Tatsache, dass er jetzt bei der Zuweisung der historischen Schuld nur noch von Frankreich sprach und nicht mehr vom Despoten Napoleon. Das entsprach dem sich anbahnenden Bewusstseinswandel des neuen Jahrhunderts, das als politische Subjekte weniger die Monarchen als die Völker ansah.

#### 1814: Der 1. Pariser Frieden.

„Der bisherige Usurpator Napoleon Buonaparte wurde des Kaiserthrones entsetzt ... und Ludwig XVIII. vom Haus Bourbon wieder auf den Thron gesetzt ... Den Sommer hindurch zogen nun die Verbündeten Heere wieder sämtlich nach abgeschlossenem Frieden mit Frankreich in ihre Länder zurück, und zwar ohne daß die kriegführenden Monarchen den Franzosen eine Kontribution zu bezahlen auferlegt hatten, womit aber freilich die, durch schwere Einquartierungen so hart mitgenommenen deutschen Länder und Gegenden nicht gar wohl zufrieden waren. Wie wenig aber dieses Volk den Wert dieser Großmut wirklich zu erkennen und zu schätzen vermochte, hat die Folge deutlich bewiesen.“

#### 1815: Rückkehr Napoleons von der Insel Elba.

„Man hielt es für einen großen politischen Fehler der Staatsklugheit, daß man den Usurpator Buonaparte nur auf die Insel Elba in der Nähe von Italien, wo derselbe so viele gute Freunde hatte, ... verbannte. Bei Annäherung (Napoleons) der Hauptstadt Paris floh der König in die Niederlande ... Kaum hatte er (Napoleon) wieder Besitz von dem französischen Thron genommen, so organisierte er die Armeen, und alles was ... Waffen führen konnte, wurde durch die Gendarmerie ausgehoben und den Korps zugeschleppt, so daß in kurzem derselbe wieder eine furchtbare Armee auf den Beinen hatte. Wie die verbündeten Monarchen diese Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit Buonapartes aufnahmen, haben ... ihre Maßnahmen gelehrt, welche sie nun nahmen.“

Mit der größten Eilfertigkeit wurden Eilboten ... ausgeschiedt, welche die nach Hause zurückkehrenden Truppen wieder umzukehren und nach Frankreich zu marschieren beorderten ... Zwar suchte der Usurpator durch Unterhandlungen das Feuer zu löschen ... Die verbündeten Monarchen (aber) ... nahmen keine Briefschaften von ihm an und zeigten, wie sie ihn als einen treulosen Menschen, der keinen Glauben verdiente, verabscheuten. Unterdessen hatte der englische General Wellington eine ziemliche Armee in der Nähe von Brüssel..., der preußische General Fürst Blücher eine ... Armee bei Luxemburg ... gesammelt ... So zog sich jetzt ein noch fürchterlicheres Gewitter über Frankreich zusammen, als (es) das vorige Jahr gewesen ist.

Im Dorf Ligny kämpften die Preußen und Franzosen ... 5 Stunden lang ... Aber Wellington und Bülow konnten Blücher nicht unterstützen. Aus diesen Ursachen zog sich der alte Held für diesen Tag zurück. Bei dieser Gelegenheit wurde dem Feldherrn sein Pferd unter dem Leib erschossen. Jetzt kamen die Preußen wieder, den Feind verfolgend ... nun erhebt sich der alte Held und befand sich wieder unter seinen Preußen.“ Der Marschall Blücher war zu einer mythischen Gestalt geworden.

### *Die Schlacht von Waterloo*

„Schon drängten um 5 Uhr (abends) die Franzosen immer wütender auf die Engländer hinein, so daß die Waage der Schlacht für die Engländer furchtbar schwankte. Da brachen die Preußen wie ein fürchterliches Gewitter aus einem Walde hervor und fielen den Franzosen in die Flanke und den Rücken ... Vorwärts also! So ruft der alte Marschall, Vorwärts, die Trommeln mußten den Sturmmarsch wirbeln, und im Sturmmarsch ging voran den blutigen Weg ... Nun ists um die Franzosen geschehen ... Ihr ganzes Heer war ein Haufen Fliehender ... Bei Belle Alliance, deutsch ‚Schönbund‘, trafen sich in Verfolgung des Feindes die beiden Herren Blücher und Wellington abends um 9 Uhr. Vergnügt reichte der deutsche Held dem britischen die Hand und ruft: Das ist die Schlacht, das ist der Sieg des schönen Bundes, des Bundes der Deutschen und der Briten. Dies war die große Heldenschlacht von Schönbund den 18. Juni 1815 und das Blut von 30.000 Verbündeten war nicht umsonst geflossen.“

Bei den Schilderungen der Schlacht von Waterloo hatte sich der Chronist Schoch in das Pathos eines Kriegsberichterstatters hineingesteigert. Diese Rolle legte er erst ab, als der Waffenstillstand geschlossen war (18. Juli 1815) und Napoleon auf der Bellerophon nach England gebracht wurde.



## 1815: Der 2. Pariser Friede.

Die neue Ära nach der Ausschaltung Napoleons leitete der Chronist mit einem Vergleich ein: „Das Veilchen aber, welches die Franzosen im März so begierig aufgenommen hatten, war nicht nur schnell verblüht, sondern hatte auch einen sehr widrigen Geruch zurückgelassen. Sie hatten geglaubt durch ihr ‚Vive le roi‘ alles auf einmal wieder gut zu machen und die gutmütigen Deutschen wie das erste Mal heimzuschicken ... nur die Truppen unter Wellington hatten es nicht gut, denn er wollte nur den Bourbonen Frankreich erobern und daher wurden die Truppen unter seinem Kommando sehr eingeschränkt. Alle die Kunstschatze welche die Franzosen in andern Ländern geraubt, ... wurden wieder in die Länder zurückgebracht. Frankreich wurden 700 Millionen Franken als Kontribution auferlegt, und eine Armee von 150.000 Mann mußte auf Kosten des Landes zurückbleiben. Die Festungen Landau und Luxemburg wurden wieder von Frankreich getrennt und deutschen Fürsten zugeteilt, wobei Preußen sehr wohl bedacht wurde. Doch aber es ging ganz anders, als man vermutet und erwartet hatte, und der alte preußische Feldherr Blücher hatte im prophetischen Geist mit Recht gesagt: Daß durch die Federn der Minister das wieder werde verloren gehen, was der Krieger Schwert gewonnen hatte. Man glaubte, wenigstens Elsaß und Lothringen würden wieder von Frankreich getrennt. Allein die Politik Rußlands und Englands verhinderte solches.“

## 1816: Der Wiener Kongress.

„Die verbündeten Monarchen hatten mit ihren Heeren der Welt den Frieden gegeben, welchen die Franzosen seit 20 Jahren nicht gewollt hatten ... Man hat kein Beispiel in der Geschichte, wo so viele Fürsten und Große so zusammengekommen und solange zu einem so edlen Zweck beisammen geblieben wären. Denn sie waren zusammen gekommen, darüber gemeinschaftlich zu beratschlagen wie Recht, Ordnung und Friede für Europa gestiftet und ein Völkerbund errichtet werden könnte ... Deutschland sollte ein Bundesreich sein und Frankfurt am Main die Bundesstadt. Eine freie Verfassung mit Landständen sollte in allen deutschen, Staaten eingeführt werden. Was die Landstände anbetrifft, so wurden solche in einigen deutschen Ländern zum Schein eingeführt, aber in andern Ländern z.B. Baden dachte man nicht daran, ob solche gleich ebenfalls versprochen wurden und es kommt einem vor, wie wenn man sich vor dieser Einrichtung fürchtete!!!“ Pfarrer Schoch machte mit seinen Eintragungen deutlich, dass er in diesem Beschluss des Wiener Kongresses einen Schritt von der Autokratie hin zur Demokratie sah, den die beschließenden Fürsten aber nur mit halbem Herzen zu gehen bereit waren.

### 1816: Der Tod des Marschalls Joachim Murat.

Der Chronist Schoch erinnerte noch bei der Schilderung der Liquidation des napoleonischen Imperiums an einen Gewaltakt im Bereich der engeren Heimat:

„Murat war nach Frankreich zu seinem Herr Schwager (Napoleon) geflohen und hoffte, durch diesen wieder auf den Thron von Neapel zu kommen. Allein seine Hoffnung schlug ihm fehl ...“

Sein Versuch, zu Pizzo in Calabrien die Macht wieder an sich zu reißen, endete für ihn mit Gefängnis und einem Prozess mit Todesurteil:

„Murat starb mit Standhaftigkeit ... Er ließ sich die Augen nicht verbinden, sondern stellte sich mit offenem Busen vor die Soldaten hin und kommandierte: Feuer! – So hatte er also eben das Los wie der Duc D'Enghien, den er in Ettenheim gefangen genommen hatte, ohne damals auch nur von ferne zu ahnen, daß auch ihm einst es so geschehen werde.“

### 1818: Aachener Kongress und Abzug: der Besatzungstruppen aus Frankreich

Nachdem man auf dem eben genannten Kongress den Abzug der verbündeten Truppen beschlossen hatte, konnte Pfarrer Schoch die zurückkehrenden Truppen beobachten. Er formulierte seine Eindrücke so: „Mannschaft und Pferde und alles war so schön ausgerüstet, daß man ihnen ansah, daß sie in, Frankreich gelegen hatten, denn nirgends wäre dieser Zustand im Ganzen so prächtig zuwege gebracht worden als in Frankreich.“ Das war ein Kompliment an die Zivilisation und die ungebrochene Wirtschaftskraft des Nachbarlandes.

In diesem Jahre (1818) hätte man noch einen Hinweis des Chronisten auf die Einführung einer Verfassung im Großherzogtum Baden erwartet, besonders nachdem dieser sich anlässlich des Wiener Kongresses so skeptisch über dieses Problem geäußert hatte. Eine mögliche Erklärung des Verhaltens von Pfarrer Schoch wäre folgende: Er fand in der badischen Verfassung seine Erwartungen nicht erfüllt und zog es deshalb vor zu schweigen. Wäre seine Einstellung zur Verfassung positiv gewesen, würde er nicht versäumt haben, einige anerkennende Worte in die Chronik zu schreiben.

### 1820:

Während des letzten Jahrzehnts der Pfarrchronik (1820–1830) wurden in Europa keine Schlachten mehr geschlagen. Die Menschen waren kriegsmüde und suchten das kleine Glück. Doch war das politische Feuer nicht ganz erloschen. Unter der Asche steckte noch Glut, die dreimal in einer Revolu-

tion aufloderte. Das politische Ziel dieser Unruhen war immer die Einschränkung der überlieferten, autokratischen Staatsgewalt durch eine Verfassung, die Teilhabe der Regierten an der Regierung ermöglichen sollte.

### *Revolution in Neapel und Sizilien.*

„Im Anfang des Juli brach in Neapel eine Revolution aus ... In Neapel ging es ziemlich ruhig vorüber. Aber desto furchtbarer wütete die Revolution in Sizilien ... Durch die Revolution sollte nun die Souveränität des Königs eingeschränkt werden. Der König legte die Regentschaft nieder ... (Vom Kronprinzen) wurden solche Verordnungen ... gemacht, welche die besten Hoffnungen zum Wohl des Volkes gaben. Allein die Monarchen von Rußland, Preußen und Österreich sahen diese Revolution ... nicht gleichgültig an und verlangten, daß die Neapolitaner ihr eingesetztes Parlament wieder auseinander gehen lassen und ihren König eben die Souveränität einräumen sollten, die er ... vor der Revolution gehabt hatte, widrigenfalls würden österreichische Truppen dasselbe mit Gewalt zuwege zu bringen suchen ... Das ganze Armeekorps zerstreute sich gleich beim Anblick der Österreicher, plünderten ihr eigenes Land (so), dass die Österreicher mit Freuden aufgenommen wurden ... und der ganzen Revolution ein Ende machten. So endigte sich die neapolitanische Revolution, die im Anfang so schöne Aussichten eröffnete, auf eine sehr lahme Weise, der Despotismus siegte über die Freiheit.“ Der ernüchternde Kampf der Revolutionsverteidiger zeigte, dass ein großer Teil der Neapolitaner für die politische Freiheit nicht reif war. Aber eben diesen Reifeprozess wollte ja der Kronprinz in Gang setzen, weshalb das harte Urteil des Chronisten verständlich ist.

### 1823: Die spanische Revolution (1820) und ihre Niederschlagung.

„Bei dem Fürstenkongreß in Verona wurde im Spätjahr 1822 verabredet, daß Frankreich eine Armee nach Spanien schicken und die ausgebrochene Revolution wider vernichten sollte. Frankreich ließ also eine Armee nach Spanien aufbrechen und (diese) drang ohne Widerstand zu finden in das unglückliche Land ein. Die Spanier waren unter sich nicht einig, und darum waren keine gehörigen Anstalten zum Widerstand getroffen ... So wurde die Partei der Konstitutionellen immer kleiner und schwächer, bis sie besiegt wurde ... Nun gingen die Verfolgungen an ... so endigte also die Spanische Revolution auf eine sehr üble Weise, welches auch nicht wohl anders bei der großen Uneinigkeit der Parteien zu erwarten gewesen. Die Klöster und Geistlichkeit waren denn ganzen Wesen von Anfang an entgegen.“

Das Bedauern des Chronisten über den Misserfolg der Revolution von 1820 wird verständlich, wenn man erfährt, dass die von ihr wieder eingeführte Verfassung von 1812 die Abschaffung der Folter und der Inquisition verlangte.

### 1830: Die Julirevolution in Frankreich.

„Die Wiederaufnahme der Bourbonen auf den französischen Thron war der ganzen Nation zuwider ... Durch die von Ludwig XVIII. dem Lande gegebene Konstitution oder Charte wurde aber diese Abneigung um Vieles gemildert, und sie würde sich nach und nach gänzlich verloren haben, wenn nur diese Bourbonen es verstanden hätten, die Liebe ... des Volkes zu gewinnen und zu erhalten. Ludwig XVIII. war ein ... kluger Fürst, der die dem Lande gegebene Charte heilig hielt, und deshalb auch von seinem Volk bis zu seinem Tode geachtet wurde. Ihm folgte in die Regierung sein Bruder (Karl X.). Dieser beschwor ebenfalls die Charte, aber schon nach wenigen Jahren der Regierung fing er an, an der Charte zu rütteln und dieselbe zu beschneiden ... Das Volk murrte laut gegen derlei Eingriffe in die Charte ... Anstatt aber Rücksicht darauf zu nehmen, löste der König die Deputiertenkammer auf ... Da sich nun der König in der Hoffnung getäuscht sah, eine Deputiertenkammer nach seinem Sinne zu bekommen so löste er auch diese Deputiertenkammer schon wieder auf und machte ein solches Gesetz, daß nur diejenigen, welche ein Vermögen von 15–20.000 Franken Rente hätten, ihre Stimme zur Wahl eines Deputierten abgeben dürften. Diese gröbliche Verletzung der dem französischen Volk so heiligen Charte reizte nun die Gemüter so stark, daß ein Volksaufstand sogleich entstand, welchen der König mit Waffengewalt wieder zu stillen suchte ... Aber schnell bildete sich eine Nationalgarde ... und nun ging der Tanz an ... Endlich gelang es, die Linientruppen mit den Nationalgarden zu vereinigen, und nun hatte das Gemetzel ein Ende. Der Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, wurde in der Folge zum König von Frankreich gewählt und dadurch der französische Thron wieder besetzt. Ob er diese Würde bis zu seinem Tode bei dem Wankelmut der Franzosen behaupten würde, wird die Zeit lehren.“

Die drei geschilderten Revolutionen waren Teile des Kampfes zwischen den Anhängern des Absolutismus und den Anhängern der konstitutionellen Monarchie. Pfarrer Schochs Sympathien gehörten klar den Letzteren. Das geht auch aus einer seiner Bemerkungen gegen Ende der Julirevolution hervor:

„Diese Revolution hat sich vor der ersteren (1789–94) bisher sehr schön ausgezeichnet, denn sie hatte keinen so bösen Charakter wie die erstere vor 40 Jahren angenommen.“

### 1830 im September: Aufstand in Braunschweig.

„Herzog Karl von Braunschweig hatte sich längere Zeit in Paris auf gehalten und viel Geld verschwendet ... welches den Unwillen seines Volkes in höheren Grade erregte und war eben im Begriff nach England zu gehen und sich daselbst wieder eine Zeit lang herumzutreiben, wodurch das Mark

des Landes verzehrt ... würde ... Der so hoch gesteigerte Unwille des Volkes brach daher den 6. und 7. September fürchterlich los, und kaum entging der Herzog durch eine schnelle Flucht dem Tode ... Sein jüngerer Bruder Wilhelm ... wurde eiligst von den Vorgängen benachrichtigt und kam von Berlin, um den Aufstand, der große Verwüstungen zur Folge gehabt hatte, wieder zu stillen, welches ihm auch wirklich gelungen ist. Das Volk wollte nun aber absolut von Herzog Karl nichts mehr wissen und hören, sondern verlangte, daß Wilhelm Herzog von Braunschweig sein solle. Dieser Volkswille ging auch in Erfüllung.“

Das war der letzte Eintrag von Pfarrer J.J. Schoch. Er starb drei Jahre später und sah sich aus Altersgründen offenbar nicht mehr in der Lage, dieser zusätzlichen Aufgabe nachzukommen.

### *Kurze Lebensbeschreibungen der Chronisten.*<sup>2,3</sup>

Johann Jacob Müller (1680–1753).

Er wurde geboren zu Steinbockenheim bei Kreuznach. Im Jahre 1718 trat er als dritte Pfarrstelle im Hanauerland (1707–10 Eckartsweier, 1710–18 Freistett) die Pfarrei Lichtenau an. Das Kirchspiel deckte sich – bis 1746 – mit dem Gericht Lichtenau. Nach 35-jähriger Tätigkeit starb er am 30. April 1753 zu Lichtenau im Alter von 78 Jahren 9 Monaten.

Georg Ernst Ludwig Neßler (1717–1786).

Er wurde im Jahre 1717 als Sohn eines Wachtmajors zu Butzbach (Hessen) geboren (als einziger Sohn unter 12 Kindern). Er besuchte daselbst das Gymnasium, wo ihn der darmstädtische Prinz Heinrich unterstützte. In Gießen begann er das Studium der Theologie und beendete es in Straßburg, „wo er sich durch viele Information (Stunden geben) durchbringen mußte.“ Nach Beendigung seines Studiums bekam er durch Empfehlung eine Hauslehrerstelle bei dem Amtsschreiber Knapp in (Rhein-)Bischofsheim. Den Einstieg in den Beruf fand er als Diakon in Scherzheim (1739). Darauf folgten zwei Pfarrstellen (Eckartsweier 1742–46, Scherzheim 1746–53), bis er 1753 mit der Pfarrei Lichtenau betraut wurde, die er bis zu seinem Tode (2.4.1786) versah. Am Ende seiner geistlichen Laufbahn wurde ihm noch die Ehre zu teil, zum Spezial (Dekan) des Hanauerlandes ernannt zu werden, ein Amt, das er durch seinen frühen Tod nur ein Jahr bekleidete. Seine führende Rolle unter den Amtsbrüdern bewies er auch durch die Gründung einer Pfarrwitwenkasse. Er war „ein äußerst tüchtiger Geistlicher“. Nach seinem Tod folgte ihm sein Sohn Ernst Ludwig im Amt nach.<sup>3</sup>

Ernst Ludwig Neßler (Amtszeit: 1786–1806).

Nach einem Vikariat in Kork wurde er als Nachfolger seines Vaters nach Lichtenau versetzt. Dort starb er nach 20-jähriger Tätigkeit im Jahre 1806.

Johann Jacob Schoch (1757–1833).

Pfarrer J.J. Schoch wurde zu Lichtenau am 30.9.1757 geboren. Sein Vater war der Kastenmeister Johann Jacob Schoch. Nach dem Studium der Theologie in Tübingen und Gießen wurde er 1779 in Buchweiler ordiniert. Nach Vikarsjahren in verschiedenen Dörfern des Hanauerlandes (Rheinbischofsheim 1780/81, Hesselhurst 1781/82, Lichtenau 1782–86) war er 15 Jahre lang Pfarrer in Scherzheim (1786–1801). Im Jahre 1801 wurde er mit der Pfarrei Legelshurst betraut, um 1806 seinem Wunsch entsprechend die Pfarrei seines Heimatstädtchens Lichtenau zu übernehmen. Dort entfaltete er eine lange, segensreiche Tätigkeit bis zu seinem Tode im Jahre 1833. Er war auch heimatgeschichtlich tätig und veröffentlichte im Jahre 1812 in den „Vaterländischen Blättern“ von Aloys Schreiber eine kurze Geschichte des Hanauerlandes und der Stadt Lichtenau. Seinem Vorgänger in der Führung der Pfarrchronik, Pfarrer Neßler, war er besonders verbunden, da er einmal als dessen Pfarrkind von ihm getauft (konfirmiert?) worden war, zum andern, weil er seine Enkelin Friderica Salome, eine Tochter des Pfarrers Kobelt von Scherzheim, zur Frau nahm.

#### *Anmerkungen.*

Die Pfarrchronik wird im evangelischen Pfarramt in Lichtenau aufbewahrt.

In dieser Arbeit sind die Zitate aus der Pfarrchronik nicht buchstabengetreu, aber wortgetreu wiedergegeben, d.h. die Orthografie wurde den heute geltenden Regeln angepasst.

- 1 Lauppe, Ludwig: Burg, Stadt und Gericht Lichtenau. Herausgegeben von Lisbeth Lauppe, Wilhelm Lauppe und Ludwig Uibel. 2. Auflage, Bühl 1998, 439 ff., 485 ff.
- 2 Lauppe, a.a.O., 554.
- 3 Schildberg, Gerard Ch.: Le Pastorat du comté de Hanau-Lichtenberg de 1618–1789. Strasbourg, Univ. Phil. Fac., Dissertation 1979.
  - a. La These 1980.
  - b. Les pasteurs (fichier biographique), les femmes des pasteurs (index) bibliographie, composition des 14 baillages du comté.

# Eine Kindheit und Jugend im Hanauerland. Erinnerungen der Pfarrerstochter Ida Crecelius geb. Schellenberg 1854–1934

*Hans Herrmann*

## *Vorwort*

Zu Beginn der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts, als Familienforschung unter Bürgerlichen noch selten war, hatte Studienrat Helmuth Schellenberg, der Vater der in Kork lebenden Diakonissenschwester Irmtraut, die Familienchronik der Schellenbergs zusammengestellt. Darin brachte er auch Auszüge aus den „Lebenserinnerungen“ seiner Tante Ida Crecelius geb. Schellenberg (1854–1934). Die gesamten Aufzeichnungen, welche Ida Crecelius etwa 1925 auf einer alten Schreibmaschine niedergeschrieben hat, sind heute im Besitz von Schwester Irmtraut Schellenberg. Ida Schellenberg wurde 1854 in Deutschneureuth – heute Neureut – bei Karlsruhe geboren, wo ihr Vater Theodor Pfarrer war. Ida war die älteste von vier Geschwistern. Ihr Bruder Theodor, der am 9. Februar 1857 geboren wurde, starb bereits am 18. September desselben Jahres. Ihr Bruder Gotthold (1860) und ihre Schwester Luise (1861) kamen in Hesselhurst zur Welt. 1858 erhielt Theodor Schellenberg die Pfarrstelle in Hesselhurst, 1869 wurde er in Kork Pfarrer und Dekan. Ida erhielt eine gute Ausbildung in Freiburg am Institut Meyer, das von einer Freundin ihrer Mutter geleitet wurde. 1882 wurde sie in der Korker Kirche von ihrem Vater mit Albert Crecelius getraut. Ida lebte mit ihrem Mann in Meersburg, Konstanz und bis 1916 in Freiburg, wo Albert Crecelius zum Domänenrat ernannt wurde. Beide erzogen ihre vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter, in „gleichmäßiger Pflege von Körper, Geist und Gemüt“. Zwei ihrer Söhne fielen im Ersten Weltkrieg, die ledige Tochter wurde Professorin in Heidelberg. Als Albert Crecelius pensioniert wurde, zogen er und seine Frau Ida nach Heidelberg. Nach dem Tod ihres Mannes 1924 lebte Ida Crecelius bis zu ihrem Tod 1934 bei ihrer Tochter in Heidelberg, besuchte häufig Bekannte im Hanauerland und schrieb ihre Erinnerungen nieder.

In dem von mir ausgewählten und chronologisch geordneten bearbeiteten Text der „Erinnerungen“ beschreibt Ida Crecelius die Stimmung, Furcht und Hoffnung der Grenzbevölkerung vor und während des Krieges 1870/71. Sie berichtet von der Belagerung Straßburgs, von der Beschießung Kehls, den Kehler Flüchtlingen, vom Einsatz der Frauen in der Lazaretten Korks, von Brandstiftung und Einquartierung. Sie zeigt aber auch



*Frau Pfarrer Ida Schellenberg  
(Mutter von Ida Crecelius)*



*Pfarrer Schellenberg 1868  
(Vater von Ida Crecelius)*

auf, wie die deutsche Regierung wirtschaftlich und baulich viel in das wieder deutsch gewordene Straßburg investierte, aber durch den Einsatz vieler preußischer Beamter mit ihrer ganz anderen Mentalität und Arroganz sich viel Sympathien bei den Elsässern verspielte.

### *1870 – Es gibt Krieg!*

Im Streit um die spanische Thronfolge zwischen Preußen und Frankreich hatte König Wilhelm die französische Forderung, für alle Zeiten auf den spanischen Thron zu verzichten, zurückgewiesen. Bismarck hatte den preußischen Standpunkt in der Emser Depesche an Frankreich provozierend verkürzt wiedergegeben. Diesen Text mußte Frankreich als Affront empfinden und reagierte erwartungsgemäß mit der Kriegserklärung am 19. Juli 1870.

Damit begann der deutsch-französische Krieg, in dem sich alle nord-deutschen und entgegen der Erwartung Frankreichs auch die süddeutschen Staaten auf die Seite Preußens stellten; auch Baden stand zu Preußen.





*Ida Crecelius v. li.  
mit ihrem Bruder Gotthold,  
ihrer Schwester Luise  
und dem Pflegebruder René*

Besuche bei Bekannten und auf den Märkten in Straßburg waren für die Hanauer Bevölkerung plötzlich nicht mehr möglich. Als Grenzbewohner hatten sie Angst vor einem französischen Angriff, zumal die französische Presse gegen die süddeutschen Staaten hetzte.

Nach der Kriegserklärung am 22. Juli wurde auf deutscher Seite der Drehteil der 1861 gebauten Eisenbahnbrücke gesprengt. Die in den Nischen der Brücke stehenden Skulpturen von „Vater Rhein“ und „Mutter Kinzig“ wurden dabei in den Rhein geschleudert. Nur die „Mutter Kinzig“ wurde später wieder aufgefunden und 1904 auf dem Kehler Marktplatz aufgestellt.

Aus Kork wurden 21 Männer als Reservisten einberufen und mussten sich in Rastatt melden. Sie kehrten alle unversehrt aus dem Krieg zurück.

*Fast ein Jahr waren wir in Kork. Wir hatten uns eingelebt in Haus und Gemeinde; die Großmutter war nach schwerer Operation genesen, alle waren gesund, und das Leben schien freundlich vor uns zu liegen. Wohl hatten uns die Sturmzeichen am politischen Himmel beunruhigt, aber immer wieder sagte man sich: Krieg wird es gewiß nicht geben.*

*Da saßen die Großmutter, die Mutter und ich im Juli 1870 in unserem Gartenhäuschen und schnitzelten Bohnen. Der Vater kam von einem Gang zurück, trat zu uns und sagte mit ernster Miene: „Jetzt gibt es Krieg!“ Und in unser Haus wie in so viele andere zog der Schrecken ein.*

*Süddeutschland hielt treu zu Preußen, und ich glaube, daß keiner in Kork das anders gewünscht hat. Aber es traf uns Grenzbewohner hart; in der Zeitung war zu lesen, was im französischen Parlament gesagt worden war aus Zorn über die süddeutsche Haltung: Die Frauen und Töchter Badens werden die Torheit ihrer Regierung büßen müssen, wenn unsere Turkos (Nordafrikaner) in ihr Land einbrechen.*

*Wie mit Feuerschrift sah ich immer diese Worte vor mir, und doch war ich meinen Eltern dankbar, daß sie das liebevolle Angebot unserer treuen Basler Verwandten ablehnten, meine achtjährige Schwester und mich während des Kriegs bei sich aufzunehmen. Der Vater wollte nichts vor der Gemeinde voraushaben, wir alle sollten Glück und Unglück mit ihr teilen, und die Mutter stimmte ihm freudig bei. Ich teilte völlig die Ansicht der Eltern und ließ sie so wenig wie möglich merken, daß ich gar keine heldenhaften Gefühle hatte.*

*Im Dorf wurden Geschichten von früher erzählt: Wie bei früheren Kriegen immer das Gesindel aus dem Elsaß gekommen sei und zusammenge-  
raubt habe, was ihm gefiel, und wie dieses Gesindel im Übermut die Betten aufgeschnitten und die Federn habe tanzen lassen. Das richtige Militär sei lange nicht so schlimm – mit Ausnahme der Turkos! Und da kam eine maßlose Wut auf, daß diese Wilden auf uns losgelassen werden sollten. Auf einmal hieß es, das „Gsindl“ sei schon unterwegs. Eine sehr vermögende Familie weichte daraufhin ihre sämtlichen riesigen Wäschebestände des Hauses ein, damit sie weniger leicht geraubt werden konnten; es gab danach ein langes Wäschetrocknen. Das muß gewesen sein, noch ehe man die Rheinbrücke am 22.7.1870 sprengte. Vor dieser gefürchteten Sprengung war in Kehl der Befehl ergangen, sich in den Häusern zu halten und die Fenster zu schließen. Niemand wurde verletzt, nur ein armer Schwachsinniger fand den Tod. Die in den Brückennischen stehenden Figuren „Vater Rhein“ und „Mutter Kinzig“ wurden dabei in den Rhein geschleudert. Die „Mutter Kinzig“ konnte später wieder aus dem Rhein gezogen werden. Die Schiffbrücke wurde selbstverständlich auch abgetragen, und so war man völlig abgeschnitten von der Stadt Straßburg, mit der uns so viele Beziehungen des Herzens und der Wirtschaft verbanden.*

*In Kork war man eifrig bedacht, sich auf Schlimmes vorzubereiten. Eine Nachbarin nach der andern erschien, um mit halblauter Stimme zu bitten, ihre Wertsachen im geheimen Gewölbe des Pfarrhauses unterbringen zu dürfen. Es war aber keines im Hause, jedenfalls haben wir es nie entdeckt.*

*Der Wunsch, wertvolle Dinge zu retten, erfaßte auch uns. Die Mutter packte ihr feines Glas und Porzellangerät in einen großen Koffer. Damit*

nicht alles mutwillig zerschlagen werde, vergruben wir den Koffer auf dem Äckerlein dicht hinter der Küche. Ein zweiter Koffer wurde mit dem feinsten Leinenzeug bepackt und in dem trockenen Bienenstand vergraben. Die Großmutter ließ mich ebenfalls ihr bestes Leinen verpacken und dazu ihre reizenden Pastellportraits. Diese Kiste kam in dem Holzschopf unter die Erde. Der Kirchendiener half bei dem Eingraben, das möglichst still und ganz ohne Licht in der Nacht vorgenommen wurde. Doch ein bißchen Romantik im Elend!

Romantisch war es auch, daß vor der Sprengung etwa 400 Männer von Kork mit Schaufeln und Hacken vorbeizogen, um die Bahnstrecke bei Kehl zu zerstören. Sie sangen: „Morgenrot! Morgenrot! Leuchtest mir zum frühen Tod!“

Die Männer, die in den Krieg ziehen mußten, hatten sich nach Rastatt zu ihrer Garnison zu begeben. Nach der Einberufung blieb ihnen noch ein Abend und eine Nacht, ehe ihr Zug fuhr. Manche sind noch schnell ins Pfarrhaus gekommen und haben dem Vater die Hand gedrückt zum Abschied. Alle waren in ernster, würdiger Verfassung voller ruhiger Entschlossenheit. Ebenso die Frauen und die Eltern. Es war merkwürdig still im Dorf an diesem Abend, während sonst jedes besondere Ereignis großen Spektakel erzeugte. Von einem der Einberufenen hat mir unser Schuhmacher erzählt. Der war ein fremder Knecht und sei manchmal nach Feierabend eine Weile bei ihm gesessen. Auch an diesem Abschiedabend sei er gekommen und habe bitterlich geweint. Als der Schuhmacher ihm habe Mut machen wollen, habe der Knecht gerufen „Das ist's ja nicht! Ich fürcht mich nicht vor dem Sterben – aber daß es keinem Menschen was ausmacht, ob ich heimkomme oder draußen bleibe, das drückt mirs Herz ab!“ Er war eine Waise. In Rastatt, noch ehe es zum Ausrücken kam, ist der Knecht an einer schnellen Krankheit gestorben.

### *Ein Brandstifter im Dorf*

Als die Reservisten weg waren, wurden die Korker Einwohner unruhig; Kork stand zwar unter Kriegsrecht, aber kein Soldat war im Dorf. Die Korker glaubten sich „von oben“ im Stich gelassen. Als jetzt noch im Haus der Familie Thorwart (Herrenstraße 27) Feuer ausbrach, kam das Gerücht auf, dass französische „Spione“ am Werk seien. Die Löschmannschaft war bald zur Stelle, aber das Feuer war so stark, dass das Haus nicht mehr zu retten war, und die Flammen die umliegenden Häuser bedrohten. Der Korker Amtmann Flad befahl der Löschmannschaft, das Wasser nur noch auf die Nachbarhäuser zu richten. Diese gehorchte jedoch erst, als er seine Amtsschärpe anlegte, die ihm nach dem Kriegsrecht volle Befehlsgewalt verlieh. Eine kleine Truppe Soldaten aus Württemberg, die sich für kurze Zeit im Ort befand, beteiligte sich an der Brandwache. Als nach einigen Tagen

auch das Haus der „Müllhanse“ in Flammen aufging, wurde der Brandstifter gefasst.

*Kork stand unter Kriegsrecht. Die Grenzwächter vom Rhein fuhren in Wägen durch den Ort. Sie hätten uns nichts helfen können, dennoch ging ein Murren durchs Dorf. „Alle Uniformierten gehen weg, unsere Buben haben wir weggeben müssen, keine Soldaten kommen zum Schutz“. In diesen Tagen verkehrte der Vater viel mit dem Bürgermeister Gerold, dem Oberamtman Flad und anderen tüchtigen Männern. Er war viel unterwegs, seine ruhige Überzeugung, daß man „oben“ sicher das Beste tue, um das Land zu schützen, übernahm mancher. Daß wir trotzdem schwer heimgesucht werden könnten, verschwieg er nicht. Die Ruhe, mit der er samt den Seinen das Schicksal erwartete, tat unruhigen Seelen wohl.*

*Eines Nachts gab es Feuerlärm. Nicht weit von uns brannte es. Feuer in einem Dorf zu solcher Zeit ist etwas Furchtbares. Daß Brandstiftung vorlag, war klar. Der Vater war beim Löschen dabei. Zwischendurch kam er heim: „Richtet euch aufs Ausräumen ein, der Wind hat sich gedreht.“ Das hatten wir auch schon gemerkt. Die Feuerfunken flogen über die Kirche weg in unseren Grasgarten. Die Mutter legte Säcke und Kissenbezüge, die als solche dienen konnten, in Schubladen und Kästen. Sie wies das Mädchen und mich an, was wir zu tun hätten, wenn die Gefahr näher käme. Vorher waren mehrere Frauen da gewesen, die ihr Wichtigstes bei uns unterbrachten. Eine hatte ihr ganzes Vermögen im Schurz. Im Grasgarten stand allerlei Hausrat, den wir nicht hüten konnten; es ist ihm nichts zu leide geschehen. Plötzlich ertönte ein tierisches Wutgebrüll, eine Schar von Männern stürzte durch unseren Grasgarten und brach durch den Zaun, man hörte sie auf dem Kirchweg nach Neumühl weiter toben. Sie verfolgten einen Menschen, den sie für den Brandstifter hielten. Schließlich hatten sie ihn, und kräftige Fäuste fingen an, ihn zu bearbeiten. Was er schrie, wurde nicht beachtet, bis ein weiterer Mann herankam: „Was mache Ihr? De'sch jo min Knächt.“ Der war der vorderste der Verfolger gewesen.*

*Der Schmidt Arbogast saß auf dem First seines Hauses, das neben der Brandstätte lag und die Seinen reichten ihm Wasser durch eine Dachluke. Er schleuderte es auf die vom Brand gefährdeten Stellen. Der mächtige Mann saß da oben wie einer aus der Vorzeit. Aber sein Löschwerk gelang.*

*Eine Dame rannte im Vorgarten ihres Hauses herum und löschte mit einem zierlichen Gießkännchen die Funken auf dem Rasen. Das Feuer hat das Wohnhaus von Thorwärts samt den Ökonomiegebäuden und dem Holzhof verzehrt. Daß nicht noch mehr zu Grunde gegangen ist, war der Energie und dem Scharfblick von Oberamtman Flad zu danken: Als man seiner vernünftigen Anordnung, die Spritze nicht auf den Feuerherd, sondern auf die gefährdeten Gebäude zu richten, Widerstand entgegensetzte, tat er sei-*

ne Amtsschärpe um und verlangte Gehorsam mit Hinweis auf das Kriegrecht.

Von diesem Tag an richteten die Korker einen Nachwachtdienst ein, an dem sich auch der Vater beteiligte.

Welch eine Freude, als Kork Einquartierung bekam. Es war ein kleines Trüpplein Württemberger, geführt von einem Leutnant. Als der Vater unseren Soldaten nach Name und Herkunft fragte, sagte er: „Joseph Pflug, Muersmann von Ochseuse.“ Die Soldaten übernahmen selbstverständlich den Wachtdienst. Auch unser Joseph Pflug hatte Wache. Es war eine finstere, stürmische Nacht, und er wäre gewiß lieber ins Bett gegangen: „Dös sin die allerschlimmste Nächt für uns Soldate“, sagte er im Weggehen, „do weiß mer nit emol wer mer derschießt.“ Der Vater war noch ein Stündchen im Lesezimmer, wo alle Beamten sich um den Offizier geschart hatten. Dieser war niedergeschlagen. Ob sie hier blieben?, wurde gefragt. Das wisse er nicht. Er bekomme täglich Order, was er zu tun habe. Schon am nächsten Vormittag kam die Abberufung unserer Württemberger. Wohin es ging, durfte der Leutnant nicht sagen, woher das Trüpplein kam, wußten alle Quartierwirte von ihren Leuten. Plan- und sinnlos waren diese Soldaten herumgehetzt worden, von einem Ort zum andern. Sie wußten nur, daß hinter ihnen im Schwarzwald eine große Armee heranziehe. Wenn die auch so wenig zielbewußt geführt würde, wie diese Leute, dann – ach, man mochte es nicht ausdenken. Selbst der Vater schien etwas von seinem Vertrauen in die preußische Heeresleitung verloren zu haben. Er sah bekümmert aus.

Und doch haben dieser und andere kleine Trupps wahrscheinlich unser Land vor einem Beutezug der Franzosen geschützt. Diese Soldaten samt ihren Offizieren hatten alle die feste Überzeugung, ein Heer stände hinter ihnen, und verbreiteten dies überall. Die französischen Spione meldeten das hinüber, durch die Schweiz fand es auch in Verwandtenbriefen den Weg ins Elsaß. Man sprach davon, daß sich bei Gengenbach das Heer zusammenziehe. Man vermutete eine Schlacht zwischen dem Rhein und dem Schwarzwald. In Kork könne man da nicht bleiben; wenn es so weit käme, müsse man flüchten. Wir wußten schon, mit wem wir in diesem Fall fahren würden.

Nach dem Abzug der Württemberger wurde der nächtliche Wachtdienst von den Korker Bürgern nicht wieder aufgenommen. Wozu auch? Es war ja seither nichts vorgekommen. Aber in der folgenden Nacht brannte es wieder. Die Aufregung war womöglich noch größer als das erste Mal, ebnete aber rasch ab. Die Magd von Notar Kaiser hatte einen Mann kurz vor dem ersten Feuerschein aus der betreffenden Scheune schleichen sehen und in ihm den früheren Ochsenwirt, einen entmündigten Trunkenbold, erkannt. Es ließ sich später einwandfrei feststellen, daß er der Täter war. Er hatte beide Feuer angelegt des Freibiers wegen, das nachher der Feuerwehr und auch andern Helfern zuteil zu werden pflegte. Eine Wache

*brauchte man also nicht mehr, aber die Angst, die große Angst war geblieben vor dem Unheil, von dem man sich bedroht fühlte. Die unsinnigsten Gerüchte kamen auf.*

„Spione“

*Bei den Bränden hatten manche zuerst den Gedanken, französische Spione hätten das Feuer angelegt. Überhaupt Spione! Da wurde eine Person verhaftet, die wie Ophelia das Haupt mit Blumen geschmückt, gelegentlich bei uns erschien und selig lächelnd von dem schönen Paris erzählte, zu welchem sie bald zurückkehren werde. Sie hatte durch die Ausweisung aus Frankreich den Verstand verloren. Eine andere arme Ausgewiesene war auch nahe daran, in den Verdacht der Spionage zu geraten. Sie hatte gesagt, wenn der Kaiser Napoleon wüßte, wie schlecht es ihr jetzt gehe, würde er sofort 10 Regimenter schicken, um sie zu holen. Sie war von der Gemeinde Neumühl bei einer alten Frau untergebracht und die Zwei vertrugen sich schlecht. Da kam sie manchmal, um Trost beim Pfarrer zu suchen. Sie war die Tochter eines Armeelieferanten von anno dazumal, der sein auf schändliche Weise erworbenes Vermögen vertan hatte und dann nach Paris gegangen war. Die Tochter sei in großem Wohlleben aufgewachsen und jeder Arbeit fremd geblieben. Davon wußten noch alte Leute zu erzählen. Jetzt war sie mit 60 Jahren oder mehr, ihrer seitherigen Heimat beraubt, geistesgestört geworden.*

*Vorbereitungen im Pfarrhaus für den Kriegsfall*

*Die Mutter tat indessen alles, um das Haus für alle Fälle bereit zu halten. Wäsche, Kleider und Schuhe standen für jeden bereit bei einer etwaigen Flucht. Sie rüstete Betten zu, auch Notbetten, wenn vielleicht viel Einquartierung käme. Sie räumte die Zimmer ein, wie sie für die Soldaten passend erschienen, und legte unsere Bärb in das Schlafzimmer von meiner Schwester Luise und mir.*

*An den Sonntagen waren die Gottesdienste sehr besucht in diesen schweren Zeiten, aber auch die Wochenandachten, die der Vater seit Kriegsbeginn hielt. Wenn ich ihm in der Stille der Kirche zuhörte, wick der Druck von mir und wohl auch von vielen andern. Und doch hat er nie gesagt, weil Gott gerecht sei, müsse er unsere Sache zu der seinen machen. Und nie hat er uns vergessen lassen, daß Gott auch der Franzosen Gott ist.*

*Wir hatten damals in unserer Küche noch ein uraltes Kamin wie in Bauernküchen mit großem Kaminschoß. Die Mutter und ich waren eines Tags am Herd beschäftigt und hörten fortwährendes Getöse wie Kanonenschüsse. Im übrigen Haus und im Freien hörte man nichts. Nachher kam die Nachricht vom Kampf bei Weißenburg.*

*Großer Sieg! Mac Mahon geschlagen!*

Die Kriegsmeldungen aus Frankreich gingen zunächst an den Oberamtmann in Kork, der sie dann weiterleitete. Um von den Kriegsschauplätzen die neuesten Nachrichten zu erhalten, wurde in Kehl ein Telegrammverein gegründet, weil die Zeitung „Kehler Grenzbote“ nur dreimal wöchentlich erschien. Eines Abends erschien der Oberamtmann im „Schwanen“, wo gerade die Mitglieder der Lesegesellschaft versammelt waren, und überbrachte die freudige Nachricht, dass die deutsche Armee den französischen Marschall Mac Mahon bei Wörth geschlagen habe. Auf diese Nachricht hin eilten die jüngeren Mitglieder der Lesegesellschaft zum Pfarrhaus, weckten Pfarrer Schellenberg und riefen: „Großer Sieg, Mac Mahon geschlagen.“

*Da kam eines Tages der Schweikle, ein Bauer in den besten Jahren, ein Mann wie man sich einen Goten vorstellt. Er hatte scharfe Sinne, etwa so wie sie Cooper seinen Indianern zuschreibt. Er kam, blaß vor Erregung, und sagte mit verhaltener Stimme: „Herr Pfarrer, es ist eine Schlacht im Gang. Ich war auf dem Feld da und habe mein Ohr an den Boden gelegt und habe Kanonendonner gehört.“*

*Für den ganzen Bezirk kamen die Nachrichten vom Krieg zunächst an den Oberamtmann nach Kork, der sie dann weiter verbreitete. Und nun kam die erste wichtige befreiende Nachricht. Als wir schon lange zu Bett waren, wurden die Eltern geweckt durch einen Lärm im Hof und den Ruf: „Pfarrer raus! Pfarrer raus!“ Der Vater kleidete sich notdürftig an und eilte ans Fenster, das auf den Hof ging. Da standen auf der Treppe des Hauses die jungen Leute des Lesevereins, der Referendar, der Diakonus, der Rechtspraktikant und jubelten ihm zu: „Großer Sieg! Mac Mahon geschlagen!“*

*Sie waren noch im Lesezimmer gewesen, als der Oberamtmann nachts die Freudenbotschaft empfing. Er vermittelte ihnen die Botschaft, damit sie die Nachricht weiter tragen sollten.*

*Die Mutter kam zu uns Mädchen. Wir hatten nichts von dem Lärm gehört. So konnte sie uns überraschen. Unsere Bärb war so schlaftrunken, daß sie zu meiner Empörung fragte: „Sin jetzt d’Franzose unsere Freind oder unsere Feind?“ Und sie hatte doch zwei Brüder im Feld!*

*Der nächste Tag war ein Sonntag. Vaters Predigt war ein warmer Dank für die Befreiung von großer Angst. Nach der Kirche blieb alles auf der Straße stehen, man drückte sich die Hände, man lachte, man weinte.*

*Am Sonntag früh brachte ein Bote den Brief des Oberamtmanns nach Lichtenau, dem entferntesten Ort des Bezirks, zu Pfarrer Röther. Die Tochter des Lehrers, welche ihn in Empfang nahm, erfuhr von dem Boten seinen Inhalt. Still ging sie von außen in die Sakristei und legte das Schreiben auf den Tisch, während Röther auf der Kanzel stand. Er erzählte uns, er sei*

gleich mit der Depesche zum Altar geeilt, habe den Gesang unterbrochen und gerufen: „Singt: Nun danket alle Gott“. Als das geschehen war, habe er die Depesche verlesen. Es sei wunderbar gewesen für ihn und die Gemeinde.

### *Viele Kehler Flüchtlinge in Kork*

Für ganz Deutschland und auch für uns Korker war der Druck weggenommen. Aber Kehl, ein Ort ganz in unserer Nähe, wo auch Deutsche lebten, mußte ihn bald erst recht spüren: Straßburg wurde von den Franzosen eingeschlossen. Es bestand die Gefahr, daß Kehl beschossen wurde, und so wurde den Bewohnern der Befehl gegeben, es zu verlassen. Da sah man auf der Straße von Neumühl her einen Wagen hinter dem andern. Viel konnten die Flüchtlinge nicht mitnehmen, und oft waren es recht wunderliche Dinge, die sie mitnahmen. Ein Mann rettete seine Haustüre. Einen rührend komischen Eindruck machte eine alte Frau, die auf einem quer über den Wagen gestellten Sofa saß, in dem einen Arm eine Katze, in dem andern eine Kaffeemühle.

Die Flüchtlinge wünschten fast alle, möglichst in der Nähe zu bleiben, und so waren die nächsten Dörfer überfüllt. Bei uns war der Blechner Rittershofer, dessen Frau mit dem kranken Vater anderwärts im Land bei Verwandten Unterkunft gefunden hatte. Ferner hatten wir die Kaufmannswitwe Kaiser, die uns gänzlich fremd war und die zur Magd und mir einquartiert wurde. Ferner gaben wir dürftiges Nachtquartier ohne Essen und mit einer einzigen Waschschüssel an sieben elegante junge Kehler Kaufleute, die uns gar keine Mühe machten. Die Kehler Flüchtlinge betrugten sich durchweg recht gut. Manche Korker haben es den Kehler Frauen und Mädchen übel genommen, daß sie sich täglich vom Friseur frisieren ließen. Aber das waren Geschäftsfrauen, bei denen es in Kehl so Brauch war und ihr Friseur lief als müßiger Flüchtling vor ihren Augen herum. Warum sollten sie nicht? Ernstere Klagen habe ich von niemand gehört. Schon vor dem Einrücken der Kehler war eine Abteilung Dragoner mit zwei Offizieren nach Kork gekommen, bei uns wurde der Dragoner Lorbeer einquartiert. Als er nach scharfem Ritt bei uns eintraf, ist er fast vom Pferd gesunken. Die Mutter hat ihn gut gepflegt. Seine Frau, eine liebliche Blondine, die ihn nach überstandnem Wochenbett besuchte, konnte ihn kaum mehr erkennen. Mann und Frau waren liebe bescheidene Menschen, beide von Beruf Fabrikarbeiter, Seidenweber bei Metz in Freiburg.

### *Belagerung von Straßburg*

Die deutschen Truppen schlossen Straßburg ein; als die Stadt, die zur Festung erklärt worden war, sich nicht ergab, eröffneten sie am 19. August



\* Kehl, 14. Aug. Von 1 Uhr an gestern Nachmittags bis nach 3 Uhr hörte man von Straßburg her den Knall schwerer Geschütze in ziemlich kurzen Zwischenräumen. — Bei dem Dorfe Wanzenau, anderthalb Stunden von Straßburg, hat gestern Abend, wie wir vernehmen, ein Vorpostengefecht stattgefunden. Näheres hierüber ist noch nicht bekannt.

\* Kork, 15. Aug. In vergangener Nacht sind hier nach dem erst vor kurzer Zeit stattgehabten Brandunglück, abermals zwei Häuser abgebrannt. Wie man hört, ist ein der Brandstiftung Verdächtiger verhaftet.

#### *Kehler Grenzbote*

von Neumühl aus das Artilleriefeuer, das große Schäden in der Innenstadt und am Münster anrichtete. Im Gegenzug beschossen die Franzosen am 24. und 25. August Kehl und zerstörten vor allem das Häuserviertel zwischen Hauptstraße, Friedensstraße, Schulstraße und Blumenstraße. Kehl wurde geräumt, und wie in früheren Kriegszeiten fanden die Kehler Aufnahme in den Dörfern des Hanauerlandes. In Kork wurden 90 Kehler Familien einquartiert, auch der „Kehler Grenzbote“ wurde nach Kork verlegt. Die Korker Bevölkerung nahm die Kehler freundlich auf; sie wunderte sich nur, dass einige Kehler Geschäftsfrauen täglich zum Frisör gingen. Die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln war nie in Frage gestellt, nur das Salz wurde manchmal knapp. Die französische Artillerie konnte Kork nicht erreichen, aber bei Westwind hörte man den Donner der Geschütze, und die Fensterscheiben klirrten.

*Aber was uns und jedermann am meisten quälte, war der Kanonendonner. Denn jetzt wurde Straßburg belagert. Der war, wenn das Wetter danach war, so stark, daß die Fenster klirrten. Ein Tischchen am Fenster gegen Westen zitterte oft so stark, daß ich nicht mehr daran schreiben konnte. Nachts standen die Leute lange am Kirchweg und schauten hinüber zu der eingeschlossenen Stadt, auf die sich in schönem, feurigem Bogen langsam Granate um Granate, Bombe um Bombe senkte.*

*Pfarrer Albrecht war bei uns. Er hatte Besuch machen dürfen bei Soldaten aus seinem Dorf, die vor Straßburg lagen. Nun stand er bei uns und sah hinüber nach der armen Stadt. Einmal hörte ich ihn vor sich hinsagen: „Jerusalem! Jerusalem!“ Es ergriff uns tief, dies leise Wort! Albrecht hatte eine volkstümliche Darstellung der Zerstörung Jerusalems geschrieben und mochte Bilder des Grauens vor sich haben, die die unseren weit übertrafen.*

*Verkohlttes Papier flog in Mengen von Westen herüber. Es lag im Dorf, auf den Dächern, in den Gärten. Manchmal konnte man noch ein Wort lesen. Die Akademiker vermuteten gleich, daß die Bibliothek brenne und trauerten sehr darüber. Es bestätigte sich später, daß sie richtig geahnt hatten.*

*In der Stadt Kehl war die Zerstörung groß. Man schrieb in allen Zeitungen von der Gemeinheit der Franzosen, die eine offene Stadt in Brand schossen. Man war nur froh, daß die Franzosen keine weittragenden Geschütze hatten, so daß nicht einmal Dorf Kehl zerstört werden konnte.*

*H. Rittershofer ging von Zeit zu Zeit nach Kehl. Ob er eine militärische Erlaubnis hatte oder über Schleichwege hinkam, weiß ich nimmer, vermute aber das erstere. Denn der Zugang nach Kehl war sehr erschwert durch Wachtposten und Unbefugten streng verboten. Einmal kam er traurig zurück und hielt uns einen Schlüssel hin: „Das ist jetzt mein Haus“. Es war fast zu Staub zermalmt. Sonderbarerweise stand unversehrt ein irdener Ofen in den Trümmern. Bei einem nochmaligen Besuch untersuchte er ihn und fand darin eine merkwürdige Gruppe von Gegenständen. Seine Frau hatte, ehe sie das Haus verließ, dem Wohnzimmer noch schnell ein ordentliches Aussehen geben wollen und hatte Herumstehendes weggestellt. Deshalb standen in dem Ofen eine kleine Goethebüste, ein blaues Blumenglas und eine gefüllte Zuckerdose aus Porzellan mit grauen Bildchen. Die Hitze des Brandes hatte den Zucker zum Schmelzen gebracht. H. Rittershofer hat uns die Gruppe geschenkt; sie ist später an meinen Bruder gegangen und wird wohl heute noch existieren.*

*Ganz am Anfang der Beschießung stand der evangelische Pfarrer von Kehl mit einigen Offizieren in der Nähe der Kirche. Ein Sausen in der Luft, die Herren warfen sich zu Boden, nur der Pfarrer stand noch da. Etwas beschämt sprangen sie auf: „Sie allein sind stehen geblieben, Herr Pfarrer?“ Trocken antwortete Pfarrer Bauer: „Ich wußte, daß Granaten ungefährlich sind, wenn man sie sausen hört.“ „Natürlich haben wir anderen das auch gewußt, aber nur der Pfarrer hat die Nutzenanwendung gemacht“, sagte Dr. Eimer, der uns die Geschichte erzählte.*

*Onkel Wilhelm besuchte uns und nahm den Vater mit zum Besuch einiger Batterien. Während sie dort waren, kamen diese unter Geschützfeuer.*

*Immer Kanonendonner! Manchmal hatten die Batterien Befehl, jede Stunde, manchmal jede Viertelstunde einen Schuß abzufeuern. Zuletzt hieß es: „Feuern so oft wie möglich.“*

*Manchmal bin ich in der Nacht aufgestanden und im Finstern auf den Speicher geschlichen, um hinüber nach Straßburg zu sehen. Dort traf ich öfter einen Hausbewohner, den Getöse und Mitleid nicht schlafen ließen. Frau Eimer kam immer, wenn ihr Mann Dienst auf der Sporeninsel (Rheininsel zwischen Kehl und Straßburg) hatte. Wer droben war, schwieg, aber stundenlang sah man hinüber. Wie mochte den Armen und*

*Kranken zu Mute sein in ihren Kellern bei ungenügender Nahrung und bei schlechter Beleuchtung!*

*Da erwirkten Schweizer vom Roten Kreuz bei General Werder, unterstützt von unserem Großherzog, daß sie eine Anzahl von Frauen, Kindern und Kranken aus Straßburg herausholen durften. So war ein paar Stunden Gottesfrieden. Vielen hat dies das Leben gerettet.*

*Eine Geschichte wurde erzählt: In den Unterstand einer Batterie war eine Granate direkt vor den Eingang gefallen. Noch war sie nicht explodiert. Bange Augenblicke folgten. Da faßte sie ein Kanonier und trug sie weit hinaus, sorgfältig schreitend, bis er sie schließlich niederlegte.*

*Eines Tages – es war der 1. September 1870 – bin ich mit Frau Kaiser wieder einmal auf dem Speicher. Ein sonderbares Schießen läßt sich wahrnehmen. Die nervöse Frau macht unwillkürliche Bewegungen des Körpers dazu und sagt abflauend wie das Schießen: „De-de-de-de....“ so oft es sich wiederholt. Wir gehen herunter, als es vorüber ist; Herr Rittershofer tritt uns in der Haustür entgegen und sagt kaum hörbar: „Es ist eine Depesche gekommen. Der Kaiser Napoleon soll gefangen sein mit seinem ganzen Heer. Das kann man doch nicht glauben.“ „Ach nein“, sagte ich, „so was ist doch unmöglich.“ Aber es war doch so. Es war der Tag von Sedan. Das Schießen, welches wir gehört hatten, war Viktoria-Schießen. „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung.“ Schöner als in diesen Worten des königlichen Telegramms konnte das Geschehnis nicht gefaßt werden. Übermütig durch den Sieg ist man in Kork nicht geworden, nur dankbar und hoffnungsvoll.*

### *Sieben Lazarette in Kork*

*Im September 1870 wurden im Korker Rathaus und in den Sälen der sechs Gastwirtschaften Lazarette eingerichtet. Nur die leichten und die ganz schweren Fälle wurden hier her verlegt und von Schweizer Ärzten und Stabsarzt Dr. Eimer behandelt. Die Ärzte waren im Pfarrhaus bei der Familie Schellenberg untergebracht. Pfarrer Schellenberg, seine Frau und viele andere Frauen aus Kork wirkten im Sinne des Roten Kreuzes und kümmerten sich rührend um die Verwundeten und die Flüchtlinge. Frau Schellenberg und Frau Eimer brachten den Frauen des Frauenvereins im Pfarrhaus bei, Binden und Kompressen für die Verwundeten herzustellen.*

*Nun wurden Lazarette in Kork eingerichtet, und zwar im Rathaus und in sechs verschiedenen Wirtssälen. Es kamen eine Menge Ärzte, darunter auch sehr sympathische Schweizer. Verwundete gab's zunächst keine. Bald wurden die Ärzte nach Orten verschickt, wo sie nötiger waren als bei uns. Nur zwei verblieben in Kork und einer davon, Reservestabsarzt Eimer, hatte Quartier in unserem Haus. Er war kriegsgetraut, und bald wurde auch*

seine lebenswürdige junge Frau unser Gast. Außer der Großmutter hatte niemand von der Familie mehr ein vollständiges Bett, immer nur Rost und Bettlade oder eine Matratze auf dem Boden. Mein Bruder Gotthold hatte als Decke Vaters Schlafrock.

Die sieben Lazarettssäle in Kork waren bald belegt. Nur die ganz schweren und die ganz leichten Fälle wurden in Kork behandelt. Wer transportfähig war oder für mehr als ein paar Tage dienstuntauglich, wurde weiter geschickt. Häufig kamen Kanoniere mit zersprungenem Trommelfell. Todesfälle hatten wir wenige. Ich erinnere mich an einen Soldaten, dem das Sterben furchtbar schwer fiel, weil er seine geliebte Frau völlig in der Abhängigkeit seiner lieblosen harten Eltern zurücklassen mußte, und an einen Offizier. Dieser war ein Patient von Dr. Eimer. Der Verwundete lag im Rathaus, sein Bursche versorgte ihn. In einer Nacht, in der Schlimmes zu erwarten war, blieb Dr. Eimer im Rathaus auf einer Pritsche liegen, damit der Bursche ihn jederzeit rasch holen konnte. Aber als eine Blutung eintrat, verlor dieser den Kopf, vergaß, daß der Arzt nebenan schlief, und rannte fort und suchte ihn. Als die Hilfe endlich kam, war es zu spät. Von den anderen Toten weiß ich nichts mehr. Der merkwürdigste Verwundete war ein älterer Franzose oder besser ein Elsässer. Er war früher Soldat gewesen und hatte als Zivilversorgung eine Bahnwärterstelle erhalten auf der Sporeninsel zwischen Kehl und Straßburg. Er und seine Frau wollten das gefährdete Gebiet nicht verlassen und hatten von den Deutschen die Erlaubnis erhalten zu bleiben. Es geriet ihnen aber übel. Dem alten Kriegsmann riß eine Granate den Arm weg. Er kam in Kork in den früheren „Adler“, und seine Frau pflegte ihn. Er war eine Achtung gebietende Erscheinung, hatte keinerlei Getue an sich und zog ganz von selbst die Aufmerksamkeit auf sich. Jeder, der mit ihm zu tun hatte, war für ihn eingenommen. Der Vater besuchte ihn besonders gern, die Ärzte hatten eine Art von zärtlicher Vorliebe für ihn. Eines Tags war Dr. Eimer bekümmert: „Nun bringen wir den ... (Namen vergessen) doch nicht durch. Er ist zwar im höchsten Grad Stoiker, aber heute steht's so, daß er furchtbare Schmerzen haben müßte. Er fühlt aber nichts.“ Dennoch genas der Mann. Der Vater befragte ihn später. Er lächelte: „Freilich habe ich die Schmerzen gefühlt, aber was hätte es geholfen, wenn ich es gesagt hätte?“ Als Frieden war, erschienen sie wieder in Kork, um sich zu bedanken bei allen, die ihnen Gutes getan. So kamen sie auch zum Vater. Die Frau sagte, ihre größte Erquickung seien seine Predigten und noch mehr seine Wochenandachten gewesen. Nie habe er ihr weh getan durch ein unfreundliches Wort über die Franzosen. Und sie habe wohl gemerkt, daß er auch an die drüben dachte, wenn er „für alle Menschen“ betete. Französische Verwundete hatten wir selten und nur kurze Zeit.

*„Schlachtenbummler“ in Kork – das Münster brennt*

Viele Fremde kamen nach Kork auf den Kirchweg, um sich das „Feuerwerk“ in Straßburg anzuschauen. Das Bezirksamt Kork musste eingreifen, um den Zustrom der neugierigen, auswärtigen Schlachtenbummler zu bremsen, die das brennende Dach des Straßburger Münsters sehen wollten. Am 27. September 1870 hörte plötzlich das Artilleriefeuer auf und vom Münster wehte die weiße Fahne: Straßburg hatte kapituliert. Danach wurde es wieder ruhig in Kork. Als im November die Eisenbahnbrücke über den Rhein repariert und die Bahnstrecke zwischen Kehl und Kork wieder befahrbar war, rollten viele Gefangenentransporte an Kork vorbei.

*Immer mehr Schlachtenbummler stellten sich in Kork ein. Nachts gingen die Leute auf den Kirchweg, um sich das „Feuerwerk“ anzusehen. Das Bezirksamt Kork mußte eingreifen, um den Strom der neugierigen, auswärtigen Schlachtenbummler zu bremsen, die das brennende Straßburger Münster sehen wollten. Während wir das heftige Schießen mit innerster Qual hörten, konnten gedankenlose Reisende, die zufällig einen ruhigen Tag getroffen hatten, ärgerlich sagen: „Das habe ich mir doch anders vorgestellt. Man hört ja fast nichts. Ist's denn immer so?“ Daß ernste Menschen den Wunsch hatten, etwas vom Krieg aus der Nähe zu sehen, war zu begreifen und gut zu heißen. Unendlich viele Bekannte kamen zu uns, Leute mit Empfehlungen, auch solche, die aus Verlegenheit das Pfarrhaus aufsuchten. Wir konnten niemand mehr über Nacht aufnehmen. Die Wirtshäuser waren gestopft voll von Verwundeten und Flüchtlingen. Eines Abends erschien ein angenehmer älterer Herr mit einem müden etwa elfjährigen Knaben. Er stellte sich vor als Goldwarenfabrikant von Pforzheim. „Frau Pfarrer, ich bitte Sie um Obdach um dieses Kindes willen“. Die Mutter sagte ihm, das Haus sei leider voll, und sie habe kein Bett mehr. Als er aber noch einmal bat, wurde sie weich. Sie wußte ja, daß weithin keine Unterkunft zu finden war und kein Zug mehr ging. Federbetten hatten wir noch, aus solchen und irgendwelchen Tischdecken richtete meine Mutter ein Lager für die beiden her. Später kam ein warmer Dank von dem Herrn und zwei hübsche Ringe für mein Schwesterlein und mich. Wir hatten sehr viel Freude an diesen „Kriegsringen“. Sie haben den Namen ein zweites Mal verdient: Mit allem anderen Goldschmuck haben wir sie im Jahr 1914 fürs Vaterland gegeben.*

*An einem andern Abend läutete spät der Bankier Grunelius, ein Enkel von Kirchenrat Fecht. Selbst diesem Millionär war es nicht möglich gewesen, eine Unterkunft zu finden. Die Mutter konnte ihm nur ein Kissen und einen Armstuhl bieten. Er war auch dafür froh. Am frühen Morgen als er wegging, sah ihn nur unsere Bärb. Er gab ihr zwei Gulden, und tief erschüttert sagte sie, die sonst selten das rechte Wort fand: „Ich habe ja gar nichts für Sie getan“. „So bürsten Sie mir noch die Stiefel ab“. Für die Bärb war die Begegnung mit dem Millionär (ganz Kork wußte von ihm) das*



*bedeutendste persönliche Erlebnis im Krieg. Sie hat sonst wenig gehabt vom Krieg, weder Angst noch Freude, nur Arbeit, entsetzlich viel Arbeit.*

*Die Mutter hat in diesen Zeiten Unglaubliches geleistet. Die Bärb hat sie zwar willig unterstützt, war aber sehr unselbständig. Fast immer war die Mutter vor allen andern auf, meist lang vor der Bärb. Das einzige, worüber sie ein bißchen klagte, war, daß der Garten gerade in diesem Jahr so wenig Salat und Gemüse brachte. Zu Spinatgemüse reichte es nie, dafür gab es häufig Spinatpudding. Nahrungsmittelmangel hatten wir in Kork nie. Einmal ist in den Läden für kurze Zeit das Salz ausgegangen, und ein anderes Mal hatten die Bäcker kein Brot mehr, weil alles Mehl requiriert war. Das Gerücht ging durch das Reich, daß wir in großer Not seien.*

### *Noch immer Krieg*

*Auch unsere Dragoner führten sich gut auf und ihre zwei Offiziere ertrugen heldenmütig die Langeweile des Etappenlebens. Die Dragoner hatten oft recht anstrengenden Dienst als Meldereiter. Einmal wurden sie schnell nach Müllheim geworfen, von wo die falsche Nachricht von einem Überfall der Franzosen kam.*

*Wir hatten Angst um das Straßburger Münster. Es sollte zwar geschont werden, aber man erzählte, daß ein Unteroffizier auf das Kreuz schoß, weil er oben auf dem Münster eine Beobachtungsstation der Franzosen vermutete.*

*In der ganzen Belagerungszeit durfte mein Vater nur mit einem militärischen Paß und einer Roten Kreuzbinde versehen in sein Filial Neumühl. Wie es kam, daß er mich einmal mitnehmen durfte, weiß ich nicht. Ich sah dort sehr primitive Feldküchen und hinter dem Schulhaus die Munitionsvorräte und das Pulvermagazin. Es war ein Wagnis, so nahe der Festung diese riesigen Vorräte anzuhäufen. Aber man wußte genau, daß die Straßburger Kanonen nicht bis dorthin reichten. Mit den unsern hätte man von der Festung aus bis nach Kork schießen können, sagten uns die Offiziere. Im Jahr vorher hatte der Blitz in einen Baum auf der Wiese eingeschlagen, auf der jetzt das unheimliche Zeug stand. Die Lehrersfamilie hatte da keine trauliche Nachbarschaft und dauerte mich sehr. Endlose Wagenreihen mit Bomben und Granaten waren durch Kork gefahren worden.*

*Ogleich die Mutter mich zu Haus recht nötig hatte, schickte sie mich doch mehrmals in der Woche zur Hilfe in den Frauenvereinsaal. Die Frauen, welche dort die Arbeit tun wollten, waren wie meine Mutter so belastet mit Arbeit für die Flüchtlinge, daß sie sehr froh waren, wenn Frau Dr. Eimer und ich ihre Stelle vertraten. Da nahmen wir Wäschepakete in Empfang, sortierten, schnitten nach Vorschrift Binden und Kompressen und Tücher zu, gaben Wäsche aus an Lazarette und einzelne Soldaten. Wir füllten jede Pause mit Charpiezupfen, d. h. wir zerrupften gebrauchte Wäsche und alte Leintücher und machten daraus Verbandmaterial für die verwundeten Soldaten. Während wir so arbeiteten, kam der Erne, Dr. Eimers Bursche, der in diesen Tagen mit seinem Herrn auf der Sporeninsel war. „Der Herr Stabsarzt läßt bitten, sofort eine Rote Kreuzfahne zu schicken. Der Verbandsplatz wird beschossen“. Daß keine da war, wußten wir. Rasch breitete die junge Frau eines der Bettücher auf dem Boden aus, schritt zu einer Ecke, wo einige badische Fahnen lehnten, riß von einer den roten Stoff ab und legte zwei breite Streifen kreuzweise auf das Bettuch. In fliegender Eile nähten wir am Boden kniend das rettende Zeichen auf. Wie glücklich waren wir, als tags darauf Dr. Eimer unverletzt zurückkam.*

*Vielerlei fremde Sachen waren in unsern Hofgebäuden untergebracht: In der Waschküche kostbares Eigentum eines Juweliers, im Schopf ein Teil der schönen Einrichtung eines Oberzollinspektors, irgendwo sonst einiges von Ritterhofers Blechnereiwaren. Im Kuhstall standen die Pferde des Arztes und einiger Dragoner. Wenn sie Langeweile hatten, fraßen sie aus der Krippe, die allmählich tief wellenförmig eingeschnitten war. Das Hoftor stand immer offen, gemütlich war's nimmer in unsrem schönen Hof. Weggekommen ist nur ein Taschenmesser des Vaters, das er kurze Zeit im Gartenhäuschen hatte liegen lassen.*

Liebesgaben wurden an die Lazarette und für die Dragoner geliefert. Nicht immer waren sie ein Ruhm für die Geber. Von einer Weinsendung wurde behauptet, sie sei in einem Petroleumbehälter gekommen. Die Liebeszigarren von anno 1870 hatten allgemein einen üblen Ruf.

Merkwürdig war, wie lang es dauerte, bis wir Text und Melodie von der „Wacht am Rhein“ in Kork kennen lernten. In allen Zeitungen stand von der flammenden Begeisterung, mit der man das Lied überall sang, aber wen man auch fragte, niemand wußte mehr davon als den Kehrreim: „Lieb Vaterland magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein.“

Beschämend gering waren die Kriegszeitungen. Gottlob, unsere Dragoner waren keine solche „Helden“, wie sie da gezeigt wurden. Es fiel ihnen auch nicht ein, rohe Witze über den Feind zu machen.

Es wunderte mich, daß es keine Gedichte gab, die an Körner, Arndt und Schenkendorf hinreichten. Die Ausbeute aus dem ganzen Krieg für unser Haus sind einige ganz wenige Gedichte geblieben. Wichtig als bleibendes Zitat waren die ersten zwei Zeilen aus dem Kutschkelied: „Was kraucht denn da im Busch herum? Ich glaub, es ist Napolium.“

Und das „König Wilhelm saß ganz heiter“, welches uns Kindern später oft zu Aufführungen drastischer Art, ohne jeglichen Zuschauer dienen mußte. Von den ernstesten Gedichten gefielen uns so recht nur „Die Rosse von Gravelotte“ und Geibels pathetisches „Hurra, du schönes, stolzes Weib, Hurra Germania!“

### Großherzogs Geburtstag

Am 9. September war Großherzogs Geburtstag. Der Vater bekam den Auftrag, einen Feldgottesdienst zu halten und einen katholischen Geistlichen zur Mitwirkung zu suchen. Er wählte Pfarrer Weiß von Urloffen. Dieser hatte einen guten Namen bei den evangelischen Geistlichen, obgleich ihn keiner persönlich kannte. Pfarrer Weiß sagte hocheifrig seine Teilnahme an dem Gottesdienst zu. Dr. Eimer nahm zu der Feier seine Frau, zwei Onkel derselben und mich mit. Der Gottesdienst fand auf der Wiese dicht hinter Neumühl statt, rechts von der Landstraße, die nach Kehl führt. Es war wundervoll. Das einzige, was mir mißfiel, war, daß Pfarrer Weiß unmittelbar nach der Feier sein Amtsgewand vor aller Augen abstreifte. Es muß wohl eine kirchliche Vorschrift gewesen sein, die ihn dazu nötigte. Der Vater legte seinen Talar in einem Hause ab.

Es wurde an jenem Morgen wenig geschossen, und Dr. Eimer schlug seinem Trüpplein vor zu versuchen, es nach Kehl hineinzubringen. Der Vater gab mir gern die Erlaubnis. Nach einigem Hin- und Herreden ließ uns der Wachtposten in Kehl die Stadt betreten. Außer diesem Posten begegneten wir keiner Seele. Totenstille lagerte über der zerstörten Stadt, nur von der Straßburger Seite hörten wir einige Schüsse. Ich erkannte Rittershofers



*Haus an dem Ofen, von dem ich schon erzählt habe. Als wir auf den Rhein zogen, kam Geschützfeuer von Straßburg her. Dr. Eimer sagte: „Für meine Frau und die beiden Herren könnte ich es verantworten, noch länger hier zu bleiben, aber nicht für Sie, Fräulein Ida!“ So kehrten wir um und gingen durch das stehen gebliebene Dorf Kehl zurück. Es schoß stärker, doch Kehl ist an diesem Tag wohl nicht unter Feuer genommen worden.*

*Was jene Stunden des Beschusses für mich bedeuteten, ist kaum zu sagen. Ich war hinausgehoben über mich selbst. Ganz frei fühlte ich mich, sogar frei von Mitleid, das mir sonst folgte wie ein Schatten.*

*So habe ich empfunden, daß nicht nur für Märtyrer und für Krieger, sondern auch für Abenteurer gelten kann:*

*Und setzet ihr nicht das Leben ein,  
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.*

*Wunderschön war der Abend des 9. September. Die Stimmung war gehoben durch das, was vorangegangen war.*

*An diesem Abend ist die erste und letzte Flasche Champagner in unserem Hause getrunken worden. Der Großherzog hatte jedem badischen Offizier eine Flasche zu seinem Geburtstag geschenkt. Dr. Eimer stellte die seine auf den gemeinsamen Tisch. Sie kann die Stimmung nur durch ihre Seltenheit in diesem Hause erhöht haben, denn ihr Inhalt verteilte sich auf zu viele, um Wirkung gehabt zu haben.*

### *Abschiebung nach Deutschland*

*Bald nach dem 9. September stellten sich in unserem Hause sieben einfach und sauber gekleidete „Mädchen“ ein. Sie waren zwischen 30 und 45 Jahren, nur eine war jünger. Die Mädchen kamen vom Kloster Bon Pasteur in Schiltigheim, wo sittlich gefährdete Mädchen aufgenommen und manchmal auf Lebenszeit behalten wurden. Es war merkwürdig, was sie erzählten. Erst als die Beschießung Straßburgs anfing, erfuhren sie von der Oberin, daß Krieg sei. Als Granaten in den Klostergarten fielen, wurde der Oberin befohlen, das Haus zu räumen. Wo die andern Mädchen hinkamen, wußten sie nicht. Die sieben deutschen wurden von der Oberin mit einem kleinen Geldbetrag fortgeschickt und vom Militär über die Grenze geschafft. Die Oberin hatte ihnen den Rat gegeben, wo sie auch hinkämen, nach dem Pfarrer zu fragen. Sie kamen zuerst nach Auenheim, wohin man sie übergeschifft hatte. Pfarrer Förster schickte sie zu uns, damit der Vater als Dekan im Benehmen mit dem Oberamtman für die Heimreise der Mädchen Sorge. Sie kamen, freundlich, bescheiden und voll Vertrauen. Die Mutter speiste sie, der Vater ging zum Oberamtman, der aber vorerst nichts tun konnte. Dann wurde ich ausgeschickt, um in katholischen Beamtenfamilien*

**N<sup>o</sup>. 108.**Erscheint zweimal wöchentlich: Mittwoch und  
Anzeigen: 3 fr.**Deutschland.**

Karlsruhe, 28. Septbr. (Telegramm des Generals v. Werder.) Straßburg heute Nacht 2 Uhr kapituliert, 451 Offiziere, 17,000 Mann einschließl. Nationalgarden streckten die Waffen. Heute 8 Uhr wurden die Tore besetzt.

*Unterkunft für unsere Schützlinge zu suchen, da wir selber keinen Platz für sie hatten. Die Mädchen boten der Mutter an, Dienste im Haushalt zu verrichten, zu stricken oder zu nähen. Man sah, sie waren an Zucht und Arbeit gewöhnt. Den ältesten unter ihnen war das Hinausgeworfenwerden aus ihrem Klosterfrieden sehr hart. „25 Jahre Kloster“, seufzte die eine, „und jetzt wieder in die Welt!“ Zufällig kam Pfarrer Weiß zu einem Besuch. Gerührt nahm er alle sieben Schäflein mit nach Urloffen.*

*Vom Straßburger Münster weht die weiße Fahne*

*Das Schießen wurde immer heftiger, bis es am 27. September plötzlich abbrach. Wieder war es Rittershofer, der die Kunde zuerst brachte: „Vom Münster weht die weiße Fahne.“ Wir stiegen auf den Speicher und sahen durchs Fernrohr. Kein Schuß fiel mehr, fast ging einem jetzt die Stille auf die Nerven wie vordem das Getöse.*

*Nun wollte nach Straßburg, wer nicht lahm oder blind war. Zuerst war der Vater allein drüben, aber schon nach den ersten acht Tagen gingen die Mutter, Gotthold und ich mit ihm. Mutters Freundin, meine hoch verehrte Institutsvorsteherin Meyer, kam zu uns und wollte gern Straßburg sehen. Wir fuhren mit unserem Gast hinüber mit Schweikle als Kutscher, der gern die Gelegenheit erfaßte. Er fuhr uns bis in die Mitte der Stadt; es wurde verabredet, daß wir ihn um 6 Uhr beim „Roten Haus“ treffen sollten, wo die Hanauer Bauern einkehrten. Er wollte einige Bekannte aufsuchen, während wir uns den Laufgräben zuwandten und dann in der Stadt umherwanderten. Die ungeheure Arbeit, die das Graben der Laufgräben verursacht hatte, machte auf uns tiefen Eindruck. In Straßburg sah es unendlich traurig aus. Zum Erbarmen waren die Wohnhöhlen in den Böschungen der Ill, in denen z.T. noch Menschen hausten. In den Schutthäufen der zer-*

schossenen Häuser wühlten Leute nach Überbleibsel ihrer Habe. Eine Frau fand ein Bild oder einen Teil eines solchen. Erschüttert rief sie ihrem Manne zu: „Lui, de'sch der Babbe! O, de'sch der Babbe.“ (Schau, das ist der Vater, o das ist der Vater). Die Steinstraße war fast zu Staub zermalmt. Beim Steintor wäre ja demnächst gestürmt worden, wenn General Uhrig die Festung nicht übergeben hätte. Mitten in dem Chaos sah ich eine unverletzte Mauer eines vierstöckigen Hauses. In jedem Stockwerk hingen noch die Bilder an der Wand, auch eine Uhr. Das Münster hatte manchen Schaden erlitten; wir sahen es mit Kummer, doch war nichts Wesentliches zerstört. Pünktlich fanden wir uns in der Herberge ein, wie wir mit Herrn Schweikle ausgemacht hatten. Er war nicht da, war überhaupt nicht da eingekehrt. Es war rätselhaft. Es blieb uns nichts übrig als zu warten. Er kam ziemlich spät. Als wir abgestiegen waren, seien zwei junge deutsche Offiziere an seinen Wagen gekommen mit dem Ansinnen, sie von Straßburg hinauszufahren in ein bestimmtes Dorf. Er entschuldigte sich, er habe andere Fahrgäste und sei zu bestimmter Stunde bestellt. Es half nichts. Die Offiziere zwangen ihn zu einem Vergnügungsausflug. Mehrere Stunden mußte er sie herumfahren. Natürlich glaubten sie, es mit einem Elsässer Bauern zu tun zu haben, auf den man keine Rücksicht nehmen müsse. Die Vergütung war erbärmlich. Das Pferd war so abgetrieben, daß es zunächst nicht fressen konnte. Erst ganz spät kamen wir weg. Der Heimweg durch die Stadt war merkwürdig. Die Deutschen hatten mit größter Strenge Straßenbeleuchtung verlangt, aber die früheren Beleuchtungsvorrichtungen funktionierten nicht mehr. Da mußten die Bewohner der Häuser für Licht sorgen. Laternen hingen heraus. Lampen und Kerzen standen vor den Fenstern. Es sah kläglich aus und war doch eine große Wohltat. Den Heimweg nach Kork legten wir mit rasender Schnelligkeit zurück.

Bald nach der Übergabe Straßburgs wurde es in Kork still. Die Lazarette wurden geleert, die Kehler zogen ab. In Dorf Kehl und in dem stehen gebliebenen Teil von Stadt Kehl sind wahrscheinlich alle untergekommen.

Von den französischen Kriegsgefangenen, die von Straßburg weggebracht wurden, sah ich einmal ein Trüpplein, das zu Fuß von Kehl gekommen war, am Bahnhof Kork stehen und auf ihren Zug warten. (Der Bahnverkehr mit Kehl war noch nicht wieder hergestellt.) Die Leute kamen aus Lazaretten und waren eine bunt zusammen gewürfelte Schar in allen möglichen Uniformen. Ein Bauer, der gerade dort Äpfel abmachte, gab der Begleitmannschaft einige und fragte, ob er auch den Gefangenen einige geben dürfe. Ja, er durfte. Da schüttelte er seine Bäume und winkte den Franzosen. Eifrig und vergnügt wie Kinder lasen sie das Obst auf. Ein einziger beteiligte sich nicht daran und sah verächtlich auf das Treiben herab. Es war ein riesiger Sohn der Wüste, braun und hager, in einen weißen Burnus gehüllt. Warum er wohl nichts wissen wollte von der freundlich gebotenen Gabe?

*Als der Bahnverkehr wieder hergestellt war, rollten im Winter endlose Gefangenenzüge an Kork vorbei. In Kehl hatten sie Aufenthalt. Da brachten Kehler Frauen vom Roten Kreuz und vom Frauenverein den Halberfrohrenen Filzpantoffeln, gestrickte und genähte Socken und warme Getränke an den Bahnhof.*

*In Kriegszeiten wurde als Vergehen gegen das Vaterland gebrandmarkt, wenn Besucherinnen der Lazarette einem französischen Gefangenen ein Trostwort sagten oder ihm wie unsern Soldaten einen kleinen Leckerbissen gaben. Ebenso wurde die Frauenhilfe an den Bahnhöfen verächtlich gemacht. Es mögen sich manche weibliche Wesen taktlos benommen haben. In unserer Gegend ist nichts derartiges vorgekommen. Und das Tun der Kehler Frauen fand allgemeine Zustimmung im ganzen Bezirk. Ich hatte große Hochachtung vor den Frauen, die sich nicht beirren ließen in ihrem Werk der Barmherzigkeit.*

#### *18.1.1871 Preußenkönig Wilhelm I. wird Deutscher Kaiser*

*Die Schlacht von Belfort brachte noch einmal eine starke Aufregung.*

*Wie von übergroßem Licht war ich geblendet, als der Vater eines Tages ins Wohnzimmer kam und leise und erregt sagte: „Jetzt haben wir wieder einen Deutschen Kaiser.“ Man war darauf vorbereitet, dennoch war die Nachricht überwältigend. So schön war der Brief des Bayernkönigs an König Wilhelm, worin er als der mächtigste deutsche Fürst ihm die Kaiserkrone antrug; so herrlich war es, daß gerade unser lieber Großherzog als erster in Versailles dem neuen Kaiser huldigte! Freilich wollte mir ein Erbkaisertum nicht so recht gefallen. Daß Österreich nicht dabei war im neuen Deutschen Reich, war mir schmerzlich: „Mein Vaterland muß größer sein.“ Um die Gestalt des Kaisers selbst hingen alle Ehrenkränze. Wie wurde er geliebt und bewundert! Ich habe ihn später mehrmals gesehen, einmal ist er in nächster Nähe an mir vorbeigeschritten im Erlenbad, wo der Geburtstag der Kaiserin im engsten Familienkreis gefeiert wurde. Unsäglich sympathisch war der freundliche alte Herr.*

#### *26.2.1871 Vorfriede von Versailles – das Elsass wird deutsch*

Die französische Hauptstadt Paris kapitulierte am 28. Januar 1871, nachdem bereits am 18. Januar der preußische König Wilhelm im Spiegelsaal zu Versailles zum Deutschen Kaiser ausgerufen worden war. Im Frieden von Frankfurt mußte Frankreich sich zur Zahlung von 5 Milliarden Francs und zur Abtretung von Elsass und Teilen Lothringens verpflichten.

*Es kam der Waffenstillstand. Wir hatten ganz vergessen, daß es der „Schurdi“ war, und ich war ausgegangen, um in Willstätt eine Besorgung*

# Kehler Grenzboten.

Amtliches Verkündigungsblatt für den Amts- und Amtsgerichtsbezirk Aork.

Dienstag, den 31. Januar.

N<sup>o</sup>. 13. Erscheint dreimal wöchentlich: Dienstag, Donnerstag und Samstag. — Preis in Kehl 51 fr. für 3 Monate.

Anzeigen: 3 fr. die gespaltene Petit-Zeile.

1871.

## § Kapitulation und Waffenstillstand.

So ist es denn endlich erreicht, das langersehnte, heißumstrittene Ziel: Paris, das Herz des Feindes, ist bezwungen! Wahrlich, nicht unmenschliche Nachsicht, noch eitle Ruhmgier haben die deutschen Heere getrieben, nicht eher zu rasten, als bis die ungeheure Feste gebrochen war. Es war eine unabweißliche Nothwendigkeit der sittlichen Idee dieses Krieges: Paris mußte fallen. In den Julitagen des verfloßenen Jahres, damals, als, wie vom Blitzstrahl entzündet, in allen deutschen Gauen heiliger Zorn aufoberte ob des frechen gallischen Ueberfalls, da war es ein einziger Gedanke, der wie ein inneres Pflichtgebot unsern Krieger den Schritt beflügelte, der Gedanke: Nach Paris! Hätte wohl Einer von uns in jenen Tagen zugestanden, daß, wenn es uns gelänge, die kaiserlichen Heere schon an der Grenze niederzuwerfen, wir liegenden Fußes in die Heimath zurückziehen müßten? Nein, jene Stadt, die, wie keine Hauptstadt irgend eines andern Landes, Kopf und Herz des Staatsganzen bildet, jene Stadt,

dürfte nicht beschließen im Namen des Landes? Gewiß, Paris hat nicht die Befugniß, das endgiltige Wort zu sprechen, aber dem graufigen Kriege wenigstens die Möglichkeit des Endes zu geben, dies Recht hat sich Paris ehrlich erworben durch eine Ausdauer, gegen welche die Leistungen der Provinzen gar sehr in den Schatten treten. Will aber Gambetta trotz alledem fortwüthen in seiner wahnsinnigen Verblendung, wohl, unsere Heere sind fortan nicht mehr in den engen Umkreis von Paris festgebannt, sie werden seine Schaaren in kurzer Frist niederwerfen, in welchen Winkel der französischen Erde sie sich auch flüchten mögen. (Durch die unterdessen eingetroffene Nachricht von der Abdankung Gambetta's sind auch diese Bedenken erledigt. — D. R.)

Wie immer es also kommen mag, wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir den Fall von Paris begrüßen als die Morgenröthe des Friedens, und aus innerstem Herzen dringt uns der Wunsch „daß ihr der volle klare Sonnenschein bald, recht bald folgen möge!“

zu machen. Unterwegs fiel es mir ein, aber es geschah mir nichts: In dieser ernstesten Zeit dachte niemand an den sonst üblichen übermütigen Unfug. Jemand sagte mir unterwegs, der Waffenstillstand sei abgeschlossen. Ich rannte so schnell wie möglich heim. Sie wußten es schon.

Nun kamen die Friedensverhandlungen. Der Vater war bekümmert über die großen Forderungen der Deutschen. Nur das deutsche Elsaß dürfe man nehmen, fand er. Er sprach nicht viel davon, aber lebenslang schien es ihm ein Unrecht und eine Torheit, daß man so viele Menschen zu Deutschland zwang, deren Herzen ihm abgewandt waren. Das war im Jahr 1871. Im Jahr 1914 hat ein Enkel meines Vaters, ehe seine militärische Ausbildung vollendet war, als ersten Kriegsdienst die Aufgabe bekommen, in einem Dorf bei Freiburg Hunderte von Elsässern zu bewachen. Es waren Bauern und Arbeiter aus nicht deutsch gesinnten Dörfern, von denen man Verrätereien fürchtete beim Angriff der Franzosen. Später während des Urlaubs erzählte er mir von einem Elsässer in seiner Gruppe. Der sei eines Tages verschwunden; und von nun an wurde ihre Stellung beschossen. Arme Elsässer! Ihre Treue war Untreue, ihre Untreue Treue!

Viel sonderbares Volk strömte in das eroberte Elsaß, um dort sein Glück zu machen. So hatte ich in Abwesenheit der Eltern einmal eine lange Unterredung mit einem verkommen aussehenden Manne, der mit allerlei

*Phrasen um sich warf. Er wolle drüben eine Lehrerstellung annehmen und deutsche Kultur verbreiten. Er zeigte mir seine Papiere. Darin stand, von einer norddeutschen Gemeinde bezeugt, daß er mehrere Jahre dem Dorf Dienste geleistet habe als Schulmeister und Schweinehirt. Ich konnte fast nicht begreifen, daß es in meinem Vaterland noch so ein Überbleibsel aus Friedrichs des Großen Zeiten gab.*

*Der Vater war mit mir in Straßburg, um Pfarrer Riff zu besuchen, dessen Frau mit meiner Mutter entfernt verwandt war. Vor dem Krieg war der Pfarrer ein stattlicher, gesunder, fröhlicher Mann gewesen, dann kam die Belagerung. Er schickte seine Frau und die beiden Töchter mit den Schweizern aus Straßburg heraus. Er selbst blieb selbstverständlich zurück, obwohl er schon leidend war. Jetzt trafen wir einen matten und kranken Mann im Lehnstuhl an. Mit leiser Stimme erzählte er uns von den schweren Wochen der Belagerung, während deren er im Keller wohnte. Kein Glied seiner Gemeinde ist in der Zeit gestorben, ohne daß er ihm das Geleit zum Grabe gegeben hätte. Meist sei niemand beim Begräbnis gewesen als er und die Träger. Oft mußten sie unterwegs in Hauseingänge flüchten, weil die Granaten niederfielen. Im botanischen Garten war in dieser Zeit die Begräbnisstätte. Überall wo Kranke waren, machte er Besuche, suchte so viel wie möglich zu trösten und aufzurichten. Ich glaube, es war die schönste Zeit seines Lebens, obgleich sie ihm den Tod brachte. Die Entbehrungen und Erregungen, der Mangel an Pflege hatten ein Herzleiden zum Ausbruch gebracht. Wir haben ihn nicht wieder gesehen. Er ist bald darauf gestorben.*

### *Deutschland – für das Elsass eine Stiefmutter*

Nach dem Krieg strömten viele Hanauer und Kehler nach Straßburg, um ihre Freunde und Bekannten zu besuchen und zu sehen, welche Zerstörungen die Stadt durch den deutschen Artilleriebeschuss erlitten hatte.

Straßburg wurde die Hauptstadt des neuen Reichslandes Elsass-Lothringen.

Die deutsche Regierung besetzte die Verwaltung von Elsass-Lothringen fast ausschließlich mit preußischen Beamten und verlegte viele deutsche Truppen nach Straßburg. Um die vielen Militärs und Beamten unterzubringen, legte sie in den nächsten 30 Jahren ein riesiges Bauprogramm auf. Zwischen der Avenue de la Marseillaise und der Schwarzwald- und Vogesenstraße und um die Robertsauer Allee herum wurde das „deutsche Viertel“ gebaut, dessen Jugendstilhäuser mit den modernsten technischen Einrichtungen der damaligen Zeit wie Wasserleitung, Gasheizung und WC ausgestattet waren. In diesem Viertel wurden auch die neue Universität, die Post, die Bibliothek, ein Theater, das Konservatorium, die Garnisonskirche, der Kaiserpalast und 30 weitere öffentliche Bauten errichtet. Zwi-

schen der Rheinbrücke und der Porte d'Austerlitz wurde 1878 die erste Straßenbahnstrecke gebaut. Die Einwohnerzahl Straßburgs stieg bis 1914 von 75.000 auf 175.000.

Aber viele Elsässer schmerzte es, nicht mehr zu Frankreich zu gehören. Deshalb war es psychologisch unklug von der deutschen Regierung, so viele preußische Beamte nach Straßburg zu schicken, die eine ganz andere Mentalität als die alemannischen Elsässer hatten und deren Sprache sie nicht verstanden. Viele deutsche „Damen der höheren Gesellschaft“ behandelten Straßburger Frauen, die „nur elsässisch sprachen“ mit Herablassung und fielen durch ihr arrogantes Verhalten negativ auf. Jahrelang trugen viele der mit Frankreich sympathisierenden Straßburgerinnen Trauerkleidung.

*Straßburg hallte wieder vom schweren Tritt deutscher Regimenter. Es gab wenig Klagen wegen Ausschreitungen. Auch die Einquartierungen betrugten sich anständig. Ein Pfarrer, den der Vater darüber befragte, erzählte ihm folgende Anekdote: Eine reiche alte Mamsell seiner Gemeinde habe ihm entrüstet geklagt über die gemeine Aufführung ihrer Einquartierung. Was sie denn angestellt hätten? Ja, sie gäbe den Soldaten abends meist Bier und Kartoffelsalat und Heringe, „un denke Se, Herr Pfarrer, die Kerle werfe immer die Heringsseele an d'Decke!“*

*Es gab bald schlimmere Klagen als diese. Die evangelischen Pfarrer, die fast alle dem Deutschtum zugeneigt waren, mußten mit Betrübnis sehen, daß viele der einströmenden deutschen Familien nicht die Zucht und gute Sitte pflegten, die sie von Deutschen erwarteten. „Wollen Sie den Hausschlüssel oder das Nachtessen?“ wurde dann mitunter ein neu eintretendes Dienstmädchen gefragt. Die guten deutschen Familien, die natürlich in der Überzahl waren, zeichneten sich fast alle aus durch eine unglaubliche Verständnislosigkeit gegenüber der elsässischen Seelenverfassung. Trotz der deutschen Stammeszugehörigkeit konnte die gewaltsame Lösung des Elsaß von Frankreich, mit dem es so lange verbunden war, nicht ohne schmerzende Wunden für die Bewohner abgehen. Das hätten besonders unsere deutschen Frauen berücksichtigen und nicht durch stolzes Auftreten ihre Siegerstellung betonen müssen. Die Sympathien für Frankreich wurden in Straßburg immer stärker statt schwächer. Jahrelang trugen die Damen aus französisch gesinnten Familien auf der Straße Trauerkleidung. Das fiel sehr auf, da die deutschen Damen lebhaftere Farben bevorzugten.*

*Immer wieder wurden die Gefühle der Elsässer durch Mißachtung verletzt, immer wieder kamen Übergriffe vor, aber das Schlimmste war, dass die deutsche Regierung nicht energisch dagegen einschritt und den Beleidigten Sühne gab.*

*Während all der Jahre, die wir noch in Kork waren, haben wir viel gelitten unter den deutschen Fehlern, die wir in Straßburg sahen.*

*Doch wir sahen auch anderes. Aus einer ausgesprochen schmutzigen Stadt ist Straßburg eine saubere, wohlansehnliche Stadt geworden. Sämtliche Häuser mußten im Lauf der Jahre angestrichen werden, kein Abfall aus den Häusern durfte mehr auf der Straße liegen, in den engsten Gäßlein konnte man gehen, ohne in schlechter Luft zu ersticken. Ein schönes Gebäude erstand neben dem anderen. Wahrscheinlich von selbst verschwanden die gräulichen Läden, wo im engsten nebeneinander Kraut und Petroleum, Dörrobst und Seife, Öl und Gebäck verkauft wurden. Deutschland war dem Elsaß eine tüchtige, fördernde, aber eine lieblose Stiefmutter.*

*Es ist später weiter viel gefehlt worden im Elsaß. Ein sehr intelligentes Mädchen, Elisabeth Schleicher, unsere „Alte Liss“ aus Querbach, die längere Zeit bei uns in Stellung war, mit der ich heute noch in Beziehung bin, war in mehreren vornehmen deutschen Häusern in Straßburg angestellt. Danach kam sie in eine elsässische Beamtenfamilie. Die Frau war eine reiche Apothekerstochter mit weit verzweigter Verwandtschaft. Liss sagte mir, ihre Madame sei eine ebenso gebildete Frau wie die deutschen Damen, bei denen sie vorher war, aber ihre Bildung sei französisch und sie spreche Elsässer Ditsch. Diese Frau entschloß sich zur großen Freude meiner Liss etwa drei Jahrzehnte nach dem Krieg, sich an einem Wohltätigkeitsbazar zu beteiligen, den die Frau oder Schwester des Statthalters inszeniert hatte. Es lag darin eine Anerkennung der neuen Zustände. Aber die deutschen Damen begegneten der Elsässerin mit solcher Herablassung, ja Mißachtung, daß die aufkeimende Zuneigung für das Deutschtum vernichtet wurde. Das bedeutete nicht nur den Verlust dieser Frau für das Deutschtum, sondern auch den ihrer ganzen Verwandtschaft, die sonst wohl auch mit herübergezogen worden wäre.*

*Ich habe mir diese Dinge einmal vom Herzen schreiben müssen.*

#### *Festlicher Empfang der deutschen Truppen bei ihrer Rückkehr*

Nach dem Friedensschluss wurde auch in Kork ein Friedensfest abgehalten. Am Sonntagmorgen bliesen Militärmusiker vom Kirchturm den Choral „Nun danket alle Gott“, und Pfarrer Schellenberg hielt die Festtagspredigt über den 100. Psalm. Die deutschen Truppen, die vom Elsass nach Deutschland zurückmarschierten, erhielten in Kork ihr erstes Quartier. Sie wurden von der Bevölkerung begeistert empfangen, junge Mädchen schenkten ihnen Blumen und Zigarren, und der Bürgermeister hieß sie feierlich willkommen.

*Es kam der Friede. Es kam das Friedensfest. So schön wie auf dem Land kann ein solches Fest in der Stadt nie sein. Wie da am frühen Morgen von ein paar Militärmusikern vom Kirchturm die drei Strophen von „Nun danket alle Gott“ geblasen wurden – es war eindruckvoller, als wenn eine Kapelle nach der andern durch die Straßen gezogen wäre.*



*Der Vater hielt die Festpredigt über den 100. Psalm. Herrlich war es, daß wir alle uns freuen konnten. Denn kein einziger Mann unseres Kirchspiels war gefallen, keiner ernstlich verwundet worden. Das Vaterland war geeinigt, ein Kaiser war uns geschenkt, prachtvolle Männer waren seine Räte, tapfer und treu hatte sich das Volk erwiesen; fest begründet schienen unsere Hoffnungen auf eine friedvolle Zukunft.*

*Die größte Freude nach der Beendigung des Krieges war die Rückkehr unserer Truppen. Die von Straßburg aus über den Rhein kamen, marschierten über Kork und hatten hier das erste Quartier auf deutschem Boden. Sie kamen alle auf der Landstraße durch Kehl und Neumühl. Alle durchziehenden Truppen – soweit wir von ihrem Kommen wußten – wurden durch Spalier bildende junge Mädchen mit Blumen und Zigarren beschenkt. Wie oft bin ich dort gestanden! Die zur Einquartierung bestimmten Truppen wurden geehrt durch einen Empfang von seiten des Bürgermeisters und anderer Honoratioren. Da kamen einmal die badischen Leibgrenadiere. Das war was ganz Besonderes. Dafür wurden auch „Katzenköpfe“ (Böller) aufgestellt. Der Bürgermeister hielt eine Ansprache, dann wollte der Oberst antworten. Sobald er den Mund auftat – bum – ließ sich der „Katzenkopf“ hören. Das Schlachtroß bäumte sich auf. Jeder erneute Versuch zu sprechen ging unter in einem gewaltigen Bum. Ich weiß bis heute nicht, was der Oberst Stölzel sagen wollte, doch kann ich mir denken, daß es etwas Schönes gewesen wäre; denn er war ein lieber guter Mann von zartem Gefühl. Merkwürdig wie seine poetische Art auf das Regiment abgefärbt hatte. Die Grenadiere wollten keine Zigarren von uns Mädchen „O eine Blume! Geben Sie mir eine Blume“. „Mir auch“, so hieß es immer wieder. Die Württemberger, die ein paar Tage vorher durchgekommen waren, sagten dagegen befriedigt, wenn man ihnen eine Zigarre reichte: „So, des ischt jetz doch ebs Verninfigts!“ – Oberst Stölzel und sein Adjutant waren bei uns im Pfarrhaus angesagt. Die Mutter hatte die Familie zusammengerückt und unten für den Oberst das Besuchszimmer und das anstoßende Gastzimmer bereitet, für den Adjutanten ein Zimmer im oberen Stock. Da kam ein Unteroffizier und sagte: „Der Herr Oberst sind gewöhnt, zusammen zu wohnen mit dem Herrn Adjutanten.“ Der Mutter kam das zwar sonderbar vor, aber mit Feuereifer kamen wir dem Wunsche nach und richteten für beide Herren die Betten im Gastzimmer. Als das fertig war, kam ein weiterer Unteroffizier, um unsere Vorbereitungen zu kontrollieren: „Ja, der Herr Oberst können aber doch nicht im selben Zimmer untergebracht werden wie der Adjutant!“ Die Mutter erklärte, wie das gekommen sei. Da habe der erste Unteroffizier jedenfalls unter zusammenwohnen nur dasselbe Haus gemeint. Rasch wurden die Betten geändert, und alles war fertig, als die Herren kamen. Die Regimentsfahne wurde gebracht. Stumm und steif wie von Holz brachten einige Soldaten und Unteroffiziere die Fahne, fanden mit sicherem Blick die schönste Ecke im Be-*



*Das Korker Pfarrhaus*

*suchszimmer und stellten sie dort auf. Mit den gleichen Zeremonien ist sie später wieder abgeholt worden. Wenn ich mich recht erinnere, ist auch noch ein besonderer Posten für die Fahne aufgestellt worden. Oberst Stölzel war ein Freund von Onkel Wilhelm und auch dem Vater wohlbekannt. Wir hatten gemütliche Stunden mit ihm, und brennend gern wäre ich abends seiner Einladung gefolgt und mit ihm in den „Schwanen“ gegangen. Dort sollte zu Ehren der Soldaten Tanz sein, und Stölzel wollte mit mir den Ball eröffnen. Aber ich konnte nicht tanzen. Es war ganz unmöglich. Trotz Tanzstunden im Institut hätte es eine schreckliche Blamage gegeben.*

#### *Deutsche Einquartierung im Pfarrhaus*

*Offiziere und Gemeine, in buntem Wechsel hatten wir Kriegsvolk im Haus. Da ist mir ein Württemberger Hauptmann erinnerlich, dessen Truppe sehr gelitten hatte. Einmal waren alle höheren Offiziere kampfunfähig, und er führte das Regiment. Es war wie ein Wunder, daß er gesund heimkehren durfte. Seiner Frau in Stuttgart hatte er geschrieben, sie sollte den Einzug der Truppen nicht ansehen. Daheim solle sie ihn erwarten. Daheim! Er hatte Tränen in den Augen, als er das sagte.*

Mehrere Württemberger Soldaten waren bei uns. Abends baten sie um den Hausschlüssel. Der Vater sagte, er bleibe auf und öffne ihnen, wie er es bei ihren Vorgängern auch getan habe. Es lag ihnen aber so viel an dem Schlüssel, daß der Vater ihn gab mit der freundlichen Ermahnung, nicht zu laut zu sein beim Heimkehren, weil das für ein Pfarrhaus nicht passe. Niemand hörte sie heimkommen. Auf unser erstauntes Fragen erklärten sie morgens vergnügt, sie hätten die Stiefel schon vor der Haustüre ausgezogen. Ähnlich rücksichtsvoll betrogen sich alle.

Unter mehreren anderen Einquartierten fiel meiner Mutter ein Soldat auf, der nicht sprach und sehr gedrückt erschien. Sie suchte ihn auf, als er allein war und befragte ihn wegen seines Kummers. „Ach“, sagte er, „alle freuen sich auf's Heimkommen, und ich habe so Angst davor. Sieben Mann sind aus unserm Dorf fortgegangen, und ich bin der einzige, der wieder heimkommt. Wenn ich an den Jammer denke, und was sie noch alles von mir wissen wollen von ihren Leuten, drückt mir's fast das Herz ab.“

Eines Tages kam Einquartierung, die vorher nicht angesagt war. Drei Mann waren es. Ich sah sie zum Hoftor hereinkommen. Voran ging ein hagerer, struppiger, rothaariger Kerl, fluchend, schimpfend, gestikulierend. Schmutzig waren sie alle. Der Vater ging hinunter, begrüßte sie freundlich und lud sie ein hereinzukommen, es werde gerade Kaffee gemacht. „Herr Pfarrer“, brach der wilde Kerl, er hieß Rothart, los, „wir können nicht in Ihr Haus. Wir sind wie die Viecher, dreckig und wüst. Alle haben eine neue Montur bekommen, nur wir vom Train (Transportabteilung) nicht. So wie wir aussehen,“ und er fing wieder an zu schimpfen und zu fluchen. Der Vater sagte: „Es ist gut, daß wir einmal sehen, was die Soldaten auch in dieser Weise haben ausstehen müssen. So haben wir's doch nicht gewußt. Kommen Sie ruhig herein. Es ist ein Ehrenkleid, das Sie tragen.“ „Wir kommen, Herr Pfarrer, aber zuerst wollen wir uns noch zurecht machen.“ Über eine Stunde wuschen und putzten die Männer am Brunnen an sich herum, ehe sie ins Haus traten. Der Rothart führte das große Wort, so lange sie bei uns waren. Die andern waren stille, feine, einfache Menschen. Einer hatte einen großen, wallenden blonden Vollbart. Der Rothart machte darauf aufmerksam: Man sage, es sei der schönste Bart in der ganzen Armee, er war ordentlich stolz, daß sie beim Train so was Besonderes hatten. Der Bärtige lächelte leise: „Ob wohl meine Frau mich noch kennt?“ Der andere erzählte, sein Kind sei zur Welt gekommen, während er im Felde war. Da habe er geträumt, wie bei seiner Heimkehr sein Kind am Tisch gestanden sei und einen Laib Brot heruntergenommen habe. Lieber Gott, habe er gedacht, wenn ich so lang in dem Frankreich bleiben muß!

Der Rothart hatte wenig Sinn für solche Familiensachen. Mit seiner rauhen Stimme erzählte er darauf von gefahrvollen Fahrten im Gebirg, von „leer gefressenen“ Höfen usw. Er saß bei Tisch neben mir. „Wenn wir nachts in einen Hof gekommen sind, haben wir die Leute aus den warmen

*Betten gejagt und uns darein gelegt. Einmal bin ich in eine Stube gekommen, da ist ein Weibsbild im Bett gelegen. Ich habe ein bißchen Französisch gelernt da drüben. „Sortez! Raus!“ habe ich gebrüllt. Sie hat sich aber nicht gerührt. Da hab ich sie am Arm gepackt und hab sie rausschmeißen wollen. Aber auf einmal hab' ich gesehen, daß sie die Blattern hat. Da bin ich aber weg von dem Bett!“ – Alle Schrecken des 30jährigen Krieges tauchten blitzschnell vor mir auf in diesem Augenblick. War der wilde Rothart, der da neben mir saß, ein Söldner des Tilly? Des Wallenstein?*

*Das ganze Dorf wußte, daß im Pfarrhaus „der wüteste Kerl von der ganzen Armee“ einquartiert sei. Er selber renommierte überall damit, bemühte sich aber, uns durch Höflichkeit zu imponieren. Er hat uns zu Ehren es unterlassen, sich am ersten Abend in Deutschland zu betrinken, wie doch eigentlich seine Absicht war. Der Abschied bestand in kraftvollem Händedrücker und landsknechtmäßigen Beteuerungen seiner Dankbarkeit für die gute Aufnahme.*

*Unter den vielen, vielen Soldaten und Offizieren, die in dieser Zeit unter unserm Dach waren, befand sich nur ein einziger, den ich für einen schlechten und gemeinen Menschen hielt. Es war ein Offizier. Er erzählte an unserem Tisch von einer frivolen Handlung, die er in Frankreich begangen hatte, wie von einem guten Witz, und er war richtig enttäuscht, daß er mit seiner Erzählung so gar keinen Lacherfolg hatte. Zu meiner unendlichen Befriedigung hörte ich später, daß eben dieser Offizier etwa ein Jahr nach dem Krieg aus dem Heer entlassen worden ist.*

*Sonst sind es schöne und gute Eindrücke, welche die Heimkehrenden hinterlassen haben. Wohl die allerwenigsten mögen aus jenem kurzen Krieg ein böses Gewissen mitgebracht haben. Ich kann mich eigentlich nur an offene, glückliche und gerührte Gesichter erinnern. Dennoch und trotz des großen Erfolgs habe ich mir seit anno 1871 sehnlich gewünscht zu sterben, ehe Deutschland wieder in einen Krieg verwickelt würde.*

### *Feier des 100. Geburtstages von Kirchenrat Fecht*

Gleich nach dem Krieg wurde in Kork ein großes Fest gefeiert.

Pfarrer Schellenberg war 1848 beim alten Dekan Gottlieb Fecht Vikar gewesen; seitdem war er mit der Familie Fecht, die in Kork bis heute einen eigenen Begräbnisplatz hat, freundschaftlich verbunden. Am 100. Geburtstag (7.3.1871) von Gottlieb Fecht lud Frau Grunelius, eine Tochter Fechts, zu einem großen Fest in die „Krone“ ein. Die ganze Fechtfamilie, Pfarrer Schellenberg und einige Ehrengäste tagten im oberen Saal, während unten im Gasthaus alle Dorfbewohner eingeladen waren, die in irgendeinem Dienstverhältnis zur Familie Fecht gestanden hatten, und sämtliche armen Leute, die älter als 70 Jahre waren. Die Gäste hielten launige Reden, und alle hatten viel Spaß an diesem Tag.



Kork, links das ehemalige Gasthaus zur Krone

*Als mein Vater 1868 Pfarrer in Kork wurde, flammte auch die alte Freundschaft zur Familie des Kirchenrats Fecht wieder auf, bei dem er 20 Jahre früher Vikar gewesen war. Die Fechtfamilie hatte auf dem Korker Friedhof einen eigenen Begräbnisplatz, auf dem alle Mitglieder der Familie nach ihrem Tod beerdigt wurden. Das geschah zu unserer Zeit mehrmals. Bei diesen Beerdigungen hatten wir das Haus voll von Gästen aus der Familie Fecht, die bald weinten, bald lachten, je nachdem der neue Schmerz oder eine lustige Erinnerung sie übermannten. Und ich sah, wie diese oft ganz anders gearteten Menschen meinen Vater verehrten.*

*Am 7. März 1871 kamen alle Mitglieder der Familie Fecht in Kork zusammen, um den 100. Geburtstag von Kirchenrat Fecht zu feiern. Sie waren von der Witwe des Bankiers Grunelius, einer Tochter Fechts, zu einem Festmahl im oberen Saal der „Krone“ eingeladen. Im unteren Saal versammelte sich eine ebenso große Gesellschaft: alle Dorfbewohner, die in einem Dienstverhältnis zu dem Fechtschen Haus gestanden hatten und alle armen Leute, die älter als 70 waren. Es war für alle oben und unten ein wunderschönes Fest. Rechts und links von mir saßen ein Enkel und ein Urkel Fechts. Letzterer, der Assessor Bürklin, wurde später ein berühmter Intendant am Karlsruher Hoftheater.*

*Man kann sich denken, wie anregend die Gespräche der Fechtfamilie für uns waren. Aber nicht nur das. Frau Grunelius sprach mit meinem Vater über eine Stiftung für arme Korker. Zwischen 1797 und 1923 gründeten in Kork fünf vermögende Familien fünf Stiftungen mit dem Ziel, die Armen und Alten des Dorfes zu unterstützen. In ihrem Testament vom 15.7.1887 bestimmte Frau Adelheid Grunelius die Gründung der Grunelius-Stiftung. Sie hatte dafür bei der Bank Schwarzmann in Straßburg 14.000 Mark in Staatsobligationen zu einem Zinssatz von 4% angelegt.*

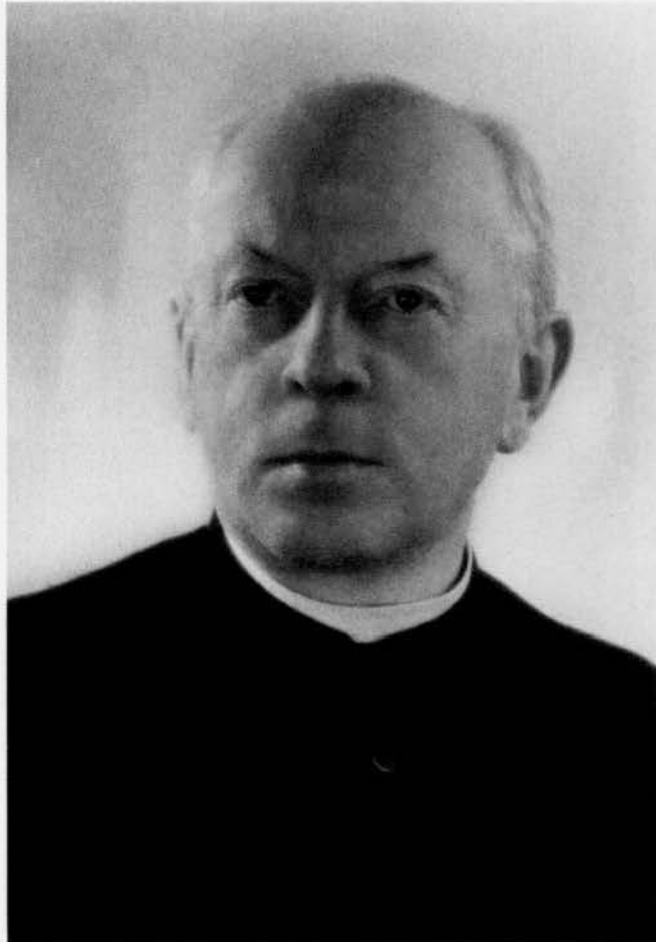
Die Bürgermeister und Gemeinderäte der Kirchspielgemeinden bildeten den Stiftungsrat. Aus den Erträgen der Stiftung sollten die Gräber des „Fecht Gärtleins“ gepflegt werden, die übrigen Zinsen wurden am Geburtstag und Todestag ihres Vaters und am Todestag ihrer Mutter an 25 arme, alte Frauen und Männer ausgezahlt. Außerdem sah das Testament vor, an Weihnachten 100 arme Kinder zu beschenken. Leider ging das Geld der Stiftung 1923 durch die Inflation verloren. Das Guthaben der Grunelius-Stiftung, das am 1. Januar 1915 noch 5701 Mark betragen hatte, wurde nach der Inflation am 24. Oktober 1924 von der Sparkasse Kork noch mit 84 Reichsmark bewertet.

*Frau Bürklin, die älteste Tochter Fechts, begrüßte die Gäste im unteren Saal. Ihr Sohn, der bekannte Verfasser hübscher Kalendergeschichten im „Lahrer Hinkenden Boten“, führte sie am Arm. Ein alter Tagelöhner sagte zu ihm: „Des esch rächt, daß Ihr Euri Frau zu uns bringe.“ Die beiden lachten. „He, siesch denn net, daß des sini Tochter esch?“, sagte ein anderer. „Jetzt wollen wir aber gehen“, rief der Sohn Bürklin, „sonst macht Ihr mich noch zum Großvater meiner eigenen Mutter.“ Es machte ihm großen Spaß, eine so jugendliche Mutter zu haben.*

---

## Pfarrer Ludwig Müller: Von den Nazis verbannt. Eine Biographie

*Ludwig Baumann*



*Pfarrer Ludwig Müller,  
Nußbach 1937*

### *Vorbemerkung*

Pfarrer Ludwig Müller von Bad-Peterstal war der erste Priester, der aus der Pfarrei Sankt Peter und Paul, Bad Peterstal, hervorging. Schon als Kind verspürte er den Wunsch, Priester zu werden. Der Weg zum Priester war hart, denn die Eltern waren arm und die finanziellen Sorgen groß.

Pfarrer Ludwig Müller war ein frommer, gütiger und eifriger Priester. Besonders verehrte er den Heiligen Geist, die Dritte göttliche Person. Der am 1. Juli 1896 zum Priester geweihte Ludwig Müller starb am hochheiligen Dreifaltigkeitsfest, dem 27. Mai 1945.

Pfarrer Ludwig Müller lebte in politisch schwerer Zeit. Er ist Vorbild, auch dann für die Wahrheit einzutreten, wenn damit Leid und Opfer verbunden sind.



*Neupriester Ludwig Müller  
und Primizbräute*



*Primizbräute. In der Mitte meine liebe  
Mutter Sophie*

### *Herkunft und Ausbildung*

Pfarrer Ludwig Müller erblickte am 2. März 1873 in Bad-Peterstal das Licht der Welt. Tags darauf wurde er im Elternhaus vom Ortspfarrer getauft. Sein Vater, Josef Müller, war Landwirt und Waldarbeiter; seine Mutter, Anna Maria, geborene Huber, stammt aus Oppenau, Maisach. Schon als Kind äußerte Ludwig den Wunsch, Priester zu werden. Das Abitur bestand er am Großherzoglichen Gymnasium in Freiburg im Jahr 1892 und anschließend studierte er in Freiburg Theologie. Am 1. Juli 1896 wurde er in Sankt Peter zum Priester geweiht. Das erste heilige Messopfer feierte der Neupriester Ludwig Müller am Sonntag, den 5. Juli 1896 in seiner Heimatgemeinde. Vikar Ludwig Müller wurde im Oktober 1896 als Neupriester nach Waibstadt angewiesen. Weitere Kaplanstellen waren Mannheim und Heddeshcim. Als Pfarrverweser wirkte er in Heddeshcim, Sinzheim und Schellbronn. Von 1904 bis 1913 war er Pfarrer in Limbach (Odenwald) und von 1913 bis 1924 Pfarrer in Rot.



*Pfarrer der „Mutterkirche“ Nußbach im Renchtal*

Die Freude von Herrn Hochwürden Pfarrer Ludwig Müller, der mit seiner Heimat, dem Renchtal, so tief verwurzelt war, muss bestimmt überaus groß gewesen sein, als er die Pfarrei Nußbach im Renchtal – Mutterkirche des Tals – übertragen bekam. Am 16. November 1924 wurde er in die große Pfarrei, Kirchspielgemeinde Nußbach im Renchtal, Sankt Sebastian, in feierlicher Investitur von Dekan Geistlicher Rat Lipp aus Offenburg eingeführt. Pfarrer Ludwig Müller wurde in politisch und wirtschaftlich schwieriger Zeit Pfarrer in Nußbach. Viel Arbeit wartete auf ihn. Mit Freude und großem Gottvertrauen, besonders zum Heiligen Geist, begann sein Wirken in der Pfarrei. Unter seiner Führung blühte ein reiches, religiöses Leben in der Pfarrei. Die Kaplanstelle wurde wieder besetzt. Durch eine zeitnahe Seelsorge suchte Pfarrer Ludwig Müller die Nöte jener Zeit zu meistern. 1930 gründeten Pfarrer Ludwig Müller und Kaplan Heinrich Magnani den katholischen Jugend- und Jungmännerverein. Kaplan Heinrich Magnani wurde als Gründer des Jugenddorfes „Klinge“ später in ganz Deutschland berühmt. Für die Sportabteilung der Jugend stellte Pfarrer Ludwig Müller am Süden des Dorfes mehrere Grundstücke für die Anlegung eines Sportplatzes zur Verfügung. Welch ein gütiges Herz für die Jugend!

Für die weibliche Jugend wurde in der „Marianischen Jungfrauen-Kongregation“ viel geboten, ebenso in der Männerseelsorge und im katholischen Mütterverein.

Die Pfarrgemeinde Nußbach veranstaltete 1931 auch einen örtlichen Katholikentag mit Vorträgen, Gottesdiensten und Diskussionen. Hierbei wurden offen die Gefahren des Bolschewismus, des Atheismus und des Nationalsozialismus als Feinde der Kirche herausgestellt.

Im November 1933 ließ Pfarrer Ludwig Müller in der Pfarrei drei Wochen lang eine große Volksmission halten. Redemptoristenpater verkündeten den Gläubigen die Glaubenswahrheiten mit großem Eifer.

Am 26. August 1934 stand Nußbach im Zeichen der Christusbanner. Die Nußbacher Jungmänner wagten es in aller Öffentlichkeit, ihre Fahne zu weihen. Dazu gehörte in jener Zeit schon sehr viel Mut! Abordnungen der Brudervereine kamen aus dem ganzen Bezirk. Diözesanpräses Walter vollzog im festlichen Gottesdienst die Bannerweihe. Am Nachmittag stand die Straße im Zeichen der Christusbanner.

Die größten Freuden, die Pfarrer Ludwig Müller von Gott geschenkt bekam, waren vier Priesterweihen mit den Primizen der Neupriester. Gott allein weiß, wie viele Gebete und Opfer von Pfarrer Ludwig Müller erbracht wurden, damit diese vier Neupriester das heilige Sakrament der Priesterweihe empfangen konnten. Pfarrer Ludwig Müller hat für Priesterberufungen und Ordensberufungen durch Gebet, Opfer und Vorbild viel getan. So gab er auch dem Schüler Hermann Huber von Bottenau, der den Wunsch

äußerte, Priester zu werden, Lateinunterricht. Leider ist Hermann Huber in russischer Gefangenschaft verstorben. Hilfsbereit zeigte sich Pfarrer Ludwig Müller auch gegenüber den Steyler Ordensschwwestern, die in den Jahren 1927/28 beabsichtigten, in der Erzdiözese Freiburg eine Niederlassung zu gründen. Kaufobjekt war der Rohrbacher Hof in Bottenau. Auf Bitten des Klosters fertigte Pfarrer Ludwig Müller eine Hofbeschreibung an und trug das Anliegen der Ordensschwwestern beim Domkapitular Weiß vor. Erzbischof Carl Fritz erteilte dem Projekt jedoch eine Absage. Pfarrer Ludwig Müller dürfte dies sehr geschmerzt haben.

Pfarrer Ludwig Müller setzte auch bauliche Akzente: So ließ er die alte Pfarrscheuer (Zehnt-Scheuer) in das Gemeindeheim „Sankt Sebastian“ mit Saal- und Theaterbühne umbauen.

In den Jahren nach 1933 verwirklichte Pfarrer Müller den langgehegten Plan des Baues einer eigenen Kirche in der Filiale Zusenhofen. Prälat und Domkapitular Fridolin Weiß vollzog am 6.8.1933 die Grundsteinlegung und Weihbischof Burger ein Jahr später die feierliche Weihe der neuen Sankt Josefskirche in Zusenhofen.

Auch die Nußbacher Kirche wurde innen und außen gründlich renoviert. Leider konnte Pfarrer Ludwig Müller den lang gehegten Plan des Einbaus einer Kirchenheizung wegen Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges nicht mehr verwirklichen.

Pfarrer Ludwig Müller hat auch die Sankt-Wendelwallfahrt sehr gefördert. Am 1.4.1935 entstand die neue politische Gemeinde Bottenau und im Juli 1936 wurde die Sankt Wendelskapelle zum Gotteshaus der neu geschaffenen Filialkirchengemeinde Boftenau von der Kirchenbehörde bestimmt. Die Kapelle wurde innen und außen gründlich renoviert. Die seelsorgerliche Betreuung erfolgte in der Regel durch den Nußbacher Kaplan.

### *Macht und Ohnmacht*

Pfarrer Ludwig Müller musste nach 1933 schmerzlich erleben, wie in seinem Kirchspiel die Jugendarbeit, die Seelsorge und die Vereinstätigkeit immer mehr eingeschränkt wurden, denn jede nichtreligiöse Tätigkeit, wie z. B. Kartenspielen oder Singen von Fahrtenliedern war verboten. Die Macht übten die Nazis aus. Dies zeigte sich deutlich bei der Errichtung des Kriegerdenkmals auf Kirchengelände. Wie in anderen Gemeinden wollte man auch in Nußbach der im 1. Weltkrieg gefallenen Soldaten mit einem Ehrenmal gedenken. Das Denkmal sollte aus Platzgründen auf Kirchengelände errichtet werden. Pfarrer Müller bevorzugte den Entwurf, der ein Wandrelief des heiligen Sebastian vorsah (zugleich erster Platz des Preiswettbewerbs). Nationalistische Kreise lehnten ein christliches Motiv ab. Das neue Denkmal sollte Krieg, Heldentum und Opferbereitschaft verherr-

lichen. Die SA fällte nachts im östlichen Teil des Kirchplatzes Kastanienbäume und errichtete ein Denkmal ohne Genehmigung, das den Krieg heroisierte. Herr Pfarrer Müller verwahrte sich beim badischen Innenministerium gegen das Vorgehen und nannte es „ungesetzlich“ und „ganz ungehörig“. Das Innenministerium tadelte zwar das Vorgehen der SA, zu einer Verurteilung kam es jedoch nicht. Das Dritte Reich war eben kein Rechtsstaat, sondern eine Diktatur. Die Einweihung des Denkmals am 16. Juli 1933 wurde zu einer gewaltigen politischen Demonstration. Pfarrer Müller musste ohnmächtig zuschauen. Widerstand war erfolglos.

Pfarrer Ludwig Müller war bei den Nazis verhasst, weil er schon vor 1933 bei Wahlversammlungen der Zentrumspartei den Vorsitz geführt hatte und gegen die Zielsetzungen des Nationalsozialismus Stellung bezog.

### *Kapläne der Pfarrei Nußbach im Renchtal in der NS-Zeit*

In der Pfarrei Nußbach wirkten sehr gute Kapläne. Das Verhältnis zwischen Pfarrer Müller und den Vikaren war stets sehr gut, das bestätigten mehrere Kapläne. Ein Kaplan hatte einmal verschlafen und die heilige Messe begann etwa eine halbe Stunde zu spät. Pfarrer Müller war darüber nicht ungehalten. Er sagte nur zu dem betreffenden Vikar: „Haben Sie dem Herrgott für diesen guten und gesunden Schlaf auch gedankt?“ Welch eine Güte!

Insbesondere wirkten unter Pfarrer Ludwig Müller in der Filialgemeinde Nußbach seelsorgerisch:

1. Karl Gnädinger trat im April 1930 seine erste Kaplanstelle in Nußbach als Neupriester an und machte seine ersten Erfahrungen in der Seelsorge. Der spätere Weihbischof Gnädinger hinterließ Aufzeichnungen seiner Nußbacher Kaplanszeit. Er berichtet: „Nußbach war zu jener Zeit eine gläubige und sehr aktive christliche Gemeinde ... Die Gottesdienste wurden bei voller Kirche mit großer Feierlichkeit begangen ... Eindrucksvoll waren auch die Maiandachten, bei denen am Sonntag die Kirche dicht besetzt war ... Mein vorgesetzter Pfarrer war Herr Ludwig Müller, ein frommer und gütiger Chef, der mich väterlich in den wenigen Wochen meines dortigen Aufenthaltes in die Seelsorge einführte ... Ich bewahre ihm ein dankbares Gedenken und hatte auch immer sein Grab besucht, so oft ich auf meinen Pastoralreisen an seiner Gedenkstätte vorbeikam. Nußbach war die erste Liebe meiner priesterlichen Tätigkeit ...“ Von der ersten Predigt des Neupriesters Karl Gnädinger über den Heiligen Geist war Pfarrer Müller so beeindruckt, dass er zu seiner Nichte Therese vorausschauend sagte: „Dieser Vikar wird einmal Bischof, er hat alle Voraussetzungen dazu.“

2. Vom 25.8.1933 bis 9.11.1935 wirkte Kaplan Hermann Legler von Mannheim in der Filialgemeinde Nußbach. Vikar Hermann Legler betrieb in der Pfarrei eine erfolgreiche Jugendarbeit. Vor allem der Jungmännerverein hatte großen Zulauf. Hermann Legler verstand es, die Jugendlichen zu begeistern. Pfarrer Ludwig Müller bestätigte ihm 1934: „Den Jungmännerverein leitet er mit größtem Eifer. Infolge seiner musikalischen Fähigkeiten versteht er es, die jungen Leute an sich zu ziehen. Anerkannt muß werden, daß er sie zur rechten Religiosität zu erziehen sucht.“ Das Verhältnis von Vikar Hermann Legler zu den Lehrern war spannungsvoll. Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung mit den Lehrern Schick und Seyfried wegen der katholischen Jugendarbeit; Legler erhielt Schulverbot.

Am 11. September 1944 wurde Pfarrverweser Hermann Legler in Leutkirch im Linzgau wegen „Äußerungen gegen Führer und Partei“ verhaftet und im November 1944 kam er ins Konzentrationslager nach Dachau, wo für ihn eine unvorstellbare Leidenszeit begann. Beim Herannahen der alliierten Truppen gelang ihm die Flucht. Später war er Pfarrer in Gottenheim und Birkendorf. Am 25.2.1984 starb er im Alter von 77 Jahren in Birkendorf. Erzbischof Saier ehrte ihn kurz vor seinem Tod für seinen Bekennermut mit der Sankt Konradsplakette.

3. Hermann Ebi war von Januar 1936 bis April 1937 als Kaplan in Nußbach im Renchtal tätig. Später war er Pfarrer von Berghaupten, wo er 1985 im Alter von 75 Jahren starb.
4. Im Brief vom 3.2.1998 beurteilte Kaplan Walter Gerstenkorn auf meine Bitte seine Kaplanszeit in Nußbach im Renchtal vom 22.9.1937 bis 14.4.1939 wie folgt: „Noch gut erinnere ich mich an das gastliche Pfarrhaus in Nußbach, wo Pfarrer Müller wohnte, ein vorbildlicher Mitbruder und durch seine Frömmigkeit und pastorale Klugheit ein treffliches Vorbild für einen jungen Kaplan. Gerne ging ich mit ihm nach Meisenbühl, kehrte dort des öfteren bei einer Familie Streif ein und lernte den guten Wein dieser Gegend kennen.

Im Pfarrhaus wirkte zum Wohl von uns Geistlichen Fräulein Theres Müller, die Nichte von Pfarrer Müller, und beglückte uns immer wieder mit ihrem freundlichen Lächeln, und Fany Müller aus Bad-Peterstal (Löcherseppen) war um unser Wohl besorgt. Sie wurde 1941 meine Haushälterin und war eine gute Fürsorgerin für mich und meine Mutter, 45 Jahre lang. Nur gut erinnere ich mich an das „Burengericht“, das in Meisenbühl serviert wurde. Ja, Nußbach und Bad Peterstal wurden für mich wie eine Heimat und gar oft kehrte ich im Elternhaus von Pfarrer Müller ein und bin auch jetzt noch bei dem alten Herrn Müller und seiner Schwester Regine gern gesehen. Ein treuer Wächter des Pfarrhauses war der Hund Rolly, er hatte sein Körbchen in des Pfarrers Studierstube ...“



*Von links: Pfarrhaushälterin Theresia Müller, Pfarrer Ludwig Müller, Kaplan Walter Gerstenkorn, Pfarrhaushälterin Fany Müller und Hund Rolly*

Pfarrer Walter Gerstenkorn starb im Februar 2003. Im Konradsblatt vom 23.2.2003 findet sich von Dekan Franz Kreutler folgender Nachruf: „Im Alter von 91 Jahren ist in Lörrach Pfarrer i. R. Walter Gerstenkorn gestorben. In Freiburg geboren, wuchs Walter Gerstenkorn in Wertheim auf. Am 31.3.1935 wurde er von Erzbischof Gröber zum Priester geweiht. Als Vikar wirkte er in Vöhrenbach, Breitnau, Nußbach i. R., Ketsch, Durmersheim, Mahlberg, Emmendingen und Wertheim. Seine besondere Begabung lag in der Jugendarbeit. Dies kam ihm bei seiner ersten Pfarrstelle in Au am Rhein besonders zugute. Dort arbeitete er von 1946–1967. In seiner offenen und geraden Art, die manchmal auch schroff wirkte, konnte er viele zu Mitarbeit bewegen.

Als 56jähriger ging Walter Gerstenkorn in die Pfarrei Untersimonswald. In den Jahren nach dem Konzil wirkte er ... als liebenswürdiger, gewandter und eifriger Priester und Seelsorger ...“

5. Der letzte Kaplan unter Pfarrer Ludwig Müller war der Neupriester Rudolf Böser. Er wirkte von April 1939 bis März 1941 in Nußbach i. R. und erlebte die Verbannung von Pfarrer Ludwig Müller unmittelbar mit. Rudolf Böser starb im Januar 1976 in Heidelberg-Ziegelhausen im Alter von 62 Jahren.

### *Die Verbannung*

Pfarrer Ludwig Müller hat am Fest Maria Geburt, dem 8. September 1939, eine Woche nach Kriegsausbruch, in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Nesselried eine Predigt gehalten, in der er ausführte, dass im Deutschen Vaterland furchtbare Dinge geschehen, deshalb sei der Krieg eine Strafe Gottes. Obwohl der Seelsorger wusste, dass unter den zahlreichen Gläubigen auch Nazis waren, scheute er sich nicht, offen über die Zeitverhältnisse zu reden. Pfarrer Ludwig Müller wurde bei der Gestapo angezeigt. Von der geheimen Staatspolizei wurde er wenige Tage später verhört. Das Verhör fand im Rathaus Nußbach statt. Am 11. Oktober 1939 erhielt das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg folgendes Schreiben vom Ministerium des Kultus und Unterrichts:

*„Karlsruhe, den 5. Oktober 1939,  
Pfarrer Ludwig Müller in Nußbach:*

*Pfarrer Ludwig Müller hat am 8. September in der Pfarrkirche zu Nesselried eine Predigt gehalten, in der er dem Sinne nach ausführte: Im deutschen Vaterland seien furchtbare Dinge geschehen, deshalb sei der Krieg eine gerechte Strafe Gottes. Pfarrer Müller wollte damit zum Ausdruck bringen, daß jede Sünde eine gerechte Strafe Gottes verdienen würde. Seine diesbezügliche Bemerkung über Deutschland hat bei den Zuhörern größte Empörung ausgelöst. Eine Äußerung, wie sie der Geistliche getan hat, ist aber auch geeignet, das Vertrauen des Volkes und seinen Glauben an das unbedingte Recht der deutschen Sache zu gefährden. Gerade in der heutigen Zeit müssen Versuche einer derartigen Gefährdung unter allen Umständen vereitelt werden. Da bei Pfarrer Müller eine Wiederholung derartiger Versuche zu befürchten ist, muß ich nachdrücklich darum ersuchen, den Pfarrer Müller – übrigens auch schon mit Rücksicht auf sein Alter – aus der Seelsorge zurückzuziehen. Von der dort ergehenden Entschließung wolle baldmöglichst Kenntnis gegeben werden.*

*Im Auftrag  
(Unterschrift)“*

Am 13. Oktober 1939 richtete das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg an den Herrn Minister des Kultus und Unterrichts das folgende Schreiben:

*„Auf das dortseitige Schreiben vom 5. Oktober vermag ich erst dann einzugehen, wenn mir die Predigt, die Pfarrer Ludwig Müller am 8. September ds. Js. in der Pfarrkirche zu Nesselried gehalten haben soll, nicht bloß dem Sinne nach, sondern dem Wortlaute nach vor-*

liegt und Beweise mir dafür erbracht werden, daß eine Bemerkung innerhalb der Predigt über Deutschland bei den Zuhörern größte Empörung ausgelöst habe. Auch angenommen, daß eine zu verurteilende Bemerkung gefallen ist, wäre weiterhin dortseits zu beweisen, daß trotz Einschreitens meines Ordinariates ‚eine Wiederholung derartiger Versuche‘ die deutsche Sache zu gefährden, ‚zu befürchten sei‘. Pfarrer Ludwig Müller ist ein älterer, ehrenwerter Priester, den ich nicht ohne weiteres aus der Seelsorge verdrängen lassen darf. Auch ich werde meinerseits Pfarrer Müller veranlassen, mir über den Sinn und Wortlaut seiner Predigt Rechenschaft zu geben. Da übrigens dortseits bei Beschwerden, die wir erheben, Angabe der Zeugen verlangt wird, wird auch mir in diesem Fall das Gleiche zuzubilligen sein.

gez. Erzbischof Gröber“

Pfarrer Ludwig Müller nahm mit Schreiben vom 17. Oktober an das Erzbischöfliche Ordinariat wie folgt Stellung:

„Von der fraglichen Predigt, die ich auf Ersuchen des Pfarrers E. Biellman am Wallfahrtsfest Mariä Geburt gehalten habe, besitze ich das Manuskript nicht mehr und kann darum auch den genauen Wortlaut der Predigt nicht angeben. Der Erinnerung nach habe ich aber ungefähr Folgendes gesagt: Dieses Jahr hängen über dem Geburtsfest unserer himmlischen Mutter, das die Kirche mit großer Freude feiert, schwere schwarze Wolken. Was der Krieg uns alles an Weh und Leid bringen wird, weiß niemand von uns. Eines wollen wir uns aber heute schon vornehmen: wir wollen nie murren und klagen über Gottes gerechte, weise und gütige Vorsehung und nie sagen: wo und wie haben wir das Kriegselend verdient? Unser Glaube lehrt uns, daß wir für jede Sünde Strafen verdienen. Wenn aber das ein untrüglicher Glaubenssatz ist, dann soll das deutsche Volk den Krieg als eine Strafe Gottes betrachten und durch Gebet und Sühneleistung den göttlichen Zorn zu besänftigen suchen. Daß das deutsche, wie alle anderen Krieg führenden Völker, viel und schwer gesündigt hat, wer könnte und wollte dies leugnen? Ich erinnere nur daran, wie heutzutage so viele Gott geradezu verspotten und verhöhnen. Wie behandeln diese Kreise unseren Heiland, den Gekreuzigten? Er sei ein Jude und darum weg mit ihm! Weg mit dem Kreuz, an dem er die ganze sündige Menschheit erlöst hat! Weg mit der Kirche, dieser Stiftung Jesu Christi! Was müssen in unseren Tagen die Diener der Kirche, angefangen vom Papst, dem Statthalter Jesu Christi, bis herab zum letzten Vikar sich alles gefallen lassen! Und dann noch die Kinder, die Lieblinge des Heilands, – wie suchen so viele dieser Kin-

*der vom Heilandsherzen loszureißen, von diesem Herzen, zu dem sie sich durch die Taufgnade hingezogen fühlen! Und leider sehen wir heute schon deutlich genug, wie so viele Kinder in Stadt und Land – auf Wegen gehen, die zum zeitlichen und ewigen Verderben führen. Was ich sage sind keine Übertreibungen, das sind Wahrheiten.*

*Ihr wißt es selber, christliche Zuhörer. Für diese schweren Vergehen und furchtbaren Frevel haben wir eine Strafe zu erwarten und wir tun als gläubige Christen gewiß nur gut daran, wenn wir den ausgebrochenen Krieg als eine solche Strafe ansehen und durch Gebet und Buße den guten Gott um Erbarmen und Gnade anflehen.*

*Ich habe dann weiter darauf hingewiesen, wie es sich so schön trifft, daß wir gleich im ersten Kriegsmonat 3 Marienfeste feiern: Das Fest der Geburt, das Fest des Namens Mariä und nach 8 Tagen das dritte Fest der sieben Schmerzen der Gottesmutter. Maria, die Gottesmutter, ist auch unsere Mutter, und zwar die Mutter von der immerwährenden Hilfe. Darum ruft sie inständig und mit großem Vertrauen an sowohl allein, als auch im Gotteshaus, als auch daheim in der Familie. Betet den Rosenkranz! Wenn aber eine Trauerbotschaft vom Schlachtfeld kommen sollte, dann geht zur schmerzhaften Mutter. Beherzigt: Die beste und heiligste Mutter wird in unendliches Leid versenkt, als sie ihren Sohn, den besten und heiligsten, auf ihrem Schoß trägt, als Leiche, so übel zugerichtet. Trotz dieser namenlosen Trauer hat Maria nicht aufgeschrien und die Worte ausgestoßen: wo habe ich das verdient? Nein sie hat auch da gesprochen, wie ehemals bei der Verkündigung; Ich bin die Magd des Herrn. Zum Schluß habe ich die Gläubigen noch ermahnt, für die Krieger um eine glückselige Sterbestunde zu beten, falls sie zum Tode bestimmt sind.*

*Das sind ungefähr die Gedanken der Predigt. Daß die Predigt bei den Zuhörern größte Empörung ausgelöst habe, ist unwahr. Pfarrer Biellman hat mir gesagt, daß die Leute sich getröstet gefühlt haben.*

*Wie ich der geheimen Staatspolizei bei dem Verhör auf dem hiesigen Rathaus erklärt habe, hatte ich nicht im entferntesten die Absicht, etwas staatsfeindliches zu sagen. Wenn die Spione mir etwas Derartiges unterschieben, so identifizieren sie den Staat mit den oben genannten Feinden unserer Religion und Kirche.*

*(gez.) L. Müller, Pfarrer“*

Auf das Schreiben vom 13.10.1939 des Ordinariats Freiburg reagierte der Minister des Kultus und Unterrichts mit Schreiben vom 19.10.1939 an das Ordinariat wie folgt:



*„Im Falle des Pfarrers Ludwig Müller in Nußbach habe ich keinen Anlaß, von meinem Ersuchen abzugehen, den Geistlichen aus der Seelsorge zu entfernen, weil einmal aufgrund der festgestellten Entgleisung des Geistlichen sodann aber auch im Hinblick auf die Tatsache, daß der Geistliche nach der Auffassung maßgebender örtlicher Kreise dem nationalsozialistischen Staat keineswegs bejahend gegenübersteht, zu befürchten ist, daß er die Kanzel weiterhin dazu mißbraucht, das Vertrauen der Bevölkerung zum nationalsozialistischen Staat zu erschüttern.*

*Ich sehe einer baldigen Mitteilung über die Zurückziehung des Geistlichen aus der Seelsorge erneut entgegen.“*

Das Ordinariat beauftragte das Dekanat in Offenburg am 28.10.1939, über die Stimmung der Bevölkerung in Nesselried und Nußbach eingehend zu berichten. Die Antwort vom 20.11.1939:

*„Soweit diesseits Ermittlungen möglich waren, ergibt sich, daß nach dem Urteil reifer und besonnener Zeugen die Predigt des Herrn Pfarrers Müller damals einen aufrichtenden, die Bevölkerung erbauenden und zum Opferbringen ermutigenden Eindruck gemacht hat. Es nahm daher auch niemand irgendwie Anstoß daran. Nur in einer Wirtschaft soll jemand eine Bemerkung gemacht haben: ‚Das hätte er auch nicht gerade zu sagen brauchen‘. So in Nesselried. In Nußbach ist überhaupt nichts bekannt. Man weiß in beiden Dörfern nichts davon, daß diese Predigt Aufsehen oder Anstoß erregt haben soll. Man denkt gar nicht mehr daran, geschweige denn, daß man davon spräche.*

*Herr Pfarrer Müller ist ein ruhiger, besonnener und erfahrener Priester ...*

*Erzbischöfliches Dekanat Offenburg.  
gez. Dr. Föhr, Prälat, Dekanatsverweser“*

Am 23.11.1939 sandte das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg den Bericht des Dekanats Offenburg an den Minister des Kultus und Unterrichts in Karlsruhe mit der Bemerkung: „Wir ersuchen demgemäß erneut um Zurücknahme des gegen Pfarrer Müller verfügten Schulverbots.“ Doch der Minister blieb hart, wie aus dem Schreiben vom 25.11.1939 hervorgeht.

*„Mit Befremden muß ich feststellen, daß polizeiliche Ermittlungen in dem dortigen Schreiben vom 28.10. ds. Js. nicht ohne weiteres als absolut zuverlässig und den Tatsachen entsprechend bezeichnet werden. Eine derartige, die strenge Sachlichkeit und Gründlichkeit der deutschen Polizei anzweifelnde Bemerkung verdient schärfste Zurückweisung.*

*In dem Falle des Pfarrers Müller ist der Tatbestand überdies durch das eigene Geständnis des Geistlichen erwiesen. Er hat zugegeben, daß er in seiner Predigt ‚den Krieg als eine gerechte Strafe Gottes für das gottlose Treiben in Deutschland‘ bezeichnet hat. Pfarrer Müller war schon vor der Machtergreifung als Gegner des Nationalsozialismus in Erscheinung getreten, indem er als Anhänger des Zentrums in Nußbach den Kampf gegen den Nationalsozialismus führte. Auch nach der Machtergreifung hat er in versteckter Form in Predigten seine gegnerische Einstellung zum nationalsozialistischen Staate zum Ausdruck gebracht. Auch erweist er noch heute, wie er selbst zugibt, den deutschen Gruß nicht. Um nicht in Verlegenheit zu kommen, den deutschen Gruß erwidern zu müssen, grüßt er auf der Straße die Leute zuerst mit ‚Grüß Gott‘.*

*Es besteht daher nach wie vor Anlaß zu der Forderung, daß Pfarrer Müller aus der Seelsorge zu entfernen ist. Ich wiederhole daher nachdrücklich mein Ersuchen, dies alsbald zu veranlassen.*

*gez. (Unterschrift)“*

Pfarrer Ludwig Müller nahm mit Schreiben vom 14.12.1939 auf Veranlassung des Erzbischöflichen Ordinariats zu den Ermittlungen der Gestapo nochmals ausführlich mit heldenhaftem Mut Stellung:

1. *„Es ist wahr, daß ich bei Versammlungen, welche die ehemalige Zentrumspartei abhielt, den Vorsitz führte, schon deshalb, weil sonst keine geeignete Persönlichkeit da war. Ich habe als Vorsitzender auch gegen die Bestrebungen des Nationalsozialismus gesprochen, aber nie in verletzender oder beleidigender Weise, weil die Anwesenden ja fast immer meine Pfarrkinder waren. Ich habe also nur vom Recht Gebrauch gemacht, das mir als deutschem Staatsbürger zustand.*
2. *Es ist wahr, daß ich auf der Kanzel auf gewisse religionsfeindliche Vorkommnisse der heutigen Zeit hingewiesen habe, aber das geschah nur ganz selten, meist in Anlehnung an Kundgebungen des Papstes und der Bischöfe. Dabei habe ich niemals die Worte ‚Nationalsozialismus‘ oder ‚nationalsozialistischer Staat‘ ausgesprochen. Ich bin also dem heutigen Staat oder den führenden Staatsmännern in keiner Weise zu nahe getreten. Ich habe nur auf das religionsfeindliche darum auch staatsgefährliche Treiben gewisser Kreise hingewiesen. Das geschah im Interesse der Seelsorge. Ich habe bei dem Verhör vor der Gestapo ausdrücklich erklärt, daß ich als katholischer Priester weiß und predige, daß wir alle der staatlichen Obrigkeit Ehrfurcht und Gehorsam schuldig sind, und ich*

*habe zu Protokoll gegeben, daß ich täglich für die führenden Männer des Staates bete.*

3. *Den deutschen Gruß biete ich stets dort, wo ich es schuldig bin: in der Schule, meist auch beim Betreten der staatlichen Büros und den Militärpersonen gegenüber. Aber vielfach antworten diese und die Beamten nicht mit dem deutschen Gruß.*
4. *Wenn ich aber auf der Straße Pfarrkindern begegne, so grüße ich fast immer zuerst, und zwar mit dem Gruß, den ich als Seelsorger stets gebraucht habe: Grüß Gott! Ich grüße also nicht deshalb zuerst, um dem deutschen Gruß auszuweichen, sondern weil das meine alte Gewohnheit ist. Auch denke ich oft an das Wort des Stellvertreters des Führers, Rudolf Heß: Des Grußes wegen darf niemand zur Rechenschaft gezogen und irgendwie behelligt werden. Wenn mir jemand begegnet und den deutschen Gruß bietet, aber durch seine ganze Haltung und den Ton der Stimme kundgibt, daß er mich nur ärgern und beleidigen will, dem antworte ich nicht. Es ist keine Seltenheit, daß man so, besonders von jugendlichen Menschen, provoziert wird. Daß mir übrigens der deutsche Gruß nichts Nebensächliches ist, geht wohl auch daraus hervor, daß ich in der Schule die Kinder stets zurecht weise, wenn sie schreiend oder sonst in ungehöriger Haltung den Gruß sagen.*

*gez. L. Müller, Pfarrer“*

### Welch mutige Worte in schlimmer Zeit!

*Das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg führte am 16. Dezember 1939 auf das Schreiben des Kultusministeriums vom 25. November 1939 aus, daß polizeiliche Ermittlungen nicht immer zuverlässig und tatsachengetreu sind, denn sie hingen nicht allein von der Qualität der betreffenden Beamten ab, sondern noch viel mehr von der Wahrheitsliebe und dem Gerechtigkeitssinn der gewonnenen Zeugen, denen jedes Mittel recht ist, dem Geistlichen Schaden zuzufügen. Auch im Falle Nußbach treffe dies bei der Anzeige gegen Pfarrer Ludwig Müller zu.*

*Am 8. April 1940 wurde Herrn Pfarrer Ludwig Müller auf dem Rathaus in Nußbach von der „Geheimen Staatspolizei (Gestapo) – Staatspolizeileitstelle Karlsruhe“ eröffnet, dass gegen ihn ein Aufenthaltsverbot für das Land Baden verhängt worden sei. Es wurde ihm zur Auflage gemacht, das Land Baden innerhalb von drei Tagen, bis zum 11.4.1940 zu verlassen. Die Eröffnung hatte folgenden Wortlaut:*

*„Nußbach i. R., 8. April 1940*

## Eröffnung

*Es wurde mir heute im Auftrag der Geheimen Staatspolizei – Staatspolizeileitstelle Karlsruhe – eröffnet, daß gegen mich auf Grund des § 1 der VO des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat vom 28.2.1933 ein Aufenthaltsverbot für das Land Baden verhängt worden ist. Ich wurde ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß ich bei Zuwiderhandlung gegen diese Anordnung, abgesehen von etwaigen staatspolizeilichen Maßnahmen, mit strafrechtlichen Maßnahmen gemäß Verordnung zu rechnen habe.*

*Es wurde mir zur Auflage gemacht, das Land Baden bis zum 11.4.1940 zu verlassen und mich sofort bei der für meinen neuen Aufenthaltsort zuständigen Staatspolizeistelle persönlich zu melden.“*

Die Verbannung traf Pfarrer Ludwig Müller mit 68 Jahren sehr hart. Er eilte noch am selben Tag nach Freiburg zum Erzbischof Dr. Konrad Gröber. Der Erzbischof wies Pfarrer Müller an, zunächst nach Beuron in das Haus „Maria Trost“ zu gehen.

Am 9.4.1940 wandte sich Erzbischof Gröber an das Commissariat der Fuldaer Bischofskonferenz mit der Bitte um Hilfe und Unterstützung, allerdings ohne Erfolg.

## Unterm Kreuz

Im Erzbistum Freiburg war die Ausweisung von Pfarrer Ludwig Müller der zweite Fall, dass ein Geistlicher des Landes verwiesen wurde. Pfarrer Ludwig Müller traf es sehr hart. Binnen drei Tagen musste er die Pfarrei Nußbach verlassen. Er ging zunächst nach Beuron. Ab 10.1.1941 fand er Zuflucht im Kaplaneihaus in Bingen bei Sigmaringen/Hohenzollern. Seine Gesuche um Aufhebung des Landesverweises wurden jeweils abgelehnt. Lediglich zwei kurze Besuche in der Heimat wurden gewährt. Das muss für Pfarrer Ludwig Müller sehr schmerzlich gewesen sein. Hinzu kamen noch die laufende Überwachung und Meldungen bei der geheimen Staatspolizei. Eine Rückkehr nach Baden wäre nur möglich gewesen bei völliger Ausscheidung aus der Seelsorge. Dazu war Pfarrer Ludwig Müller nicht bereit. Dieser Preis war ihm zu hoch. Hier zeigte es sich, dass er mit „Leib und Seele“ Seelsorger war.

Die Sehnsucht nach der Heimat, nach dem schönen Renchtal und der Pfarrei Nußbach i. R., die ihm so sehr ans „Herz“ gewachsen war, wie aus Briefen an Nußbacher Pfarrkinder hervorgeht, war für ihn außerordentlich schmerzlich. In dieser Zeit wurde er „Kreuzträger“. Diese Briefe bezeugen die große Sehnsucht und den Trennungsschmerz von Pfarrer Ludwig Müller. So lesen wir in einem Brief: „Wie schön ist doch unsere Heimat im



*Grab von Pfarrer Ludwig Müller im Jahre 1948*

Renchtal und wie sehne ich mich nach dem Badner Land.“ Oder in einem anderen Brief: „Wann wird die Stunde der endgültigen Heimkehr schlagen?“ In einem weiteren Brief: „... wenn der Gedanke nicht wäre, du darfst nicht zurück in die Heimat, so wäre es recht schön hier“ ... „Wir wollen einander nicht vergessen! Wie die ganze Pfarrei so bekommst du jeden Abend meinen Segen.“

Das Gefühl wie ein Verbrecher aus dem Land gejagt worden zu sein und den Pfarrkindern während den Kriegsjahren nicht mehr beistehen zu können, zehrte an seiner Gesundheit.

### *Heimgang*

Nach Kriegsende, im Mai 1945, als seiner Heimkehr in die Heimat nichts mehr im Wege stand, starb Pfarrer Ludwig Müller überraschend an einem Herzschlag. Sein heißer Wunsch, in der Pfarrei Nußbach seinen Lebensabend zu verbringen und auch in Nußbach beerdigt zu werden, ging nicht in Erfüllung. Ob Pfarrer Ludwig Müller seinen Tod vorausgeahnt hat? Wenige Tage vor seinem Tod empfing er das Bußsakrament. Ein Nachbar sah

ihn von der Kirche kommen und fragte ihn: „Herr Pfarrer, haben Sie gebeichtet?“ Die Antwort lautete voller Freude: „Ja, und heute habe ich es besonders gut gemacht, denn ich habe eine Lebensbeichte abgelegt.“ Es war ihm nicht vergönnt, seine Pfarrgemeinde Nußbach i. R., Sankt Sebastian und seinen Heimatort Bad-Peterstal wiederzusehen.

In Billafingen, einer Nachbarpfarre, hatte Pfarrer Müller in der Seelsorge ausgeholfen. Während der heiligen Messe wurde er von einem Unwohlsein befallen. Auf einem Pferdeschlitten brachte man ihn zurück nach Bingen. Unser lieber Großonkel war aber bis zuletzt bei vollem Bewusstsein. Er war halbseitig gelähmt und konnte nicht mehr sprechen, wie mir meine Patin Therese erzählt hat.

Am heiligen Dreifaltigkeitsfest, dem 27. Mai 1945, starb er in Bingen (Hohenzollern) und wurde am 30. Mai 1945 in Bingen beerdigt. Ein schlichtes überdachtes Holzkreuz zierte das Grab, das dicht an die Kirchenmauer angrenzte. Jetzt erinnert eine Hinweistafel an den Geistlichen Pfarrer Ludwig Müller. Das Grab ist heute nicht mehr sichtbar, weil die Pfarrkirche erweitert wurde. Bei der Vergrößerung der Kirche wurde das Grab zubetoniert, blieb aber sonst unversehrt erhalten. Der Heilige Dreifaltige Gott gebe ihm die ewige Ruhe.

#### *Anmerkungen und Quellen*

Personalakte von Pfarrer Ludwig Müller, Freiburger Diözesan Archiv  
Kirchenbücher der katholischen Pfarreien des Renchtals  
Renchtalzeitung, verschiedene Jahrgänge  
Konradsblatt, Wochenzeitung für das Erzbistum Freiburg, verschiedene Jahrgänge  
Huber, Heinz: Nußbach im Renchtal

## Der Tod im Brauchtum des Renchtals

### Traditionelle Rituale und kulturgeschichtlicher Wandel in der Moderne

Heinz G. Huber

*Man starb immer öffentlich.<sup>1</sup>*

*Würde er (der Mensch) begreifen, dass er sich in jedem Augenblick inmitten eines Lebenskreises befindet, dann gäbe es nicht mehr die ewigen Frustrationen des Noch-Nicht und es Nicht-Mehr. Dann wäre jeder Punkt in diesem Kreise gleich sinnvoll. Und das Sterben wäre die Vollendung des Kreises.<sup>2</sup>*

*Das Ethos des „homo clausus“, des sich allein fühlenden Menschen, wird schnell hinfällig, wenn man das Sterben nicht mehr verdrängt, wenn man es als einen integralen Bestandteil des Lebens in das Bild von den Menschen mit einbezieht.<sup>3</sup>*

#### *Die Verdrängung des Todes, die Privatisierung des Trauerns und die Infragestellung der Pietät*

Zahlreiche kulturkritische Veröffentlichungen befassen sich mit dem gestörten Verhältnis der Moderne zum Tod. Norbert Elias beschreibt aus zivilisationsgeschichtlicher Perspektive die Vereinsamung der Sterbenden. Schon mit fortschreitendem Alter und mit Beginn des körperlichen Verfalls sehen sich die Menschen heute an den Rand gedrängt.<sup>4</sup>

Der neuzeitliche Mensch, so Horst Eberhard Richter, glaubt durch Naturwissenschaft, Technik und Medizin die Natur zu beherrschen. Für die mit der Aufklärung und der rationalen Welterklärung entstandene Allmachtsphantasie, die Richter als „Gotteskomplex“ bezeichnet, ist die Vorstellung von der eigenen Endlichkeit schlechthin unerträglich.<sup>5</sup> Preis dafür ist, was der Philosoph Pascal als schrecklichen *Fluch der Moderne* vorausgesehen hat: das einsame Sterben. Der Mensch, der mit Hilfe der Apparatedizin am Leben gehalten wird, stirbt fern seines eigenen Lebenskreises auf der Intensivstation einer Klinik. Der Prozess der Säkularisierung hat den Tod als Übergang und Tor zu einer besseren Welt zu einem Sturz ins Nichts verwandelt. Der Tod ist nicht mehr der Abschluss und die Vollendung des Lebens, sondern bildet ein katastrophales, sinnloses Ereignis. Andererseits schwinden die sozial tragenden Bindungen, die den Umgang mit Sterben und Tod erleichterten. Die Sterbenden bleiben oft allein, die Beisetzungen finden „im engsten Familienkreis“ statt. Für Grabbesuche



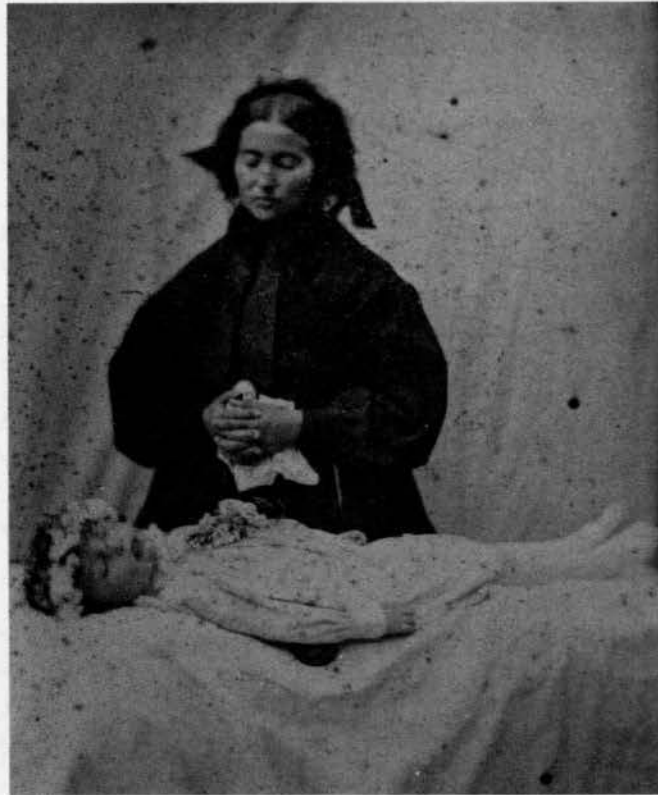
„Das Stufenalter des Mannes“ (Druck aus dem 19. Jahrhundert). Jede Lebensphase stellt einen konstitutiven Bestandteil des Lebens dar.

und Totengedenken bleibt „keine Zeit“ mehr, auch weil eine nomadische Gesellschaft diese nicht mehr möglich machen. Der Psychoanalytiker Richter sieht wesentlich die pathologischen Elemente der „Kultur“ der Moderne – nämlich Leidensverleugnung, Flucht in eine oberflächliche „Partykultur“, Risikodrang und Jugendwahn, die Hoffnung auf eine unsterblich machende medizinische Wissenschaft – bedingt durch die latente Verdrängung des Todes.

Spiegel des Umgangs mit dem Tod sind die Wandlungen der Bestattungsbräuche. Generell nehmen Feuerbestattungen, die erst in den 1870er Jahren gegen den Widerstand der Kirchen erlaubt wurden, zu.<sup>6</sup> Häufig werden heute dafür ökologische und hygienische Gründe angeführt. Die Asche wird anonym auf Waldfriedhöfen zerstreut, im Meer versenkt und vereinzelt sogar ins Weltall befördert. Der Tote hat keinen Ort mehr, die Lebenden sind nicht mehr mit Gräbern und der sinnlichen Erfahrung von Verfall konfrontiert. In Nordrhein-Westfalen wurde durch ein neues Gesetz der Sargzwang für Erdbestattungen abgeschafft und der Friedhofszwang für Leichen aufgehoben.<sup>7</sup> Der klassische Friedhof wird in Zukunft nur noch *ei-*



Ein frühes Zeugnis der  
Photografie aus Zusehofen zeigt  
Aufbahrung eines toten Kindes  
und die trauernde Mutter  
(Reproduktion einer  
Daguerreotypie um 1860).



ner der Orte sein, an dem Menschen bestattet werden.<sup>8</sup> Gewährleistete der Friedhof, dass der Tod und die Toten Bestandteil der Gesellschaft blieben und die Würde der Toten gewahrt werden konnte, so schließt die private Verfügung über die sterblichen Überreste – wie die Ausstellung „Körperwelten“ sichtbar machte – Missbrauchsmöglichkeiten ein.<sup>9</sup> Die *pietas*, die schon für die Römer eng mit dem *mos maiorum* verknüpft war und der Wahrung der Traditionen und des Zusammenhalts der Gesellschaft diene, droht verloren zu gehen. Aber noch mehr erscheint die menschliche Würde bedroht, die auch den nicht mehr Lebenden zukommt.

Gerade in den Zeiten des beschleunigten Wandels ist eine Vergewisserung der historischen Formen notwendig, die den Umgang mit Sterben und Tod bestimmten. Kleinräumige regionale Untersuchungen können den Schwund an Brauchtumsformen und die noch fortdauernden Kontinuitäten sichtbar machen. Die volkskundlichen Befragungen, die 1894/95 von Friedrich Pfaff, Friedrich Kluge und Elard Hugo Meyer durchgeführt wurden, liefern erste Befunde über die Zustände vor 100 Jahren. Der Kulturhistoriker muss viele Quellen heranziehen, um in Umrissen ein Bild zeichnen zu können. Polizeiordnungen, Zunftordnungen und Dorfordnungen geben Aufschlüsse über Beerdigungswesen und den Umgang mit dem Tod. Anniversarien, Stiftungen und Totenbücher machen die religiösen Dimensionen sichtbar. Grabsteine, Bildstöcke und Friedhofsanlagen sind materielle Zeugnisse der Gedächtniskultur. Fotografien, die Leichen und Beerdi-



*Peter von Staufenberg bereitet sich auf den Tod vor, ein Priester spendet die Sterbesakramente (Holzschnitt der Druckausgabe von Johann Prüss, Straßburg 1483).*

gungszüge zeigen, Totenbilder und Todesanzeigen sind visuelle Quellen. Totensagen verweisen auf archaische Zusammenhänge, den Allerseelen- und Wiedergängerglauben. Der Wandel innerhalb der letzten drei bis vier Generationen lässt sich noch durch mündliche Befragungen erfassen. Wegen des knappen Raumes kann nur exemplarisch vorgegangen werden.

#### *Das Sterben des Peter von Staufenberg und der Nußbacher Totentanz*

Ein idealisiertes Bild vom Sterben im Mittelalter zeigt das aus der Zeit um 1310 stammende Maere des Egenolf von Staufenberg. Der ritterliche Held Peter von Staufenberg begegnet an einem Pfingstmorgen auf dem Kirchweg nach Nußbach einer feenhaft schönen Frau, in die er sich unsterblich verliebt. Sie folgt ihm unsichtbar auf seine Kammer und gibt sich ihm hin, nachdem er ihr Treue geschworen hat. Der König bietet ihm nach einem Turniersieg seine Nichte als Frau an, die Brüder und die Bischöfe drängen ihn zur Heirat. Als über der Hochzeitstafel auf der heimischen Burg ein



Die Ehefrau und Freunde des Toten nehmen Abschied an der Bahre. Die Leiche ist in ein weißes Leinentuch eingeschlagen (Holzschnitt der Druckausgabe des „Peter von Staufenberg“, Johann Prüss, Straßburg 1483).

nackter Fuß aus der Decke ragt, weiß Peter, dass er in drei Tagen sterben muss. Zu seiner Beerdigung regelt er alle Angelegenheiten. Er lässt einen Priester holen und legt die Beichte ab, während seine ritterlichen Freunde und sein Gesinde trauern.

*der priester wart gefüeret dar:  
do tet er ganze bihte gar:  
der priester im got selben gab.  
Er sprach „bereitent mir ein grab  
und tuont mir alle mine reht.“  
Do weintent ritter unde kneht,  
graven frien dienstman  
ouch die maget lobesan  
die im was geben zuo der e.<sup>10</sup>*

Seine Frau teilt ihm im Zwiegespräch mit, dass sie nach seinem Tode in ein Kloster eintreten werde. Peter nimmt endgültig mit einem Händedruck

Abschied von seinen Brüdern und bittet sie um den Schutz seiner Frau, bevor er Gott und die Jungfrau Maria anruft und stirbt:

*„Wa sint ir, brüeder hochgemuot?“  
sie sprachent bede „wir sint hie.“  
ietwedern er bin henden vie  
und sprach „viel lieben brüeder min,  
lant üch die magd bevolhen sin.“  
hiemit er urloub von in nan.  
vom himel got den ruofte er an  
er sprach „Maria, künigin,  
laz dir min sel bevolhen sin.“  
daz wort er clegeliche sprach.  
hiemit der tot sin herze brach.<sup>11</sup>*

Der todgeweihte Ritter versucht nicht zu rechten oder sich Illusionen über seine Lage zu machen, er gibt sich dem Tod widerstandslos hin und bereitet sich bewusst auf das Sterben vor. Neben der Regelung der Vermögensangelegenheiten und der Sorge für seine Frau steht das Seelenheil im Vordergrund. Peter hat sich auf das Bett gelegt, sein Handeln hat „zeremoniellen, rituellen Charakter“<sup>12</sup>. Er lenkt die Zeremonie seines Sterbens selbst. Bevor der Ritter vor das Angesicht Gottes tritt, bereitet er sich durch den Empfang des Bußsakraments auf das Jenseits vor.

Exemplarisch dokumentiert der Text auch, dass Peter öffentlich stirbt. Bruchlos verwandelt sich die Öffentlichkeit einer repräsentativen Hochzeitsgesellschaft in eine Gemeinschaft der Trauernden, die Peter bis an sein Ende begleitet. „Der Sterbende muss den Mittelpunkt einer Gesellschaft bilden“, hat Aries bei seiner Analyse der *Chanson de Roland* festgestellt.<sup>13</sup> Es ist kein Zufall, dass die romantische Bearbeitung des Stoffs in *Des Knaben Wunderhorn* aus dem 19. Jahrhundert sich in diesem Punkt von der Vorlage unterscheidet. Dort fliehen die Gäste in Panik, nur die Braut verlässt ihren Mann in der Stunde des Todes nicht.<sup>14</sup> Das Sterben wird zu einem privaten Ereignis. Aber auch in Egenolfs mittelhochdeutscher Vernovelle bewahrt der Tod seinen Schrecken, denn die letzten Worte spricht Peter klagend (*clegeliche*).

Während Peter wohlvorbereitet seinem Ende entgegensieht, stirbt die *Jungfer Stesel*, von deren Ende die Stiftungslegende des 1476 entstandene *Korker Waldbriefs* berichtet, plötzlich und unvermutet beim Tanz:

*Item, ein Herr hett geheißen herr Eppel und sin Hußfraw Uze, seynd gesessen auf Fürsteneck bey Oberkirch, han gehabt eine Tochter, hat geheißen Jungfrau Stesel, derselbig Herr ist so reich gewesen, dass er Fürstengenosse und dieselbigen zwei ehelichen Gemälte habent nicht mehr denn dieselbe Tochter gehabt, ist zu Nußbach an einem Tanz gählingen gestorben, zu derselben Tochter Seelenheile habent sie in daßselbe Dorf Nußbach eine Kirch*

*thun bauen und auch gegeben Korker Gewölde mit allen seiner Zubehörende dreyen Kirchspielen Kork, Bodersweyer und Linx zu einer rechten Gottes-Gabe, Witwen und Waisen, Arm und Reich zu gebrauchen (...).*<sup>15</sup>

Das Spätmittelalter war bestimmt vor einer tiefen Angst vor dem plötzlichen Tod, bei welchem dem Sterbenden die Möglichkeit einer Vorbereitung versagt blieb.<sup>16</sup> Die Pestepidemien, die von 1348 an rund dreihundert Jahre lang das Oberrheingebiet heimsuchten, trafen Alt und Jung gleichermaßen, niemand konnte sich sicher wähnen. Die Verbindung des Tanzes mit dem plötzlichen Tod verweist auf die Thematik des Totentanzes. Der Tod selbst ist in den Bilddarstellungen als männlicher Liebhaber personifiziert. Der Tanz symbolisiert dagegen die hedonistische Lebenslust, den Sittenverfall. Das Totentanzmotiv nutzten die Bettler- und Predigerorden zur abschreckenden Warnung vor Ausschweifungen und Bacchanalien.<sup>16a</sup> Wer die kirchlichen Gebote missachtete, dem drohte der plötzliche Tod und die Hölle. Die „Erfindung des Fegefeuers“ im hohen Mittelalter bot immerhin noch die Möglichkeit, dass die Angehörigen des Verstorbenen durch Opfer, Gebete, gute Werke und Stiftungen dessen Seele zu retten versuchten. So muss auch die Stiftung des Korker Waldes verstanden werden, deren Gründungsgeschichte ein Konstrukt des Spätmittelalters sein dürfte.

Der Stifter konnte nicht nur für Verstorbene seiner Familie, sondern auch für sich selbst ein Stück weit das Seelenheil sichern. Uta von Schauenburg gründete zwischen 1191 und 1196 das Prämonstratenserkloster Allerheiligen, weil sie gelernt hatte, *dass man die ewigen Wohnungen sich mit irdischen Schätzen erkaufen soll.*<sup>17</sup> Im Spätmittelalter häuften sich auch im Renchtal die Anniversarien, Stiftungen, die den Zweck hatten, am Jahrestag des Todes Messen für sein eigenes Seelenheil lesen zu lassen. Sie entsprangen dem Misstrauen gegenüber den überlebenden Verwandten und Erben, die nicht immer ihren Verpflichtungen zur Bestellung von Jahrtagsämtern nachkamen. Das Anniversar wurde mit einem Gebet am Vorabend eröffnet und mit Glockengeläut, einer gesungenen Totenmesse und stillen Beimessen an den Seitenaltären begangen. Die erste Stiftungsurkunde datiert vom 15. April 1307. Der Oberkircher Metzger Peregrinus und seine Ehefrau überließen dem Kloster Allerheiligen zwei Grundstücke zu ihrem Seelenheil.<sup>18</sup> Der Priester Nikolaus Sigelin stiftete zwei Seelsorgepfünden im Offenburger Spital 1374 „zu seinem und seiner Eltern Seelenheil“ aus Zinseinnahmen von Nußbach.<sup>19</sup> Die Zeit der Gegenreformation führte zu zahlreichen Jahrtagsstiftungen, weil von katholischer Seite die Bedeutung der guten Werke als Bestandteil der Rechtfertigungslehre gegenüber dem Protestantismus besonders betont wurde. So übergaben die Dirrgallischen Erben von Söllerhöfen (Erlach) 1759 dem Nußbacher Pfarrer 30 Gulden, um für ihre verstorbenen Eltern *zu einer ewigen Jahrzeit* Messen lesen zu lassen.<sup>20</sup> 1780 wurden in der Pfarrei Nußbach 19 Jahrzeitstiftungen gezählt.<sup>21</sup>



*Leichenansagerin aus dem Kirchspiel Nußbach, unterwegs nach Zusehofen. Für ihre Botendienste erhielt sie Naturalien, die sie im Korb sammelte.*

*Der öffentlich gemachte Tod: Scheidzeichen, Todansagen, Zeitungsanzeige*

Der Klang der Kirchenglocken ist nicht nur eng mit der christlichen Gemeinde, der Liturgie und dem Kirchenjahr verbunden, sondern auch mit dem menschlichen Leben. Taufe, Hochzeit, Tod – die Zeit des Menschen ist mit dem Geläute der Glocken verbunden. Beim Tod eines Menschen, welcher der Kirchengemeinde angehört, wird heute noch geläutet: für ein Kind mit der kleinen Glocke, für einen Mann mit der größten, für eine Frau mit der mittleren Glocke. Das volle Geläut folgt auf die einzelne Glocke; nach dessen Abklingen ist wieder die betreffende einzelne Glocke zu hören. In Nußbach wird nach dem Geläute ein Zettel mit dem Namen des oder der Verstorbenen an der Kirchentür angeschlagen und der Zeitpunkt des Totengebets und der Beisetzung bekannt gegeben.<sup>22</sup> Das Glockengeläut hat mehr als eine Informationsfunktion. Es macht den Tod eines Mitglieds der Gemeinde öffentlich und stellt die Trauer in den Bezug zur Gemeinschaft. Während in der Großstadt der Tod stumm und der Tote anonym bleibt, wird im Dorf noch bewusst, dass die Gemeinschaft durch den Tod des Menschen einen Verlust erlitten hat, dass es eine schmerzhaft Lücke gibt, die alle zu Trauer veranlasst.

In großen Kirchspielgemeinden oder im Tal, wo weite Entfernungen zurückzulegen sind, hatte die „Lichte-Botti“ (Ibach), „Lichtewander“ (Oppenau) oder „Lichte-Sageri“ (Vordertalgemeinden) die Aufgabe, einen Todesfall zu verkündigen und die notwendigen Informationen zu überbringen. Im hinteren Renchtal bezeichnete man das Todansagen als „enden“, gleichsam als ob der Leichenansager selbst das Leben des Verstorbenen beenden würde. In Nußbach war in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts eine ältere Frau aus dem Armenhaus mit dem Leichenansagen beauftragt. Sie erhielt für ihre Botendienste gewöhnlich Naturalien, Eier und Brot. Bei reichen Bauern gab es manchmal etwas Geld.<sup>23</sup> Auf abgelegenen Höfen war die Botin willkommen, denn sie konnte noch vieles aus dem Dorf berichten, was interessierte.

Die materielle Entschädigung war zu gewissen Zeiten ein Grund dafür, dass das „Leichenansagen“ überhand nahm. Das Bezirksamt Oberkirch sah 1894/95 darin eine verkappte Form des Bettelns Einheimischer.<sup>24</sup> Der Oberkircher Oberamtmann Pfister hatte 1853 aus ähnlichen Gründen verordnet, dass die Gemeinden Leichenansager benennen sollten. Diese beauftragten in der Regel Witwen oder Dorfarme, um vermutlich dadurch die Armenunterstützung reduzieren zu können.<sup>25</sup> Im Ersten Weltkrieg machten Hamsterer das Leichenansagen zum Vorwand für Lebensmittelbeschaffung: *Das zum Teil ohne Auftrag der Hinterbliebenen erfolgende sog. Leichenansagen nimmt einen immer größeren Umfang an, nicht zuletzt deshalb, weil es gute Gelegenheit zu meist unentgeltlichem Erwerb rationierter Lebensmittel (Eier, Butter, Milch, Speck und dergleichen) bietet. Geber und Nehmer sind sich nicht im Klaren, dass Abgabe und Abnahme derartiger Lebensmittel verboten und strafbar ist,*<sup>26</sup> meldete 1917 die Lokalzeitung.

Wenn nicht genügend Leute starben, wurde von Betrügern sogar ein Todesfall erfunden, um an Lebensmittel zu kommen. So berichtet 1888 das Lokalblatt *Der Renchthäler*: *Seit einigen Tagen macht der schon lang bekannte und vielbestrafte Georg Kimmig die Gegend wieder unheimlich, indem er stets auf Schwindeleien absieht. So hat er vorgestern in Nordrach zu einer Beerdigung geboten, und als gestern mehrere Leute zur Beerdigung eintrafen, siehe da, der angeblich Verstorbene konnte diese in bester Gesundheit vor seinem Haus empfangen.*<sup>27</sup> Ebenso wurde in Nesselried einmal eine falsche Beerdigung gemeldet. Die Leichenbotin hatte auf ihrem Gang so viele Schnäpse erhalten, dass sie alles durcheinander brachte und zur Beerdigung einer Bäckersfrau bot, mit der sie am Morgen noch geredet hatte.<sup>28</sup>

Nach und nach hat die Zeitung vollständig die Rolle der Leichenansagerin übernommen. Die Auflagen des seit 1867 erscheinenden nationalliberalen *Renchtälers* und der zentrumsnahen *Renchtalzeitung* (seit 1907) waren zunächst relativ klein, dass die Zeitungen die mündliche Verbreitung der Todesnachrichten nicht ersetzen konnten. Die Todesanzeige hatte nicht nur

Informationscharakter, sie verlieh dem Verstorbenen eine Art Nachruhm. Gedrucktes besaß einen „Hauch von Ewigkeit und Dauer“.<sup>29</sup> Vor allem reiche Hofbauern aus dem Renchtal leisteten sich aus wohl eher repräsentativen Gründen den Luxus einer großformatigen Anzeige.

Heute scheint eine andere Funktion in den Vordergrund zu rücken: Die Todesanzeige ist für die Hinterbliebenen ein wichtiges Mittel, ihrer Trauer öffentlich Ausdruck zu geben. Für Sterben, Tod und Trauer gibt es häufig keine individuelle Sprachform mehr. Im Verlauf des Zivilisationsprozesses mussten die Menschen – so Norbert Elias – die Selbstkontrolle bewahren, sie haben es verlernt, sich emotional auszudrücken. Konventionelle Redewendungen dagegen werden heute als inhaltslos und stereotyp empfunden.<sup>30</sup> Das gilt und galt schon immer für Todeszeigen. Häufig bieten Bestattungsunternehmen standardisierte Formulare an. Kirchengemeinden haben sich bemüht, Formulierungshilfe zu leisten und den Todesanzeigen einen christlichen Charakter zu vermitteln.<sup>31</sup> Heute ist für viele Hinterbliebene die Todesanzeige zu einer Herausforderung geworden, zum letzten Mal für ihren Angehörigen ein persönliches Wort zu finden.

#### *Leichentransport und Bestattung als Gemeinschaftsaufgabe*

Der Tod eines Menschen war eine Herausforderung für die Gemeinschaft, zugleich aber auch die Chance, sich im Zusammenhalt zu bewähren. Die Polizeiordnung des vorderösterreichischen Gerichts Appenweier von 1608, zu welchem die Dörfer Nußbach, Zusenhofen, Urloffen, Zimmern, Herztal, Nesselried und ein Teil des Bottenauer Tals gehörte, enthält einen eigenen Abschnitt „Vom Todten-Bestattigen“. Die zwei nächsten Nachbarn sollten selbst *oder mit Hilff ihrer Weiber den todten Leichnam nach Gewohnheit anthun* und *in den Todtenbaum* legen. Die beiden anderen Nachbarn hatten inzwischen das Grab auszuheben. Zusammen sollten sie die Leiche zu Grabe tragen. Falls der Weg zum Friedhof zu weit sei, sollte ein weiterer Nachbar *mit Roß und Karch* den Leichnam zum Friedhof fahren. Der Heimbürger, der Vorsteher der Dorfgenossenschaft, musste mit weiteren Dorfgenossen Grabkreuz, Tragkreuz, Weihwasserkessel und Rauchfass tragen. Aus jedem Haus sollte ein „opferbarer“ (erwachsener) Mensch sich an der Beerdigung beteiligen.<sup>32</sup>

Die Tatsache, dass die Höfe im Ringelbacher Tal zu drei verschiedenen bischöflichen Gerichten (Kappel, Oberkirch, Ulm) gehörten, war der Grund für die Entstehung einer genossenschaftlichen Ordnung. In der von 1762 und 1770 überlieferten Version wurden alle gemeinschaftlichen Angelegenheiten geregelt, so auch das Bestattungswesen. Darin fanden sich ähnliche Regelungen wie in der Appenweierer Gerichtsordnung. Zwei Nachbarn sollten *den Baum machen* und den Toten hineinlegen, zwei andere das Grab machen und den Leichentransport übernehmen. Die Leichen-



wäsche und die Bekleidung der Toten wurde ebenso von gleichgeschlechtlichen Dorfgenossen ausgeführt. Bei der Beerdigung von Verheirateten sollten sich aus jedem Haus beide Ehepartner beteiligen, bei Ledigen nur eine „opferbare“ Person. Ebenso war jeder Teilnehmer verpflichtet, auch die Totenmesse zu besuchen.<sup>33</sup> Der Heimbürger überwachte die Ordnung; wer sie nicht einhielt, wurde mit empfindlichen Geldbußen belegt.

Die Ringelbacher Toten, deren Höfe zum Gericht Kappel gehörten, mussten in Waldulm beerdigt werden. Der Leichentransport über die steile Passstraße erwies sich noch anfangs des 20. Jahrhunderts als schwierig: *Die Straße hat (...) 22 Prozent Steigung. Vor mehreren Jahren wurden die Leichen wie folgt zu Grabe gebracht: Man teilte einen Wagen in Vorder- und Hinterwagen. Auf die zwei Räder des Vorderwagens spannte man den Sarg mit einer Kette fest. Zwei Ochsen zogen nun dieses Gefährt den Berg hinauf. Pferde, die einen Wagen mit der Leiche diesen steilen Weg hätten hinaufzuziehen vermögen, waren in der ganzen Gemeinde nicht aufzutreiben. Die Leiche zu tragen wäre ebenso unmöglich. So musste die Überführung der Leiche auf solch unwürdige Weise gemacht werden. Heute schätzt sich als einziger der Gemeinde der dortige Herr Bürgermeister so glücklich, ein Pferd zu besitzen, und so ist auch obiger unwürdiger Sitte wenigstens abgeholfen.*<sup>34</sup>

In der Stadt bildeten die Zünfte eine enge Gemeinschaft, die sich auch der Solidarität mit den Toten verpflichtet fühlte. In der Zunftordnung der Oberkircher Hafner von 1687 wird auf die Teilnahmepflicht der Berufsgenossen verwiesen. Wenn ein Zunftangehöriger, aber auch dessen Frau oder ein Kind oder jemand aus dem Gesinde starb, musste dies dem Zunftmeister sofort angezeigt werden. Dieser veranlasste, dass die Zunftmitglieder informiert wurden. Jeder hatte beim Begräbnis zu erscheinen. Am Tage der *Kreuzauffindung*, dem religiösen Feiertag der Zunft, hielten die Hafner ein Amt oder eine Orgelmesse für die *Abgestorbenen*. Die Anwesenheit von Meister und Gesellen wurde überprüft, wer fehlte, zahlte eine Strafe.<sup>35</sup> Die Verpflichtung zur Solidarität erstreckte sich auch auf die Fürsorge für die Toten.

Obwohl die Teilnahme an Beerdigungen heute niemandem mehr vorgeschrieben ist, ist die Beteiligung der Dorfgemeinschaft im ländlichen Raum bis heute eine Selbstverständlichkeit geblieben. *Die Leute stellen sich reichlich ein, besonders bei wohlhabenden Bauersleuten des Kirchspiels*, schrieb 1919 der Oppenauer Bürgermeister Josef Ruf. *Man dient, wie man bei einer Hochzeit sagt.*<sup>36</sup> In Nußbach gilt heute noch als ungeschriebenes Gesetz, dass aus der Nachbarschaft die Sargträger gestellt werden. Bürgermeister und Ratschreiber sprachen die Sargträger an, erzählt der ehemalige Ratschreiber Franz Schuler. Wenn jemand ohne Entschuldigung sich vor der altüberlieferten Verpflichtung drücken wollte, wurde er noch in den 1960er Jahren vom Bürgermeister zur Rede gestellt. Hier wirkt noch die alte Tradition der Gerichtsordnungen weiter.



*Die Toten wurden in vertrauter Umgebung, meist in ihrem Bett, aufgebahrt. Im Vordergrund auf dem Tischchen steht eine Versehgarnitur (Nußbach 1945).*

### *Totenwache, „Hausbeerdigung“ und Leichenmahl*

In den Dörfern verblieben die Toten bis zur Beerdigung in vertrauter Umgebung und wurden in ihrem Bett aufgebahrt. Im Sterbezimmer standen auf einem kleinen Tisch zwei brennende Kerzen neben einem Kruzifix, manchmal gehörten dazu auch Kelch und Schale. Diese „Verseh- oder Sterbegarnituren“ konnten beispielsweise bei den Devotionalienhändlern beim Nußbacher Wendelinusfest erworben werden.<sup>37</sup> Die gefalteten Hände des Toten wurden meist mit einem Rosenkranz umwunden. Die Toten wurden in ein weißes Leichenhemd gekleidet, ledigen Personen legte man in Urloffen einen Kranz um den Kopf.<sup>38</sup>

Meist wurde der Verstorbene am dritten Tag nach seinem Tod beerdigt. In den zwei Nächten, in denen der Tote im Haus verblieb, wurde Totenwache gehalten. In Oberkirch wurden die Leichen bis Tagesanbruch von zwei Frauen und zwei Männern bewacht.<sup>39</sup> In Oppenau hielten 1895 die Nachbarn noch die Totenwacht; nach dem Ersten Weltkrieg mussten die Totenwächter „bestellt“ und entlohnt werden.<sup>40</sup> Beim Totengebet wurde dreimal der Rosenkranz gesprochen. Während der Zwischenpausen machte ein Glas mit Wein die Runde, auch Schnaps fehlte nicht.<sup>41</sup>

Die Umstände einer Totenwache in Oppenau sind durch eine Gerichtsverhandlung detailliert überliefert. Am 31. Januar 1936 wurde in der An-

setze in Oppenau, der Vorstadt vor dem oberen Tor, die Totenwache für Georg Bächle gehalten. Männer und Frauen aus der Nachbarschaft fanden sich gegen 20.30 Uhr im Haus des Verstorbenen ein, um zu beten und die Totenwache zu halten.

Eine Zeugin berichtete: *Um 9 Uhr erfolgte das erste Gebet für den Toten. Bis zu diesem Zeitpunkt haben sich alle ruhig verhalten. Nach diesem sind die Männer zusammengesessen und haben sich Witze erzählt (...) Einen Witz kann ich noch sagen, Bruder hat diesen erzählt. Er fragte, wer zuerst nach Berlin komme, der Geißbock oder der Elefant. Hierauf antwortete mein Mann, dass der Elefant zuerst hin käme. Bruder erklärte hierauf: „Ja, der Geißbock hat zuerst gemeckert und kam nach Kislau (badisches Konzentrationslager bei Bruchsal). Für diesen Witz wurde der Arbeiter Ludwig Bruder in „Schutzhaft“ genommen. Ihm wurde vorgeworfen, dass er mit diesem und anderen Witzen hetzerische Äußerungen über leitende Persönlichkeiten des Staates und der NSDAP gemacht habe, die geeignet sind, das Vertrauen des Volkes zur politischen Führung zu untergraben.*

Ein weiterer Witz, den Bruder angeblich erzählt hatte, lautete: *Reichskanzler Adolf Hitler sei mit Heß und Göring spazieren gegangen. Auf deren Frage, wie lange das III. Reich bestehe, habe er gesagt: „NSDAP – Nur solange die Affen parieren.“* Die Teilnehmer der Totenwache wurden vernommen, wobei betont wurde, dass Witze unpolitischer Art erzählt wurden. Mit Witzeerzählen und Alkohol vertrieben sich die Männer die Zeit. Diese Art von Totenwache hätte tragische Folgen haben können. Der SA-Führer Friedrich Busam hinterbrachte Ortsgruppenleiter Schmid die Meldung von dem Geschehen, der davon Anzeige erstattete. Die Beteiligten hatten Glück, eine Strafverfolgung wurde nicht angeordnet und der Verhaftete nach einer Abmahnung und Warnung aus der Schutzhaft entlassen.<sup>42</sup>

Der Brauch der Totenwache und des Totengebets im Haus des Verstorbenen verschwand, als die Aufbahrung in den Leichenhallen, in den Krankenhäusern oder in den Leichenzellen der Pietätsunternehmen erfolgte. Damit gelang es, den Tod ein Stück unsichtbarer zu machen und weiter aus der Welt der Lebenden zu verdrängen. Das Rosenkranzgebet wurde in der Pfarrkirche abgehalten. In Ibach versammelte man sich ursprünglich zum Totengebets in der Kapelle, wobei wegen der Enge viele Teilnehmer vor der Tür stehen mussten.<sup>43</sup>

Eingebettet in den Rahmen der Gemeinschaft war die Beerdigung, die ihren Anfang vom Haus des Toten nahm. Der Sarg wurde im Hof aufgestellt und mit Blumen geschmückt.<sup>44</sup> Die Sterbegarnitur mit brennenden Kerzen und einem Kruzifix wurde auf ein Tischchen gestellt, das mit einer gestickten Decke geschmückt war. Die ankommenden Trauergäste bespritzten den Sarg mit Weihwasser und reihten sich in die Trauerversammlung ein. In einigen Gemeinden wurde der Sarg zur Kirche getragen. Sogar aus den weitläufigen Tälern um Oppenau wurde in früheren Zeiten der



*Bauern des Ödsbachtals tragen den Sarg eines Verstorbenen auf den Oberdorfer Friedhof nach Oberkirch (1930).*

Sarg zur Pfarrkirche getragen, wobei an jedem Kruzifix am Weg der Sarg abgesetzt und ein Vaterunser gebetet wurde.<sup>45</sup>

Die Träger stellten den Sarg vor der Kirchentür ab, wo er eingeseget wurde. Darauf zog die Beerdigungsprozession zum Friedhof. Kranzmädchen trugen in Oppenau die Kränze auf den Friedhof – je zahlreicher die Kränze waren, um so angesehenener war der Tote.<sup>46</sup> Je nach Vereinszugehörigkeit begleiteten Musikkapelle, Soldatenkameradschaft oder Gesangverein mit Fahne den Zug; bei früheren Kriegsteilnehmern wurde während der Beerdigungszeremonie mit Böllern geschossen.

Familienstand und Lebensalter des Toten dokumentierten sich in der Kleidung der Beerdigungsteilnehmer. War der Verstorbene ledig, so trugen die Mädchen bei weißer Kleidung einen schwarzen und bei schwarzer Kleidung einen weißen Flor schräg auf der Brust.<sup>47</sup> Im mittleren Kinzigtal trugen die Mädchen beim Tod eines Junggesellen oder einer Jungfrau ein Tragegerüst voraus, das mit Papier bespannt und mit Blumen geschmückt war; es symbolisierte einen Grabhügel.<sup>48</sup> Bei einer Jungfrau war der Sarg im Renchtal weiß gestrichen. In Oppenau trugen die an der Beerdigung teilnehmenden Männer ein Trauerband auf dem Hut, die Frauen schwarze Kleidung.

Nach der Bestattung fand das erste „Opfer“, die Totenmesse für den Verstorbenen, statt. Die Herkunft des Begriffs erklärt Josef Ruf: *Während*

des Gottesdienstes nach dem Evangelium wandeln die Teilnehmer Bank für Bank zum Opferstock. Die Männer der ganzen Verwandtschaft haben dabei ihre Hüte auf dem Kopfe.<sup>49</sup> Das Geldopfer wie auch das Gebet war im Sinn der katholischen Rechtfertigungslehre eine Sühne für die arme Seele des Verstorbenen.

Die Verwandtschaft blieb auch nach der Bestattung zusammen und half somit der Familie des Verstorbenen die Trauer zu tragen. Vor allem reiche Hofbauern im Renchtal luden ihre Verwandten zu einem „Leichenessen“ ein. Das gemeinsame Mahl stärkte die familiäre Verbundenheit, es entsprang aber auch nur dem Gastgesetz, vor allem wenn die Beerdigungsteilnehmer einen weiten Anfahrtsweg hatten.<sup>50</sup> Im Vordertal, wo die Bevölkerung ärmer war, blieb es wie in Nesselried bei einem Kaffee im Trauerhaus.<sup>51</sup> In Nußbach wurden Äpfel mit Brot angeboten, manchmal ein Kaffee und Wurstplatten. In der kalten Jahreszeit wurde auch ein Schnaps gerne akzeptiert.<sup>52</sup>

Die gesamte Beisetzungszeremonie hatte den Hintergrund, dass der Tote als „Mitglied einer Haus-, Dorf- oder Zunftgemeinschaft“ verabschiedet wurde. Die Gemeinschaft leistete durch Opfer und Gebet einen wichtigen Beitrag zum Seelenheil des Verstorbenen, während der öffentliche Ritus die Hinterbliebenen wieder in den kollektiven Lebensverbund integrierte.<sup>53</sup>

#### *Totenvögel, Abschirmbräuche, Wiedergänger. Archaische Glaubensvorstellungen und der numinose Charakter des Todes*

Obwohl Sterben und der Umgang mit Toten zum Alltag gehörten, verlieh der Tod dem Ende des Menschen eine numinose Würde. Archaische Glaubensvorstellungen stellten das Ableben in geheimnisvolle und mysteriöse Zusammenhänge, die sich der Rationalität entzogen. In vielfältigen Vorzeichen kündigte sich der Tod eines Menschen an. Heulende Hunde und der Ruf von Eulen galten in Lautenbach als Vorankündigungen eines Sterbefalls.<sup>54</sup> Als Totenvogel gilt allgemein der Uhu. Schon in der Antike wurde sein schauriger Ruf *carmen feralis* (*Leichengesang*) genannt.<sup>55</sup> In Nesselried galt die *Atzel* (Elster) als Todesbote. Dort und auch in Oberkirch glaubte man auch, dass das Zusammentreffen von Wandlungsläuten und Stundenschlag Hinweis auf einen bevorstehenden Sterbefall hindeute.<sup>56</sup> Wenn eine Uhr stehen blieb, so starb auch bald ein Mensch (Oppenau).<sup>57</sup> „Das Sterben geht im Dreieck“, glaubt man heute noch in Oppenau-Ibach: Wenn auf einem Hof ein Mensch gestorben ist, folgen in kürzester Zeit zwei weitere.<sup>58</sup> In Nußbach nimmt die ältere Generation heute noch an, dass wenn ein Toter über das Wochenende aufgebahrt sei, in der folgenden Woche erneut jemand sterben werde.

Traditionell bestand die Vorstellung, dass im Augenblick des Todes die Seele sich aus der Verbindung mit dem Körper löse und das Haus verlasse.



*Abschirmung eines Verstorbenen in Ödsbach (1935).*

Deshalb musste, wie Hauptlehrer Köbele aus Urloffen schrieb, der obere Fensterflügel des Sterbezimmers zum Ausflug der Seele geöffnet werden.<sup>59</sup>

Der Tod des Hausherrn betraf nicht nur seine Angehörigen und sein Gesinde, sondern auch seine Tiere und seinen Besitz. In Waldulm mussten durch zwei Männer die Weinfässer und die Krautstanden gerüttelt werden, damit ihr Inhalt nicht abstehe. Einer sprach: „De Herr im Hus isch gestorbe“, und der andere: „Geb ihm de Herr di ewig Rueh.“<sup>60</sup> In Urloffen klopften die Bierbrauer an die vollen Fässer, damit das Bier nicht abstehe.<sup>61</sup> Die Bienenstöcke wurden wie fast überall auch in Nußbach gerüttelt, den Tieren im Stall musste der Tod des Bauern angesagt werden.<sup>62</sup>

Aberglauben und christliche Vorstellungen überschneiden sich im „Abschirmbrauch“, der bis ins 20. Jahrhundert noch in mehreren Renchtalgemeinden anzutreffen und in seiner Ausprägung eine Besonderheit war:

*Eine bemerkenswerte Sitte besteht in Lautenbach und in Ödsbach, wo die Leiche abgeschirmt, d. h. der Tote seiner Schuld ledig gesprochen wird. In Lautenbach stellt sich einer aus der Versammlung, der schon seit Jahren jeweils diesen Dienst versieht, auf den Sockel des schräg dem Gasthaus „Zum Kreuz“ gegenüber liegenden alten Steinkreuzes. Der Leichenzug hält und der Mann spricht:*

*„Hört, ihr Nachbarn und guten Freund,  
 Alle, die hier versammelt seid.  
 Hier betrachten wir das menschliche Leben,  
 das uns der himmlische Vater gegeben;  
 der uns das Leben hat lange gegeben,  
 Sei es früh in den Jünglingsjahren,  
 oder spät im Greisenalter,  
 wieder zurück ruft er uns in die Ewigkeit.  
 Darum stellen wir uns das menschliche Leben  
 Vor gleich einem Wandersmann,  
 der so lange auf dieser Erde herumwandelt  
 bis ihm der himmlische Vater zuruft:  
 Komm her, mein Sohn (meine Tochter),  
 ich will dich aufnehmen in die ewige Seligkeit,  
 die ich schon längst habe für dich bereit.  
 Drum, liebe Freunde, weinet nicht,  
 er (sie) kommt vor Gottes Angesicht.  
 Drum wollen wir zum Himmel flehen  
 und uns einst dort wiedersehen.  
 Wenn er (sie) eines oder das andere beleidigt hat,  
 so wollen wir es ihm (ihr) auch verzeihen,  
 er (sie) wird gewiss auch allen Menschen verziehen haben.  
 Wir wollen auch für ihn (sie) beten,  
 denn wenn er (sie) in Gottes Gnade aufgenommen wäre,  
 so wird er (sie) gewiss auch für uns beten,  
 darum wollen wir unsere brüderliche Liebe gegen ihn (sie) erzeigen,  
 in einem andächtigen Vater unser und Ave Maria.“<sup>63</sup>*

Ein inhaltlich ähnlicher Abschirmspruch – allerdings in nicht gereimter Form – ist aus Ödsbach überliefert.<sup>64</sup> Die Gemeinde nahm an einem sakralen Denkmal, einem Bildstock oder einem Flurkreuz, Abschied von dem Verstorbenen. Der Sprecher vertrat den Toten und bat die Gemeinde für noch bestehende Schuld um Verzeihung, umgekehrt sprach er aber auch für die Gemeinde sein Bedauern über die gegenüber dem Toten erwiesenen Kränkungen aus. Wenn ein Einwohner des Ortsteils Müllen beerdigt wurde, sprach die Trauergemeinde am Bildstock des Müllers Pfaff einen Abschirmspruch und ein Gebet.<sup>65</sup> Das heute vor der Zusenhofener Kirche stehende Barockkreuz befand sich bis 1935 am alten Nußbacher Kirchweg im Gewann Sommerfeld an der Gemarkungsgrenze. Es diente zur „Abschirmung“ der Toten, die bis zur kirchlichen Verselbstständigung von Zusenhofen nach Nußbach gebracht wurden und dort beerdigt wurden.<sup>66</sup>

Im Jahr 1919 berichtet der Oppenauer Bürgermeister Josef Ruf davon, dass es „in klerikalen Kreisen“ beabsichtigt sei, diese Sitte abzuschaffen.<sup>67</sup>

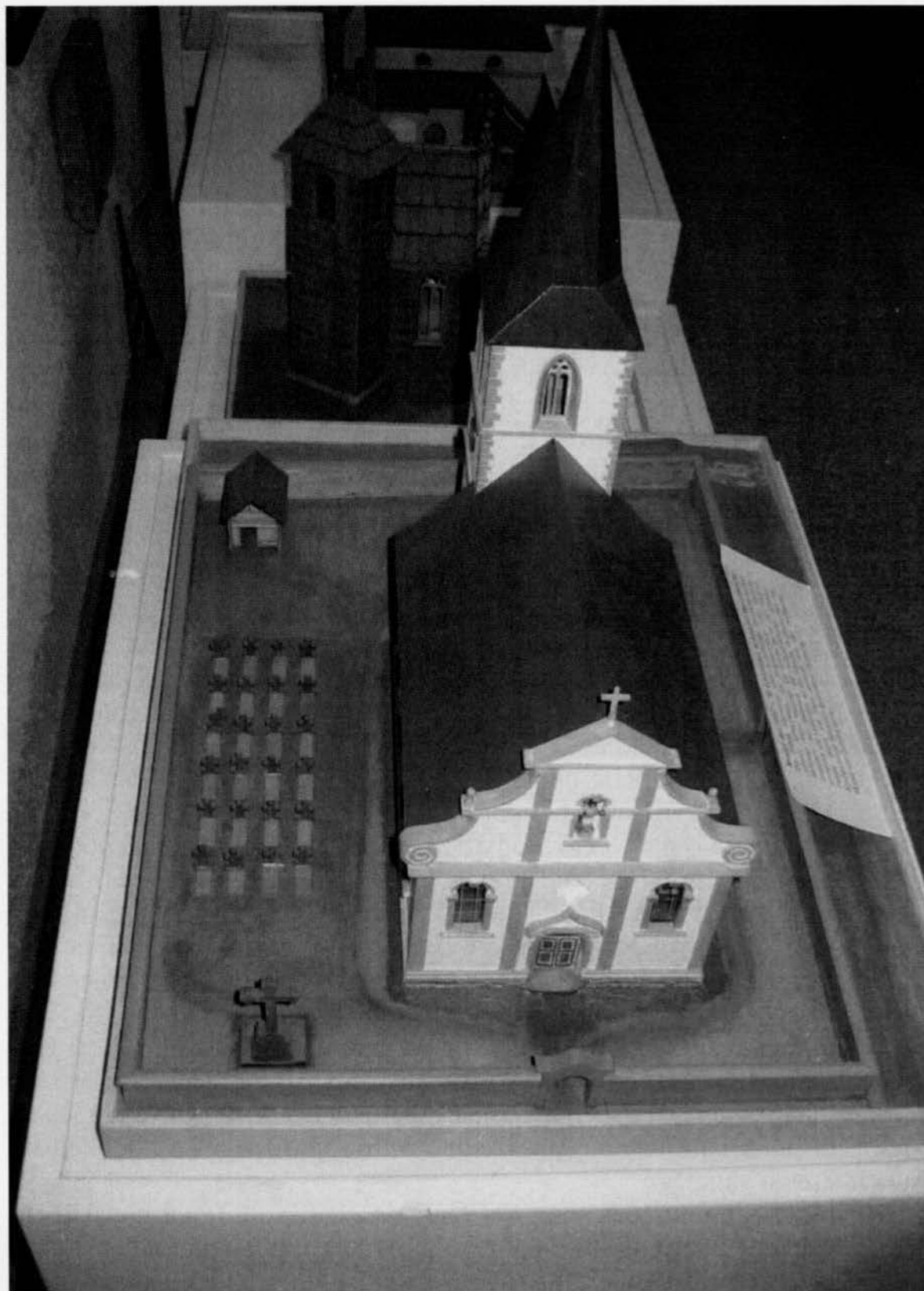
In der Tat war trotz weitgehend christlicher Überformung in diesem Brauch ein Element rudimentären Volksglaubens enthalten, die Angst vor der Rückkehr der Toten als „Wiedergänger“<sup>68</sup>. Der „Abschirmbrauch“ sollte eine Rückkehr des Toten verhindern, indem eine noch bestehende Schuld des Toten gegenüber Mitgliedern der Gemeinde oder von Personen der Gemeinde gegenüber dem Verstorbenen aufgehoben wurde. Wie lebendig diese Wiedergängervorstellungen waren, zeigt ein Blick auf die Sagenwelt des Renchtals.

So ist in Bottenau, Nußbach, Nesselried und Appenweier die Sage von der „Kammeri Bettlad“ in einigen Varianten verbreitet.<sup>69</sup> Eine ledige Frau aus dem Bottenauer Tal gebar einige Kinder, die sie nach der Geburt ermordet haben soll. Die Schuld trieb sie nach ihrem Tod in ihr Haus zurück. Als auf ein Klopfen die neuen Bewohner die Tür öffneten, stürmte eine kohlrabenschwarze Gestalt herein, warf sich auf das Bett in der Stube und wälzte sich schreiend darin herum, dass die Bettlade fast in Stücke ging. Ein Kapuziner aus Oberkirch bannte den Geist in eine Schachtel und brachte diesen ins Rappenloch. Als er erneut auftauchte, bannte ihn der Kapuziner unter eine steinerne Bettlade, auf der er sich in den zwölf Rauten umherwälzt. Nach einer anderen Version schaute diese Frau nach ihrer Beerdigung aus dem Kammerladen heraus und rief den zurückkehrenden Beerdigungsgästen zu: „Gell, ich bin vor eich deheim!“

Auch der bekannteste Geist des Tals, der Moospfaff, ist der Sage nach ein Wiedergänger. Es soll sich bei ihm um einen Abt des Klosters Gengenbach handeln. Bei einem Streit um den Mooswald schwor er, auf dem Grund des Klosters Gengenbach zu stehen. Vorher hatte er Erde aus dem Gengenbacher Klostergarten in seine Stiefel gefüllt. Für seinen Betrug musste er nach dem Tod umhergehen.<sup>70</sup> Ebenso fand wegen betrügerischer Machenschaften in einem Waldstreit mit der Gemeinde Griesbach die „Lempi“ keine Ruhe.<sup>71</sup>

Sühnekreuze und Bildstöcke können auch vor dem Hintergrund gesehen werden, dass ein Verbrechen durch Aufstellung eines Sakraldenkmals gesühnt und damit eine Wiederkehr des Täters oder Opfers verhindert werden sollte. Der älteste Bildstock des Renchtals am Bergsattel südlich der Burg Fürsteneck bei Oberkirch wurde 1508 errichtet. Anlass war, dass bei einer Fehde zwischen den Schauenburgern und dem Burgvogt auf Fürsteneck ein Knecht erschlagen worden war. Durch die Aufstellung des Bildstocks sollte Sühne geleistet werden. Ebenso errichtete die Bottenauer Allmendgenossenschaft an der Talstraße 1839 „das rote Bildstöckchen“. Damit sollte der Mord eines Handwerksgesellen an einem Metzger gesühnt werden.<sup>72</sup> „Schuld“ war nicht nur eine Angelegenheit des Individuums, sondern auch ein Problem der Gemeinschaft. Diese war für die gestörte Ordnung verantwortlich, die auch den Bereich der Toten umfasste.





*Modell der 1727–30 erbauten Nußbacher Barockkirche von Gerhard Birner. Um die Kirche herum befand sich der Friedhof. Zu erkennen sind Beinhaus, Friedhofskreuz und Mauer (Heimat- und Grimmelshausenmuseum Oberkirch).*

### *Die Gemeinschaft der Toten mit den Lebenden: die Friedhöfe*

Der Wandel der Einstellung zum Tod lässt sich besonders plastisch an der Geschichte der Friedhöfe dokumentieren. In der christlichen Kultur wurden Friedhöfe bei der Kirche (*apud ecclesiam*) im Wirkungsbereich des Hochaltars mit seinen Heiligenreliquien (*ad sanctos*) angelegt: Friedhöfe galten als *Schoß der Kirche*<sup>73</sup>. Zwischen Lebenden und Toten bestand eine enge Gemeinschaft.<sup>74</sup> Die Friedhöfe lagen innerhalb der Dorf- und Stadtsiedlungen. Der alte „Kirchhof“ des Kirchspiels Nußbach befand sich bis 1841 in der Dorfmitte um die Pfarrkirche herum.<sup>75</sup> In Oberkirch gab es zwei Friedhöfe: Die Verstorbenen aus der Stadt wurden *intra muros* neben der Stadtkirche beigesetzt. Der Ölberg an der Südseite der Oberkircher Stadtpfarrkirche erinnert heute noch an den Oberkircher Stadtfriedhof. Schon früh, vermutlich seit der Eingemeindung Oberdorfs im 17. Jahrhundert, wurden auch die Toten aus der Stadt auf dem Kirchhof um die Oberdorfer Kirche beigesetzt. Dort hatten seit der Gründung der Pfarrei Oberdorf die Toten von Lautenbach, Ödsbach und der auf der linken Renchseite liegenden Siedlungen ihre letzte Ruhe gefunden. Seit 1818/1820 werden alle Toten aus der Stadt dort begraben.<sup>76</sup> Die dortige Friedhofskapelle entstand 1827 aus den Resten der 1818 abgebrochenen Oberdorfer Pfarrkirche.<sup>77</sup> Der alte Oppenauer Kirchspielfriedhof lag immer in der Nähe der alten Thingstätte des Oppenauer Hubgerichts beim Gasthaus Zur Linde. Die Friedhofskapelle entstand aus der früheren Pfarrkirche des Kirchspiels Oppenau. Die heutige Kapelle bildete den 1464 errichteten Chor der Kirche, während das 1505 errichtete Langhaus 1803 abgebrochen wurde.<sup>78</sup> Da die Stadt Oppenau zwischen 1299 und 1319 am Eingang des Liehbachtals angelegt wurde, lagen Kirche und Friedhof außerhalb der Stadt. Die Mauern des alten Kirchhofs am Hügel, auf deren mächtige Fundamente man in späterer Zeit stieß, waren möglicherweise als Vorfeldsicherung in die Befestigungsanlagen der Burg Friedberg einbezogen. Neben der Ulmer Kirche lag bis 1847 auch der Kirchspielfriedhof für die Gemeinden im rechten Mündungstrichter der Rench.<sup>79</sup> Mit der Verselbstständigung, dem Kirchenbau und der Pfarreigründung entstanden im 19. und teilweise erst im 20. Jahrhundert dort wie auch im Einzugsbereich der Kirchspiele Oppenau, Nußbach und Oberkirch eigene Friedhöfe. Sie wurden ausschließlich im Außenbereich angelegt.<sup>80</sup>

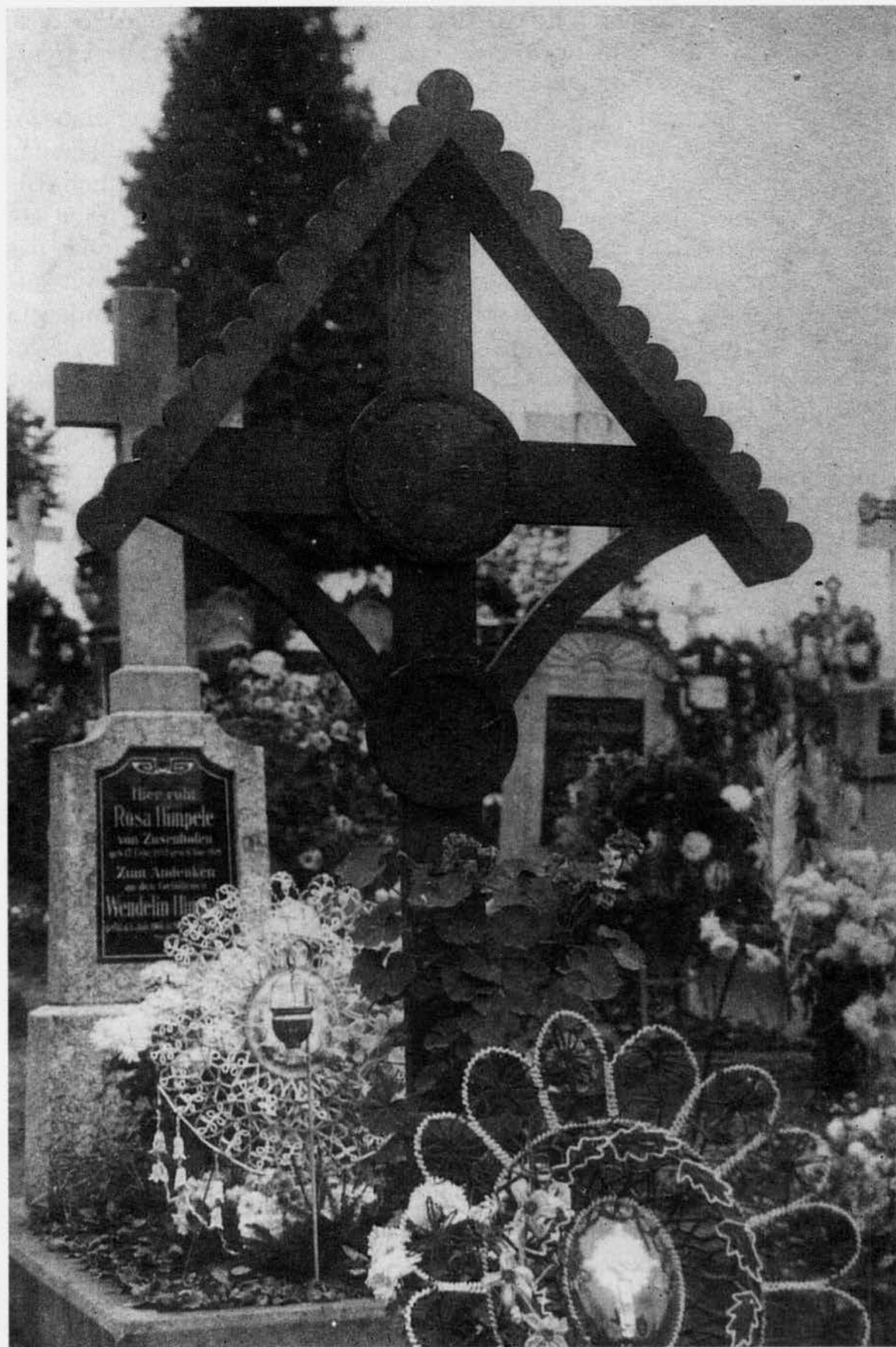
Damit begann die Auflösung der Gemeinschaft von Toten und Lebenden. Begründet wurde diese Maßnahme damals mit hygienischen Erwägungen. Verwesungsgerüche wurden als Belästigung und Gesundheitsgefahr eingestuft. Im Prozess der Zivilisation wurde diese Maßnahme auch mit der generellen „Zurückdrängung des Animalischen“ in Verbindung gebracht.<sup>81</sup> Aries bringt die Verlegung der Friedhöfe aus den Städten im 18. Jahrhundert mit der Aufklärung und „Laisierung der Beisetzung“ in

Zusammenhang.<sup>82</sup> Generell drückt sich darin freilich ein gewandeltes Verhältnis zum Tod aus. Wie die Toten aus der Welt der Lebenden ausgegrenzt werden, so wird der Tod nicht mehr als Teil des Lebens begriffen.

Die Friedhöfe des Mittelalters und der frühen Neuzeit waren einbezogen in die Lebenswelt. Jeder Gang in den Gottesdienst führte über den Friedhof und machte die Begrenztheit des irdischen Lebens deutlich. Bis zu den Verboten des Kaisers Josef II. fanden vor den Gottesdiensten um die Nußbacher Kirche auf dem Friedhofsareal Kreuzgänge statt.<sup>83</sup> Da das Friedhofsareal klein war, wurden die Gräber nach einer gewissen Zeit aufgelassen und die Skelette ausgegraben. Schädel und Gebeine wurden in Nußbach in einem eigenen Beinhaus gesammelt, aufgeschichtet und ausgestellt.<sup>84</sup> Die „Ossuarien“ oder „Karner“ hatten eine religiös-moralische Funktion und machten in der Barockzeit die Vergänglichkeit des Lebens sichtbar.<sup>85</sup> Während auf den Stadtfriedhöfen kunstvolle Ölberge den Bezug zum christlichen Erlösungsgeschehen herstellten, wurden auf den Dorffriedhöfen wirkungsvolle Hochkreuze aufgestellt.<sup>86</sup> Zur christlichen Friedhofskultur gehörten auch Darstellungen, die den Erzengel Michael mit der Seelenwaage beim Jüngsten Gericht zeigen. In Nußbach befindet sich eine solche Darstellung, Freskenmalerei aus dem 15. Jahrhundert, in einem der Joche des spätgotischen Chors. Das Friedhofsareal wurde im Übrigen auch zu weltlichen Zwecken genutzt. So wurden die Oberkircher Jahrmärkte vor 1518 auf dem Kirchhof der Oberdorfer Pfarrkirche abgehalten.<sup>87</sup>

Das Areal der Friedhöfe war mit einer Mauer umgeben, die den Friedhofsbereich vor Kühen und Schweinen sichern sollte, die durch das Dorf auf die Weide getrieben wurden. Diese Mauer markierte einen abgegrenzten Rechtsbereich, den kein Vertreter der weltlichen Gerichtsbarkeit betreten durfte. Im Jahre 1747 flüchtete ein Dieb namens Johannes Albe auf das Nußbacher Kirchhofsareal. Der Appenweierer Gerichtsvogt verlangte vom Nußbacher Pfarrer vergeblich die Auslieferung des Delinquenten. Schließlich drang er in den Asylbezirk und verhaftete den Missetäter.<sup>88</sup> Der Nußbacher Pfarrer Karl Pulser schickte den Schulmeister Eckerle nach Straßburg, um bei der bischöflichen Behörde Bericht zu erstatten. Während Aries den Ursprung des Asylrechts auf den Schutz der Heiligen bezieht, der auch auf die Lebenden ausgedehnt wurde,<sup>89</sup> geht das Nußbacher Asylrecht, das selbst zwei Päpste bestätigten, wohl auf mittelalterliche Immunitätsrechte zurück.<sup>90</sup>

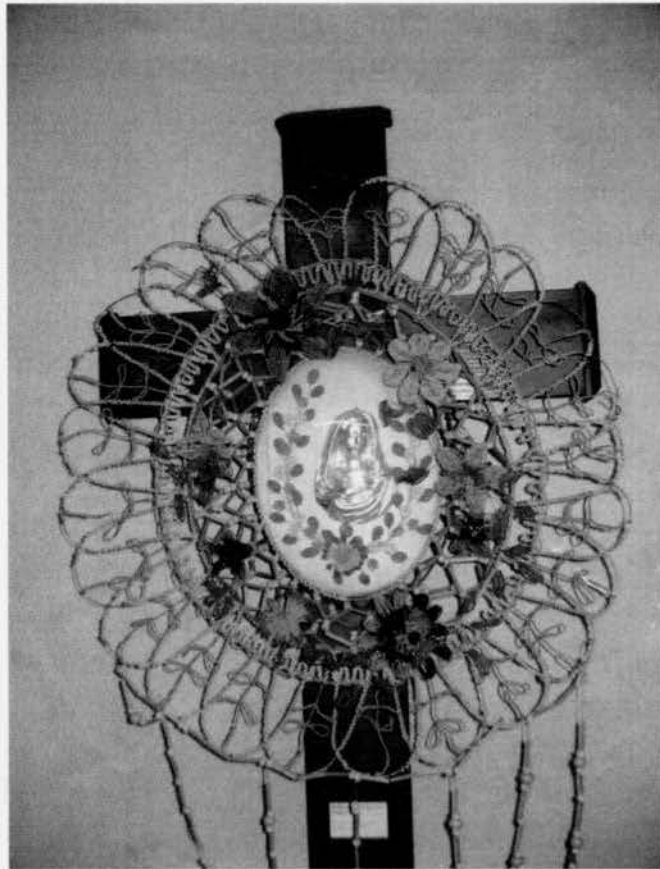
Schon auf der Mainzer Synode im Jahr 813 war die kanonische Vorschrift erlassen worden, dass kein Toter in der Kirche bestattet werden sollte.<sup>91</sup> Für Adelige, Bischöfe, Äbte und Priester wurde diese Regelung immer wieder außer Kraft gesetzt. In der Klosterkirche von Allerheiligen wurden Adelige beigesetzt, die sich das Kloster durch besondere Stiftungen verpflichtet hatten. In der Lautenbacher Kirche liegt der Propst Petrus Burkardt (1492–1514), der die Innenausstattung der Kirche vollendet hatte,



*Die Gräber des Friedhofs wurden zu Allerheiligen mit Perlenkränzen geschmückt (Nußbach 1925).*

*Perlenkranz mit farbigen  
Perlen und Madonna  
aus Silberblech  
(Heimat- und Grimmelshausen-  
museum Oberkirch).*

*Alle Bildvorlagen:  
Archiv des Verfassers*



vor dem Hochaltar begraben. Angehörige der Geschlechter der Hauptstifter, der Familien von Schauenburg und Neuenstein, wurden in der Wallfahrtskirche beigesetzt.<sup>92</sup> Prämonstratenser aus Allerheiligen, die als Pfarrer wirkten, wurden in den Kirchen ihrer Gemeinden bestattet: Christoph Faber 1649 in Oppenau, Matthias Henrici in Achern und Sebastian Isele 1659 in Nußbach.<sup>93</sup> Die Beisetzung der Seelsorger dokumentiert ein enges Verhältnis zu den Gemeinden. Während Mitglieder der Gemeinde auf dem Friedhof beerdigt wurden, wurden Selbstmörder und Verbrecher, an denen die Todesstrafe vollzogen worden war, unter dem Galgen verscharrt. Das Sendelbacher Kreuz zwischen Oberkirch und Lautenbach erinnert angeblich an einen ehemaligen Friedhof, auf dem Pesttote des 14. oder 15. Jahrhunderts und tote Schweden im 17. Jahrhundert vergraben worden seien.<sup>94</sup>

Die aufklärerische Reformbewegung brachte ein Ende der Beisetzungen außerhalb der Friedhöfe mit sich. Auch die Friedhofskultur unterlag einem Wandel. Oft waren die Friedhöfe wenig gepflegt, Vieh weidete teilweise auf den freien Flächen.<sup>95</sup> Auf dem neuangelegten Nußbacher Friedhof westlich des Dorfes wuchs Gras, es gab keine Wege, einige Holzkreuze waren umgefallen. Die Behörden verordneten, dass Kieswege angelegt und von Unkraut freigehalten werden sollten und der Friedhof mit einer Mauer zu umfrieden war. Durch ein abschließbares Tor sollte der Zugang kontrol-

liert werden.<sup>96</sup> Die „ästhetische“ Gestaltung der Friedhöfe bezog den Menschen in den Naturkreislauf von Werden und Vergehen ein. Damit wurde dem Sterben ein zusätzlicher säkularer Sinn unterlegt.<sup>97</sup> Zugleich schuf die Einteilung in Grabfelder eine klare und überschaubare Ordnung. Die Friedhöfe des 19. Jahrhunderts, vor allem in den Städten, zeigen auch den Willen zur Repräsentation und den Wunsch, die Einzigartigkeit der Person auch noch im Tode auszudrücken. Familiengräber signalisierten den Zusammenhang der Generationen, der durch die Auflösung der ständischen, zünftischen und dörflichen Sozialformen zu verschwinden drohte. Das Eisenzeitalter hielt Einzug, das 19. Jahrhundert war die Zeit der gusseisernen Grabkreuze. Im Renchtal legte man an Allerheiligen Perlenkränze auf die Gräber. Sie konnten in den Dorfläden erworben werden und wurden oft in den Familien weiter vererbt.<sup>98</sup> In Oberkirch bot der Blechner und Schirmmacher Josef Wolf 1886 in der Lokalzeitung Grabkränze aus Blech an. Der Grabhügel selbst stellt heute ein gärtnerisches „Kleinkunstwerk“ dar; die Öffentlichkeit der Friedhöfe übt einen sozialen Druck aus, die Verpflichtungen gegenüber den Verstorbenen nicht zu vernachlässigen. In der mobilen Gesellschaft des 21. Jahrhunderts wohnen die Angehörigen oft weit entfernt und erteilen deswegen einer Friedhofsgärtnerei Daueraufträge. Die Frequenz der Gräberbesuche geht aber auch deswegen zurück, weil jedes Grab den Besucher auch an den eigenen Tod erinnert.<sup>99</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Aries, Philippe: Geschichte des Todes, München 1980, 30.
- 2 Richter, Horst Eberhard: Der Gotteskomplex. Die Geburt und die Krise des Glaubens an die Allmacht des Menschen. Reinbek 1979, 230.
- 3 Elias, Norbert: Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen. Frankfurt 1982, 100.
- 4 Elias, Norbert: Über die Einsamkeit ..., 8.
- 5 Richter, Horst Eberhard: Der Gotteskomplex ..., besonders 228–238.
- 6 Kohlhaas, Alexander: Bestattungsriten der Menschheit, in: Badische Neueste Nachrichten 15./16. November 2003. In Gotha wurde 1878 das erste Krematorium errichtet.
- 7 Lutz, Cosima: Die Dialektik der Aufbahrung, in: DIE WELT, 23. November 2002.
- 8 Willmann, Urs: Wie man in Deutschland begraben wird. Bisher scheiterten Sonderwünsche an der Bürokratie. Jetzt ist das Bestattungswesen im Umbruch. Die letzte Reise führt ins All, in die Natur oder in die gute Stube. In: DIE ZEIT, 15. April 2004.
- 9 Neubaur, Caroline: Das Leben nach dem Lebensende. Woher in diesen säkularisierten Zeiten die Formen für Pietät nehmen? Wie die Gesellschaft die Toten bei sich behält. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23. November 2002.
- 10 Schröder, Edward (Hrsg.): Zwei altdeutsche Rittermaeren: Moriz von Craon Peter von Staufenberg, Berlin 1920, Vers 1097–1105.

- 11 Schröder, Edward (Hrsg.): Zwei altdeutsche Rittermaeren ..., Vers 1140–1150. Die staufenbergischen Ganerben wurden auf dem Friedhof der Nußbacher Kirche beerdigt; schon 1304 ist eine Kerzenstiftung an die Nußbacher Kirche belegt, für 1346 die Stiftung einer Frühmesspfründe. Näheres dazu bei Huber, Heinz G.: Nußbach. Die tausendjährige Geschichte eines Dorfes, Oberkirch 1994, 55.
- 12 Aries, Philippe: Geschichte des Todes ..., 29.
- 13 Aries, Philippe: Geschichte des Todes ..., 30.
- 14 Von Arnim, Achim/Brentano, Clemens: Des Knaben Wunderhorn, Ausgabe nach der Erstausgabe 1806 München o. J., 278 ff.
- 15 Kopie des Korker Waldbriefs (1476) von 1608, Pfarrarchiv Nußbach. Zum Korker Waldbrief und seiner historischen Bewertung bietet die beste Zusammenfassung Maier, Karl: Appenweiler und die Korker Waldgenossenschaft. In: 1100 Jahre Appenweiler, 1984, 31 ff.
- 16 Kleine, Philipp: Der gute Tod – das gute Leben. Die Geisteshaltung des Memento mori und die Sterbeanleitungen der Ars moriendi. In: Lorenz, Sönke/Zotz, Thomas (Hrsg.): Spätmittelalter am Oberrhein. Aufsatzband, Stuttgart 2001, 497.
- 16a Hamm, Horst; Jerger, Ilona: Der tanzende Tod. In: Badische Zeitung, 23./24. November 1985, Wochenendbeilage.
- 17 Abschrift der Gründungsurkunde, zitiert nach Ciz, Karl-Heinz: 800 Jahre Allerheiligen, Oberkirch 1996, 11.
- 18 Pillin, Hans Martin, Anniversar und Kaplanei, die Hochformen des kirchlichen Totengedächtnisses in Oberkirch (1300–1500), in ders.: Oberkirch. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahr 1803, 1976, 186.
- 19 Stadtarchiv Offenburg, Urkunden B 2 1374 August 21; FDA 2, 1866, 131 f.
- 20 Kirchenrechnung Nußbach 1759, Pfarrarchiv Nußbach.
- 21 Generallandesarchiv Karlsruhe (= GLA) 119/368.
- 22 Freundliche Auskunft der Mesnerin Josefine Ritter 2005.
- 23 Interview mit Karolina Schwab (Jahrgang 1899) im Jahr 1989. Für Oppenau: Ruf, Josef: Oppenauer Volkskunde 1919, Stadtarchiv Oppenau (Manuskript), 165.
- 24 Jahresbericht des Bezirksamts Oberkirch 1894/1895, GLA 236/105 19. Ähnlich waren die Verhältnisse im benachbarten Nordrachtal, siehe Kauß, Dieter: Leichensagen und Bettel im Jahr 1883. In: Die Ortenau 71 (1991), 686–687.
- 25 Liste im Ortenauer Boten vom 15. März 1853.
- 26 Der Renchtäler, 10. August 1917.
- 27 Der Renchtäler, 8. August 1888.
- 28 Bericht von Mathilde Zeller geb. Benz, Nußbach.
- 29 Weber-Kellermann, Ingeborg: Saure Wochen, frohe Feste. München/Luzern 1985, 152.
- 30 Elias, Norbert: Über die Einsamkeit der Sterbenden ..., 39–40.
- 31 Mohr, Rudolf: Die verräterische Todesanzeige. In: Rheinischer Merkur, 9. August 1974.
- 32 GLA119/ 596, Fol. 4a f.
- 33 Staatsarchiv Freiburg B 727/3, Nr. 35. Ähnliche Bestimmungen wie für Ringelbach finden sich auch in der Nesselrieder Dorfordnung von 1668 (Maier, Karl: Die Nesselrieder Dorfordnung von 1668. In: Appenweierer Heimatblatt 1979, 55–56) sowie in der Stadelhofener Dorfordnung von 1648 (Ciz, Karl Heinz: Die dörfliche Selbstverwaltung. In: Stadelhofen, ein Dorf an der Rench. Kappelrodeck 2000).
- 34 Der Renchthäler, 15. März 1902.
- 35 GLA 33/44 1687 Mai 14 Ordnung und Articul des Haffner-Handwercks in der Stadt und Amt Oberkirch.

- 36 Ruf, Josef: Oppenauer Volkskunde ...
- 37 Auskunft von Pfarrer Friedrich Lebfromm (†).
- 38 Volkskundlicher Antwortbogen Urloffen von Hauptlehrer Köhnle (15. August 1895), Landesstelle für Volkskunde Freiburg; auch im volkskundlichen Antwortbogen für Nußbach erwähnt.
- 39 Volkskundlicher Antwortbogen Oberkirch von Hauptlehrer Meier (24. Juli 1895), Landesstelle für Volkskunde Freiburg.
- 40 Volkskundlicher Antwortbogen Oppenau von Hauptlehrer Kraus (21. August 1895), Landesstelle für Volkskunde: Ruf, Josef: Oppenauer Volkskunde ...
- 41 Ruf, Josef, Oppenauer Volkskunde...
- 42 GLA 507/5922.
- 43 Interview des Verfassers mit Helena Huber, Ibach.
- 44 Interview des Verfassers mit der Mesnerin Josefine Ritter und Rosa Haas, Nußbach.
- 45 Ruf, Josef: Oppenauer Volkskunde ...
- 46 Interview des Verfassers mit Helena Huber, Ibach.
- 47 Ruf, Josef: Oppenauer Volkskunde (1919).
- 48 Aus dem Schwarzwald. Blätter des württembergischen Schwarzwaldvereins 12/1906, 254.
- 49 Ruf Josef: Oppenauer Volkskunde ...
- 50 Ruf, Josef: Oppenauer Volkskunde ...
- 51 Volkskundlicher Antwortbogen aus Nesselried (1895), Landesstelle für Volkskunde Freiburg.
- 52 Interview mit der Mesnerin Josefine Ritter aus Nußbach.
- 53 van Dülmen, Richard: Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Erster Band. Das Haus und seine Menschen 16.–18. Jahrhundert. München 1995, 228.
- 54 Volkskundlicher Antwortbogen Lautenbach (24.12.1894), Landesstelle für Volkskunde Freiburg.
- 55 Gattiker, Ernst und Luise: Die Vögel im Volksglauben. Wiesbaden 1989, 330–331.
- 56 Volkskundlicher Antwortbogen Nesselried (1895), Volkskundlicher Antwortbogen Oberkirch (1895), Landesstelle für Volkskunde Freiburg.
- 57 Ruf, Josef: Oppenauer Volkskunde ...
- 58 Interview des Verfassers mit Helena Huber.
- 59 Volkskundlicher Antwortbogen Urloffen (1895), Landesstelle für Volkskunde Freiburg.
- 60 Meyer, Elard Hugo: Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert. Reprint der Ausgabe von 1900, Stuttgart 1984, 583.
- 61 Volkskundlicher Antwortbogen Urloffen (1895), Landesstelle für Volkskunde Freiburg.
- 62 Volkskundlicher Antwortbogen Nußbach (1895), Landesstelle für Volkskunde Freiburg; Bericht von Carl Benz (1912–1980).
- 63 Ruf, Josef: Oppenauer Volkskunde, Stadtarchiv Oppenau, 168–169. Das Kreuz wurde nach Gründung der Pfarrei Lautenbach und der Anlegung eines Friedhof dorthin verbracht. An dessen Stelle wurde ein Bildstock aufgestellt, der sich bis dahin auf dem Platz vor dem Pfarrhaus befunden hatte. Er steht heute beim Anwesen Theodor Streif (nach Baumann, Ludwig: Kleindenkmäler in Lautenbach. Band 2, Bildstöcke und sonstige Kleindenkmale, Lautenbach 1996, 23–25). In ähnlicher Weise wurden auch die Leichen aus Sulzbach an einem Bildstock abgeschirmt und jene aus Rüstenbach an einem Kreuz. Der Konstanzer Bistumsverweser Ignaz von Wessenberg hatte nach 1808 diesen Brauch verboten, war aber damit im Renchtal nicht durchgedrungen (freundliche Auskunft von Rektor a.D. Rudolf Huber, Lautenbach).



- 64 Keilbach, Max: Abschirmspruch. Ein alter Brauch aus dem Renchtal, *Mein Heimatland* 1936, Heft 5/6, 191–192.
- 65 Notat des Hauptlehrers Artur Frank aus dem Jahr 1942, Archiv des Verfassers.
- 66 Huber, Heinz G.: Das Barockkreuz vor der Kirche – ein altes Aussegnungskreuz, in: Ebert, Karl (Redaktion), *Zusenhofen 1152–2002*, Kappelrodeck 2002, 253.
- 67 Ruf, Josef: *Oppenauer Volkskunde ...*
- 68 Die Wiedergängersagen machen einen beachtlichen Teil der Totensagen aus, vgl. Röhrich, Lutz: *Sage*. Stuttgart 1971, 9–14. Zum Begriff: Müller-Kaspar, Ulrike (Hrsg.), *Handbuch des Aberglaubens*, Band 3, Wien 1996, 890 f.
- 69 Vergleiche Schappacher, Albert: *Volkssagen und ihre Lebensbedingungen*. Zulassungsarbeit an der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Masch. Manuskript, 63 f.
- 70 Keller, Willi: *Sagen des Renchtals*. Oberkirch o. J., 88.
- 71 *Volkskundlicher Antwortbogen Maisach* von Hauptlehrer Heydt (1895), Landesstelle für Volkskunde Freiburg.
- 72 Huber, Christoph: *Die Straße durchs Bottenauer Tal*. In: *Die dreyherrschaftliche Gemeinde Bottenau*, 1996, 140.  
Die Beispiele können nur exemplarisch sein. Die zahlreichen Bildstöcke im Renchtal sind jetzt erstmals komplett erfasst. Schon vorher wurden in Bad-Peterstal-Griesbach, Oppenau, Lautenbach und Renchen Bücher über die Kleindenkmale veröffentlicht. Ein weiterer Band über Oberkirch und seine Ortsteile soll folgen.
- 73 Aries, Philippe: *Geschichte des Todes ...*, 56.
- 74 Treichel, Eckhardt: *Erinnerungskultur und Repräsentationsstreben*. Begräbniskultur in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. In: Hein, Dieter und Schulz, Andreas (Hrsg.), *Bürgerkultur im 19. Jahrhundert*. Bildung, Kunst und Lebenswelt. München 1996, 291.
- 75 StAF G 21/6, Nr. 15.
- 76 Pillin, Hans-Martin: *Oberkirch*. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahr 1803. Oberkirch 1975, 175 .
- 77 Pillin, Hans Martin: *Oberkirch ...*, 181.
- 78 Börsig, Josef: *Geschichte des Oppenauer Tals*. Karlsruhe 1951, 201, 221.
- 79 Fauler, W./Walz, K.: *Chronik der Gemeinde Ulm*, o. J., 13.
- 80 Zur Pfarreigeschichte im Renchtal vgl. Kauß, Dieter: *Das Bistum Straßburg: Dekanate und Pfarreien rechts des Rheins*. In: Ciz, Karl Heinz (Hrsg.), *Vom Fürstbischof zum Markgraf*. 200 Jahre Säkularisation der fürstbischöflichen Herrschaft Oberkirch. Begleitbuch zur Ausstellung des Heimat- und Grimmelshausenmuseums Oberkirch, 2003, 113–127.
- 81 Treichel, Eckhardt: *Erinnerungskult und Repräsentationsstreben ...*, 289.
- 82 Aries, Philippe, *Geschichte des Todes ...*, 626.
- 83 Huber, Heinz G: *Nußbach*. Die Geschichte eines tausendjährigen Dorfes. Oberkirch 1994, 112.
- 84 Belegt ist u. a. die Existenz eines Beinhauses im Totenbuch der Pfarrei Nußbach: „Michael Dinniger, Both undt Würth allhier, ist begraben vor dem Beinhaus“ (27. Juni 1659) und 1760, als von der „Ausbesserung des Beinhauses“ die Rede ist (Kirchenrechnung 1760).
- 85 Hartinger, Walter: *... denen Gott genad*. Totenbrauchtum und Armen-Seelenglaube in der Oberpfalz. Regensburg 1979, 17 f.
- 86 So in Nußbach 1749. Der Maurer Antoni Lechleider richtete auf dem Kirchhof ein steinernes Kruzifix auf (Kirchenrechnung Nußbach 1749).

- 87 Huber, Heinz G.: 700 Jahre Marktstadt Oberkirch. In: *Badische Heimat* H. 4, 2003, 602.
- 88 Heid, Hans: Das Ende des Zufluchtsrechtes in der Kirche zu Nußbach. In: *Aus unserer Heimat* 7, Nr. 6.
- 89 Aries, Philippe: *Geschichte des Todes ...*, 83.
- 90 Huber, Heinz G.: *Nußbach ...*, 23.
- 91 Aries, Philippe, *Geschichte des Todes ...*, 63.
- 92 Heid, Hans: Aus der Geschichte unserer Friedhöfe. In: *Aus unserer Heimat* 6 (1935), Nr. 9.
- 93 Baier, H.: *Notitiae historicae de Canonica Sanctorensi 1613–1692*. In: *Freiburger Diözesanarchiv* 16, 1915, 206, 207 und 231.
- 94 Heid, Hans, *Aus der Geschichte unserer Friedhöfe ...*
- 95 Ruch, Martin: Warum der Leihstarg keine Zukunft hatte. *Offenburg und die Jahrtausendwende: Kleine Geschichten vom Tod und Sterben in Offenburg: von Gottesäckern und den Pflichten eines Totengräbers*. In: *Badische Zeitung*, 30. Oktober 1999.
- 96 *StAF G 21/6 Nr. 15*.
- 97 Treichel, Eckhardt: *Erinnerungskultur und Repräsentationsstreben ...*, 293.
- 98 Interview des Verfassers mit Franz Schuler (Jahrgang 1922), Nußbach. Das Murgtal-Museum in Bermersbach zeigt zahlreiche Perlenkränze aus der Zeit von 1770 bis 1940. Der Anschaffungspreis belief sich auf je 10 Gulden. Nach Ende des 2. Weltkriegs wurden die Kränze nicht mehr verwendet. Vergleiche dazu den Bericht „Perlenkränze schmückten einst Grabsteine auf den Friedhöfen“. In: *Acher und Bühler Bote*, 25. August 2002.
- 99 Elias, Norbert: *Über die Einsamkeit der Sterbenden ...*, 48.

## Aus dem Archiv der Wallfahrtskirche „Mariä Krönung“ in Lautenbach

*Rudolf Huber*

Wer die großen Marien-Wallfahrts-Orte im deutschsprachigen Raum – etwa Altötting in Bayern oder Mariazell in Österreich – besucht, ist sicher auch beeindruckt von den vielen Votiv-Tafeln, den Votiv-Gaben und den schriftlichen Bekenntnissen über erhaltene Hilfe in jeder Not.

Deshalb ist es erstaunlich, dass man in der bedeutenden Wallfahrtskirche zu Lautenbach vergeblich nach solchen Beweisen der Volksfrömmigkeit sucht. Aber dies war nicht immer so.

Im Archiv der Pfarrei Lautenbach befindet sich ein Manuskript, welches uns wertvolle Aufschlüsse liefert. Pater Adalbert Hardt<sup>1</sup>, von 1740 bis zu seinem Tode am 28. Dezember 1754 Rektor der Wallfahrtskapelle Unserer Lieben Frau zu Lautenbach, hat in seinem Werk „Kurzer doch gründlicher Bericht von der alten und berühmten Wallfahrth zu Maria in Lautenbach, so eine kleine stundt oberhalb Oberkirch im Breysgau gelegen, und denen Regulierten Chorherren Praemonstratenser Ordens in dem löblichen Gotteshaus Allerheiligen gehörig ist“ im 17. Kapitel eine Vielzahl von „miraculösen Begebenheiten“ überliefert.

Er beschreibt darin zahlreiche Votiv-Tafeln und Votiv-Gaben und übermittelt uns die umfangreichen ursprünglichen Texte. Durch diese Fleißarbeit ist es möglich, das Einzugsgebiet der Lautenbacher Wallfahrt und die ganze Bandbreite der unterschiedlichsten Anliegen der Pilger kennen zu lernen.

Dieses Manuskript ist deshalb so wertvoll, weil die beschriebenen Originale allesamt durch plündernde französische Revolutionssoldaten im Jahre 1796 geraubt und zusammen mit vielen Urkunden und Reliquien zerstört und verbrannt wurden.

Pater Hardt bedient sich einer kraftvollen Sprache, die stark mundartlich eingefärbt ist. Er liebt überschwängliche barocke Redewendungen und hält sich wenig an orthographische Regeln:

### *17. Capitel*

*Nun folgen die bezeugnisse der Votivtafeln mitt den unverfälschten Unterschriften wegen verschiedener gnaden undt wohltaten, welche sowohl manns- als weibspersonen bey der gnadenwallfahrth zu Maria in Lautenbach erhalten.*

*Recht und wohl hat der alte gecrönte poet Ovidius gesungen Tempus edax rerum = Die Zeyt verzehret alles!*

*Dannenhero manche durch viele ausgestreute schriften und gedruckte bücher ihre geschichte undt ruhm gleichsam zu verewigen sich beflissen undt gesucht haben.*

*Es ist nit zu bezweifeln, daß viele, ja unzählbare gnaden, welche in dieser alten wallfahrth denen andächtigen rechtgläubigen pilgeren an diesem ort wilfahren sind, entweder durch die unbill der Religionszwistigkeiten verhindert, oder durch verschweigung der undanckbaren wallfahrter vertuschet oder auch durch eigene unachtsamkeit nit verzeichnet, folglich mittlerzeyt gleichsam als mitt dem vorbeyrauschenden wasser verflossen undt in vergessenheynt gestillet worden, dermaßen es nit zu fassen noch zu glauben ist, daß bey einer so berühmten wallfahrt, von welcher sowohl Quilielmus Gumbenberg in seynem Atlante Mariano, als auch Maxilianus Wartenberg aus ihm, beyde der löblichen Societaet Jesu priester undt ebenfalls jener Ambrosius Engelmann aus dem Orden des hl. Dominicus, von welchem oben im 15. Cap. meldung geschehen, klar zeugniß geben, daß diese wallfahrt schon von alters her wegen deren wunderwerken sey berühmt gewesen.*

*Es ist nit zu begreifen, sag ich, daß nit zu reden ist was für zeichen der marianischen gnaden vor dem prächtigen gebäu ertheylet worden.*

*Nur von der aufrichtung der großen Capell De Anno 1482 durch den verlauf bis auf 1608, bey welchem ich den anfang zu machen gesinnt bin, 120 jahr gleichsam dieser gnadenort sey brach gelegen undt nicht merkwürdiges an wohlthaten dem andächtigen volke zukommen sey. Allen diesen bedauerungswürdigen verlust der gezeugnisse hat die gefräßige Zeyt geschlucket undt hinweggespühlet.*

*Darumb dan ich mich gleichsam schuldig befinde, von den wenigen überrest den anfang zu machen, damitt nit auch diese herrliche merkmale der großen Gnaden Mariae in Lautenbach zu grunde gehen!*

*Die erste gezeugniß von der empfangenen gutthat von Maria zu Lautenbach: Die erste undt ältiste votivtafel, so noch vorhanden ist, an welcher zu sehen ist das Marienbild auf dem altar mit einer wohl undten in einem mantel knienden mannsperson gemahlt samt der beygefügten unterschrift:*

*„Hr. Christoph Fischer, schultheiß in Oppenaw, ist durch die fürbitt der Mutter Gottes zu Lautenbach von einer unhaylbaren Krankheynt im Mundt gehaylet worden. Den 8 ten April Anno 1608“*

*Die zweytältiste votivtafel daneben:*

*„Anno 1685, nachdem die wohledle Francisca Jacobea von Schleiß, geborene Möckin, zu Fernach bey Oberkirch wohnend, 17 wochen lang in*

*schwärer leibskrankheyt beständig zu bett gelegen; deren zustand jedoch kain arzt jemahl hat erkennen mögen, hatt sie bei abgang aller menschlichen hilf, da es am letzten zu seyn männiglich vermeynde, eine wallfahrt zu fuß nacher Lautenbach versprochen. Daraufhin sie alsobald eine merkliche schwindung der schmerzen verspühret. Gleich folgenden morgens ihr gelübd erfüllet undt durch die fürbitt Mariae die erwünschte gesundtheyt erhalten. Zu dieser erkennuß sie diese tafel auf gehenket.“*

*Zur linken seyt eyn kleyne tafel:*

*„Hannß Conrad Schlecht der jüngere, undt Maria Catharina sein ehelich hausfrau, denen ihr kindt von einem halben jahr an einem schenkel undt an der weichen krummb undt lahm gewest, haben eine tafel verlobt zu Lautenbach zur mutter Gottes: Ist mit Gott undt Maria geholffen worden. Anno 1692“*

*Daneben:*

*„Anno 1700 ist Joseph Waltherer, schreiner von Oberkirch undt Catharina seine ehfrau bey 12 wochen an einem haymligen zustand krank gelegen, und durch ein versprechen einer wallfahrt nacher Lautenbach wieder gesund geworden.“*

*Dann eyne große tafel:*

*„Frater Albert Schleck, des berühmten Gotteshauses Allerheiligen praemonstratenser ordens Canonicus Profesz. undt Capellan zu Lautenbach im jahr seines Alters 69: nachdem er mitt grausamen augenschmerzen fast ein ganzes jahr gepeynigt, von der großen trösterin aller getrübt seligten wiederum frey hergestellt worden, hatt zur gedächtnuß dieser begebenheit undt zur schuldigen Danksagung diese tafel allhier aufgehenkt/im jahr des hayls 1703“*

*NB: Dieses war ein resignierter hochwürdiger herr Praelat des löblichen Gotteshauses Allerheyligen.*

*Ein ander gemahlt votivtafel, wobey ein vatter von denen husaren allbereits aufgehenckt in seiner eigenen trotte undt der sohn auch gebunden war, umb ihn neben dem vatter aufzehencken, werden aber beide durch ein getanes gelübt auf Maria Lautenbach wunderbarlich erlöst laut nachfolgender underschrift:*

*„Jörg Pfeiffer von Herztal ist von den französischen husaren aufgehenckt, die auch seinen sohn mit stricken gebunden, aber durch ein gelübd gegen der allerseligsten Jungfrau Maria ist die husaren eine furcht wegen einer teutschen Partruy ankommen, daß sie die Pfeiffer eylends wider losgelassen. Geschehen Anno 1703“*

Die sibende votivtafel hat oben hinauf das gnadenbild zu Lautenbach, undten aber einen geladenen wagen mit sack-waytzen undt 4 pferdten bespannt undt under denselben einen mann rücklings liegend mitt dieser beyschrift:

„Durch ein gelübd gegen Maria ist Sebastian Hundt von Oberkirch under einem wagen mitt waytzen in einem fall ohn schaden erhalten worden. Anno 1703“

In der 8 ten tafel sieht man ein gemähld des Lautenbacher marianischen gnadenbildes oben hinaus, unden aber einen mann mit einer großen fahrt schaitern rücklings zu boden liegen.

„In einem gefährlichen fall mit einer fahrt hölzerner schayteren ist Mathis Basler aus dem Capplerthal durch das vertrauen zu Maria erhalten worden. Anno 1708“

Die 9 te votivtafel weiset vor ein bettlägrig weibsperson mitt gewandten augen gegen das gnadenbild Mariae nebst folgender beyschrift:

„Anno 1709 hat Ursula Mathisin wegen ihrer schwären krankheit diese tafel machen lassen.“

Es findet sich allda ein schlechtes gemähld eines under einem nast zu boden geschlagenen mannes mitt der zeugnißschrift:

„Anno 1712 bekenne ich Andres Graf von Windschlaeg, daß ich hab wollen einen nast ab einem nußbaum hauen, so ist der nast auf mich gefallen undt zu boden geschlagen, bey dem leben erhalten worden“

So hänget auch in eben dieser gnadencapell ein ander votivtafel, auf welcher das Lautenbacher Mariabild undt eine kranke weibsperson gemahlt undt vorgestellt würdt mitt diesen undergesetzten worten:

„EX voto. Wegen Conrad Schlechten hausfrauen schmerzen, so wider davon befreyet. Anno 1713“

Es zeigt sich allda in einem gemähld ein ander votivtafel. nemmlich eine vor dem gnadenbild knieende frau mitt ihrem kleinen mädlein sampt dieser underschrift:

„Ex voto. Michael Christ wegen seines kindes augen undt anderer schmerzen. Anno 1715“

Es hat auch ein herr Vogt von Appenweyer die bildnuß der gnadencapell zu Lautenbach mit einer herde Pferde auf der weyd dahin verlobt undt die einfach dazusetzen lassen mitt der beyschrift:

„Wegen einer sucht under den pferden hatt herr Johann Jacob Bruedy dieses hierher mahlen lassen. Anno 1715“

Die 14 te votivtafel ist groß undt ansehnlich, mitt einem Mariaebild oben, nebenher besser undten ein schloß und ein gefängnißthurn, wie auch aus demselben einen den strick fahrenheitlassenden jüdling, auf dem boden aber einen großen haufen stainer mitt folgender beyschrift:

„Umb weilen ich vor jahren in einem hohen thurngefängniß verhaftet, mitt der hoffnung undt einem belübd zu Maria in Lautenbach durch einen strick mich hinunder ließ, vor schmerzen aber selbigen aus den händen lossendt undt eine ziemlich höh auf einen stainhaufen gefallen undt nachgehendß aller gefahr glücklich entronnen bin, hab ich diese votivtafel zur danksagung in dero gnadencapell machen lassen. Anno 1715. Johann Adam Goll, Schultheiß zu Saßbach“

Under anderen ist auch anzutreffen ein zimlich große votivtafel mitt dem Altar undt dem gnadenbild. Rechter handt kniet ein mannsbild mitt der schrift: „Ex voto 1720“

Im gleichen eine kleinere tafel mitt einem knieenden mannsbild vor dem bildtuß Mariae undt dieser beyschrift: „ Ex voto MDCCXXI“

Item eine andere votivtafel mitt einem gemahlten mannsbild gegen das bildtuß Mariae mit aufgehobenen händen undt folgender underschrift:

„Ex voto. Wegen Georg Haußer von Oberkirch, augenwehe, Anno 1722“

Item ein tafel:

„1725 hatt Herr Stabhalter Johann Christoph Dürr von Saßbach in seiner anliegenheit zu ehren der allerseligsten Jungfrau undt Gottesmutter Maria dies anhero machen lassen.“

So trifft man auch unden undt zwar linker hand wann man in die capell ringehet eine gemahlte tafel mitt einem krank bettlägrigen mann gegen dem obschwebenden Mariabild undt gnadenmutter seine augen wendend, undt weilen er durch dero mildreiche hilf von seiner schwären unpäßlichkeit ist befreyet worden, so hatt er für gut befunden, diese underschrift hinzuschreiben:

„Johannes Kämmerle von Qberkirch hatt dies allhero machen lassen. Ex voto. Anno 1720“

Anna Maria Daubin von Oberkirch, als ihr sohn Johann Bernhard Engelhardt anno 1729 in Oberdorf am Osterdienstag zur prozession von Qberkirch auf nacher Lautenbach die glocken läutete undt ihm von oben herab des glockenthurns ein großer stain auf das haubt fiel undt in vielem bluth todtschwach da lag, hat ihro zuflucht zu Maria auf gedachter wallfahrth

genommen undt eine votivtafel dahin versprochen, auf selbiger mitt beymahlung eines thurns undt ihres zu boden geschlgenen kindtes in der gnadencapell aufgehencket mitt der beyschrift:

„Ex voto der allerseligsten Jungfrawen Maria ist mein sohn beym leben erhalten worden. Anno 1729

Maria Anna Daubin

Hannß Bernhard Engelhardt“

Fernerns in der 13-ten votivtafel ist abermahl neben der Gnadenbildnuß Mariae zu Lautenbach zu sehen ein gemahlter gefängnißthurn undt zu lesen diese underschrift:

„Hanß Jörg Nodermann 46 Wochen lang in einem thurn gefangen lag, durch die fürbitt Mariae er wieder los war. Ex voto 1728“

Die 14-te votivtafel hett diese nachfolgende beyschrift:

„Anno 1739 hab ich Joseph Peter diese tafel allhero versprochen, dieweilen mein kindt Maria Francisca Peterin schon ein lange zyht große Augenschmerzen hatt. Hab also mein hoffnung zu Maria gesucht. Hoffe durch dero fürbit gnad zu finden. Den 20-ten Hornung 1740 bin ich erhört worden.“

Die 15-te votivtafel hatt in ihrer abbildung hauß und hof wie auch das vieh auf dem feld, wie auch zwei personen als mann undt weib vor dem Lautenbacher Mariabild mitt dieser beyschrift:

„Dieße tafel haben machen lassen Jörg Haizmann undt sein hausfraw aus dem Sendelbach wegen erhaltung ihres kranken viehs. Anno 1739“

Eine im betth liegende fraw sich wendend gegen den abkopierten Lautenbacher gnadenaltar undt dem Muttergottesbildnuß ließ diese schrift hinzugeben:

„Anna Eva Haizmännin hatt diese tafel machen lassen wegen erlösung von einer schwären krankheyt durch das große vertrawen zu der Mutter Gottes zu Lautenbach. Anno 1742“

Ein ander fraw kniend vor dem obschwebenden gnadenbild der Lautenbacher Wallfahrth hat dies buchstäblich gezeugniß beymahlen lassen:

„Ex voto. Diese tafel hat hieher verlobt Christina Pussardin auß dem Herbsthal wegen erhaltener gnad. Anno 1742“

Sodann auch:

„Jacob Eberth aus Waldulm votierte diese tafel wegen erlangtem trost in seinen Anliegen von Maria der Jungfraw zu Lautenbach. Anno 1743“



Deßgleichen ließ auch ein anderer mitt beymahlung des krankenbetth undt des bildnußes Maria von Lautenbach anbey zur schuldigen danksagung undt erkenntlichkeit dieses öffentliche gezeugniß hizusetzen:

„Durch die fürbitt Marae bin ich von einer schwären krankheyt wieder gesundt geworden. Hanß Jörg Hueber Anno 1743“

Item

„Martin Fieß undt Maria Anna seyn Ehefraw haben diese tafel verlobt undt darauf die verlangte gnad mitt großem Trost bei der Mutter Gottes zu Lautenbach erlangt. Anno 1743“

Eben faßt auf die gleiche weise ist die 20-te votivtafel in der gnadencapell auf gehenkt worden nach laut der worte, welch dabey geschrieben stehen, nömmlich:

„Zur danksagung hab ich diese votivtafel von wegen der erhaltenen gnad in diese Gnadencapell machen lassen. Anno 1743. Anna Maria Zieglerin“

Item

Nicht nur in der nähe, sondern auch von weiterher suchen die andächtigen ihr zuflucht bey Maria in Lautenbach:

„Felicitas de Longe venient et filia de Latere Surgent uß dem Elsaß. Anno 1743“

Item

Ex voto eine im krankenbetth liegende person von wegen erhaltener gesundtheit durch die verlöbniß einer votivtafel ist vollkommentlich ihrer bitt gewährt worden, wie dieses besser unden in einer schriftlichen gezeugnuß die wahrheit solle bekräftigt werden. Bei der tafel aber sind allein diese paar wort zu lesen:

„Anna Maria Gastin von Northeym. Anno 1743“

Abermahl Ex voto ist per Gloria Mariae zu Lautenbach ein tafel auf gehenckt worden, dieses inhaltß

„Zur größeren Ehre Gottes undt seiner liebsten Mutter Maria in der GnadenCapell zu Lautenbach hatt diese tafel verlobt Anna Maria Strahlin, Müllerin, wohnhaft bey Ottersweyer wegen gehabter schenkelschmerzen undt daraus durch die fürbitt der allerseligsten Jungfrawen erhört worden im Jahr 1744“

Item ein tafel

„Bin von einer schwären Kranckheit wieder gesundt worden. Hanß Jörg Hueber 1743“

*Item*

„Gott undt seiner liebsten Mutter Maria in der Gnadencapell zu Lautenbach hatt Francicus Haug, metzger von Oberkirch, undt Maria Magdalena, Sein ehelich hausfraw diese tafel verlobt undt darauß die erwünschte gesundtheit erhalten im Jahr 1744“

*Item*

„Ex voto Gott undt seiner liebsten Mutter Maria in dero GnadenCapell zu Lautenbach hab ich, Maria Anna Zieglerin, diese Tafel versprochen undt darauf meine verlangte gesundtheit erhalten. Anno 1744“

*Item*

„Ex Voto Fort Louis 1745

Diese Tafel hatt Maria Salome Ottin, Königsglaserin, machen lassen zur danksagung wegen erlangter Gnad.“

*Item, es scheint halt, daß die marianische Wallfahrth zu Lautenbach nit ungleich seye einer heylsamen und wasserreichen bronnenquell, von welcher wie von mehreren undt öfters geschöpft würdt, desto reichlicher thät selbiger fließen. Die allerseligste Mutter Gottes und Jungfraw Maria, welche von vielen heiligen Vätern einem Gnadenmeer verglichen wirdt, hatt sich freilich in sehr vielen wallfahrten die quelladern der gnaden einfließen lassen, und zwar wie der schon etlichmal angesprochene Gumbenbergin hatt, ohne die neueren die dazu gestoßen sind, in zwölfhundert Gnadenörtern, bei welchen ebensoviele wundertätige Mariabilder verehret werden, so thut sie etlich jahr hier wegen dem ungemeinen zulauf des andächtigen Volckes gegen denen benötigten wie ein voller strom der wohltaten auslaufen, dessen ein klar zeugniß sind mehr als 50 neuere votivtafeln undt nit weniger briefliche zeugnißschriften, welche allhier sind beygestellt worden, under welcher auch diese nachfolgenden, viel mehr aber die gerichtlich attestata, zu zählen sind.*

„Ex voto. Joachim Felder, da ich in größerer Todtesgefahr mein zuflucht mit versprechen Gott undt seiner gebendeyten Mutter eine Tafel allhero gelobte, bin ich zur verwunderung aller ärzte zu meiner gesundtheit wieder kommen. Anno 1746“

*Item*

„Ex voto Sebastian Ritter von Oberkirch hatt diese Tafel verlobt undt ist durch das vertrauen zur Mutter Gottes gesundt worden. Anno 1748“

*Item*

„Joseph Eberth von Waldulm hatt diese Tafel hieher der Mutter Gottes verlobt wegen seiner langwürigen Kranckheit. Anno 1748“

*Item*

„Wegen erlangter Gesundtheit hat ein Bürger von Oberkirch, Benedict Eckefelß, eine Tafel machen lassen undt in der Capell aufgeopfert. Anno 1748“

*Neben allen diesen oben angezogenen Votivtafeln befinden sich an der Zahl schier eben soviel mitt unterschiedlicher Mahlerey, welche schier mehr redet als die beyschrift, in- undt außerhalb der Capell zu sehen. Bey welchen es scheint, daß entweder auß schamhaftigkeit oder in bedachtsamkeit, das anliegen undt die erhaltene gnad der nachwelt nit offenbahret undt kundgemacht worden:*

*Nemlich: Das Gemähl der Elteren mitt einem kindt vor dem Gnadenbild mitt folgender beyschrift:*

„Mit versprechen einer Wallfahrt nacher Lautenbach sampt diesem Gemähld ist diese kindt wieder gesundt worden. Anno 1705“

*Item*

„Durch vertragen zu der allerseligsten Jungfrawen ist Anna Maria Löhlin von Fernach ihres Gliederwehs erledigt worden“

*Item zeigt sich ein gemähld eines im betth liegenden mannß mitt dieser beyschrift:*

„Mit vertragen zu der allerseligsten Jungfrawen undt Mutter Gottes Maria undt zum trost den armen Seelen hat Andreas Henn, Beck in Oberkirch, diese tafel ex voto allhero nacher Lautenbach bracht. Anno 1721“

*Item, ein ander gemahlt tafel mitt einem beygemahlten weibsbild:*

„Ex voto 1727“

*Item*

*Abermal ein ander tafel mitt einer betthlägrigen Weibsperson*  
„Anno 1731“

*Item*

*Wegen gehabter undt davon befreyter Grimmen ein bildnuß Mariae undt des heyligen Erasmi, die underschrift:*

„Zu Ehr Mariae undt hl. Erasmi Ex voto 1740“

*Item abermahl eine krancke person im gemähld.*

*„Ex voto Catharina Birkin uß dem Finckenthal. Anna 1746“*

*Item ein kniendes weibs bild mitt der beyschrift:*

*„Ex voto*

*Zu Gott undt unsrer lieben Frauen*

*hab ich mein hoffnung und vertrauen“*

*Under anderem zeigt sich auf einer votivtafel, so in dem gemähld hat die Muttergottes mitt dem Kindtlein, anbei beide Elteren undt ihr kindt mit einem weißen Klosterhabit undt schwarzem Skapulier bekleidet nebst dieser kleinen nachschrift:*

*„Ex voto 1740“*

*Item „Ex voto“ eine tafel, worauf das marianische Gnadenbildnuß, welches dem Jesuskindt die brust zu saugen gibt. (ohne jahrzahl)*

*Item ein ander bild, vor welchem die Gemahlin Maria Maximillana, des herrn von Lohs Gemahlin, das kindtlein haltet undt aufopfert.*

*Ebenallda in der kleinen Capell werden auch gesehen noch diese folgenden Votivtafeln: Ein Kindt in der wiegen, gemahld vor der bildnuß Maria zu Lautenbach.*

*undt:*

*„Ex voto“ eine Kindtbetterin sampt ihrem kleinen kindtlein vor dem Marienbild zu Lautenbach.*

*Undt wiederum eine kniende frau vor dem bildnuß undt ihrem Kindtlein*

*„Ex voto“*

*Letztlich eine kniende frau mit einem kindtlein auf den armen vor dem Mariabild zu Lautenbach in der Capellen.*

*Noch viel andere auf unterschiedliche weiß gemahlte Mariabilder, welche nit umsonst dahin sind verehrt worden.*

*Es hängen auch undt stehen bei dieser Capell noch 16 Krucken der Elenden undt Preßthaften Menschen als öffentliche gezeugnisse von der güte unserer Gnadenmutter zu Lautenbach. Ebenfalls hangen da 7 hülzerne undt viel mehr wäxerne schenkel zum ewigen Dankzeichen der empfangenen Wohltathen durch Mariam zu Lautenbach.*

*Lasset uns nun auch hier beisetzen etwelche Votivtafeln, so zu dem Schmerzhaften Altar gehören, wie oben vorläufig gemeldet worden.*

*Es liegt zwar an den grenzen des Frankenlandes oberhalb der Residenzstadt des Groß- und Deutschmeysters Mergenthalheim, zwei stunden weit entlegen ein Wallfahrt, welche ebenfalls Lautenbach betitelt wird undt von vielen Gnaden in selbiger Gegend berühmt ist. Die Kirchen aber liegt auf einem Berg, unden her fließt der flumen Tauber. In eben dieser Wallfahrt wird verehret ein marianisches Vesperbild oder die Mutter Gottes mit ihrem verstorbenen Sohn auf dem Schoß. Ist ein glückseliger Ort Undt glücklich sollen die sein, welche allda ihrer bitt gewährt werden.*

*Alleinig unser Lautenbach im Breysgau ist zweymahl glücklich, auch zweymal glücklich seynd diejenigen, die allda in ihren Nöten undt anliegenheiten erhört werden. Ich sage zweymahl glücklich, weilen die andächtigen Pilger zwy Gnadenbronnen allhier antreffen: So nit nur aus dem freudenreichen Altar in der kleinen Capell, sondern auch von dem schmerzhaften Altar herfür fließet undt sich mit verlaß nach eines jedwederen seiner andacht undt heißem vertrawen.*

*So sind es zwar nur wenige Votivtafeln, welche zu dem schmerzhaften Altar gehören, vorhanden, aber maßen der Enge des platzes um diesen Altar die großen bildnuße nit haben mögen angeheftet werden, undt auch einige aus irrtum von denen Darbietern zwischen diejenigem, so bey der GnadenCapell sind, eingemischt worden. Undt gehören alle dahin, welche Jesum undt seine schmerzhaftige Mutter bey- undt auf gemahlt haben.*

*Die erste Votivtafel hat in ihrem gemähld Mariam mitt 7 schwerter, unden aber kniend eine mannsperson mitt dieser beyschrift:*

*„Ex voto Kilian Fischer, schwäre Kranckheit 1714“*

*Nemlich eine Tafel, worauf Maria mit 7 schwerter der Schmerzen gemahlt ist:*

*„Wegen nachlassender schmerzen in einem schenkel hatt Salome Waltherin dieses machen lassen Anno 1722“*

*Abermals eine stehende Maria-Bildnuß mitt 7 schwerter undt der beyschrift:*

*„Hans Jacob Sauer vor Gebersberg auf Neujahr 1733“*

*Item, ein Vesperbild mitt einem schwert, welches versprochen hatt:*

*„Andreas Tritschler aus dem Wahlholz, der mitt einem gefährlichen bluthstuerz behaftet gewesen. Anna 1742“*

*Hatt er die tafel geopfert, deren erklärung underhalb einer schriftlichen gezeugniß zu sehen ist.*

*Abermals ist dahin gebracht worden ein Vesperbild mitt 7 schwerter under dem Kreutz mitt der underschrift:*

*„Anna Maria Armbrusterin uß dem Kowbach by Oppenau, Anno 1744“*

*Übrigens sind noch hin undt wieder anzutreffen schmerzhaftē Votivtafeln, welche versetzt worden:*

- 1. eine große Tafel, worauf der abgenommene Leib vom Kreutz undt die in ohnmacht sinkende betrübteste Mutter zu sehen,*
- 2. die Mutter Jesu mitt 7 schwerter ohne Kreutz,*
- 3. abermahl ein desgleichen bildniß von dem Kreutz, auch mitt 7 schwerter,*
- 4. zwei gemählde: Crucifix, Mariam undt Joannem neben dem Kreutz,*
- 5. ein Ecce-Homo-Bildnuß undt Maria mit einem schwert. (...)*

Mit dem „Schriftlichen gezeugnuß“ des schauenburgischen Verwalters Gregorius Weber endet die Hardt'sche Schrift abrupt. Es scheint, dass irgendwelche besonderen Umstände ihn an einem Schlusswort hinderten. Dafür sprechen auch mehrere leere Seiten.

Auf den beschriebenen Votivtafeln ist fast immer: „Ex voto“ zu finden (Ex voto = auf Grund eines Versprechens).

#### *Anmerkungen*

- 1 Lebensdaten des Paters Adalbert Hardt, gebürtig von Lauda in Franken: 1705 Profeß in Allerheiligen; 1709 „Solatium sacristae“ (Mitsakristan); 1710 Iderista; 1711 Magister Juvenum; 1713 Magister et rhetoricae Professor; 1715 Cantor et Magister rhetoricae; 1716 Parochus in Oberkirch (Pfarrer); 1720 Prior; 1721 Subprior; 1725 Parochus in Nußbach; 1731 Parochus in Niederachern; 1735 Parochus in Nußbach; 1740 Rector Capellae B.M.V. in Lautenbach bis zu seinem Tod am 28. Dezember 1754 (in festo 5. Innocentium).

## Bad Rippoldsau und die Badische Konsensunion

*Ralf Bernd Herden*

Heute kaum mehr bekannt, und noch viel weniger beachtet, ist die Tatsache, dass unsere Evangelische Landeskirche in Baden erst im Jahr 1821 in ihrer heutigen Form, unter dem Namen „Vereinigte, Evangelisch-Protestantische Landeskirche in Baden“ entstand, und welche kirchenrechtlichen bzw. theologischen Hintergründe und Parallelen diese bis heute in Deutschland, ja eigentlich weltweit fast einzigartig gebliebene (Konsens-) Union hat.<sup>1</sup> Die Unionsbestrebungen der Evangelischen Kirchen, wie sie in Deutschland zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf breiter Basis entstand, müssen von der Union im Sinne des römisch-katholischen Kirchenrechts, wie dies im „Codex Iuris Canonici“<sup>2</sup> seine Grundlage findet, unterschieden werden.<sup>3</sup>

Im römisch-katholischen Sinne uniert sind jene Kirchen des Orients, die zu irgendeiner Zeit den Primat des Papstes und die Dogmen der römisch-katholischen Kirche anerkannt haben. Dazu gehören beispielsweise das Dogma der päpstlichen Infallibilität (1870) und das Dogma der leiblichen Himmelfahrt Mariens (1950), nicht aber Ritus, Disziplin und Hierarchie der römisch-katholischen Kirche. Nach römisch-katholischem Kirchenrecht ist deshalb die nestorianische Kirche<sup>4</sup> als häretisch, die orthodoxe Kirche seit 1054 als schismatisch anzusehen.<sup>5</sup> Canon 751 des CIC definiert beides wie folgt: „Häresie nennt man die nach Empfang der Taufe erfolgte, beharrliche Leugnung einer kraft göttlichen und katholischen Glaubens zu glaubenden Wahrheit oder einen beharrlichen Zweifel an einer solchen Glaubenswahrheit; Apostasie nennt man die Ablehnung des christlichen Glaubens im Ganzen; Schisma nennt man die Verweigerung der Unterordnung unter den Papst oder die Gemeinschaft mit den diesem untergebenen Gliedern der Kirche.“ Papst Pius IX. hat übrigens in seinem berühmten Handschreiben vom 7. August 1873 an den (evangelischen) Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, beansprucht, dass jeder, welcher die Taufe empfangen hat, auf irgendeine Weise dem Papst angehört.<sup>6</sup> Ein Schisma geht auf kirchenpolitische, nicht auf Lehrdifferenzen zurück. Zu den beiden großen Kirchenspaltungen gehören das „Morgenländische Schisma“ (s. o., 1054 die Trennung der vier ostkirchlichen Patriarchate Konstantinopel, Alexandria, Antiochia, Jerusalem) und das „Abendländische Schisma“ (1378–1417, beendet durch das „Konstanzer Konzil“, welches der „Vielpäpstei“ ein Ende bereitete).

Union im evangelischen Sinne meint ursprünglich die durch Pietismus und Aufklärung entstandenen Bestrebungen, das Trennende zwischen den

beiden protestantischen Bekenntnissen, nämlich den Lutheranern und Calvinisten (Reformierten) durch kirchliche Zusammenschlüsse zu überwinden.<sup>7</sup> Der Unionsbegriff ist heute jedoch weiter zu fassen, was sich in der Entwicklung der außereuropäischen Unionen (United Church of Canada 1925, Church of Christ in China 1927, Iglesia Evangelica de Puerto Rico 1931, Church of Christ in Thailand 1934 etc., um nur einige zu nennen) zeigt, welche oft Bereiche umfassen, die nach dem traditionellen, protestantischen Kirchenverständnis in Deutschland teilweise dem Bereich der sog. Freikirchen zuzurechnen sind.<sup>8</sup>

### *Der badische Sonderweg*

Am 23. Juli 1821 genehmigte Großherzog Ludwig von Baden, Herzog zu Zähringen und Summus Episcopus (die ältere, kirchenrechtliche Literatur verwendet teilweise auch den Begriff Summus Pontifex) seiner lutherischen und seiner reformierten Landeskirche in Bad Rippoldsau – einer damals vom Bekenntnis ihrer Bürger her rein katholischen Gemeinde – die Entschließung jener Generalsynode, die am 2. Juli 1821 in Karlsruhe eröffnet worden war, und an der 44 Vertreter beider evangelischen Konfessionen teilgenommen hatten.

Sie sollte zum Grundstein der Evangelischen Landeskirche in Baden, zur Union zwischen Lutheranern und Reformierten werden. Unter Staatsminister von Berkheim tagten die Vertreter aus den ehemals markgräflich-badischen Landen und den ehemals kurpfälzischen Gebieten. 23 weltliche Synodale und 21 geistliche Synodale brachten dabei ein Werk zustande, das bis heute einzigartig ist: Die „Vereinigte, Evangelisch-Protestantische Landeskirche in Baden“ ist auch heute noch die einzige, konsensunierte Landeskirche in der Evangelischen Kirche in Deutschland. Selbst weltweit ist diese echte Union in Bekenntnis und Gestalt fast einzigartig geblieben, wenn man von der „United Church of Canada“<sup>9</sup> absieht, in der sich ebenfalls mehrere evangelische Bekenntnisse vereinigt haben. Die weiteren Unionen im (außerdeutschen) Protestantismus bedürfen einer individuellen und differenzierten Betrachtung, welche den Rahmen dieser Arbeit in jedem Falle sprengen würde.

### *Die Idee und ihr Ursprung*

Inspiziert worden war diese Entwicklung wohl durch das Eintreten des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III., der im Jahr 1817, dem 300. Jubiläumsjahr des Thesenanschlags durch Martin Luther an die Türen der Schlosskirche zu Wittenberg, in seinen Landen die „Evangelische Kirche der Altpreußischen Union“<sup>10</sup> schuf. Bei der „Evangelischen Kirche der



Altpreußischen Union“ handelt es sich jedoch nicht um eine konsensunierte Kirche.<sup>11</sup> Vielmehr wurde in ihr das Bekenntnis jeder Kirchengemeinde beibehalten, d. h. unter einem gemeinsamen Verwaltungsdach bestanden evangelisch-reformierte und evangelisch-lutherische Kirchengemeinden fort.<sup>12</sup> Jedoch war von Anfang an auch die Bildung von so genannten „Consensgemeinden“ zulässig.<sup>13</sup> Die „Ordnung des kirchlichen Lebens der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union“ schreibt noch heute fest: „Das Abendmahl wird im Gottesdienst nach der Ordnung gehalten, die dem Bekenntnis der Gemeinde entspricht.“<sup>14</sup>

Die „Evangelische Kirche der Altpreußischen Union“ hat ihren geistigen Ursprung im 17. Jahrhundert: Nachdem sein Vorfahr Joachim II. von Brandenburg bereits im Jahr 1539 in seinen Landen die Reformation eingeführt hatte, wandte sich Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg im Jahr 1613 der reformierten Lehre zu, bekannte sich jedoch zugleich – wie die brandenburgischen und hessischen Theologen bei dem Leipziger Gespräch 1631 – zur Augsburgerischen Konfession als dem Einigungspunkt der beiden evangelischen Parteien. Diese Vorstellung verschaffte den Reformierten dann im Westfälischen Frieden – dem Frieden von Münster und Osnabrück – die Aufnahme unter die Augsburgerischen Konfessionsverwandten.<sup>15</sup>

### *Entwicklungen und Besonderheiten*

Trotzdem war diese Entwicklung zur Union hin auch in Preußen nicht unumstritten. Die hartnäckige Haltung der „Altlutheraner“ führte dazu, dass diese durch eine „Generalconcession“ vom 23. Juli 1845 als sich getrennt haltende Konfession anerkannt wurden, allerdings mit dem eingeschränkten Recht des „exercitium religionis privatum“, dem als landesherrliche Gnade einige Rechte des „exercitium publicum“ beigefügt waren – mit anderen Worten: Die Altlutheraner als Dissidenten wurden darauf verwiesen, ihren Gottesdienst und ihre Religionsausübung als Privatsache zu betrachten, die in der Öffentlichkeit möglichst wenig in Erscheinung zu treten hatte.

Auch in Baden bildete sich nach der Union eine eigenständige, evangelisch-lutherische Kirche, die von unserer Landeskirche unabhängig ist, wenn sie auch in brüderlicher Verbindung mit ihr steht. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Baden erhielt durch Staatsministerialentscheidung dann am 16. August 1919 die Anerkennung als Körperschaft des öffentlichen Rechts, eine Rechtsstellung, die der Landeskirche bereits mit ihrer Gründung zukam. Die evangelisch-lutherische Kirche in Baden hält in ihrer Kirchenordnung vom 15. März 1926<sup>16</sup> daran fest, dass die Augsburgerische Konfession, sowie Luthers Großer und Kleiner Katechismus diejenigen Bekenntnisse sind, die die reine Schriftlehre zum Ausdruck bringen.

Dies ist jedoch kein spezifisch lutherischer Sonderfall, gehören doch nicht einmal alle evangelisch-reformierten Gemeinden Deutschlands der einzigen, reformierten Kirche in der EKD, der „Evangelisch-Reformierten Kirche – Synode der evangelisch-reformierten Kirchen in Bayern und Nordwestdeutschland“, welche u. a. aus der „Evangelisch-Reformierten Kirche in Nordwestdeutschland“, diese aus der früheren „Evangelisch-Reformierten Landeskirche von Hannover“<sup>17</sup> hervorgegangen ist, an. Die „Evangelisch-Altreformierte Kirche in Niedersachsen“ gehört mit ihren Gemeinden nicht zu einer Gliedkirche der EKD, sondern ist – mit ihrer Klassis Bentheim und ihrer Klassis Ostfriesland – eine Gliedkirche der „Gereformeerden Kerken in Nederland“, und hat dort – mit gewissen Einschränkungen – sogar die Rechte einer Partikularsynode.<sup>18</sup>

Es ist jedoch nicht außergewöhnlich, dass Kirchen- und Staatsgebiet nicht identisch sind. So bestehen z. B. in Südschleswig Kirchengemeinden, die kirchenrechtlich zur Evangelisch-Lutherischen Staatskirche von Dänemark zu zählen sind.<sup>19</sup> Das Memelgebiet, das ja nach dem ersten Weltkrieg Litauen zugeschlagen wurde, gehörte gemäß dem Vertrag vom 31. Juli 1925 zwischen dem Litauischen Staat und der evangelischen Kirche der Altpreußischen Union weiterhin zu deren Kirchengebiet. Und auch die deutschen evangelischen Gemeinden z. B. in Athen und Istanbul, Tokyo und Beirut, Bombay und am Rio Plata, in Südafrika, Italien und England gehören kirchenrechtlich – über entsprechende Verträge – der Evangelischen Kirche in Deutschland an.<sup>20</sup> Dies ist aber auch keine deutsche Besonderheit, können doch auch Reformierte Schweizer Kirchen im Ausland Mitglied des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes werden.<sup>21</sup>

Die in Baden geschaffene Einheit zwischen Lutheranern und Reformierten, wie sie im Vorspruch der Grundordnung unserer Landeskirche in dem Satz<sup>22</sup> „Das Augsburger Bekenntnis ist gemeinsames Grundbekenntnis, der Katechismus Luthers und der Heidelberger Katechismus stehen gleichberechtigt nebeneinander“, zum Ausdruck kommt, ist also durchaus keine Selbstverständlichkeit.

### *Das Kirchenmitgliedschaftsrecht*

Dies zeigte sich auch in der – wirklich an Fehlerhaftigkeit kaum zu überbietenden – Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofs von Baden-Württemberg vom 31. März 1959,<sup>23</sup> bei welcher der VGH dem Kläger – einem Flüchtling aus Mecklenburg – dahingehend recht gab, dass dieser durch seinen Zuzug aus der (evangelisch-lutherischen) Landeskirche Mecklenburgs nicht automatisch Mitglied der (unierten) Landeskirche Badens geworden war. Hier muss klar festgestellt werden, dass über die Frage der Bekenntnisidentität allein die Kirchen, und nicht der Staat, zu entscheiden haben. Dass hier eine – gesamtevangelische – Bekenntnisgemeinschaft be-

steht, kommt bereits in der Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche vom 11. Juli 1933 zum Ausdruck, die sich als „Bund gleichberechtigter Bekenntniskirchen“ verstand. Und auch die Bekenntnissynode von Barmen (28. bis 31. Mai 1934) stellt in ihrer „Theologischen Erklärung“ klar, dass sie sich als eine Bekenntnissynode lutherischer, reformierter und unitarier Kirchen versteht. Insoweit war für ein Urteil, wie jenes des VGH, gar kein Platz, wenn man nicht bewusst in die Rechte der Kirchen eingreifen wollte.

Die Problematik des Umzugs und damit des Wechsels von Landeskirche zu Landeskirche wurde dann eindeutig geklärt durch die „Gliedkirchliche Vereinbarung über das Mitgliedschaftsrecht der EKD“<sup>24, 25</sup>, die mit Wirkung vom 1. Januar 1978 durch das „Kirchengesetz über die Mitgliedschaft, das kirchliche Meldewesen und den Schutz der Daten der Kirchenmitglieder“<sup>26</sup> abgelöst wurde. Damit steht nunmehr zweifelsfrei fest, dass für staatliche Gerichte im Hinblick auf die Kirchenmitgliedschaft innerkirchliches Recht bindend ist.

Der Kirchenaustritt vor dem Standesbeamten ist eben kein innerkirchliches, sondern staatliches Recht, das eben gerade einer Erklärung und keines Schweigens bedarf und absolut bedingungsfeindlich ist. So darf der Standesbeamte keine Erklärungen entgegennehmen, die wertende oder bedingende Zusätze enthalten. Unzulässig ist z. B. die Erklärung „Ich erkläre meinen Austritt aus der Evangelischen Landeskirche als kirchensteuerberechtigter Körperschaft des öffentlichen Rechts, nicht jedoch als Glaubensgemeinschaft, der ich weiterhin angehören will.“

### *Bad Rippoldsau am 23. Juli 1821*

Am 23. Juli 1821 wurde nicht mit einem Schlag durch die Unterzeichnung einer landesherrlichen Sanction in Bad Rippoldsau eine Union<sup>27</sup> geschaffen, die durch Verordnung wohl nicht zu erzwingen gewesen wäre. Der Sanction vorausgegangen war am 7. Juli 1820 die bereits erwähnte Anordnung der Einberufung einer Generalsynode beider evangelischer Bekenntnisse durch den Großherzog. Die Anordnung wurde den Dekanaten zehn Tage später durch das Innenministerium zugeleitet, mit der Verfügung, diese in den Gemeinden bekanntzumachen. Die einberufene Generalsynode legte dem Landesherrn und Bischof die Vereinigungsurkunde vor, die dieser wie gesagt in Bad Rippoldsau genehmigte, und die dann am 13. September 1821 amtlich bekanntgemacht wurde.

Die Vereinigungsurkunde atmet einen deutlichen Geist der Einheit, der einem inneren Wunsch der Generalsynodalen entsprochen haben muss. Gleiches gilt für Kirchenordnung und Kirchengemeindeordnung.

Am 20. September 1821 wurde dann eine Anordnung über die festliche Vereinigung beider Kirchen getroffen, die nach mehrfacher Bekanntma-

chung am 28. Oktober 1821 erfolgte. Die Festgottesdienste, erstmals mit der Feier des Hl. Abendmahls nach gemeinsamer Ordnung, sollten wenn irgend möglich von einem lutherischen und einem reformierten Geistlichen gemeinsam gehalten werden, wobei einer den Dienst auf der Kanzel, der andere den Dienst am Altar versehen, und beide gemeinsam das Hl. Abendmahl spenden sollten.

So hat Bad Rippoldsau, wo ab 1896 erstmals wieder evangelische Gottesdienste im Bürgersaal, ab 1898 in der von Badpächter Goeringer zur Verfügung gestellten Magdalenen-Kapelle gefeiert werden konnten, doch noch evangelische Konfessionsgeschichte geschrieben.

Es war dies jedoch nicht der einzige Fall in unserer Heimat. Bereits im Jahr 1538 wurde in Gengenbach eine eigenständige, evangelische Kirchenordnung erlassen. Doch bis ins Jahr 1865 blieb auch Gengenbach dann für 327 Jahre ohne evangelischen Pfarrer.<sup>28</sup>

Bereits 1540 war in Wolfach Martin Schalling Evangelischer Superintendent des Kinzigtals gewesen. Auch in Wolfach sollte es bis 1881 dauern, bis wieder ein evangelischer Gottesdienst gefeiert werden konnte.<sup>29</sup> 1891 erfolgte der Beschluss über den Bau der Evangelischen Kirche zu Wolfach, und 1893 konnte dann die Stadtkirche feierlich eingeweiht werden. Und dies wiederum verbindet den Verfasser in besonders persönlicher Weise mit der evangelischen Kirchengemeinde Wolfach: Beim Bau der Stadtkirche wirkte Maurermeister und Kirchendiener Johannes Haberer, geboren am 5. Dezember 1841 in Lehengericht und verstorben am 2. April 1901 in Wolfach, mit. Er war der Großvater meines Großvaters Willi Haberer.<sup>30</sup> Und so fühlt man die Verbindung im Glauben über viele Generationen hinweg besonders intensiv und innig in jenem Gotteshaus, das Generationen unserer Väter vor uns mit eigenen Händen zum Ruhme Gottes erbauten.

#### Anmerkungen

- 1 Im 450. Todesjahr des Reformators Martin Luther, das zugleich das Jahr des 175-jährigen Bestehens unserer Evangelischen Landeskirche in Baden und das 25. Jubiläumsjahr unserer Friedenskapelle in Bad Rippoldsau war, galt es einmal Rückblick zu halten auf die Entwicklung unserer Landeskirche und unserer Kirchengemeinde. Vortrag, gehalten anlässlich des 175-jährigen Jubiläums der Evangelischen Landeskirche in Baden und des 25-jährigen Jubiläums der Evangelischen Friedenskapelle Bad Rippoldsau am 21. Juli 1996 im Bürgersaal des ehemaligen Rathauses in Bad Rippoldsau. Für diese Veröffentlichung wurde der Vortrag im Jahr 2005 komplett überarbeitet und erweitert.
- 2 Heute: Codex Iuris Canonici – Kodex des kanonischen Rechtes, durch Apostolische Konstitution S. H. Papst Johannes Paul II. vom 25. Januar 1983 mit Wirkung vom ersten Adventssonntag des gleichen Jahres in Kraft getreten. Vgl. z.B. auch zum früheren Recht: Den Codex Iuris Canonici in der ursprünglichen Fassung von 1917 sowie für die Zeit zuvor u.a. die „Beschlüsse und Glaubensregeln des hochheiligen und allge-

- meinen Concils zu Trient unter den Päpsten Paul III., Julius III. und Pius IV.“, Ausgabe Regensburg 1869.
- 3 Zur Vertiefung: Werner Löser SJ, Das Einheits- und Ökumenismusverständnis der römisch-katholischen Kirche, in: Die Kirchen der Welt, Band XX, Die Römisch-Katholische Kirche, Evangelisches Verlagswerk Frankfurt am Main 1986.
  - 4 Die Nestorianische Kirche (Eigenbezeichnung: Heilige Apostolische und Katholische Kirche des Ostens) geht auf Nestorius (um 381 bis 451 (?), Patriarch von Konstantinopel 428–431), Verurteilung des Nestorianismus durch und Absetzung des Nestorius durch das Konzil von Ephesos 431 zurück. Nach Nestorius sind die göttliche und menschliche Natur in Jesus Christus prinzipiell getrennt, in ihrer Aufeinanderbezogenheit jedoch in Liebe miteinander verbunden. Ferner wandte sich Nestorius gegen die Bezeichnung Marias als Gottesgebäerin.
  - 5 Vgl. hierzu den Artikel „Unierte Kirchen des Orients“. In: Religion in Geschichte und Gegenwart – Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft, hrsg. von Kurt Gallig, ungekürzte elektronische Ausgabe der dritten Auflage durch Directmedia Berlin 2000, Digitale Bibliothek Band 12.
  - 6 Vgl. hierzu Nikolaus Hillig, Die kirchliche Mitgliedschaft nach der Enzyklika *Mystici Corporis Christi* und nach dem *Codex Iuris Canonici*, Archiv für katholisches Kirchenrecht, 125, 1951, 122–129.
  - 7 Vgl. hierzu den Artikel „Unionen im Protestantismus“. In: Religion in Geschichte und Gegenwart – Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft, hrsg. von Kurt Gallig, ungekürzte elektronische Ausgabe der dritten Auflage durch Directmedia Berlin 2000, Digitale Bibliothek Band 12.
  - 8 Vgl. hierzu John Webster Grant (Hrsg.): Die Unierten Kirchen – Die Kirchen der Welt Band X, Evangelisches Verlagswerk Stuttgart 1973.
  - 9 Vgl. *The Manual*, 26th Revised Edition 1987, Published by The United Church Publishing House for The United Church of Canada. The United Church of Canada/L’Eglise Unie du Canada wurde 1925 von Presbyterianern, Methodisten und Congregationalisten gegründet. Sie ist teilweise konsensuniert, teilweise auch als verwaltungsuniert anzusehen. Der Verfasser dankt Herrn Major Robert E. Risch, Base Chaplain, früherer Standortseelsorger in Lahr, für die Überlassung des Manual und weiterer Informationen.
  - 10 Die „Evangelische Kirche der Altpreußischen Union“ wurde als „Evangelische Kirche der Union“ gegründet, ihr Wirkungskreis beschränkte sich jedoch auf die „altpreußischen“ Lande. Der Einfachheit halber ist im Folgenden von der „Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union“ die Rede.
  - 11 Vgl. hierzu den Artikel „Union, Ev. Kirche der (EKU)“. In: Religion in Geschichte und Gegenwart – Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft, hrsg. von Kurt Gallig, ungekürzte elektronische Ausgabe der dritten Auflage durch Directmedia Berlin 2000, Digitale Bibliothek Band 12.
  - 12 Vgl. dazu Erler, Adalbert: Kirchenrecht, 5. Aufl., München 1983, 65.
  - 13 Vgl. Richter-Dove-Kahl, Lehrbuch des Katholischen und evangelischen Kirchenrechts, Leipzig 1886, Band II, 951.
  - 14 Ordnung des kirchlichen Lebens der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union, amtliche Ausgabe vom 06. Mai 1955 für den kirchlichen Dienstgebrauch, Eigenverlag, o.O., Artikel 44.
  - 15 Vgl. Richter-Dove-Kahl: Lehrbuch des Katholischen und evangelischen Kirchenrechts, Leipzig 1886, Band I Seite 215ff. Unrichtig ist hier jedoch Fußnote 14 auf Seite 216, die fälschlicherweise nicht zwischen der badischen und der preußischen Union differenziert.

- 16 In der Fassung vom 24. September 1977, bekanntgemacht durch den Superintendenten der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Baden, Gottfried Daub, am 31. Oktober 1977 in Baden-Baden, Eigenverlag der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Baden.
- 17 Gegründet durch „Allerhöchsten Erlass vom 12. April 1882“ durch Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, „Kraft der Mir als Träger des landesherrlichen Kirchenregiments zustehenden Befugnisse ...“.
- 18 Vgl. hierzu Kirchenordnung der Evangelisch-Altreformierten Kirche in Niedersachsen, Eigenverlag der Evangelisch-Altreformierten Kirche in Niedersachsen, deutsche Ausgabe 1982. Verbindlich bleibt die niederländische Fassung.
- 19 Dansk Kirke i Sydslesvig, Auskunft des Kirkekontor Sydslesvig an den Verfasser vom 24. März 1988.
- 20 Kirchengesetz über das Verhältnis der EKD und ihrer Gliedkirchen zu evangelischen Kirchengemeinden außerhalb Deutschlands vom 18.03.1954. Zum Komplex vgl. auch Adalbert Erler, Kirchenrecht, 5. Aufl., München 1983, 177.
- 21 Artikel 4 der Verfassung des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes vom 12. Juni 1950, Eigenverlag des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, o. O., o. J.
- 22 Vorspruch der Grundordnung der Evangelischen Landeskirche in Baden, Absatz III, i. d. F. vom 19. Oktober 1977, Eigenverlag der Evangelischen Landeskirche in Baden, o. J.
- 23 Entscheidung im so genannten Kardorff-Prozess, diese veröffentlicht in der Sammlung „Entscheidungen in Kirchensachen“ Band 5, 10.
- 24 Amtsblatt der EKD 1970, 2.
- 25 Vergleiche hierzu statt anderer: Wendt, Günther: Bemerkungen zur Gliedkirchlichen Vereinbarung über das Mitgliedschaftsrecht in der EKD, Zeitschrift für Evangelisches Kirchenrecht Band 16, 1971, 23–37. Der Verfasser dankt an dieser Stelle herzlichst seinem hochverehrten Lehrer, Herrn Oberkirchenrat i. R. Prof. Dr. jur. Günther Wendt, Freiburg und Karlsruhe, für nachhaltige und unvergeßliche Förderung während seines Studiums am Seminar für Rechtsphilosophie und Kirchenrecht der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau.
- 26 Amtsblatt der EKD 1976, 389.
- 27 Die folgenden Daten und Vorschriften sind zitiert nach Jakob Heinrich Rieger, Sammlung von Gesetzen und Verordnungen über das evangelisch-protestantische Kirchen-, Schul-, Ehe-, und Armenwesen im Großherzogtum Baden, Braunsche Verlagsbuchhandlung Offenburg 1834, 54ff.
- 28 Vgl. hierzu die Festschrift der Evangelischen Kirchengemeinde Gegenbach 1517–1525–1545/1523–1538–1548/1865–1970/1890–1990, Gegenbach 1990, Eigenverlag der Evangelischen Kirchengemeinde Gengenbach.
- 29 Vgl. hierzu die Festschrift Evangelische Stadtkirche Wolfach 1893–1993, herausgegeben von der evangelischen Kirchengemeinde Wolfach.
- 30 Ich widme diesen Artikel der Erinnerung an meine Großeltern Willi Haberer und Gertrud Haberer geb. Biehler, an dessen Eltern Wilhelm Haberer und Luise Haberer geb. Anstatt sowie seine Großeltern Johannes Haberer und Karoline geb. Kübler.

## Der Kirchenbaumeister Karl Hörth und sein Wirken in der Umgebung von Bühl

*Andreas Klotz*

Der vorliegende Aufsatz soll das Wirken des Kirchenbaumeisters Karl Hörth in der Umgebung von Bühl thematisieren. Hörth war als Kirchenbaumeister maßgeblich am Bau der Kirchen in Vimbuch und Greffern sowie am Bau der Friedhofskapelle von Bühl, der Alban-Stolz-Kapelle, beteiligt.

Im Zusammenhang mit dem Bau der Kirche in Vimbuch ist der so genannte „Vimbucher Kirchenstreit“ ein wichtiges Kapitel. Er hat die Auseinandersetzung zwischen den Kirchenbaumeistern Hörth und Williard im Band 29 des Freiburger katholischen Kirchenblatts zum Thema und wird auch in der Erörterung berücksichtigt. Folglich ist das Thema auch über Bühl hinaus von Interesse.

Intention des Beitrags ist es demnach, auf die Bedeutung Karl Hörths für die Kunst- und Kulturgeschichte der vorderen Ortenau hinzuweisen. Dies geschieht aufgrund der Quellenlage nicht in einem gleichmäßigen Umfang. Vielmehr wird das Hauptgewicht des Aufsatzes auf die Kirche in Vimbuch und der daraus resultierenden Auseinandersetzung zwischen Williard und Hörth um die Kirche in Vimbuch liegen, während die beiden anderen sakralen Bauwerke kürzer geschildert werden. Auch deshalb möge dieser Aufsatz Anlass dafür sein, dass sich weitere Interessenten der Kunst- und Kulturgeschichte der vorderen Ortenau mit Hörth, Williard oder anderen Kirchenbaumeistern beschäftigen.

Den Anfang der thematischen Schilderung wird ein kurzer biographischer Abriss zu Hörth und zu Williard bilden.

### *Kurzbiographien von Hörth und Williard*

Karl Hörth wird am 30. Januar 1850 in Bühl als sechstes Kind der Eheleute Johannes Hörth und Kreszentia Beierle geboren. Der Vater von Hörth betreibt in Bühl eine Seifensiederfabrik und hat seine Frau am 14. April 1837 geheiratet. Aus dieser Ehe gehen neben Karl Hörth acht weitere Kinder hervor.

Hervorzuheben sind zum einen sein am 13. August 1842 geborener Sohn Ignatz, der später die Fabrik des Vaters übernimmt, und am 19. Mai 1870 Anna Maria Haungs heiratet. Zum zweiten ist es Hörths Bruder Friedrich. Er wird am 8. Juli 1848 geboren und stirbt am 5. Dezember 1893. Hörths Bruder übt den Beruf eines Sprachlehrers aus. Über die

Kindheit und Jugend Karl Hörths liegen keine Informationen vor. Hörth ist in den Jahren 1870/71 Teilnehmer des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich.

Danach bekleidet Karl Hörth das Amt des 1. Architekten am Erzbischöflichen Bauamt in Freiburg. Er beteiligt sich u. a. am Bau des Dualegischen Palastes in Karlsruhe. 1882 vollendet er die Friedhofskapelle in Bühl. 1889 baut er die Fillialkirche in Greffern und 1890 die dreischiffige Basilika in Vimbuch.

Die Wertschätzung, die Hörth in seiner Heimatstadt Bühl genießt, kommt im Bericht des Bühler Wochen- und Unterhaltungsblattes vom 10. Mai 1892 zum Ausdruck. Hier kommt der Schreiber des Artikels nach Erwähnung der genannten Bauwerke zu dem Schluss, dass diese „von seiner außerordentlichen Begabung als Bautechniker zeugen“.<sup>1</sup>

Adolf Williard wird am 11. November 1832 in Karlsruhe als Sohn des Großherzoglichen Domänenrats Dr. Anton Williard und seiner Frau Barbara geboren.

Über seine Jugendzeit ist nichts bekannt, außer, dass die Familie sechsmal innerhalb Karlsruhe umzog. Nach 6-jährigem Besuch des Lyzeums in Karlsruhe beginnt Adolf Williard im Jahr 1849 ein Studium der Mathematik und des Hochbaufachs am Polytechnikum in Karlsruhe.

Von den Professoren hinterlassen Heinrich Hübsch wegen seiner „weiträumigen Konstruktionen“ und Friedrich Eisenlohr mit dem ihm eigenen „Sinn für Harmonie und Kontraste“ einen prägenden Eindruck. 1851 muss Williard den Tod des Vaters hinnehmen. Deshalb verschlechtert sich die finanzielle Lage der Familie, weshalb Williard Unterricht als Turnlehrer erteilen muss. Doch seine Liebe zur Architektur ist unverändert.

Deshalb hilft er beim Hofbauamt unter Hofbaurat Josef Berckmüller aus, indem er Plankopien und Werkrisse fertigt. Auch dies ist für Williard nach eigener Aussage sehr wichtig, denn er lernt eine ganze Menge von dem „feinsinnigen durch französische Schulung an herrschaftlicher Innendekoration vorgebildeten“ Berckmüller. Nach dem erfolgreich absolvierten Staatsexamen ist in der Zeitspanne von 1858 bis 1864 eine Tätigkeit bei der Eisenbahnhochbauinspektion Karlsruhe-Pforzheim seine erste Stelle. Es folgen zwischen 1864 und 1868 die Jahre als stellvertretender Leiter des Bezirksbauamtes in Mannheim. Mehrere Schulhäuser, Gefängnisse und Arbeiterwohnbauten sind u. a. Williards Werk. 1869 wird ihm eine Stelle als Leiter des Erzbischöflichen Bauamtes in Karlsruhe angetragen, die er am 12. August des genannten Jahres antritt. Bis 1893 übt er den genannten Beruf aus, ehe ihn gesundheitliche Gründe zum Rücktritt bewegen. Die Auseinandersetzung mit Hörth fällt somit in die Endphase seiner Karlsruher Tätigkeit.

Williard lebt noch 30 Jahre, ehe er am 26. Februar 1923 stirbt.<sup>2</sup>



### *Die Kirche in Vimbuch und der „Vimbucher Kirchenstreit“*

Der wohl am meisten diskutierte Kirchenbau Hörths stellt derjenige in Vimbuch dar, wie die Schilderung der Auseinandersetzung zwischen Hörth und Williard zum Ausdruck bringt. Neben diesem Punkt sowie der Planung und Finanzierung der Vimbucher Kirche wird auch ihre Beschreibung von Karl Reinfried<sup>3</sup> Gegenstand der Erörterung sein.

#### Die Planung, Finanzierung und Beschreibung der Vimbucher Kirche

Architekt Hörth bekommt am 8. Mai 1887 von Pfarrer Bunkhofer und dem katholischen Stiftungsrat den Auftrag, einen Plan für die neue Pfarrkirche in Vimbuch zu entwerfen und die entsprechenden Kosten zu berechnen. Karl Hörth zeigt sich sehr interessiert, was die Leitung des Kirchenneubaus in Vimbuch betrifft. Dabei ist die materielle Seite für ihn uninteressant. Ihm liegt es am Herzen, als geborener Bühler seinen Ruf als Kirchenbaumeister durch die Realisierung eines einfachen und billigen aber dennoch schönen Kirchenbaus zu begründen. Eine „einfache gotische“ hat nach seiner Auffassung die gleichen Ansprüche auf Schönheit und Monumentalität wie eine „reich ausgeführte“ Kirche. Hörth will erreichen, dass die Vimbucher Kirche im Vergleich zur katholischen Kirche in Bühl in ihrer Art als schöner empfunden wird. Um dieses Ziel zu erreichen, zeigt sich Hörth dazu bereit, seinen Dienstsitz im Erzbischöflichen Bauamt in Karlsruhe für einige Zeit zu verlassen. Das Bauamt ist allerdings dagegen, Hörth mit der Leitung des Baues zu beauftragen. Es begründet seine Bedenken damit, dass Vimbuch nicht zu seinem Zuständigkeitsbereich gehöre und Hörth aus diesem Grunde nicht dort tätig sein könne.

Trotzdem will Pfarrer Bunkhofer, dass Hörth den Bau der Vimbucher Kirche leiten und sie seinen Plänen gemäß entstehen solle. Er hat Pfarrer Bunkhofer die Garantie dafür gegeben, für den Bau der Kirche die Summe von 95.000 Mark nicht überschreiten zu wollen. Darin sind die Kosten für Altäre, Glocken und Uhr nicht enthalten. Das Bauamt in Freiburg übernimmt die Garantie, nachdem sie zuvor auf 95.000 Mark erhöht worden ist. Die zweite Einschränkung hat die Nichteinklagbarkeit der Garantie auf zivilrechtlichem Wege zum Gegenstand.

Im Juni des Jahres 1887 wird von der Stiftungskommission ein Antrag zum Verkauf einer Pfarrwiese, der so genannten Hofwiese oder Ochsenmatte an das Kirchenspiel gestellt. Sie soll als Platz für die neue Kirche dienen, da der alte Kirchplatz, so Pfarrer Bunkhofer, in räumlicher Hinsicht zu klein sei. Deshalb kauft der Stiftungsrat auch die angrenzenden Häuser.

Im Juli 1887 sendet Carl Hörth einen Entwurf mit Kostenvoranschlag an den katholischen Stiftungsrat. Der Architekt geht dabei von einer Anzahl

von 700 Sitzplätzen aus, welche später auf 800 erhöht werden soll. Deshalb sieht Hörth den Bau einer mehrschiffigen Anlage als notwendig an, um auf diese Weise das Entstehen eines Raumes mit unschöner Gliederung zu vermeiden. Er gibt stattdessen einer dreischiffigen gotischen Kirche mit Portalturm und einem im Achteck geschlossenen Chor den Vorzug.

Letzterer soll sich in der Höhe und der Breite des Mittelschiffes befinden und sich „unmittelbar unter fortlaufendem Dach“ ohne trennendes Glied an dasselbe anschließen.

Es ist eine weitere architektonische Intention Hörths, eine Weiterführung der Seitenschiffe als wichtiges Charakteristikum der Sakristei erscheinen zu lassen. Mit dieser Form beabsichtigt Hörth einen klaren und gut praktisch disponierten Grundriss zu realisieren. Damit soll eine einfache, aber abgewogene Gliederung der Kirche erzielt werden, um eine harmonische Wirkung des sakralen Baus zu erreichen. Sandstein und Holz waren die wichtigsten Materialien für die Außenflächen, Mittelschiffe und Seitenschiffe. Beim Turmdach waren dies Schiefer und Zink. Dagegen werden die Mittelschiffsäulen aus Granit hergestellt. Die Holzdecken sind abgedeckt und das Innere der Kirche verputzt.

Hörth betont, er habe die Kunstformen in nur bescheidenstem Umfang verwendet, um unnötige Unkosten zu vermeiden.

Für die Herstellung der Altäre, der Kanzel, der Beichtstühle, der Kommunionbank, des Taufsteins und des großen Kreuzes ist die Firma Simmler & Venator aus Offenburg zuständig. Die Glaserarbeiten führt Eugen Börner aus Offenburg durch.

Die Summe der Unkosten beläuft sich auf 100.000 Mark. Hörth ist bestrebt, beim Fundament 2.000 Mark und bei den Mauern 3.000 Mark einzusparen, so dass nur 95.000 Mark notwendig sein würden.

Das bischöfliche Ordinariat erklärt sich am 26. April 1888 mit dieser Summe einverstanden. In dem entsprechenden Beschluss vom 26. Februar 1888 wird das Erzbischöfliche Bauamt angewiesen, auf die Realisierung der Pläne Hörths und die Einhaltung der von ihm errechneten Summe der Gesamtkosten von 100.000 Mark zu achten.<sup>4</sup> Ferner heißt es im Beschluss vom 26. April 1888: „Die Katholische Stiftungskommission erhält den Auftrag, mit den vier Gemeinden eine gemeinschaftlich zu verwaltende Baukasse zu bilden, in welche alle zum Kirchenbau bestimmten Beträge des dortigen Fonds und der Gemeinden sowie der noch aufzubringenden freiwilligen Beträge einzuzahlen sind und aus welcher nach Maßgabe der Stiftungskommission zugehenden Anweisungen des Erzbischöflichen Bauamtes, die Zahlungen an den Unternehmer des Baues zu leisten sind.“<sup>5</sup>

Die Großherzogliche Bauinspektion begutachtet den Plan, die Kostenberechnung und die Baustelle selbst. Sie erklärt sich mit der Wahl des Bauplatzes in der Mitte des Ortes einverstanden. Wegen einer „nicht tragfähigen Lettenschicht“ kommen bei ihr Bedenken bezüglich des Baugrundes

auf. Aus diesem Grunde ordnet sie den Bau eines so genannten „Pfeilerfundamentes“ an, da die notwendige tragfähige Kiesschicht sich erst in 2,5 Meter Tiefe unter der Wiesennarbe lokalisieren lasse, und ein „durchgehendes Fundament nur äußerst schwierig zu verwirklichen sei“. Die Grundfläche des Langhauses beträgt 497,70 qm. Dies entspricht einer Länge von 27,65 Meter und einer Breite von 10 Metern. Die Fläche der neuen Kirche ist etwa dreimal so groß wie diejenige der Vorgängerin.

Die Kostenberechnung wird einer Prüfung unterzogen und für in Ordnung befunden.

Am 26. April 1888 genehmigt das Ordinariat den Kirchenbau in Vimbuch. Zwei Tage später erfolgt die Ausschreibung der Bauarbeiten im Badischen Beobachter, im Badener Anzeiger und im Badener und Bühler Wochenblatt.

Die Sichtung der Angebote ergibt, dass folgende Handwerker mit der Ausführung der notwendigen Arbeiten betraut werden: Es sind Bonifaz Weiler aus Vimbuch für die Erdarbeiten sowie Jakob Zeller aus Bühl für die Mauererarbeiten. Mit der Verputzerarbeit werden die Gebrüder Wagner aus Oberkirch betraut, desgleichen Josef Königer für die Steinhauerarbeiten. Alois Königer von Kappelrodeck übernimmt die Zimmerarbeit. A. Mechler & Ritzenthaler aus Bühl sind für die Schreinerarbeiten zuständig. Ignatz Schleh verrichtet die Blechenerarbeit. Anton Regenold aus Vimbuch sowie Albert Streibich aus Balzhofen sind für die Schmiedearbeiten zuständig.

Auf einen späteren Zeitpunkt verschoben wird die Vergabe der Glaser-, Schieferdecker- und Tüchernerarbeiten.

Der Sommer 1888 ist der Beginn der Erd- und Fundamentierungsarbeiten. Josef Spä, Bauführer aus Großeislingen in Württemberg, wird mit der Leitung der Bauausführung beauftragt. Dabei fungiert er als Ansprechpartner für die Handwerker und den Pfarrer. Spä entfaltet einen regen Schriftverkehr mit dem Erzbischöflichen Bauamt in Freiburg. Thema desselben ist u. a. die Frage, ob während der Baupausen im Winter weiter Lohn an die tätigen Handwerker und Maurer gezahlt werden soll oder nicht.

Interessant ist, dass die Steine für den Bau des Gotteshauses aus dem Elsass stammten, denn sie werden von Mertz & Brua aus Bust in der Nähe des elsässischen Dorfes Drulingen per Bahn nach Bühl geliefert. Zuweilen gibt es aus nicht näher bekannten Gründen Schwierigkeiten bei der Steinbeschaffung aus dem Elsass und Probleme mit dem Maurerbetrieb, da von diesem zu wenig Maurer bereit gestellt werden. Einige Aushilfsarbeiten werden von Tagelöhnern aus den Kirchspielsgemeinden ausgeführt. Der Steinbruchbetrieb Peter aus Achern ist für die Herstellung der Mittelschiffsäulen zuständig. Die Abdeckung des Daches wird von der Firma Adolf Mali aus Freiburg realisiert. Der Ingenieur und Gewerbefachmann H. Knüsli aus Boppard am Rhein ist für den Gewölbebau zuständig.<sup>6</sup>

Unter seiner Leitung entsteht eine so genannte Rabbitzische Gewölbe-konstruktion, die nach dem Erfinder C. Rabbitz<sup>7</sup> benannt worden ist.

Pfarrer Bunkhofer hat sich zuvor bei seinem Kollegen der Pfarrei St. Johannes in Regensburg erkundigt und erhält von diesem eine zufriedenstellende Auskunft darüber. Die Summe des Kostenvoranschlages für den Innenausbau der Kirche wird von Hörth am 7. September 1889 aufgestellt und beträgt 17.000 Mark.

Für den so genannten Innenbau sind 11.500 Mark vorgesehen. Die restlichen 5.500 Mark sollen für die „bessere Decoration“ vorbehalten bleiben.

Der Begriff „Innenausbau“ impliziert den Hochaltar, die zwei Seitenaltäre, eine Kommunionbank, zwei Beichtstühle und einen Taufstein. Der Begriff „bessere Decoration“ bezeichnet u. a. die ornamentalen Malereien auf den Wänden und die Holzdecken im Langhaus.

Die Gemeinderäte in Vimbuch erklären ihr Einverständnis mit dem Kostenvoranschlag.

Im Januar des Jahres 1890 bringen sie ihre Bereitschaft zum Ausdruck, für die Finanzierung der 17.000 Mark den Kostenvoranschlag zu sichern, wenn folgende beiden Bedingungen erfüllt sein würden: Zum einen sollen die versprochenen Schenkungen für die Altäre und Seitenfenster eingehalten werden. Zum zweiten bestehen die Gemeinderäte darauf, dass zur Finanzierung des Kirchenbaus 6.000 Mark aus den Mitteln des Baufonds genommen würden.

### Die Beschreibung der Vimbacher Kirche in der Sicht von Karl Reinfried

Im Aufsatz, der im Jahre 1891 im 29. Band des Freiburger Kirchenblattes erschienen ist, thematisiert der Pfarrer Karl Reinfried die neue Pfarrkirche in Vimbuch. Dies geschieht im Rahmen seiner Publikationen zu Neubauten, Restauration und Ausschmückung der Kirchen am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Pfarrer Reinfried möchte seinen Mitbrüdern zeigen, dass es möglich ist, sowohl Kirchen im gotischen Stil als auch im ästhetischen Sinne „schön“ und „billig“ zu erbauen. In sachlicher Weise formuliert Reinfried an manchen Stellen eine Kritik.

Reinfried beginnt seine Schilderung mit einer Lokalisierung der neuen Pfarrkirche in Vimbuch, indem er darauf verweist, dass sich die neue Kirche am schönsten Platz in Vimbuch – etwa in „hundert Schritt“ Entfernung zur alten Kirche befindet. Im Hintergrund dieses Platzes kann man „das herrliche Panorama der unteren Schwarzwaldberge erkennen“.

Die Kirche in Vimbuch, so Reinfried, hat 800 Sitzplätze und ist dreischiffig. Reinfried weist sodann darauf hin, dass Karl Hörth die Kirche in Vimbuch plante und baute. Die Kosten ihres Rohbaues haben sich, wie Reinfried bemerkt, auf 120.000 Mark belaufen.

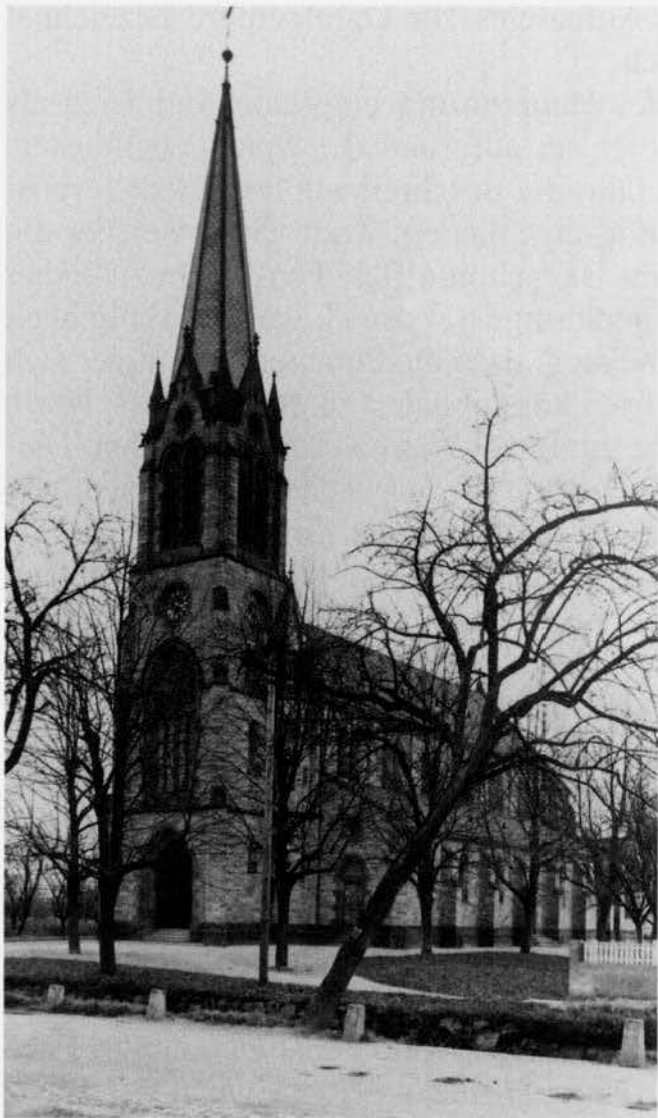
Die beiden Ecktore nahe des Aufganges zur Orgelempore bezeichnet Reinfried als „herrlich und gothisch.“

Den quadratischen Unterbau des Hauptturmes empfindet Reinfried als „geglückt“, wenn er bemerkt, dieser sei aufgrund des Spitzgiebelfensters „gekrönt“. Die Gewölbebögen, so fährt die Beschreibung Reinfrieds fort, ist in nördlicher Richtung an den Chor angegliedert. Zum Chor, welcher ein halbes Oktogon bildet und gewölbt ist, gehören fünf Fenster. In südlicher Richtung befindet sich eine „sehr geräumige Sakristei“, welche Ähnlichkeit mit einer Kapelle hat. Das hat zur Folge, dass die Paramentenkammer sich nicht „geräumig“ ausnimmt. Reinfried kommt daher zu dem Schluss, Hörth sei es gelungen, den Fehler „vieler moderner Kirchen“ zu vermeiden. Dieser bestehe darin, die Anlage „viel zu klein“ zu gestalten. Reinfried hebt hervor, dass die Altäre, die Kanzel, der Taufstein, die Kommunionbank und die Beichtstühle im Sinne des neugotischen Stils vom Maler und Bildhauer Simmler aus Offenburg entworfen sind. Die fünf Baldachine bilden den Hochaltar. Am mittleren Baldachin befindet sich das Kreuz. Der mittlere Baldachin erfüllt die Funktion eines Aufbewahrungsortes für das Allerheiligste. Zur Linken und zur Rechten des Tabernakels befinden sich die Statuen der Heiligen Barbara, des Heiligen Wendelin und des Heiligen Marzelus. Diese Heiligen werden in Vimbuch seit 1490 verehrt. In diesem Jahr hatte der Stabsschultheiß mit etlichen Gerichtsleuten und Kirchenspielgenossen die „Marzellus-Wendelin und Barbara-Bruderschaft“ gegründet, um „eine selige Sterbestunde“ zu bekommen und den Verstorbenen zu helfen.

Über den Seitenbaldachinen erkennt man die Wappen von Papst Leo XIII. und des Erzbistums, welche von zwei Engeln gehalten werden. Nach der Meinung von Reinfried wäre es passender gewesen, wenn der Engel das erzbischöfliche Wappen statt des Bistumswappens in der Hand hielte. Schließlich sei es, so Reinfried, klar, dass die Vimbacher Kirche zum Freiburger Bistum gehöre. Dagegen erinnere das erzbischöfliche – zusammen mit dem päpstlichen Wappen – stets an die Zeit der Entstehung der neuen Vimbacher Kirche.

Ferner weist Reinfried darauf hin, dass die beiden Seitenaltäre, welche in den Seitenschiffen sind, von sehr einfacher Natur sind. Auf dem rechten Altar ist ein Tabernakel und als Altarbild eine Pieta zu sehen. Sie wird von einem Baldachin gekrönt, welche eine Stiftung des ehemaligen Engelwirts Ignaz Jörger ist. Im Sinne eines Pendants zur Pieta kann der Besucher der Kirche auf dem linken Seitenaltar den heiligen Joseph mit dem „Jesusknaben“ erblicken. Seine Gestalt ist nach Auffassung von Reinfried „nicht ganz gelungen, da man nicht weiß, ob er lehrt oder segnet oder den Kirchenschwänzern einen Finger machen will“.

Dagegen lobt Reinfried die Fassung der Altäre und der Figuren. Im Gegensatz zu den Beichtstühlen hält Reinfried die „Kirchenbänke“ für eher nicht gelungen.



*Pfarrkirche Sankt Johannes der Täufer in Bühl-Vimbuch, um 1960*

Dies liegt an der in Form eines Pultbrettes angebrachten Schräge. Sie ist nach Auffassung Reinfrieds sowohl für das Aufstützen wie auch für das Aufliegen der Arme unbequem.

Ein weiteres Merkmal der Kirche in der Sicht Reinfrieds stellen die Fenster dar. Sie sind vom Glasmaler Börner aus Offenburg hergestellt worden. In den Chorfenstern sind Szenen aus dem Leben des heiligen Johannes zu sehen. Auch sie werden ebenso wie die Darstellung der „sieben Sacramente“ von Reinfried als positiv empfunden. Dagegen empfindet Reinfried die Anbringung eines Glasgemäldes im „Thürsturz des Hauptportales“ als zu klein. Ihnen sagt Reinfried kein langes Leben voraus, da die „Kreuz und Fahnenstangen“ sie beeinträchtigen.

Die Wandgemälde Simmlers, welche u. a. das „heilige Herz Jesu und Maria“ zeigen, sowie die vom Bühler „Decorationsmeister“ Simmler vorgenommene Ausmalung der Kirche werden von Reinfried mit den folgenden Worten gelobt: „Die Malereien und überhaupt die ganze Decoration



*Inneres der Vimbucher Pfarrkirche, um 1950*

macht beim Betreten der Kirche einen überraschend schönen, ja prächtigen Eindruck (...).“ Ebenso positiv charakterisiert Reinfried die 14 Stationsbilder als „einen (...) Schmuck der Seitenschiffe der Kirche.“ Des Weiteren ist für Reinfried auch die neue Orgel mit ihren 20 Registern ein gelungenes Werk, was u. a. auf das gotische Orgelgehäuse zurückzuführen ist. Über dem Mittelteil der Orgel kann man die Patronin der heiligen Musik und des heiligen Gesanges Cäcilia sehen.<sup>8</sup>

#### Die Auseinandersetzung zwischen Hörth und Williard um die Kirche in Vimbuch

Der im 29. Band des Freiburger Katholischen Kirchenblatts veröffentlichte Artikel Karl Reinfrieds zur Pfarrkirche in Vimbuch veranlasst den Leiter des Bauamtes in Karlsruhe, Williard, zu einer Erwiderung.

Die scharfe, zum Teil polemische Kritik des Karlsruher Baurats Williard kann als bewusster Gegensatz zu den sachlichen Ausführungen Reinfrieds gesehen werden. In einer allgemeinen Hinsicht bemerkt Williard, dass das „Wesen und die Charakteristik der Kirche“ zu wünschen übrig lasse.

Williard wirft mit dieser Aussage Hörth vor, die baulichen, „structiven“ Elemente des Gotteshauses ständen in keiner Relation zu seiner Zweckbe-

stimmung. Er glaubt diese Aussage mit seiner Sicht des „Prospectfensters“ begründen zu müssen. Der Karlsruher Baurat bemerkt, jenes sei als „eitel Trug und Blendwerk“ zu bezeichnen, da vom „Schiff aus nur ein winziges bißchen Maßwerk“ zu erkennen ist. Williard vertritt ferner die Auffassung, in der oberen Turmhalle sei auf eine für das Glas nicht ganz unbedenkliche Weise mit Seilen gearbeitet worden. Auch hält Williard Hörth vor, zu viel Lichtfläche in der Kirche geschaffen zu haben, „wo höchstens ein Quadratmeter“ ausgereicht hätte. Diese zu intensive Verwendung des Lichts hat nach Meinung Williards zur Folge, dass sie sowohl für die Finanzen des „Bauherrn“ schädlich ist, als auch einen „beständigen Schaden“ für die Orgel bedeute. Sie erleide daher „einen frühen Tod.“

Williard steigert seine Kritik, wenn er bemerkt, der Kirchenbesucher müsse sich „schmählich fühlen“, wenn er die „Deckenbemalung erblickt“, die in seiner Sicht außer der Form keine Gemeinsamkeiten mit dem Gewölbe habe. Ferner missfällt Williard, dass am Gewölbe eine „Kleckserei von Eisen und Mörtel“ statt der Überdeckung eines Raumes mit „monumentaler“ Ausprägung zu erkennen ist.

Williard kritisiert des Weiteren die „unangemessene Verwendung neuer Materialien“ wie zum Beispiel dem Granit. Die Granitsäulen in der Vimbacher Kirche haben, so Williard, „eine solche Stammstärke, wie sie in Ansehung der ihnen obliegenden Kraft noch nicht einmal für Sandstein nötig ist“. Nach Meinung Williards hätte man die Granitsäulen „schlanker“ und „raumlassender“ konstruieren müssen. Dann wäre eine „vorteilhaftere Wirkung“ erzielt worden. Williard spricht in diesem Zusammenhang von „der stofflichen Vornehmheit“ bzw. von „der Zeugenschaft gebenden Erscheinung“ der Granitsäulen.

Williard erklärt sich ferner nicht mit der Aussage einverstanden, dass der Bau der Vimbacher Kirche mit einem Preis von 120.000 Mark für den Rohbau als billig zu bezeichnen ist. Er fügt hinzu, dass die Gesamtkosten der „altchristlichen“ Kirche in Lauf, welche ebenfalls von Hörth geplant und erbaut worden ist, mit Ausnahme von Orgel, Chor und Glocke 118.000 Mark betragen hätten. Im Falle der Kirche von Waldulm, die ebenfalls ein Werk Hörths ist, habe sich die Summe der Gesamtkosten auf 85.000 Mark belaufen. Diese Vergleiche lassen Williard zu dem Schluss kommen, dass die Kirche in Vimbuch als eine der teuersten in Baden zu bezeichnen ist.

Ein weiterer Vorwurf Williards bezieht sich auf das Prospektfenster der Hauptfront.

Dieses, so Williard, sei „Trug und Blendwerk, da vom Schiff aus nur ein winziges bißchen Maßwerk“ zu sehen ist. Das Gewölbe bezeichnet Williard als „völlig überflüssig“. Für die Granitsäulen gilt nach seiner Auffassung das Gleiche.

Auch bezeichnet Williard die genannten Bauteile als einen Diebstahl am



Baufonds. „Ich darf deshalb behaupten und es so mir das Material zuge stellt wird unwiderlegbar ziffernmäßig erhärten, ob die Kirche eine der (...) ist, die in Baden gebaut wurden. Wie könne es angesichts der Materialvergeudung nutzlosen Paradenfenstern, blinden Strebepfeilern und Granit säulen auch anders sein?“<sup>9</sup>

Hörth bezeichnet in seiner ersten Erwiderung die Kritik Williards als „ehrenrührig“ und „maßlose Selbstüberhebung“. Dann nimmt er zu den Vorwürfen Williards Stellung.

So weist er darauf hin, dass es ästhetische Gründe sind, welche ihn be wogen haben, die „Prospectfenster“ in der vorliegenden Gestalt zu planen. Er weist in diesem Zusammenhang auf die „alten Meister“ hin. Auch sie haben „zu allen Zeiten Bauglieder, ja Bauteile“ geschaffen, welche allein zur Dekoration dienten, und etwaige äußerlich sich widersprechende Ele mente zu einer Einheit zusammengefügt. Hörth vertritt ferner die Auffas sung, würde dieses Zusammenwirken „von Geist und Natur“ als „Lüge“ bezeichnet werden, so hätte dies zur Folge, dass selbst die „besten rheini schen Baudenkmäler“ nicht davon frei wären. Ausdrücklich bezieht Hörth die Bauten von Williard darin mit ein.<sup>10</sup> Ferner nimmt er in Bezug auf den Vorwurf des „großen Beleuchtungsapparates“ Stellung. Er weist darauf hin, dass dieser keine höheren Mehrkosten verursacht. Der Baumeister der Vimbucher Kirche kann den Vorwurf nicht nachvollziehen, dass das Licht den frühen Tod der Orgel zur Folge haben soll: „Daß aber Luft und Licht den frühen Tod einer Orgel bringen soll, ist mir etwas ganz neues und noch nie von einem Orgelbauer gesagt worden.“ Hörth fügt hinzu, er sei bisher anderer Meinung gewesen. Seiner Auffassung nach sei eine Orgel dann der frühen Zerstörung ausgesetzt, wenn nicht Luft und Licht an sie dringen können. Im Übrigen, so Hörth, befinde sich die Orgel in der neuen Vimbucher Kirche fünf Meter von der Beleuchtung entfernt. Auch wehrt er sich gegen die Kritik an dem von ihm entworfenen Gewölbesystem. Er bezeich net das Rabbitzsche Gewölbesystem, welches für ihn Vorbild in Bezug auf das Gewölbe in der Vimbucher Kirche gewesen ist, als „dauerhaft“, wenn es wie in der Kirche von Vimbuch eine Stärke von „5 bis 6 cm“ aufweist. Hörth fügt hinzu, er habe sich erst dann zur Übernahme des Rabbitzschen Gewölbesystem entschlossen, nachdem er dieses an anderen Kirchenbau ten in Augenschein habe nehmen können. Die Unkosten für das Gewölbe hätten 6,50 M. pro Quadratmeter betragen. Hörth fügt hinzu, es mache kei nen Sinn mit Williard über die Fragen der künstlerischen Ästhetik zu dis kutieren, denn diese Frage werde „durch den Schwall hochtönender Phra sen (...) am allerwenigsten geklärt“. Hörth fügt hinzu, Williard vertrete den so genannten „Scheuernstil“.<sup>11</sup>

Ein nicht näher bekannter Verfasser bemerkt in einer ebenfalls im Frei burger Kirchenblatt publizierten Reaktion, dass er sich mit der harten, zum Teil polemischen Kritik Williards nicht einverstanden erklären kann. Er be-

merkt, es widerspräche dem Streben nach Vollkommenheit, das er Williard unterstellt, wenn er das Konzept eines Kollegen in dieser vehementen Form kritisiert. Der Schreiber dieses Leserbriefes fügt hinzu, es spräche für den hohen künstlerischen Wert der Kirche in Vimbuch, dass der Direktor eines nicht näher bekannten Gymnasiums in Bühl, „ein sehr kunstverständiger Mann“, seinen Schülern eine fotografische Aufnahme der Kirche in Vimbuch präsentiert habe. Der Schreiber dieses kurzen Leserbriefes fügt hinzu, dass seiner Meinung nach die Auseinandersetzung um die Vimbacher Kirche sowohl Hörth als auch Williard nutze. Er begründet diese Aussage in Bezug auf Williard allerdings nicht. Vielmehr äußert er die Vermutung, Williard könnte aufgrund dieses Disputes dem Erzbischöflichen Bauamt den Bau einer gotischen Kirche als „Muster“ vorschlagen. Für Hörth böte sich die Gelegenheit, „noch tiefere Studien“ der Kunstrichtung der Gotik zu betreiben, um seine Pläne zu vervollkommen.<sup>12</sup>

Williard reagiert seinerseits auf die Ausführungen Hörths mit einer erneuten Erwiderung. An ihrem Beginn bemerkt er, Hörth hätte es besser unterlassen sollen, seine Stellungnahme zu verfassen. Schließlich enthalte diese nach Meinung des Karlsruher Baurates erneut Lügen, welche auch nicht dadurch entschuldigt sind, dass sie zuvor von anderen geäußert worden seien. Ferner vertritt er die Auffassung, es gebe kein künstlerisches Gesetz, das vorschreibe, „daß die äußere Form Ausdruck des inneren Wesens sei“. Zweck und Form eines Kirchenbaus haben, so Williard, die Aufgabe „höheren Zielen“ zu dienen und müssen aus diesem Grunde von „Wirklichkeit“ und „Wahrhaftigkeit“ geprägt sein. Aus diesem Grunde lehnt Williard „ein Fenster, je größer und breiter es sich in einer Fassade macht“ ab, da es in keiner Beziehung zum Inneren der Kirche stehe. Dort tritt dieses Fenster „nicht so beherrschend in Erscheinung“, wie es sein Schöpfer Hörth angekündigt habe. Ferner kritisiert Williard erneut die Orientierung Hörths an dem System der Baumeister Rabbitz und Mourier in Bezug auf die Gewölbe der Kirche: „Dasselbe hat (...) mit Gewölbe nichts als die Form gemein.“ Für Williard ist das Gewölbe der Vimbacher Kirche seelenlos und gleicht einer „Comödie, die kirchlicher Kunst unwürdig ist und bleibt“. Der Karlsruher Baurat fügt hinzu, es komme einer Frechheit gleich, wenn dieses sich „an einer alten und ächt gewohnten kirchlichen Form vergreife“. Alle diese Gründe lassen Williard zu dem Schluss kommen, dass, wer wie Hörth die Auffassung von der „Monumentalität der Vimbacher Kirche“ vertrete, nicht in der Lage sei, den Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden. Auch hält Williard die „Strebepfeiler“ für unnötig, weil sie nicht die Mittelschiffmauern der Kirche tragen. Ferner sind seiner Meinung nach auch die Granitsäulen viel stärker, als es notwendig ist. Zum Ende seiner zweiten Erwiderung hin bestreitet Williard den Vorwurf, sich unberechtigterweise in die Angelegenheiten anderer eingemischt zu haben. Er begründet dies damit, dass sich Vimbuch in seinem

Geschäftsbereich befinde. Williard spricht seinerseits von einer unberechtigten Einmischung Hörths.

Diese Ausführungen Williards sind für Hörth Anlass zu einer erneuten im Freiburger Kirchenblatt publizierten Reaktion. An ihrem Anfang bezeichnet Hörth die Erwiderung des Karlsruher Baurates als „Schmähschrift“. Es ist für ihn unverständlich, wie eine solche zustande kommen kann.

Hörth behauptet, er lasse sich gerne von „großen Meistern und Gnostikern belehren“. Zu diesen zähle er Williard aber nicht, dem er gekränkten Ehrgeiz vorwirft, da die Gemeinde Vimbuch seine Vergrößerung der alten Kirche nicht akzeptiert hat. In der zweiten Erwiderung spricht Hörth ferner „von einer geradezu widerwärtigen Gehässigkeit Williards“. Für ihn sei es unbegreiflich, dass er „eine solche Schmähschrift“ mit seinem Namen unterzeichnet habe. „Mit bloßer Zusammensetzung da oder dort aufgelesener Motive ohne geistige Motive sind wenigstens auf dem Gebiete des Kirchenbaues keine Lorbeeren zu ernten“.

Hörth bezeichnet die Kritik Williards als ehrenrührig und als „maßlose Selbstüberhebung“, denn dieser habe den alten Meistern „architektonische Inkompetenz vorgeworfen.“

In der Folge weist Hörth auf die Fehler und Mängel bei den Kirchenbauten Williards hin. In Bezug auf Vimbuch hält Hörth Williard vor, dass er sich nicht bereit gefunden habe, „ein Project für einen Neubau anzufertigen“.

Er fügt hinzu, es sei seiner Ansicht nach durchaus „gerechtfertigt aus ästhetischen und künstlerischen Gründen ein großes Fenster an der Hauptfront anzulegen“. Er weist darauf hin, auch die „alten Meister“ hätten sich des künstlerischen Stilmittels bedient, die Fassadenbildung hervorzuheben. Aus diesem Grunde sei die Form nicht immer treu den Verhältnissen angepasst worden. Das Rabbitzsche Gewölbe, so Hörth, erfülle den gleichen Zweck wie das Backsteingewölbe und habe indes den Vorteil preisgünstiger als das Letztgenannte zu sein. Hörth verteidigt die Stärke der Granitmauern, da er sie aus statischen Gründen für notwendig hielt und misst dem Strebepfeiler eine große künstlerische Bedeutung zu. Die Kosten für den Bau der Vimbacher Kirche wären noch höher gewesen, hätte man Sandstein statt Granit als Baumaterial gewählt. Hörth hält seinerseits Williard vor, bei den Kirchenbauten in finanzieller Hinsicht zu knapp kalkuliert zu haben.

In der Erwiderung bestreitet es Hörth ferner, sich in Vimbuch „hervorgetan“ zu haben, so wie es Williard ihm vorwirft. Vielmehr sei ihm die Planung und der Bau der Vimbacher Kirche und der Bau der neuen Pfarrkirche unaufgefordert vom Gemeinderat dieses Ortes angetragen worden. Folglich trifft in der Sicht von Hörth der Vorwurf Williards, er, Hörth, habe unberechtigterweise in seinen Zuständigkeitsbereich eingegriffen, nicht zu.

In der zweiten Erwiderung äußert Hörth ferner die Vermutung, die Äußerungen Williards seien durch einen „hochgradigen gereizten und nervösen Zustand“ ursächlich bedingt. Aus diesem Grunde könne Hörth diese dem Karlsruher Baurat verzeihen. Sie bezögen sich auf „unklare ästhetische Begriffe“, „fehlende Grundsätze“ und „mangelhaftes technisches Wissen“. Hörth fügt hinzu, die Aussage Williards, die erste Erwiderung wäre besser nicht geschrieben worden, sei für ihn nachvollziehbar. Schließlich, so Hörth, würden die Leser eher seinen sachlichen Äußerungen als der Polemik Williards zustimmen. Hörth bemerkt, die „maßlose Selbstüberhebung“ und die „hochweise Kritik“ an den „alten Meistern“ könne er im Gegensatz zu den an ihn persönlich gerichteten Beleidigungen nicht verzeihen. Schließlich sei die Kritik, dass die „alten Meister“ sich von dem künstlerischen Grundgesetz, demzufolge „die äußere Form“ immer Ausdruck des „inneren Wesens“ zu sein habe, leiten ließen, völlig unzutreffend. Über den damit in Bezug stehenden Begriff der Ästhetik möchte Hörth mit Williard nicht diskutieren. Er hält ein solches Unterfangen für sinnlos, da „durch den Schwall hochtönender Phrasen mit dem der Herr Kritiker die hochwichtige Frage abgethan zu haben glaubt“ am allerwenigsten beantwortet werde. Nach Hörths Auffassung gibt es zu dieser Frage verschiedene Ansichten. Die von Williard hat den „Scheuernstil“ zum Gegenstand. Die Vermeidung „falschen“ Scheins bei „sparsamstem“ Stoffgebrauch ist nach Ansicht Hörths dessen wichtigstes Charakteristikum. Damit werde versucht „das Wesen“ und die „Wahrheit“ in den Vordergrund zu stellen. Hörth bemerkt, seine Orientierung an den „alten Meistern“ stelle eine „idealere Auffassung“ des Kirchenbaus dar. Er verbietet Williard, ihn auf „angebliche Lücken“ in seiner Ausbildung aufmerksam zu machen. Auch hält er es für sinnlos, sich mit Williard über angebliche Konstruktionsfehler bei der Vimbacher Kirche auseinander zu setzen. Für Hörth ist es vielmehr wichtig, „das Geheimniß der Billigkeit“ bei den Kirchenbauten Williards zu erörtern. Die Tatsache, dass der Bauauftrag für die Forbacher Kirche erst nach Anhebung auf die „orts und landesüblichen Preise vergeben wurde“, widerspricht diesem. Auch die Vorgänge bei den Kirchenbauten in Lauf, Forbach, Waldulm usw. entsprechen nicht der Annahme von den preiswerten Kirchenbauten Williards.

Hörth verneint ferner die Aussage Williards, dass er sich in Vimbuch „herangedrängt“ habe. Der dortige Kirchenbau sei ihm vielmehr unaufgefordert übertragen worden. Die vorgesetzte Behörde von Williard, der katholische Oberstiftungsrat, hat dazu seine ausdrückliche Genehmigung erteilt.

Hörth kommt am Ende seiner zweiten Erwiderung zu dem Schluss, dass die unkollegiale Kritik Williards als ein „Schlag ins Wasser“ zu bezeichnen ist.

Für Hörth ist es unerheblich, wer das „Project“ der Vimbacher Kirche gezeichnet hat. Er fragt Williard, warum dieser es unterlassen habe, der



*Pfarrkirche Sankt Johannes und Paulus in Rheinmünster-Greffern, um 1895*

Gemeinde Vimbuch ein von ihm selbst geschaffenes Projekt eines Neubaus der Vimbacher Kirche anzubieten, nachdem dasjenige seines Amtsvorgängers Federle abgelehnt worden ist.

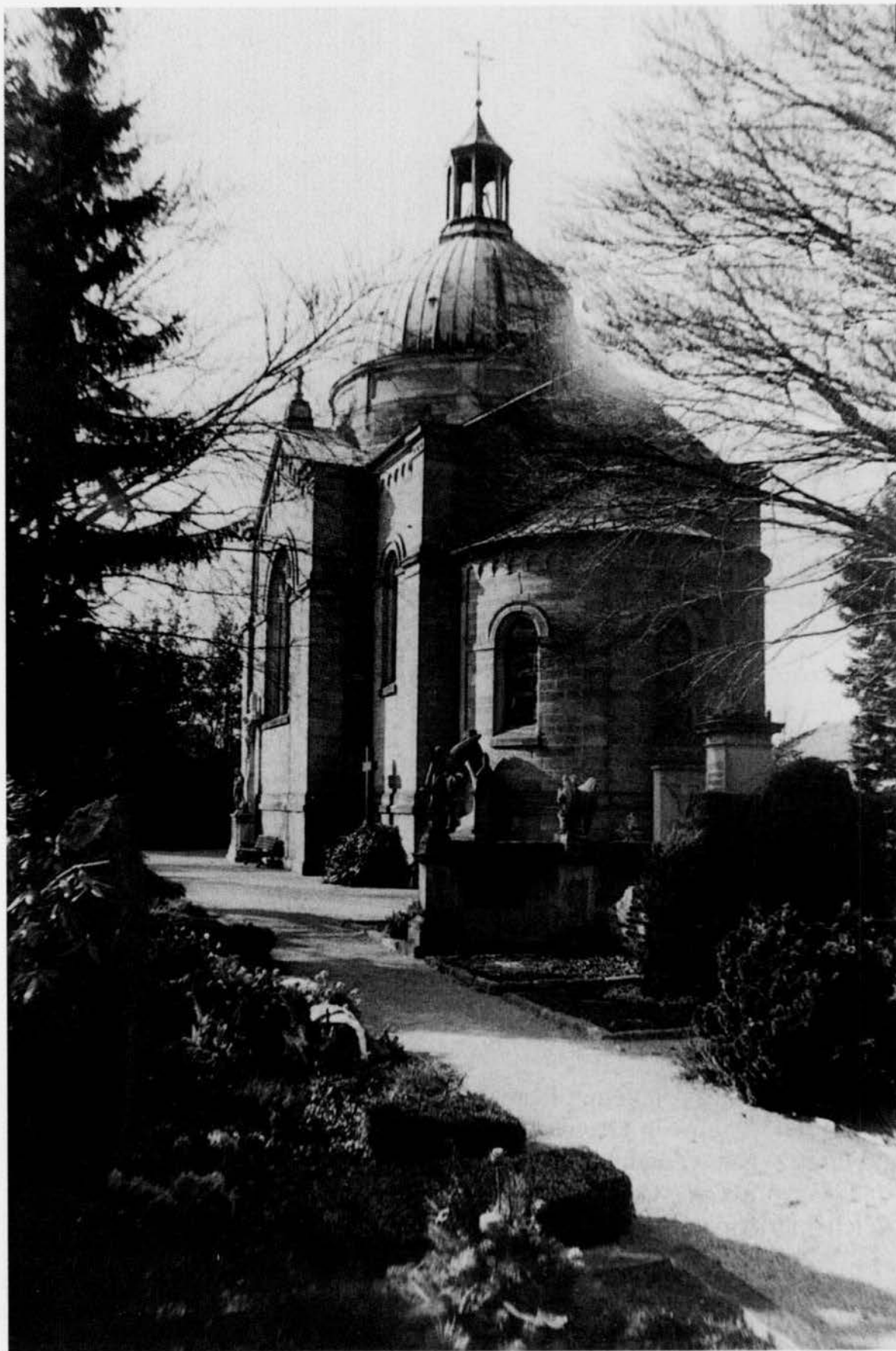
In Bezug auf die Vimbacher Kirche ist der Hinweis Hörths, dass sich Williard trotz einer Anfrage von der Gemeinde Vimbuch geweigert hatte, einen Plan für den Neubau einer Kirche zu konstruieren, sein „letztes Wort“ in dieser Angelegenheit.<sup>13</sup>

#### *Die katholische Pfarrkirche St. Johannes und Paulus in Greffern*

Eher wenige Informationen liegen über die katholische Pfarrkirche St. Johannes und Paulus in Greffern vor. Diese sollen aber auch in den Beitrag mit einbezogen werden.

1887 wurde der Grundstein für die heutige neugotische Kirche gelegt, welche der Architekt Karl Hörth aus Bühl entworfen hat. Der viergeschossige Westturm, das niedrige Chorhaus mit dreiseitigem Schluss sowie der Saalbau mit 14 Meter Breite sind u. a. wichtige bauliche Charakteristika der katholischen Pfarrkirche St. Johannes und St. Paulus zu Greffern.

Die Gesamtlänge der Kirche beträgt 35 Meter. Das Langhaus hat eine Holzdecke. Die Gliederung in fünf Joche stellt ein weiteres Charakteristi-



*Friedhofskapelle Bühl, um 1960*



*Inneres der Bühler Friedhofskapelle mit der ursprünglichen Ausstattung, um 1930*

kum des Langhauses dar. Auch gehören zum Langhaus die Strebepfeiler. Diese sowie die Eckquaderungen können als wichtige Merkmale aller Gebäudeecken bezeichnet werden. Der Chor ist kreuzrippengewölbt. Die Außenwände des Schiffs werden durch Strebepfeiler gestützt.

Die ornamentale Wandmalerei aus der Zeit der Erbauung hebt die architektonische Gliederung hervor. Die Maßwerkfenster sind ein wichtiges Merkmal des Chores.

Ein achteckiges Pyramidendach und eine Maßwerkkrone im zweiten Geschoss sind die wichtigsten Merkmale des Westturmes. Der Turmhelm ist quadratisch angelegt.

Die Dachflächen des Turmes können als schuppenförmig bezeichnet werden.

Sie sind mit Rundplatt-Naturschiefer eingedeckt. Biberschwanzziegel sind das Material für die Eindeckung der anderen Dachflächen des Turmes.

Einfache Bögen aus rotem Natursandstein sind das wichtigste Merkmal der Tür- und Fenstergewände. Die Kosten für den Kirchenbau betragen 62.000 Mark, nachdem sie zunächst auf 47.000 Mark berechnet wurden. Der Heiligenfonds Schwarzach trägt dazu 5.000 Mark bei. Weitere 5.000 Mark werden aus dem Kirchenfonds entnommen, der aus den „milden Beiträgen“ entstanden ist. Karl Hörth hat beim Bau der Kirche mit Josef Spä einen bewährten Bauleiter zur Seite.<sup>14</sup>

### *Die Kapelle „Maria zum Troste“ auf dem Bühler Friedhof*

Der Bau der Kapelle „Maria zum Troste“, die später im Volksmund „Alban-Stolz-Kapelle“ genannt wurde, bringt die Liebe Karl Hörths zu seiner Vaterstadt Bühl zum Ausdruck. Dennoch werden die diesbezügliche Pläne Hörths auch negativ beurteilt, wie im folgenden Abschnitt zum Ausdruck kommt.

#### Vom Beschluss des Bühler Gemeinderates bis zur Weihe

Am 16. Oktober 1878 fasst der katholische Oberstiftungsrat in Karlsruhe den Entschluss, dem Erzbischöflichen Bauamt einen Bericht und einen Bauplan hinsichtlich der geplanten „Gottesackerkapelle“ in Bühl zuzuleiten. Das erzbischöfliche Bauamt bejaht in seiner Stellungnahme den Bau der Friedhofskapelle und beauftragt den Bühler Architekten Karl Hörth einen Bauplan zu entwerfen.<sup>15</sup>

Danach ruht die Angelegenheit bis zu Beginn des Jahres 1880.

Der 9. Januar 1880 ist das Datum, als der Bühler Gemeinderat dem Vorhaben zustimmt, eine „Gottesackerkapelle“ zu bauen. Sie wird vom Bühler Kirchenbaumeister Karl Hörth im romanischen Stil entworfen. Hörth verlangt für seine diesbezügliche Arbeit kein Honorar.

1880 nehmen die Pläne zum Bau einer Friedhofskapelle in Bühl konkrete Gestalt an. In diesem Jahr hat Karl Hörth seine Pläne fertig gestellt. Am 29. April ergeht an das Erzbischöfliche Bauamt die Aufforderung, die Planungen und Kostenvoranschläge Hörths zu prüfen. Sie werden eher negativ beurteilt. So kritisiert das Erzbischöfliche Bauamt zu zahlreiche und in „verschiedenem Maßstab“ gehaltene Flächenberechnungen. Sie stellen nach Meinung des Bauamtes eine Beeinträchtigung des kirchlichen Charakters des Baues dar. Auch empfindet das Bauamt den Kontrast zwischen den großen Fenstern der „in den Giebeln gehaltenen (...) Querschiffarme“ als störend, da die Rundfenster schlecht angebracht seien: „Die Beleuchtung des kleinen Innenraumes würde durch diese großen Fenster viel zu grell u. auch ungünstig ausfallen, weil die Fenster viel zu tief herunterreichen u. dadurch ein stimmungsloses und verlorenes Licht abgeben. Nach Rücksprache mit dem Planfertiger sollen die kleinen (...) Seitenfenster (...) auf die Gurte gerückt (...) werden.“ Ferner ist vorgesehen, die beiden großen Fenster im Querschiff durch runde Chorlichter in entsprechender Höhe zu ersetzen. Die im Grundplan vorgesehene Einschachtelung in dem einen Kreuzarm werden sowohl als unschön als auch unpraktisch empfunden. Das Erzbischöfliche Bauamt vertritt die Auffassung, die Friedhofskapelle würde an „monumentaler Einfachheit und Würde“ gewinnen, sofern der „Nischeneinbau“ verwirklicht „u. das ganze wie beim Eingang mit einer Tonne zu überwölbenden Arm für den Chor geändert wird“. Zum einen



wäre damit der aus der Sicht des Erzbischöflichen Bauamtes bestehende Widerspruch zwischen dem Äußeren und dem Inneren behoben.

Zum anderen könnte damit in dem nur drei Meter tiefen Chor Raum gewonnen werden, weil man die Möglichkeit hätte, den Altar an die Wand zu rücken.

Schließlich hebt das Erzbischöfliche Bauamt hervor, dass die Friedhofskapelle nicht in dem notwendigen Maße gegen Feuchtigkeit geschützt sei, da „das Innere der Kapelle“ sich „nur eine Stufe über dem äußeren Boden“ befinde.

Der Kostenvoranschlag Hörths sieht für den Bau eine Gesamtsumme von 10.400 Mark vor. Sie erweist sich als zu niedrig, denn der tatsächliche Betrag beläuft sich auf 12.000 Mark.<sup>16</sup>

Am 27. Mai 1881 erfolgt die Grundsteinlegung zur Bühler Friedhofskapelle. Das Bühler „Wochen- und Unterhaltungsblatt“ schreibt dazu: „Gestern Nachmittag fand die Grundsteinlegung der Friedhofskapelle unter entsprechenden Feierlichkeiten einer großen Menschenmenge aus Bühl und Umgebung statt.“<sup>17</sup>

Maria zum Troste ist die Patronin der Kirche. Dies wird u. a. durch den Schlusssatz der Grundsteinlegungsurkunde zum Ausdruck gebracht: „Möge nun Maria zum Troste die Patronin dieses Gotteshauses uns Alle besonders die Wohlthäter der Kapelle im Leben und Sterben trösten, die auf diesem Gottesacker dem Tage der Auferstehung harren J.M.J“. Auf dieser Urkunde befindet sich die Unterschrift des gesamten Gemeinderates und der anwesenden Geistlichen. Es waren dies der Priester Phillip Merz in Altschweier, Karl Rheinfried, Pfarrer in Moos, Nepomuk Wagner Pfarrer in Kappelwindeck, der Eisentaler Priester Johann Nepomuk Wagner und der Pfarrverwalter von Vimbuch, Karl Bunkhofer.<sup>18</sup>

Am 15. August 1882, dem Fest Maria Himmelfahrt, wird die Kapelle geweiht. Folgende Notiz über dieses Ereignis, welche seine Bedeutung für Bühl zum Ausdruck bringt, war im Bühler Wochen- und Unterhaltungsblatt zu lesen: „Gestern vormittag fand unter entsprechenden Feierlichkeiten und sehr zahlreicher Beteiligung von hier und auswärts die Einweihung der von Herrn Architekt Hörth aus Bühl im griechischen Stil entworfenen und sehr kunstvoll ausgeführten Friedhofskapelle statt. Der Dekan Lender von Sasbach hielt die Festpredigt. Nach den kirchlichen Feierlichkeiten fand ein Festessen im badischen Hof statt.“<sup>19</sup>

### Die Finanzierung der Kapelle und ihre wichtigsten Merkmale

In diesem Zusammenhang sind zunächst die 280 Fuhren für die zur Erbauung der Kirche notwendigen Materialien zu nennen, welche von Bühler Bürgern unentgeltlich herbeigeschafft worden sind.

Die Gesamtsumme der Kosten für die Erbauung der Friedhofskapelle in Bühl können zu einem großen Teil durch Spenden aufgebracht werden.

Berühmte Spender sind der Bäckermeister Schuh, der die Stiftung des Bauplatzes im Werte von 350 Mark realisiert, und der katholische Dekan Franz Xaver Knobloch. Er spendet 1.500 Mark. Bei der Aufzählung der Spender darf auch nicht der Dekan und Stadtpfarrer Carl Alois Metz aus Bräunlingen fehlen. Er finanziert das Friedhofsglöcklein. Die gemalten Fenster der Kapelle wurden von der Firma Drinneberg in Karlsruhe geliefert und stellen Stiftungen der Rosenbruderschaft und des Gesellen- und Paramentenvereins dar. Auch die barocke Kreuzigungsgruppe ist die Stiftung eines Bühler Bürgers. Sie gehörte ursprünglich zur alten Bühler Pfarrkirche, welche zwischen 1514 und 1524 erbaut worden ist. An der östlichen Chorwand befindet sich das Freskogemälde „Maria zum Troste“ von A. Duchow aus Rastatt. Seine Kosten werden von einer namentlich nicht bekannten Spenderin übernommen. Das Bild stellt die triumphierende, die streitende und die leidende Kirche dar. Es ist auf ihm also der Glaubenssatz der katholischen Kirche in dreifacher Weise zu sehen. Oben erkennt man die triumphierende Kirche in Gestalt der Gottesmutter Maria mit dem Jesuskind im Arm, welche auf Wolken mit den Heiligen umgeben sind.

Auf der linken Seite befindet sich ein sterbender Greis, der die streitende Kirche symbolisiert. Er wird von einem Priester auf die Trösterin der Betrübten hingewiesen. Die armen Seelen im Fegefeuer auf der rechten Seite stellen die leidende Kirche dar. Zwischen dem Altar und der südlichen Chorwand befindet sich die letzte Ruhestätte von Alban Stolz. Die auf seinem Grabstein eingemeißelten Worte bringen seine bejahende Haltung zum Katholizismus zum Ausdruck: „Hier ruht Alban Stolz, der heiligen Gottesgelehrtheit, Doktor und Professor an der Universität Freiburg, geboren 3. Februar 1808, fromm im Herrn entschlafen den 16. Oktober 1883. Er ruhe in Frieden.“<sup>20</sup>

### *Zusammenfassung*

Karl Hörth hat mit seinen Kirchenbauten in Greffern und Bühl sowie mit der Erbauung der Friedhofskapelle in Bühl wichtige Beiträge für die Kunst- und Kulturgeschichte in Bühl und Umgebung geleistet. Es ist deshalb nicht als ein Zufall der Geschichte zu bezeichnen, wenn Hörth die letzte Ruhestätte des über die Bühler Region bekannten Priesters, Theologen und Literaten errichtet hat. Die von Hörth erbaute katholische Kirche in Vimbuch wird in einem Artikel des bekannten Priesters und Heimatforschers Karl Reinfried gewürdigt.

Hörth selbst ist in seiner Heimat beliebt, wie zum Beispiel die Spenden und unentgeltlich erbrachten Arbeitsleistungen beim Bau der Bühler Friedhofskapelle zum Ausdruck bringen. Auch er selbst hat für seine im Zusammenhang mit der Bühler Friedhofskapelle erbrachten Leistungen keine Entlohnung verlangt.

Hörth ist außerhalb des Bezirks Bühl nicht unumstritten gewesen, wie die Auseinandersetzung, welche zwischen ihm und dem Karlsruher Baurat Williard in Bezug auf die Kirche in Vimbuch und allgemeine architektonische Fragen geführt worden ist, zeigt.

#### Anmerkungen

- 1 Bühler Wochen und Unterhaltungsblatt vom 10. Mai 1892 und Akten des Stadtgeschichtlichen Instituts Bühl. Manuskript aus dem Nachlass von Karl Schleh. Signatur N-Schleh 22, o.J. und o.S. wird fortan als N-Schleh 22 zitiert.
- 2 Ebenso Simone Engleder: Der badische Kirchenbaumeister Adolf Williard (1832–1923). Karlsruhe 2000, 5–12.
- 3 Karl Reinfried kommt am 25. April 1842 in Bühl zur Welt und stirbt am 5. Oktober 1917 in Moos, Kreis Bühl. Reinfried ist katholischer Priester und Heimatforscher gewesen. Hiervon zeugen zahlreiche Abhandlungen, die sich in den Beständen des Stadtgeschichtlichen Instituts Bühl befinden.
- 4 Siehe Nikolaus Krippel: 100 Jahre neue Pfarrkirche in Vimbuch, in: Vimbuch seit dem 16. Jahrhundert, Bühl o.J., 56–60, und 66 ff.
- 5 Akten des Erzbischöflichen Bauamtes Heidelberg. Außenstelle Karlsruhe. o.S. u. o.J.
- 6 Über Pfarrer Bunkhofer sowie die Gewerbetreibenden und den Bauführer liegen mir keine Informationen vor.
- 7 Gleiches gilt für C. Rabbitz.
- 8 So auch Karl Reinfried: Die neue katholische Pfarrkirche zu Vimbuch A. Bühl, in: Freiburger katholisches Kirchenblatt Band 29, 1891, o.S. und 116 ff.
- 9 So auch Adolf Williard: Die neue katholische Pfarrkirche zu Vimbuch A. Bühl, in: Freiburger katholisches Kirchenblatt, Band 29, 1891, 317 ff. In den kontroversen Beiträgen um die neue katholische Kirche in Vimbuch werden auch einige andere Kirchenbauten Williards in Lauf, Forbach, Ohlsbach usw. erwähnt. Auf sie kann aus Gründen des Umfanges nicht näher eingegangen werden. Krippel bezeichnet sie auf S. 63 des Buches: „Vimbuch seit dem 16. Jahrhundert“, Bühl o.J. als „Vimbucher Kirchenstreit“. Dies blendet aber die letztgenannten Aspekte aus. Eine genauere thematische Einordnung dieser Diskussion könnte die Überschrift: „Hörth und Williard im Disput um die neue katholische Kirche in Vimbuch und anderer Kirchenbauten“ tragen.
- 10 Ebenda Karl Hörth: Die neue katholische Pfarrkirche zu Vimbuch, A. Bühl, in: Freiburger katholisches Kirchenblatt, Band 29, 1891, 335–341.
- 11 Derselbe: Die neue katholische Pfarrkirche zu Vimbuch, A. Bühl, in: Freiburger katholisches Kirchenblatt Band 29, 1891, 336 ff.
- 12 Siehe auch N.N.: Die neue katholische Kirche zu Vimbuch, A. Bühl, in: Freiburger katholisches Kirchenblatt Band 29, 1891, 369 f.
- 13 So auch Karl Hörth: Die neue katholische Pfarrkirche zu Vimbuch A. Bühl, in: Freiburger katholisches Kirchenblatt, Band 29, 1891, 432–436. Die Frage, ob es in der Auseinandersetzung zwischen Hörth und Williard einen „Sieger“ gegeben hat, muss unbeantwortet bleiben. Williard berichtigt in seinem letzten Beitrag unter der Berufung des damals gültigen Pressegesetzes einige in seiner Sicht existierende „Irrtümer“. Sie beziehen sich alle nicht auf die Vimbucher Kirche. Siehe dazu: Die neue katholische Kirche zu Vimbuch, in: Freiburger katholisches Kirchenblatt, Band 29, 1891, 458 f.

- 14 Akten des Erzbischöflichen Bauamtes Heidelberg. Außenstelle Karlsruhe o.S. und o.J. sowie Adolf Hirth: Heimatbuch der Gemeinde Greffern, 37 ff. Informationen über Josef Spä liegen mir nicht vor.
- 15 Akten des Erzbischöflichen Bauamtes Heidelberg, Außenstelle Karlsruhe, o.S. und o.J.
- 16 A.a.O. und N-Schleh 22.
- 17 Bühler Wochen- und Unterhaltungsblatt vom 28. Mai 1881.
- 18 Acher und Bühler Bote vom 8. August 1981 und N-Schleh 22.
- 19 Bühler Wochen- und Unterhaltungsblatt vom 16./17. August 1882. Hägele schreibt zur Alban-Stolz-Kapelle, dass sie zwischen 1881–1883 erbaut worden sei. Es gibt keinen Beleg dafür, dass sie nach dem 15. August 1882 geweiht worden ist. Zur Sicht Hägeles: Josef Maria Hägele: Alban Stolz nach authentischen Quellen, Freiburg 1884, 255.
- 20 Siehe N-Schleh 22.

## Die Glocken der Heimat – Josef Sauer und das Unzhurster Geläute

*Wilfried Lienhard*

Es ist eine Beerdigung, wie sie Unzhurst noch nie zuvor gesehen hat. In der Pfarrkirche St. Cyriak haben sich 45 Geistliche versammelt; in den harten Holzbänken sitzen nicht nur zahlreiche Gläubige aus dem Ort, Größen der Wissenschaft sind da, Professoren, Doktoren, und alle sind sie an diesem Apriltag 1949 hier, um Abschied zu nehmen von einem der Ihren. Das gilt für den einfachen Mann aus dem Dorf wie den gelehrten Professor aus der Universitätsstadt. Denn Josef Sauer, der in der Nacht zum 13. April gestorben ist, hat Zeit seines Lebens scheinbar mühelos den Spagat zwischen bäuerlicher Herkunft und ruhmüberhäufter Laufbahn vollbracht. Der Unzhurster Bauernsohn ist zum Freiburger Universitätsrektor und Päpstlichen Hausprälat aufgestiegen, und doch zeigte seine innere Kompassnadel immer in die Heimat, der er zur Lichtgestalt wurde. 1948, am Cyriaksfest, hat die Gemeinde ihren großen Sohn zum Ehrenbürger ernannt. Wissenschaftler, Professoren, Freunde – sie fassen in Worte, was Sauer im Leben geleistet hat. Die Beerdigung selbst zelebriert Dekan Prälat Josef Fischer aus Bühl, der „dem geistig großen Sohn unserer mittelbadischen Heimat ein Wort der Pietät widmete für all seine Leistungen und besonders für die Liebe und Treue seiner Heimat gegenüber.“<sup>1</sup>

Dass nur zwei einsame Glöckchen auf dem Kirchturm läuten, als sich der Trauerzug von der Kirche hinauf zum Friedhof bewegt, ist eine böse Ironie. Keiner hat die Unzhurster Glocken so gut gekannt wie Josef Sauer, und wohl kaum einer im Land hat in zwei Weltkriegen so viel Kraft investiert, um den Zugriff der Militärs auf die Glocken zu verhindern – nicht immer mit Erfolg, aber immer mit großer Leidenschaft. Aufgewachsen als Sohn einer Landwirtsfamilie, hat Sauer früh erkannt, wie bitterer Schweiß das tägliche Brot tränkt. Der Landmann, er bestellt seine Felder, säet, erntet, rackert, schuftet, und wohl oft ist Josef Sauer als Kind hinausgezogen auf das Feld, wenn die Glocken vom Turm am Morgen den „Engel des Herrn“ lobten, um seinem Vater, der mit dem ersten Sonnenlicht die Arbeit begonnen hat, das Frühstück zu bringen. Die Familie Sauer ist eine wie viele andere auch in Unzhurst. Sie führt ein kleinbäuerlich geprägtes, von nie enden wollender Arbeit gekennzeichnetes Leben. Hof, Besitz und Einkommen sind guter Durchschnitt im Dorf<sup>2</sup> – wofür Vater Ferdinand und Mutter Theresia aber stets den „Buckel krumm machen“ müssen. Ferdinand Sauer heiratet im September 1871 in Unzhurst Theresia Höss, die zehn Kinder zur Welt bringt,<sup>3</sup> und gleich das erste, am 7. Juni 1872 gebo-

ren, wird sich einen Namen in der Welt der Wissenschaft, in der Welt der Kirche machen. Schon bald wird Josef Sauer's Talent entdeckt. Zu verdanken ist das den Priestern, die ihn fördern. Gotthard Eglau in Unzhurst weckt in Sauer früh den Wunsch zum Studium. Auf der Sasbacher „Lender“, die Sauer ab der Untertertia besucht, ab 1889 auf dem Gymnasium in Rastatt, das er im Sommer 1891 mit „der ersten Note“ abschließt – stets hat er geistliche Förderer und Vorbilder.<sup>4</sup>

Und stets sind dem Lernenden die Eltern Vorbild; ihr klagloses, unentwegtes Arbeiten hat sich auf den Sohn übertragen. Schon als Tertianer und Sekundaner verdient er sich durch Nachhilfestunden etwas zu den monatlichen 15 Mark dazu, die er von den Eltern erhält. Auf der Freiburger Albert-Ludwig-Universität setzt sich das bruchlos fort. Was der Student Sauer sich zumutet, ist immens, und wahrscheinlich ist es zu viel – Sauer erkrankt schwer, muss sich auf dem Feldberg erholen, ehe er nach langer Pause sein Studium wieder aufnehmen kann. 1897 zieht der 25-jährige Sauer nach St. Peter, wo er 1898 die Priesterweihe empfängt. Für die Heimat ist die Primiz am 17. Juli 1898 ein großes Ereignis.<sup>5</sup> Nach einer ersten, kurzen Stelle in Sasbach, wo Lender den jungen Vikar auch als Lehrer einsetzt, reist Sauer für einen einjährigen Studienurlaub nach Rom, wo er an der „Symbolik des Kirchengebäudes und seiner Ausstattung in der Auffassung des Mittelalters“ arbeitet, einer systematischen Darstellung der geistigen Auffassung des Kirchengebäudes und seiner Ausstattung, die er schließlich als Doktorarbeit vorlegt. Am 10. November 1900 erhält er mit der Note „eximia cum laude“ seinen Doktor der Theologie. 1902 wechselt Sauer die Seiten an der Universität, aus dem Lernenden wird ein Lehrender. Josef Sauer habilitiert sich bei Georg Pfeilschifter für das Gebiet der Kirchengeschichte. 1905 wird Sauer zum außerordentlichen Professor bestellt, 1911 sein Lehrauftrag umgewandelt. Nun lehrt er christliche Archäologie und Kunstgeschichte, ab 1912 als ordentlicher Professor. 1916 folgt das Ordinariat für Patrologie, die Literaturgeschichte der alten Kirche, christliche Archäologie und Kunstgeschichte.

1909 wird Sauer zum „Großherzoglichen Konservator der kirchlichen Denkmäler der Kunst und des Altertums“. Kaum wohl ahnte er bei seiner Berufung, was dieses Amt ihm an herkulischer Arbeit abfordern würde. Nüchtern, geschäftsmäßig, man mag es seelenlos nennen – so kündigt am 18. Februar 1917 das preußische Ministerium der Geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten eine Bekanntmachung der Heeresverwaltung an: „Beschlagnahme, Bestandserhebung und Enteignung sowie freiwillige Abgabe von Glocken aus Bronze“. Glocken, für die Experten einen besonderen wissenschaftlichen, geschichtlichen oder Kunstwert nachweisen, sollen von der Ablieferung befreit sein.<sup>6</sup> Am 1. März 1917 ist es so weit: Das Kriegsministerium ordnet den Glockenraubzug durch die deutschen Kirchtürme an. Eine Anweisung vom gleichen Tage und ein Erlass des Reichs-

kanzlers vom 27. Februar 1917 regeln den Vollzug. Bei der Bestandsaufnahme sollen die Glocken in drei Gruppen eingeteilt werden. Was den Vermerk A erhält, muss sofort abgeliefert werden. In Gruppe B finden sich solche Glocken, denen anerkannte Sachverständige einen mäßigen wissenschaftlichen, geschichtlichen oder künstlerischen Wert bescheinigt haben, Glocken, die nicht endgültig begutachtet oder als Läuteglocken erforderlich sind, und schließlich solche Glocken, die nur mit großen Kosten aus- und einzubauen sind. Glocken mit besonderem musikalischem Wert fallen unter den Begriff „Kunstwert“. Das Prädikat C ist vorbehalten für Glocken von besonderem wissenschaftlichem, geschichtlichem Wert oder Kunstwert.<sup>7</sup>

Wer ist ein anerkannter Sachverständiger für Glocken im Land Baden? Am 8. März 1917 teilt das Badische Ministerium für Kultur und Unterricht mit, dass der Konservator der kirchlichen Denkmäler gefragt sein wird. Das gleiche Amt erhält der Geheime Oberbaurat Kircher; erlaubt ist es auch, die Erzbischöflichen Orgel- und Glockeninspektoren sowie die Vorstände der Erzbischöflichen Bauämter ins Boot zu holen.<sup>8</sup> So wird Josef Sauer zu einer zentralen Figur des Glockendramas. Er soll über den Kunstwert der Geläute richten. Im Frühjahr und Frühsommer 1917 kann Josef Sauer jedenfalls kaum an etwas anderes denken als an die Glocken, und seine ganze Energie ist gefordert. Vermutlich verbringt Sauer mehr Zeit in den Dörfern und Städten des Landes als in Freiburg, selbst sein sonst so akribisch geführtes Tagebuch bleibt unberührt.<sup>9</sup> 1936 wird Sauer in einem Artikel von den aufreibendsten Monaten seines Lebens schreiben, die ihm der Kampf um die Glocken beschert habe. In kurzer Zeit, ohne ausreichende Hilfskräfte, „immer aber unter größten Schwierigkeiten und in einer nervenerregenden Hetze“ nahm Sauer den Glockenbestand in Baden auf. Dabei riskierte er wohl mehr als ein Mal Kopf und Kragen: „Der Zustand auf den Glockentürmen war oft genug phantastisch. Keinerlei Vorrichtung, ohne Lebensgefahr an die Glocken allseitig heranzukommen, oft genug der Glockenstuhl in lebensgefährlichem Zustand, so daß man nur mit halbrecherischer Gymnastik mühsam um die einzelnen Glocken herumturnen konnte.“<sup>10</sup>

Die Aufgabe legt ihn „gänzlich lahm“, wie er rückblickend in einem Brief schreibt.<sup>11</sup> Nicht alle Glocken sieht er selbst, Sauer hat Helfer und Mitarbeiter, doch was er an Kirchtürmen besteigen kann, erklimmt er auch. Was er dort oben sieht, stimmt ihn selten genug freudig. Das Schlimmste sei die „unbeschreibliche Verschmutzung der Glockenoberflächen“. Sauer fordert: „Auch in diesem Teil des Kirchengebäudes sollte mehr auf Ordnung und Reinlichkeit gesehen werden, als es bisher geschehen ist. Die Arbeit der Glockenbesichtigung ist durch diese Mißstände ungemein erschwert und zu einer wahren Abtötung gemacht worden.“<sup>12</sup>

Bei den Besichtigungen findet er einen „kaum geahnten Schatz höchst wertvoller, geschichtlich wie künstlerisch in hohem Maße wichtiger Glo-

cken.“ Die älteste reiche bis zum Jahr 1200.<sup>13</sup> So kommt Sauer bereits am 9. April 1917 in einer Denkschrift an das Ministerium zur Erkenntnis: „Die angeordnete Beschlagnahme der Glocken bedeutet einen derart einschneidenden Eingriff in einen sehr wichtigen, in seinen Einzelheiten meist noch ganz ungenügend bekannten Bestand an heimischen Denkmälern, die zu einem guten Teil hohen Kulturwert, sei es künstlerischen, kunstgewerblichen oder geschichtlichen aufweisen und mit der Gefühlswelt des Volkes in einem unlösbaren Zusammenhang stehen, daß es dringend geboten erscheint, daß alle zuständigen Instanzen Vorkehrungen treffen, zu retten und zu erhalten, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich ist.“

Auch mit den Glocken seiner Heimatgemeinde muss sich Josef Sauer befassen. Im Frühjahr 1917 sind auf Pfarrer Johann Fortenbachers Tisch im Unzhurster Pfarrhaus die ersten Forderungen gelandet.<sup>14</sup> Der Stiftungsrat wendet sich in Sachen „Bestandsaufnahme, Beschlagnahme und Enteignung“ der Glocken an das Erzbischöfliche Bauamt in Karlsruhe, wo er um sachgemäße Beurteilung der Verhältnisse durch einen Vertreter vor Ort bittet. Nach diesen Angaben tragen die Glocken die Jahreszahlen 1820, 1824 und 1865.<sup>15</sup> Auf eine Zurückstellung wegen des Alters hofft der Stiftungsrat nicht, und auch einen wissenschaftlichen Wert kann er nicht erkennen. Um aber nicht ganz „glockenlos“ zu werden, hat der Stiftungsrat den Kommunalverband schon am 10. Mai 1917 gebeten, die etwa drei Zentner schwere zweitkleinste Glocke des Unzhurster Geläutes als Läuteglocke behalten zu dürfen.<sup>16</sup> Am 12. Juni schreibt der mit dem Glockeneinzug beauftragte Kommunalverband Bühl: „Das Heeresinteresse verlangt eine mit allen Mitteln zu beschleunigende Ablieferung der beschlagnahmten und enteigneten Bronzeglocken“. Die „Glockensammler“ drängen, sechs Tage später mahnt der Kommunalverband, bis zum 30. Juni 1917 die Glocken der Gruppe A an der Bühler Güterhalle abzuliefern. Zudem soll, gewissermaßen als freiwilliger Akt, „auch die entbehrliche Anzahl der Glocken Gruppe B abgeliefert werden“ – und wie das Pferd mit einem Zuckerstückchen gelockt wird, winkt der Kommunalverband mit einer Prämie von einer Mark pro freiwillig abgeliefertem Glockenkilogramm.<sup>17</sup>

Die Glocken seiner Heimat kennt Sauer genau. Oft hat er sich von ihnen in die Kirche rufen lassen, sie haben ihr Loblied gesungen, als der junge Priester zur Primiz in „sein“ Gotteshaus schritt. Jetzt soll Sauer ein Gutachten aufsetzen, das möglicherweise ihr Todesurteil würde. Am 20. Juli 1917 schreibt Sauer seine Expertise über das Unzhurster Geläute. Wortreich bemüht er sich, die Unzhurster Glocken zu retten und damit die klingende Erinnerung an die Kindheit. Alle drei Glocken stammen aus dem 19. Jahrhundert, sie „liegen also diesseits der im Prinzip aufgestellten Schamgrenze.“ Doch Sauer beherrscht die Kunst des dialektischen Argumentierens. Er attestiert zumindest bei den beiden größeren Glocken einen „noch beachtlichen Kunstwert“.<sup>18</sup> Gegossen hat sie Johann Ludwig Edel.



Dessen Arbeit schätzt Sauer. Seit 1703 ist die Arbeit der Edelschen Gießerei in Baden nachweisbar. Im 18. und 19. Jahrhundert hat sie in Mittelbaden über 100 Glocken gegossen.<sup>19</sup> Die Werkstätte habe mit dem Unzhurster Geläute ein in mehreren Jahrhunderten gefestigtes Können gezeigt. Zu erkennen sei das „schon in ihrem köstlichen, frisch entworfenen und sorgfältigst klar ausgegossenen Zierfries mit Blumengehänge unter der oberen Kranschrift.“ Ähnlich verhalte es sich mit den bildlichen Darstellungen, „die auf der mittleren Glocke außer einer Kreuzigungsgruppe ein sehr bemerkenswertes und hervorragend fein modelliertes und sauber ausgegossenes Relief des hl. Cyriakus, auf der grössten eine etwas grössere und anders komponierte Kreuzigungsgruppe und ein noch ganz in elegantem Rokostil komponiertes Bild der vor einem Betschemel knieenden und leicht nach links sich umwendenden hl. Susanna zeigen.“ Sauer spricht von erstklassigen künstlerischen Schöpfungen „im Geist und Stil des 18. Jahrhunderts“ – und schon müssen die Unzhurster Glocken nicht mehr als Schöpfungen des 19. Jahrhunderts gelten. Kein Vergleich mit der sonst bei solchen Motiven wahrnehmbaren „handwerksmäßigen derben Art“ sei statthaft. Die Bilder von Susanna und Cyriak seien „sehr seltene Glockendarstellungen“ und verdienten „auch nach der ikonographischen Seite volle Beachtung.“<sup>20</sup>

Der „Deutsche Glockenatlas“ beschreibt die beiden größeren Glocken weiter. Die ältere ist 1820 gegossen, 55 Zentimeter hoch und hat einen Durchmesser von 64 Zentimetern. Eine zweizeilige Inschrift findet sich zwischen den Stegen: „Herr Antonius Müller Pfarrherr Fideli Maurath Vogt Ioseph Hausz Stabhalter Donat Friedmann Ioseph Gander Gerichtsmaenner Ignaz Sucher Burgermeister.“ Dabei handelt es sich um die „Cyriaksglocke“. Über dem Schlagring ist zu lesen: „Iohann Ludwig Edel gos mich der Gemeinde Unzhurst und Oberwasser Anno 1820“. Vier Jahre später goss Edel eine weitere, größere Glocke. Sie ist 70 Zentimeter hoch und hat einen Durchmesser von 82,5 Zentimetern. Die Inschrift der „Susannaglocke“ ist dreizeilig: „Diese Glocke wurde unter den Herren Stephanus Westheiser Pfarrherrn Fidel Maurath Vogt von Unzhurst Leo Haunsz Vogt von Oberwasser Gabriel Friedmann Vogt von Zell und Ignaz Strack Gerichtsmann von Breithurst gegossen von I: Ludwig Edel zu Strasburg“.<sup>21</sup>

Sauer hat Erfolg: Der Kommunalverband Bühl stellt am 26. Juli 1917 die beiden größeren Glocken zurück, nur die kleinste muss abgeliefert werden.<sup>22</sup> Doch die Gefahr ist längst noch nicht gebannt. Am 22. Januar 1918 fordert die Metallmobilmachungsstelle des Kriegsministeriums die Sachverständigen zur Prüfung der Frage auf, ob Glocken der Gruppen B und C nach A und B übernommen werden könnten. Am 27. März 1918 leitet der Kommunalverband eine Nachricht weiter, in der Sauer von der ministeriellen Absicht berichtet, ein Gutachten über die Rechtmäßigkeit der Zurückstellung der Glocken in Auftrag zu geben. Nur noch ein Nachhall ist aber

die Mäkelei des Kultus- und Unterrichtsministeriums am 4. August 1918: Zu viele Geläute seien nur wegen ihres musikalischen Wertes in die Gruppe B eingestuft worden. Das gehe nicht an, denn es „gefährdet unsere Wehrkraft“.<sup>23</sup>

Die Kriegsniederlage hat viele Gründe; dass zu viele Glocken zurückgehalten wurden, zählt gewiss nicht dazu.<sup>24</sup> Zudem stellt sich hier die Wasserglasfrage: Ist es halb voll oder halb leer? Innerhalb Badens treten erhebliche Unterschiede zu Tage. Das hat seine Ursache in der unterschiedlichen Vorgehensweise der Kommunalverbände: „Alle Schattierungen vom weitestherzigsten Rechnen mit den Verhältnissen bis zum engen Buchstabengeist waren vertreten und daher der Grad der Belastungen in den einzelnen Landesteilen sehr verschieden.“<sup>25</sup> So habe beispielsweise der Amtsbezirk St. Blasien nicht eine einzige Glocke abgegeben, weil der Vorsitzende des Kommunalverbands im Sommer 1917 und im größten Teil des Jahres 1918 erfolgreich Verkehrsschwierigkeiten anführte. „An anderen Orten dagegen konnten die Glocken nicht früh und rasch genug abgehängt werden, noch bevor die Vorfragen über ihre Begutachtung alle entschieden waren ...“ Auch seien Glocken, die auf den Sammelstellen nochmals gründlich hatten untersucht werden sollen, in einem Akt vorausseilenden Gehorsams in Lager außerhalb Badens transportiert worden. Dadurch seien uralte Glocken, die noch hätten gerettet werden können, verloren gegangen.<sup>26</sup>

Josef Sauer hat seinen Teil dazu beigetragen, dass viele künstlerisch wertvolle Glocken erhalten wurden. Adolf Rösch bescheinigt ihm 1950, sich gewissenhaft und energisch für den Erhalt der Glocken eingesetzt zu haben. Jede Gemeinde behielt zumindest eine Läuteglocke.<sup>27</sup> Man darf jedoch einen Zwiespalt bei Sauer vermuten. Er ist ein loyaler Diener des Kaiserreichs, aber auch ein Freund christlicher Kunst. Dass seine Bewertungen der Glocken entscheidend sein könnten für ihre Zukunft, entscheidend aber auch für des Reiches Kriegsglück, wie ihm Militärs eingeflüstert haben mögen, stellt den Konservator vor Probleme, die Sauer laut Claus Arnold auf ambivalente Weise meistert. Er bemüht sich energisch um die Freistellung historisch und künstlerisch bedeutsamer Glocken auch des 19. Jahrhunderts, aber er sieht auch die Notwendigkeiten der Kriegsführung: Baden liefert eines der höchsten Kontingente von allen Bundesstaaten des Reiches.<sup>28</sup> Sauer selbst beschreibt die Einstellung der badischen Geistlichen und damit wohl auch seine eigene Haltung so: „Das Opfer wurde gebracht in männlichem Ernste und vaterländischer Gesinnung, wenn es auch schwer getragen wurde.“<sup>29</sup>

In seiner Heimat Unzhurst läuten die beiden großen Glocken auch am Kriegsende noch. Bald nach dem Waffengang erhalten sie eine kleine Schwester: Am 6. Oktober 1921 genehmigt das Ordinariat den Guss einer neuen Bronzeglocke. Grüninger gießt sie 1922; sie erhält den Namen „Ave Maria“, ihr Ton ist e.<sup>30</sup> Die Firma Grüninger ist ein Traditionsunterneh-

men. Mitte des 17. Jahrhunderts taucht ihr Name erstmals auf. Joachim Grüninger führt die Glockengießerei seines Schwiegervaters Christoph Reble weiter, der schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts Glocken gegossen hat, so etwa 1614 für Schluchsee, 1615 für Villingen.<sup>31</sup>

Das Friedensintervall währt kurz, und als 1939 die Nationalsozialisten den Zweiten Weltkrieg entfesseln, warten sie nicht lange mit dem Griff nach den Glocken. Am 15. März 1940 erlässt Feldmarschall Hermann Göring, der Beauftragte für den Vierjahresplan, eine Anordnung über die Erfassung von Nichteisenmetallen, um „der Kriegsführung auf lange Sicht die erforderlichen Metallreserven zu schaffen.“<sup>32</sup> Die Weisung verfügt Anmeldung und Abholung der Glocken. Sie sind zu erfassen „und unverzüglich der deutschen Rüstungsreserve dienstbar zu machen.“ Ausbau und Abtransport erfolgen auf Kosten des Reichs. Nach Kriegsende soll es zur Entschädigung Ersatzmetall und Geld geben. Mit der Reichsstelle für Metalle lässt Göring Richtlinien für die geschichtliche und künstlerische Bewertung der Glocken ausarbeiten. Vier Gruppen (A, B, C und D) sind vorgesehen. A, B und C sind in einem Zug auszubauen, nur Glocken von besonderer künstlerischer oder geschichtlicher Bedeutung sollen aus der C-Gruppe des ersten Krieges herausgelöst und als dauernd geschützt in die Gruppe D eingereiht werden.<sup>33</sup>

Was den Stempel A erhält, soll unmittelbar verhüttet werden. Dazu gehören grundsätzlich alle Glocken, die von noch lebenden Glockengießern geschaffen sind, mit wenigen Ausnahmen alle Glocken von 1800 bis 1900, aber auch eine ganze Reihe von Glocken des 16. bis 18. Jahrhunderts, sofern sie keine besonderen Merkmale besitzen. Zahlreiche Glocken, die im Ersten Weltkrieg noch in C waren, stehen jetzt in Gruppe B. Die Gruppe D muss „aufs äußerste eingeschränkt“ bleiben, verlangt Göring. Das Alter einer Glocke allein kann das Einschmelzen nicht verhindern, auch der musikalische Wert schützt vor dem Zugriff nicht, wenn ihn nicht ein besonderer historischer Wert eskortiert. Während die Eingruppierung nach A, B oder C endgültig ist, muss bei D in jedem Einzelfall der Beauftragte des Vierjahresplans der Entscheidung von Kirchenbehörden und Denkmalspflegern zustimmen. Das Ziel ist klar: Möglichst viel Metall will Göring gewinnen. Gerade mal 150 Glocken gedenkt er für „Großdeutschland“ in Gruppe D zuzulassen.<sup>34</sup> Am 7. November 1941 erklärt der Reichswirtschaftsminister, jeder Kirchengemeinde bis auf Weiteres eine läutefähige Glocke lassen zu wollen, und zwar, wenn es kein D-Glocke gibt, die kleinste C-, fehlt eine solche auch, die kleinste B- oder dann A-Glocke.<sup>35</sup>

Josef Sauer zwingt der nationalsozialistische Griff nach dem Glockenmetall zurück in die Knochenmühle. Die Aufgabe ist ungleich schwerer als im Ersten Weltkrieg. Es ist eine Zeit und Kräfte verzehrende Arbeit, zumal Sauer auch nicht mehr der Jüngste ist. 1937 ist er emeritiert, bleibt aber Lehrender an der Universität. Die zwei Dekaden seit dem Ersten Weltkrieg

hatten den Unzhurster Bürgersohn in die Spitze der europäischen Wissenschaft geführt, seine Stimme hatte internationalen Klang. Zwei Mal wählten ihn die Freiburger Professoren zum Rektor der Albert-Ludwig-Universität. Seine Rektoratsreden hält er 1925 über das Thema „Wesen und Wollen der christlichen Kunst“, 1932 über „Orient und christliche Kunst.“ Mehrfach stand Sauer an der Alma mater in führender Position, so etwa auch als Dekan seiner Fakultät 1921/22 und 1931/32, und war Mitglied mehrerer hundert Universitäts- und Fachkommissionen und Vorsitzender zahlreicher heimatgeschichtlicher und volkskundlicher Vereinigungen am Oberrhein.<sup>36</sup>

Nun fordert ihn der Glockenkampf aufs Ganze. Doch Erfolg ist ihm wenig beschieden. Am 2. Februar 1941 teilt Sauer dem Ordinariat mit, dass von den nahezu 7000 Glocken im Land nur für 425 die Aufnahme in die Gruppe D habe beantragt werden können. Und es kommt noch schlimmer: „Niemand beklagt die Tatsache, daß für im Ganzen 90 Glocken katholischer Geläute der Antrag auf Gruppierung nach D keine Genehmigung gefunden hat, mehr als ich“, schreibt Sauer am 10. November 1941 ans Ordinariat.<sup>37</sup> Er kann sich mit kaum etwas anderem befassen, berichtet er am 13. Dezember 1941 an den Unzhurster Pfarrer Richard Weber: „Jede Post regnet mir jetzt Glockenalarme ins Haus, und doch ist nichts mehr zu machen. Man muss nur versuchen, dass man wenigstens die C-Glocken auf die Dauer erhalten kann, wengleich auch sie ausgehängt werden müssen.“<sup>38</sup>

In Unzhurst gelingt das nicht. Am 3. Dezember 1941 informiert der Bühler Landrat die Kirchengemeinde, dass sie eine Glocke behalten darf. Doch welche der drei soll es sein? Die kleinste Glocke, 1922 gegossen, ist unter A rubriziert. Die beiden anderen stehen unter C. Sauer, so schreibt er am 13. Januar 1942 an Weber, sieht die kleinste C-Glocke gesichert, was den Richtlinien entspräche. Er ist aber skeptisch, zumal der Landrat offenbar C-Glocken restlos beansprucht: „Sollte der Landrat trotzdem bei seiner Entscheidung verbleiben und die Kreishandwerkerschaft darnach vorzugehen versuchen, teilen Sie mir das sofort eventuell telegraphisch mit. Die Herren zögern eine Antwort auf mein Schreiben offenbar deshalb hinaus, weil sie hoffen, dass doch noch eine schärfere die Richtlinien aufhebende Bestimmung herauskommen könne ...“<sup>39</sup>

Das Machtwort kommt am 18. April 1942 vom Landrat: Die A-Glocke, die kleinste im Geläute, bleibt in Unzhurst, wengleich dies gegen die Bestimmungen des Reichswirtschaftsministers verstößt. Proteste sind in diesen Zeiten aber aussichtslos. Der 13. Mai 1942 ist ein schwarzer Tag für die Christen im Dorf: Die beiden Edel-Glocken von 1820 und 1824 werden vom Kirchturm geholt und abtransportiert. Zurück bleibt die kleine Grüninger-Glocke, deren klägliches Wimmern für einige Jahre Mahnung sein wird.<sup>40</sup>

Als nach dem Krieg das Aufräumen beginnt, registrieren die Unzhurster mit Freude, dass ihre Glocken nicht eingeschmolzen worden sind. Sie lagern auf dem „Glockenfriedhof“ in Hamburg und können nun heimkehren. Doch es dauert seine Zeit. Am 17. Januar 1948 sind die beiden Glocken zurück in Unzhurst, wo der Dank Prälat Josef Sauer gilt. Er habe „wohl durch seine ganz besonders persönliche Initiative im I. und II. Weltkrieg beide Glocken seiner Heimatgemeinde erhalten.“<sup>41</sup> Lange aber währt die Freude nicht. Man mag es als ein unheilvolles Zeichen ansehen: Im Frühjahr 1949 gibt eine Glocke ihren Dienst auf;<sup>42</sup> wenig später stirbt der „Freiburger Professor“.

Als Josef Sauer in Unzhurst zu Grabe getragen wird, können ihn nur noch zwei Glocken begleiten. Bei der Suche nach den Ursachen für den Glockentod finden sich mehrere Gründe. Da ist zum einen die Zeit des Exils in der Hansestadt. Ab- und Rücktransport sei ebenso wenig immer schonend verlaufen wie das Lagern auf dem Glockenfriedhof selbst, zumal, wie Baurat Hans Rolli in Heidelberg, der Glockensachverständige der Erzdiözese Freiburg, festgestellt hat, die Unzhurster Glocken „mit sehr leichten Rippen gegossen“ waren. Auch bei anderen „Heimkehrern“ in der näheren Umgebung seien solche Folgeerscheinungen zu beobachten gewesen. Der zweite Punkt ist der Klöppel, den das Renchener Hammerwerk Chr. Helbling gefertigt hat: Er hat sich als zu schwer für die Glocke herausgestellt.<sup>43</sup> Rolli bezeichnet in einem Schreiben vom 20. Juni 1949 an die Glockengießerei Bachert in Bad Friedrichshall einen „falsch dimensionierten Klöppel“ als wahrscheinliche Ursache des Glockensprungs. „Der Sprung zieht sich als feiner Riß von der Anschlagstelle herab bis zur Schärfe, ist also nicht sehr groß.“ Der Klöppel sei mittlerweile entfernt worden. Die Glocke ist verstummt: „Die Glocke war zwar klanglich überaus mäßig, ja geradezu absonderlich.“ Allerdings habe er, so Rolli, die Tonanalyse in gesprungenem Zustand vorgenommen.

Auf der Suche nach einer Firma, die die Glocke schweißt, wird Pfarrer Richard Weber in Nördlingen fündig. Die gesprungene Glocke wird im August abmontiert. Jetzt fehlt es nur noch an einem Lkw, der sie nach Nördlingen fährt. Doch es findet sich keiner, und das ist, wie sich herausstellen wird, ganz gut so. Denn am 30. August versagt auch, wohl aus den gleichen Gründen wie die Schwester, die der heiligen Susanna geweihte b-Glocke, „da auch genau wie die andere sie auf ein mal zittrig geworden und merkwürdig in den Tönen zu klingen begann. Einen Sprung sieht man bis jetzt nicht äusserlich, doch scheint die Sache nicht mehr geheuer“, schreibt Weber anderntags an Rolli.<sup>44</sup>

Das Ende der beiden Edel-Glocken aus dem 19. Jahrhundert schafft eine neue und doch bekannte Lage. Die kleine Wimmerglocke ist wieder allein, so wie sie es seit sieben Jahren schon gewesen ist. Damit steht die Pfarrei vor der grundsätzlichen Frage, „wie sie bei der nicht geschlossenen Pfarrei

mit Entfernungen von über  $\frac{1}{2}$  Stunde es den Gläubigen möglich machen soll, das Läuten zu den Gebetszeiten und zu den Gottesdiensten hörbar zu machen, was man fast 9 Jahre lang vielseitig schmerzlich vermissen musste“, heißt es in einem Schreiben des Unzhurster Stiftungsrats an den Oberstiftungsrat in Freiburg vom 21. September 1949. Weber sieht die Möglichkeit eines neuen Geläutes. Der Stiftungsrat argumentiert mit der angeblichen minderen Qualität der Glocken, biegt sich die Dinge da auch vielleicht günstig hin. Rolli, der nach eigenen Angaben die zuerst gesprungene Glocke in defektem Zustand geprüft hat, sei nach dem Test der größeren, der Susanna-Glocke, als sie noch heil war, entsetzt gewesen über die „musikalische Minderwertigkeit dieser unedlen Glocke von der Firma Edel“. Das alte Geläute, so barmt der Stiftungsrat in Richtung Freiburg, sei „mit den nicht harmonisierenden Tönen b, a, e in einem Gesamtgewicht von etwa 12 Ztr. das mindeste und armseligste Geläute weit und breit“ gewesen. Schnell werden denn auch Stimmen laut, die davor warnen, Geld auszugeben und „nachher doch nichts Rechtes“ zu haben, berichtet Weber an Rolli. Reparaturen, Ergänzungen – Stückwerk müsste das alles bleiben, befindet Weber; dagegen böte ein Neuguss Freiheit in der musikalischen Disposition, und schon Ende August schlägt er Rolli die Tonfolge ges-as-b-des vor, wie sie auch der Heidelberger Glockengießer Schilling favorisiert, da so die „Kirche von Unzhurst ein ausgezeichnetes, klangvolles freudiges Geläute“ erhalte. Das ist jedoch nur möglich, wenn das Ordinariat den Umguss der alten Glocken bewilligt. Schon in seinem Schreiben an Rolli setzt Weber an diesem Punkt an. Zwar seien auch schon 5300 Mark aus Sammlungen zusammen, dennoch benötige man das Altmaterial. Also dürfen die Glocken nicht allzu hoch gepriesen werden: „Sie hätten dann die Freundlichkeit, durch ihr Gutachten nach Freiburg die Stellung sturmreif zu machen. Die ‚Schönheit der Ornamentik‘ nützt nichts, wenn der Hauptzweck eines Geläutes nicht erfüllt wird. Die Glocken sind wohl in erster Linie, um sie zu hören und nicht, um sie auf dem Turm in ihrer künstlerischen Freiheit der Ornamente zu sehen oder 100 Jahre nicht zu sehen.“ Der Stiftungsrat beschließt am 18. September, einen Vertragsentwurf mit Schilling zur Genehmigung in Freiburg vorzulegen. Er will die alten Glocken verwenden zum Neuguss, schreibt der Stiftungsrat drei Tage später an den Oberstiftungsrat. Kosten entstünden der Kirche keine, der „Opfersinn der Pfarrangehörigen“ stehe dafür ein<sup>45</sup>. Sammlungen sind bereits gestartet worden, doch, so schreibt es Bürgermeister Franz Karl Maurath, „so sehr auch der Wille vorhanden war, hätte es noch Jahre gedauert, bis man den Plan hätte verwirklichen können.“<sup>46</sup> Deshalb regt Pfarrer Weber im Spätjahr 1949 eine gemeinsame Besprechung auf dem Rathaus an, an der außer ihm Bürgermeister Maurath, die Gemeinde- und Stiftungsräte sowie einige Vertreter der Tabakpflanzer teilnehmen. Ziel und Ergebnis der Besprechung sind identisch: Jeder Tabakpflanzer gibt fünf Prozent seiner Einnah-

men aus dem Tabakverkauf für die Glockenbeschaffung, „soweit seine Verhältnisse dies erlauben.“ Auch wer keinen Tabak pflanzt, soll durch außerordentliche Sammlungen beitragen. Mit ganz wenigen Ausnahmen gibt jeder Pflanze seine fünf Prozent ab.<sup>47</sup>

Bei der Suche nach dem geeigneten Gießer wird Pfarrer Weber in Heidelberg fündig. Friedrich Wilhelm Schilling entstammt einer alten Glockengießfamilie aus dem thüringischen Apolda. Geboren am 2. September 1914 als Sohn von Wolfgang Otto Schilling, gießt er zwölfjährig seine erste Glocke in der elterlichen Werkstätte. Mit 18 Jahren geht er, vom Vater geschickt, in die Schweiz, um sich in anderen Betrieben umzusehen und die Ausbildung zu ergänzen. 1933 legt Schilling in Staad bei Friedrich Hamm die inoffizielle Meisterprüfung ab; inoffiziell deshalb, weil nie ein Eintrag in eine Handwerkerrolle erfolgt, Schilling den Meistertitel auch nie führt. Der junge Glockengießer kehrt zurück nach Apolda und arbeitet im elterlichen Betrieb mit. Im Sommer 1946 setzt ihn die britische Besatzungsmacht im zonenübergreifenden „Ausschuß für die Rückführung der Glocken (ARG) e.V.“ als Glockenkustos ein; er ist einer der Treuhänder und Verwalter des deutschen Glockenlagers in Hamburg.<sup>48</sup> Zu seinen Aufgaben gehören Inventarisierung und Rückführung der Glocken.<sup>49</sup> Bis 1949 bleibt Schilling in Hamburg. Doch schon hier bereitet er die Gründung einer eigenen Gießerei vor. Durch Kontakte mit dem Heidelberger Stadtrat und Architekten Erhard Fehrer, einem Vertreter der väterlichen Gießerei in Apolda, findet Schilling ein passendes Gelände in Heidelberg. In der Römerstraße beginnt die Geschichte der Glockengießerei Friedrich Wilhelm Schilling. Aus dem Nichts heraus baut Schilling das Werk auf. Sein Gewerbe meldet er bei der Stadt Heidelberg zum 8. April 1949 an.<sup>50</sup>

Bis zu Schillings plötzlichem Tod am 6. Juni 1971 entstehen ungeheuer viele Glocken in Heidelberg. Der Schwerpunkt liegt naturgemäß in den Anfangsjahren, als viele Gemeinden kompensieren wollen, was ihnen die Nazi-Schergen geraubt haben.<sup>51</sup> Im ganzen Bundesgebiet ist Schilling begehrt; seine größte Glocke gießt er mit 10.300 Kilogramm für die Marktkirche in Hannover, weitere Glocken Schillings läuten im Dom zu Würzburg, in St. Stephan Karlsruhe und in den Münsterkirchen Freiburg und Konstanz.<sup>52</sup> Doch nicht nur das: Schilling-Glocken finden sich auf allen Kontinenten. Die meisten Glocken, nämlich 63, liefert er auf die Philippinen, in Frankreich, hauptsächlich im Elsass, läuten 47 Schilling-Werke.<sup>53</sup> Zahlreich sind die Lobesworte für Schilling: „Schillings Gießerei ist die berühmteste der Welt“, urteilt rückblickend 1982 ein Konkurrent.<sup>54</sup>

All das macht deutlich: Unzhurst hat sich die erste Adresse im Land ausgesucht, wenn es um den Glockenguss geht. Schilling war der bedeutendste deutsche Glockengießer der Nachkriegszeit. Im Herbst 1949 steht Weber in regem Kontakt mit Schilling. Am 26. September berichtet er ihm vom laut gewordenen Wunsch, zur ges-as-b-des-Disposition noch eine et-

was tiefere Glocke, etwa in es, zu bekommen; Weber spricht bereits von der „Friedensglocke“.<sup>55</sup>

Am 17. November 1949 kommt das Plazet aus Freiburg. Der Oberstiftungsrat genehmigt die Disposition ges‘-as‘-b‘-des‘ gemäß einem Schillingschen Liefervertrag vom 12. September 1949. Bedingung: Die nötigen 10.580,40 Mark müssen aus Spenden gedeckt werden. Die beiden alten Glocken dürfen umgegossen, die Darstellungen auf der Oberfläche sollen ausgeschnitten und zur Bewertung nach Freiburg geschickt werden. Und Weber drängt auf schnelles Gelingen: „Ich hoffe, dass dann die neuen Glocken spätestens bis Pfingsten über das Land der Rheinebene als erstes Geläute der Firma Schilling ihren frohen Gesang erklingen lassen.“<sup>56</sup> Doch Unzhurst kommt nicht in den Genuss der Schilling-Premiere: Noch im November 1949 liefert Schilling Glocken nach Kartung,<sup>57</sup> und 1950 kommen etliche Gemeinden vor Unzhurst an die Reihe.

Im Dezember 1949 und Januar 1950 werden Gießer-Raten überwiesen. Die Namen für die Glocken sind derweil gefunden: die St. Bernhard-, St. Cyriac-, St. Josef-, Marien- und Christusglocke – zu diesem Zeitpunkt ist offensichtlich eine fünfte Glocke genehmigt und beschlossen. Die „Zugabe“ ist demnach die Bernhardglocke, die den Ton es erhält.<sup>58</sup> Das alte Geläute in Unzhurst will Weber umschmelzen, „da es ziemlich minderwertig ist und kaum eine andere Gemeinde Freude damit haben dürfte.“<sup>59</sup> Anfang Juni wird der alte Glockenstuhl abmontiert. Ein Bühler Transportunternehmen bringt die Glocken zum Umschmelzen. Die e-Glocke bleibt, wird ein Stockwerk tiefer gehängt, „damit bis zum Eintreffen des neuen Geläutes wenigstens noch etwas im Turm sich regt, schwingt und klingt“, informiert Weber Schilling am 13. Juni 1950.<sup>60</sup>

Nach Heidelberg sendet Weber am 16. August einen leichten Tadel: „... das Unzhurster ‚Fest‘ ist am letzten Sonntag auch unter dem Gewimmer des kleinen e“ Glöckleins in Anwesenheit vieler Gäste und auswärts verheirateter Unzhurster verklungen. Es war schade, sovielen freuten sich schon auf das neue Geläute, das da ursprünglich erklingen sollte. Die Leute waren sehr enttäuscht. Ich merke es an der erlahmenden Gebefreudigkeit trotz Hochtouren der Zwetschgenernte.“ Am 4. September weilt Weber in Heidelberg, dabei erfährt er, dass as‘ und des‘ bereits gegossen sind, die weiteren Glockengüsse sind für Mitte des Monats geplant.<sup>61</sup> Am 15. September 1949, nachts um 3 Uhr, wird er mit einer Gruppe Unzhurster Männer dann Zeuge, wie die anderen Unzhurster Glocken gegossen werden.<sup>62</sup> Die ungewöhnliche Arbeitszeit hat bei Schilling System: Damit will er die Zahl der Zuschauer gering halten. Gern verlegt er den Guss in die Nacht, weil gerade bei schwierigen Güssen die Zuschauer mit durchaus verständlichen Fragen die Konzentration stören.<sup>63</sup> Möglicherweise hat das auch mit Schillings Ängstlichkeit zu tun: „Er war sehr besorgt um das Geheimhalten seiner Rezepte und hat da alle nur denkbaren Vorsichtsmaßnahmen getrof-



fen.“<sup>64</sup> Aus Thüringen hat Schilling, der nach den Methoden der alten Meister arbeitet, Familienrezepte mitgebracht, „und er verwandte nach wie vor den alten Holzflammenofen im Gegensatz zu vielen Gießereien, die auf Öl umstellten.“<sup>65</sup>

Noch bevor die Glockenweihe stattfindet, gratuliert Professor Otto Schäfer. Am 29. September 1950, nachdem er die Glocken in Heidelberg geprüft hat, schreibt der Erzbischöfliche Glockeninspektor an Weber: „Das analytische Ergebnis war durchaus beglückend“, der innerharmonische Aufbau aller Glocken sei ausgezeichnet. Auch die Nachhallzeiten befriedigten sehr. Beim Anschlagen aller Glocken zeige sich, dass die Stimmungslinie sehr gut getroffen sei. Fazit: „Mit großer Freude und Genugtuung und ohne jeden Vorbehalt gebe ich diese Glocken zur Weihe und zur Montage frei.“<sup>66</sup>

Am 29. September 1950 ist es so weit: Die Glocken kommen. Fuhrunternehmer Albert Ibach holt sie mit seinem Lastkraftwagen in Heidelberg ab. „Aber so einfach und billig wollten die Unzhurster ihre neuen Glocken nicht haben. Nach alter Väter Sitte mußte dieser Feiertage seine Umrahmung und sein Gepräge haben.“<sup>67</sup> Geschmückte Pferde, Reiter und Wagen, in Kutschen der Bürgermeister, die Gemeinde- und Stiftungsräte – so geht es von Bühl, wo die Glocken auf die Pferdewagen verladen werden, nach Unzhurst. Bei herrlichem Herbstwetter und dem Geläute der Bühler Glocken „und dem Staunen der Leute an den Straßen“ nimmt der Zug über Oberweier und Balzhofen Kurs auf Zell, wo Pfarrer Weber und die Schuljugend schon warten, um die Schlussetappe durch Oberwasser zur Kirche zu begleiten. „Das ganze Dorf war auf den Beinen. Von den kleinsten Kindern auf den Armen der Mütter bis zum ältesten Greis. Die Arbeit ruhte an diesem Tag.“ Musikverein, Gesangverein, Kirchenchor und Schulkinder wirken mit.<sup>68</sup> In Webers Notizen für den Empfang erwähnt er das lange Warten auf die Glocken. Wochenlang habe es keine Uhr gegeben, monatelang keinen Stundenschlag – da sei es kein Wunder, wenn manche zu spät zur Kirche kamen. Doch die Unzhurster seien wohl glückliche Leute: Dem Glücklichen schlägt keine Stunde. Weber will an alte Glocken und die alte Kirche erinnern, ebenso an die Neuläng-Sage.<sup>69</sup> Im „Neuläng“, berichtet 1898 Franz Karl Maurath, soll eine silberne Glocke vergraben sein, die man früher im Advent oder an hohen Kirchenfesten unter der Erde habe läuten hören.<sup>70</sup> Diese Sage wird auch in Sasbachried erzählt. Die Einwohner von Malchurst hätten im Dreißigjährigen Krieg Angst gehabt, die Soldaten könnten die Glocke aus der Kapelle als Kriegsbeute entführen. Deshalb nahmen sie sie selbst vom Turm und vergruben sie in einem Feld neben dem Weg unterhalb des Orts. Einmal hätten sich ein paar Männer daran gemacht, die Glocke zu heben. Diese Arbeit musste still geschehen. Als einer der Männer beim Heben der Glocke aufgeregt rief: „Jetzt noch e bissl“, versank die Glocke sofort wieder in den Boden

und wurde nie wieder gehört. Auch die Stelle, wo sie vergraben ist, sei nicht mehr bekannt.<sup>71</sup>

Am 1. Oktober wird das Unzhurster Geläute geweiht. In einem Zeitungsbericht nach der Weihe ist zu lesen: „Unser Glockenweihetag dürfte so in der Geschichte des Dorfes und der Pfarrgemeinde für alle Zeit in froher und denkwürdiger Erinnerung stehen.“ Bürgermeister Franz Karl Maurath preist die Glocken als ein Stück Heimat. Am Tag zuvor sind sie mit Mühe auf ein Gerüst in der Kirche gebracht worden. Dort können sie jetzt bestaunt werden. Schönes Herbstwetter herrscht. Pfarrer Reichenbach aus Sasbachwalden hält die Predigt, in der er in „tiefen eindrucksvollen Worten Sinn und Sprache einer jeden einzelnen dieser Glocken im Christenleben zu Grunde legte.“ Prälat Josef Fischer aus Bühl weiht die Glocken, assistiert von den Pfarrern Edelbert Augenstein (Varnhalt) und Franz Josef Forner (Gamshurst). Pfarrer Karl Deichelbohrer aus der Pfarrgemeinde St. Michael in Bühlertal erklärt Sinn und Zeremonie der Glockenweihe. Danach erklingt der Glockenschlag einzeln und zusammen. Bürgermeister Franz Karl Maurath bilanziert nach der Weihe: „Noch nie war in unserer Gemeinde eine solche Einmütigkeit zutage getreten, als bei der Beschaffung und vor allem bei der Abholung der neuen Glocken. Wenn man bedenkt, daß diese Anschaffung 25.000 Mark kostete und dies in so kurzer Zeit aufgebracht wurde, ist dies als besondere Leistung anzusehen. Es war sogar noch etwas Geld übrig, so daß zugleich ein elektrisches Läutewerk beschafft werden konnte.“<sup>72</sup>

Als die Glocken dann auf dem Turm sind und in luftiger Höhe ad maiorem dei gloriam, zum höheren Ruhme Gottes singen, ist Weber begeistert, wie er am 12. Oktober 1950 Schäfer wissen lässt: „Schilling hat gehalten, was er versprochen – in unserem Geläute eine wunderbare Glockenmusik zu schaffen.“ Das Geläute erfreut auch seinen Schöpfer: „Das Unzhurster Geläute mit seiner schönen Disposition der schweren Rippe ist mir besonders lieb geworden“, teilt Schilling mit.<sup>73</sup> Helle Freude auch in Unzhurst: „Die Pfarrei freut sich ohne Ausnahme über das schöne Geläute. Auch aus der Nachbarschaft wurde mir bezeugt, dass die Unzhurster Glocken so wunderbar singen u. klingen würden. Ist wirklich eine sehr schöne Glockenmusik, wie sie es vor dem Guss versprochen haben“, bedankt sich Weber bei Schilling.<sup>74</sup> Es herrschte Freude in Unzhurst, und nur ein Gedanke trübte sie: Josef Sauer, der Kämpfer für die Glocken Badens, konnte das neue Unzhurster Geläute nicht mehr hören.

#### Anmerkungen

- 1 Südwestdeutsche Volkszeitung, ohne Datum, zitiert nach: Maurath, Franz Karl: Chronik der Gemeinde Unzhurst. Ein Dorf im Umbruch, Ottersweier 1999, 44–45.
- 2 Arnold, Claus: Katholizismus als Kulturmacht. Der Freiburger Theologe Joseph Sauer (1872–1949) und das Erbe des Franz Xaver Kraus, Paderborn 1999, 30.

- 3 Pfarrarchiv Unzhurst (PAU), Standesbücher.
- 4 Biografische Daten in dieser Darstellung folgen Arnold, Claus: *Katholizismus als Kulturmacht*, a.a.O., und Lienhard, Wilfried: *Josef Sauer – der „Unzhurster Professor“*, in: *Heimatbrief Ottersweier* 1999, 63–70.
- 5 „Wohl nie, so lang unsere Kirche steht, waren so viele Beter in ihren Mauern, wie gestern beim feierlichen Hochamte“, staunte der Berichterstatter. *Acher- und Bühler Bote*, 19. Juli 1898.
- 6 Rösch, Adolf: *Bemühungen des Konservators Professor Dr. Sauer um die Rettung der Kirchenglocken in zwei Weltkriegen*, in: *Freiburger Diözesan-Archiv* 69, 1950, 23–36, 24.
- 7 Sauer, Josef: *Geschichte und Schicksale der Glocken Badens*, *Freiburger Diözesan-Archiv* 32, 1936, 77–132, 77.
- 8 Rösch, a.a.O., 25.
- 9 Arnold, a.a.O., 315.
- 10 Sauer, a.a.O., 99.
- 11 5. September 1918 an Ludwig von Pastor; zitiert nach Arnold, a.a.O., 315, Fußnote 36.
- 12 Sauer, a.a.O., 99/100.
- 13 Sauer am 7. Juni 1917 an das Badische Ministerium für Kultus und Unterricht, zitiert nach Rösch, a.a.O., 27.
- 14 PAU, Nr. 59.
- 15 Erzbischöfliches Bauamt Unzhurst, *Akten Unzhurst*. Was es mit der Glocke von 1865 auf sich hat, ist völlig unklar.
- 16 ebd.
- 17 PAU, Nr. 59.
- 18 ebd.
- 19 Sauer, a.a.O., 127.
- 20 PAU, Nr. 59.
- 21 *Deutscher Glockenatlas*, München/Berlin 1985, 550.
- 22 PAU, Nr. 59.
- 23 Solche Schreiben fanden sich im Pfarrarchiv Sinzheim, Nr. 65. Zitiert nach Lienhard, Wilfried, „Möge immer gut geläutet werden“. *Die Glocken der Pfarrkirche*, in: Coenen, Ulrich/Lienhard, Wilfried: *Pfarrkirche St. Martin Sinzheim*, Sinzheim 2000, 205–223, 211.
- 24 Viele Glocken lagen monatelang, manche bis Kriegsende auf den Sammelstellen. Das spricht nicht für dringenden Materialbedarf – oder für mangelndes Personal.
- 25 Sauer, a.a.O., 80.
- 26 ebd.
- 27 Rösch, a.a.O., 28–29.
- 28 Arnold, a.a.O., 315.
- 29 Sauer, a.a.O., 79–80.
- 30 PAU, Nr. 59. An anderer Stelle der Akte wird als Ton f angegeben.
- 31 Sauer, a.a.O., 127.
- 32 Rösch, a.a.O., 30.
- 33 ebd., 30.
- 34 ebd., 30–31.
- 35 ebd., 32.
- 36 Rösch, a.a.O., S. 35.
- 37 Vgl. Arnold, Claus: *Katholizismus als Kulturmacht*, Lienhard, Wilfried: *Josef Sauer – der „Unzhurster Professor“*.

- 38 PAU, Nr. 59.
- 39 ebd.
- 40 ebd. Die kleine Glocke wird am 10. August 1959 an die neue Diasporakirche in Muckenschopf verschenkt.
- 41 PAU, Nr. 63. Schreiben des Stiftungsrats Unzhurst an den Oberstiftungsrat vom 21. September 1949.
- 42 Dabei handelt es sich vermutlich um die Cyriaksglocke von 1820, deren Ton a war.
- 43 PAU, Nr. 63. Rolli nennt keine Beispiele für Glockensprünge in Nachbargemeinden.
- 44 PAU, Nr. 63.
- 45 ebd.
- 46 Franz Karl Maurath: Ein Dorf im Umbruch. Unzhurst 1936–1972. Ottersweier 1999, 31.
- 47 ebd., 31.
- 48 ebd., 18ff.
- 49 Kramer, a.a.O., 40.
- 50 Schmidt, a.a.O., 30–31.
- 51 ebd., 35.
- 52 Kramer, a.a.O., 40.
- 53 Schmidt, S. 204ff. Als Schilling unverheiratet und kinderlos stirbt, übernimmt die Karlsruher Glocken- und Kunstgießerei Carl Metz GmbH das Unternehmen und führte es als Glockengießerei Heidelberg, 1982 endet auch dieses Kapitel, der Heidelberger Betrieb wird geschlossen.
- 54 Schmidt, a.a.O., 18.
- 55 PAU, Nr. 63.
- 56 ebd.
- 57 Lienhard: Möge immer gut geläutet werden, a.a.O., 223.
- 58 PAU, Nr. 63.
- 59 ebd. Weber am 4. Mai 1950 an Schilling.
- 60 ebd.
- 61 ebd.
- 62 Maurath: Unzhurst 1936–1972, a.a.O., 31.
- 63 Schmidt, a.a.O., 76.
- 64 ebd., 18.
- 65 Rhein-Neckar-Zeitung Heidelberg, 8. Juni 1971.
- 66 PAU, Nr. 63.
- 67 Maurath: Unzhurst 1936–1972, 32.
- 68 ebd.
- 69 PAU, Nr. 63.
- 70 PAU, Nr. 157.
- 71 Vgl. Hirth, Adolf (Hrsg.): Sagen der Heimat, Kappelrodeck 1986, 99–100. Dass es sich bei den Erzählungen in Unzhurst und Sasbachried um ein und dieselbe Geschichte handelt, ist auf Grund der räumlichen Nähe zwischen Unzhurst und Malchhurst anzunehmen. Dafür spricht auch der Gewannname „Neuläng“.
- 72 Maurath: Unzhurst 1936–1972, a.a.O., 37.
- 73 PAU, Nr. 63. Schreiben an Weber vom 25. Januar 1951.
- 74 ebd. Schreiben vom 31. Januar 1951.

## Die Glocken der Ettenheimer Katholischen Pfarrkirche St. Bartholomäus

*Dieter Weis*

Die Ettenheimer Glockengeschichte erweist sich infolge der zahlreichen Kriege und den damit verbundenen Zerstörungen (auch der Archive) als ziemlich verwickelt. Auch das Zerspringen mancher Glocken machte Neubeschaffungen oder Umgüsse erforderlich.

Vieles geriet in Vergessenheit, und über die älteste Zeit ist so gut wie nichts mehr bekannt. Hilfreich sind vor allem die überlieferten Schriften des Paters Arbogast Arnold (17. Jahrh.)<sup>1</sup>, zu dessen Zeit die im 30-jährigen Krieg zerstörte Pfarrkirche wieder aufgebaut wurde, und des Ettenheimer Chronisten J. C. Machleid (18. Jahrh.)<sup>2</sup>

Ohne auf alle Einzelheiten einzugehen, soll nachfolgend ein Überblick über die Ettenheimer Glocken und ihre Gießer gegeben werden.

### *Zu den ältesten Glocken*

Pater Arnold schreibt in seinen lateinischen Notizen (hier übersetzt), dass das Ettenheimer Gotteshaus „im Jahre 1638 von den französisch-weimari-schen Soldaten im Schwedischen Krieg niedergebrannt“ wurde, und Pater Konrad Burger vom Kloster Thennenbach erwähnt in seiner Chronik des Klosters Wonnenenthal, dass in kurzer Zeit um die 70 Glocken gestohlen wurden, „auch die K rche zu Ettenheimb der glocke wege ererst verbrennt worde“<sup>3</sup> (ohne genaue Jahresangabe).

Bei diesem Brand wurden die vorhandenen drei Glocken,  ber die sonst nichts bekannt ist, vernichtet. Die bequemste Methode der Kriegsparteien, an das Glockenmetall zu gelangen, war damals, die Glockent rme einfach anzuz nden. Das Glockenmetall war sehr wichtig und wertvoll zum Guss von Kanonen.

Die alte Pfarrkirche brannte demnach nicht beim großen Stadtbrand Ettenheims im Jahre 1637, sondern erst ein Jahr spater ab, als man das Glockenmetall rauben wollte. Die Kirche stand – wie man jetzt wieder weiß – etwas abseits von den Wohnhäusern ganz oben auf dem Kirchberg und besaß einen Chorturm. So brannte mit dem Turm gleich die ganze Kirche ab.

### *Glockenweihe im Jahre 1655 und das weitere Schicksal dieser Glocken*

Unter dem Ettenheimer Pfarrer Pater Arbogast Arnold wurde die Kirche auf dem Kirchberg wieder aufgebaut. Er berichtet, dass im Juni 1651 zwei



*Am 24. Mai 1917 wurden drei Bronzeglocken für Kriegszwecke abtransportiert: Bartholomäus von 1818, 954 kg, zwei weitere, namenlose von 1873 mit 310 kg und von 1807 mit 120 kg.*

Glocken neu gegossen und am 9.6.1655, am Tag der Kirchweihe, drei Ettenheimer Glocken von Weihbischof Gabriel Hug von Straßburg auf dem Kirchhof geweiht und gesalbt wurden.

Die lt. Machleid 1651 in Freiburg gegossenen beiden Glocken, eine zu Ehren des hl. Joh. Baptist, die andere zu Ehren der hl. Jungfrau und des Apostels Bartholomäus und des Bischofs Martin, ergänzte eine dritte, kleinere Glocke, über deren Herkunft nichts bekannt ist. Somit hingen auf dem erneuerten Kirchturm zunächst drei Glocken.

Im Jahre 1698 erwarb die Stadt Ettenheim in Straßburg eine neue, vierte Glocke, als Sebastiansglocke bezeichnet. Nach den Angaben von Machleid trug diese große Glocke eine Umschrift mit der Jahreszahl 1493 und wog etwa 18 Zentner.

Die 1651 gegossenen beiden Glocken waren nicht von guter Qualität. Die Bartholomäusglocke („Elfeglock“) zersprang 1812 und wurde 1818 durch eine neue Bartholomäusglocke der Freiburger Firma Gebr. Bayer durch Umguss ersetzt. Die Joh. Baptist-Glocke („Mittlere Glocke“) wurde 1736 bei Matthäus Edel in Straßburg umgegossen. Es entstand dabei die heutige „Susanna“-Glocke, die Abt Eck von Ettenheimmünster weihte.

Das kleine Glöcklein zersprang 1758 beim Wetterleuten, wurde von Matthäus Edel neu gegossen, zersprang erneut 1788 und wurde abermals von der Firma Edel in Straßburg umgegossen (Verbleib unbekannt).

#### *Das Geläute der neu erbauten Pfarrkirche (1771)*

Nach dem Bau der heutigen barocken Pfarrkirche „St. Bartholomäus“ befanden sich im Jahre 1771 folgende Glocken auf dem Kirchturm:

- 1) die große Glocke „St. Sebastian“ von 1493
- 2) die mittlere Glocke, auch „Susanna“-Glocke genannt von 1736
- 3) die Elfe-Glocke von 1651 „St. Bartholomäus“
- 4) die kleine Glocke von 1758.

#### *Die große Glocke „St. Michael“ aus dem ehem. Kloster Petershausen (Konstanz)*

Nachdem die große, alte Glocke von 1493 nicht mehr verfügbar war (näheres nicht bekannt), suchte die Stadt im Jahre 1818 nach einer anderen Glocke als Ersatz. Im Herbst 1818 wurde der Stadt durch Ferdinand Heitelmann von Neustadt im Auftrag von Leopold Hofmeyer in Neustadt und Franz Xaver Gubelmann von Konstanz eine schöne große Glocke aus dem ehemaligen Kloster Petershausen in Konstanz, von Rosenlecher 1754 gegossen, angeboten. Gubelmann hatte damals vier Petershausener Glocken von der „Markgräflisch Badischen Oberrechnung“ in Salem bezogen. Die Stadt erwarb die „Michaelsglocke“ mit Spenden der Bürgerschaft und von Guttätern.<sup>4</sup>

#### *Kauf von zwei neuen Glocken*

Neue Glocken erwarb die Stadt im Jahre 1807 von Matthäus (III) und Johann Ludwig Edel in Straßburg und im Jahre 1873 von der Firma Koch, Freiburg (jeweils 1 Stück). Von ihnen sind keine Glockennamen bekannt.

#### *Glockenbestand vor dem 1. Weltkrieg*

- 1) St. Susanna (1736) 550 kg Ton: G
- 2) St. Michael (1754) 2300 kg Ton: H
- 3) St. Bartholomäus (1818) zirka 954 kg Ton: E
- 4) Ohne Namen (1873) zirka 310 kg Ton: A
- 5) Ohne Namen (1807) zirka 120 kg Ton: H

Die Glocken 3) bis 5) mussten am 24.5.1917 zu Kriegszwecken abgegeben werden und kamen nicht mehr zurück.

*Neue Klangstahlglocken der Fa. Schilling & Lattermann in Apolda, Thüringen (1923)*

Um das Geläute wieder zu vervollständigen, entschloss man sich im Jahre 1923, für die Stadtkirche vier neue Glocken zu kaufen, was in der Inflationszeit aber große Probleme bereitete. Aus Kostengründen mussten Klangstahlglocken gewählt werden. Die Glocken wurden am 12.8.1923 zusammen mit den beiden Stahlglocken für Ettenheimweiler geweiht.

Es handelte sich um folgende Ettenheimer Glocken:

- 1) „Cor Jesu dona nobis pacem“ (Friedensglocke), auch „Herz Jesu“ genannt 2195 kg Ton: D
- 2) St. Bartholomäus 432 kg Ton: H
- 3) St. Sebastian 253 kg Ton: D
- 4) „Jesus Maria Josef“ (Hl. Familie) 1596 kg Ton: E

Weil das Geläute mit Stahlglocken zusammen mit den beiden alten Bronzeglocken „St. Susanna“ und „St. Michael“ nicht gefiel, wollte man bei besseren finanziellen Verhältnissen ein Geläute haben, das nur aus Bronzeglocken bestehen würde.

*Das Geläute vom Jahre 1937*

Nachdem die Finanzierung gesichert war, erwarb die Kath. Pfarrgemeinde an Stelle der vier Stahlglocken neue Bronzeglocken von der Firma B. Grüninger Söhne, Villingen, die am 2.5.1937 geweiht wurden.

Das Geläute bestand nun neben den beiden alten Glocken aus den folgenden neuen:

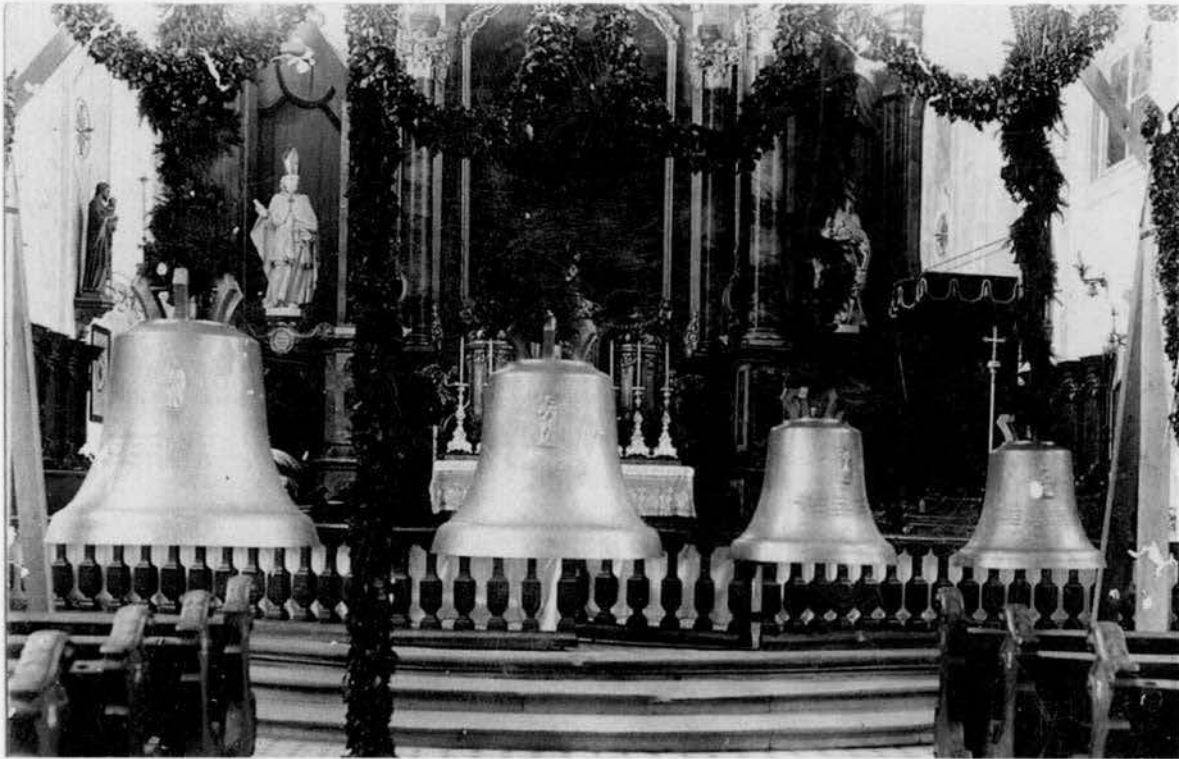
- 1) St. Bartholomäus 1300 kg Ton: D
- 2) St. Joseph 900 kg Ton: E
- 3) St. Maria 380 kg Ton: A
- 4) Hl. Schutzengel 250 kg Ton: H

Die Schutzengel-Glocke war eine Stiftung der Familie Professor Edmund Jäger.

Die Freude über das neue Glocken-Sextett währte aber nicht lange, denn schon im Jahre 1942 mussten alle Glocken mit Ausnahme der kleinen Schutzengel-Glocke zu Kriegszwecken abgeliefert werden. Im Gegensatz zum Jahre 1917 wurden die alten Glocken also diesmal nicht verschont (Ablieferung am 10., 11. und 12.3.1942).

Im Oktober 1946 ging in Ettenheim die erfreuliche Nachricht ein, dass im großen Hamburger Glockenlager die beiden Ettenheimer Glocken „St. Susanna“ und „St. Michael“ noch vorhanden seien. Sie kehrten am





*Vier neue Glocken vom Jahre 1937.*

10.1.1948 nach Ettenheim zurück und hingen am 12.1.1948 wieder im Kirchturm. So bestand das Geläute jetzt aus drei Glocken.

#### *Neue Glocken von Firma Schilling in Heidelberg (1961)*

Im Jahre 1961 wurde das Geläute wieder zu einem Sextett ergänzt, so wie es heute noch besteht. Dazu lieferte die Heidelberger Firma Friedrich Wilhelm Schilling folgende Glocken:

- 1) St. Bartholomäus 1400 kg Ton: D
- 2) St. Josef 950 kg Ton: E
- 3) St. Maria 370 kg Ton: A
- 4) Hl. Schutzengel 280 kg Ton: H

Wegen der Harmonie des Geläutes musste die kleinste Glocke „Hl. Schutzengel“ vom Jahre 1937 umgegossen werden. Da sie eine Stiftung war, wurde auf der neuen Glocke die Inschrift „Gestiftet von der Familie Edmund Jäger“ auf dem unteren Rand wiederholt. Die „St. Susanna“-Glocke musste von der Fa. Schilling angepasst, also nachgestimmt werden, weshalb sie nach Heidelberg gebracht wurde.

Das neue Geläute wird als „Idealsextett“ H – D – E – G – A – H bezeichnet und ist von großer Schönheit.



*Ankunft der vier neuen Glocken am 28.10.1961 sowie der „St. Susanna“, die nachgestimmt wurde. Begrüßung der Glocken mit Pfarrer Broß.*

### *Beschreibung der Glocken*

Die beiden alten Glocken sind im Deutschen Glockenatlas<sup>5</sup> ausführlich beschrieben. Hieraus folgt ein Auszug:

#### 1) „St. Susanna“-Glocke

Schulterinschrift zwischen Stegen: „Matthaeus Edel zu Strasburg gos mich 1736“

Bilder auf der Flanke:

1. Hl. Johannes Evangelist, darunter Schrift: S. Johannes
2. Kreuzigungsgruppe
3. Hl. Petrus, darunter Schrift: S. Petrus

In rundem Perlstabrahmen Stadtwapen von Ettenheim. Am Kronenbügel an der Vorderseite Blattmaske. Die Glocke wurde von Matthäus Edel (I), Straßburg 1736, gegossen.



*Glockenweihe am 12. August 1923: 5 Glocken: „Herz Jesu“ (2195 kg), St. Bartholomäus (432 kg), St. Sebastian (253 kg), St. Maria (296 kg) und St. Josef (156 kg). Die beiden letztgenannten sind nach Ettenheimweiler gekommen. Die Glocke „Jesus Maria Josef“ fehlt auf dem Bild, da sie nachgeliefert wurde.*

## 2) „St. Michael“-Glocke

Schulterinschrift zwischen doppelten Stegen (lateinisch): hier in deutsch „Heer der Hölle du sollst fliehen, im Namen Jesu Christi mögen uns die Himmlischen umgeben, Ehre und Frieden Gott“ (Chronogramm nach der Originalinschrift: 1754).

Auf der Flanke in ovalem Rahmen das Wappen des Abtes Michael Sauter der Benediktiner-Abtei Petershausens in Konstanz (1750–1761) und zweizeilige Unterschrift auf Stegen (lateinisch): hier in deutsch „Sie wird geschaffen als der hochangesehene Abt Michael in Petershausen regierte“ (Chronogramm: 1754).

Weitere Abbildungen:

1. Immakulata mit Sternennimbus und Lilie auf Erdkugel mit der Schlange
2. Hl. Benedikt, auf Regelbuch Becher mit Schlange, zu seinen Füßen die Mitra
3. Hl. Michael als geflügelter Ritter im Kampf mit dem Teufel
4. Hl. Gebhard mit Kirchenmodell

Es folgt in Rokokokartusche die Gießerinschrift: „Leonhard Rosenlecher gos mich in Constantz Ano 1754“.

Zuletzt eine Schlaginschrift zwischen von je zwei Stegen eingefassten Perlstabstegen (lateinisch): hier in deutsch „Ich lobe Gott und verehere die fleckenlose Mutter Maria, dich Michael, Gebhard und dich Benedikt besin-ge ich“.<sup>6</sup>

Am Kronenbügel an der Vorderseite Blattmaske.

Die St. Michaels-Glocke ist nicht nur die größte, sondern auch die am prächtigsten verzierte Ettenheimer Glocke mit einem schönen tiefen Ton, also die wertvollste Glocke. Wie die Inschrift belegt, wurde sie im Jahre 1754 von Leonhard Rosenlecher (III) in Konstanz gegossen.

Die nächsten vier Glocken wurden im Jahre 1961 von der Firma F. W. Schilling in Heidelberg gegossen:

### 3) „St. Bartholomäus“-Glocke

Sie trägt die Inschrift „St. Bartholomäus, Martyr und Gottes Bot/Beschütze uns in aller Not“. Die Insignien sind Kreuz und Messer als Zeichen des Apostolats und des Martyriums des Heiligen.

### 4) „St. Josef“-Glocke

Ihre Inschrift lautet: „St. Josef, in letzter Not/Steh uns bei, führ uns zu Gott“. Als Insignien trägt sie das Kreuz zu dem Palmzweig, dem Zeichen des ewigen Friedens.

### 5) „St. Maria“-Glocke

Ihre Inschrift ist der Anfang des „Magnifikat“: „Hoch preist meine Seele den Herrn (...)“ Ihr Insignium ist das Monogramm der Gottesmutter „AVM“.

### 6) „Schutzengel“-Glocke

Ihre Inschrift lautet: „Lobpreiset den Herrn/Ihr alle seine Engel“. Als Schmuck trägt sie ein Engelsbild im Flachrelief.

Die vier neuen „Schilling-Glocken“ tragen jeweils am oberen Rand die Inschriften und darunter das Symbol ihres Namensheiligen als hauchdünnes Relief, ohne Schablone mit freier Hand geschnitten. Die Entwürfe stammen von dem Freiburger Graphiker und Künstler Alfred Riedel.

Die Ergänzung eines alten Geläutes und die Einstimmung neuer Glocken ist immer ein Wagnis. Unterschiede ergeben sich durch die andere



*Glockenweihe am 29. Oktober 1961, zwei neue Glocken und Mesner Alois Mayer*

Zusammensetzung der Glockenspeise bei alten und neuen Glocken. Eine Prüfung des Glockenklanges durch Prof. Dr. Franz Stemmer ergab aber, dass in diesem Falle das Vorhaben sehr gut gelang.<sup>7</sup>

### *Glockengießerei Edel in Straßburg*

Im 18. Jahrhundert wurden die meisten badischen Glocken in Straßburg gegossen, wobei die Firma Edel die größte Glockengießerei war. Sie belieferte in Baden vorwiegend die zur Diözese Straßburg gehörenden Gebiete.

Der Familienbetrieb Edel begann mit Melchior Edel, der in den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts die Gießerei seines Schwiegervaters Hans-Peter Speck übernahm. Sein Sohn Johann Peter Edel, seit 1669 in Straßburg als Glockengießer nachweisbar, leitete die Gießerei bis 1715. Danach übernahm dessen Sohn Matthäus Edel (I) den Betrieb, der auch die Ettenheimer „St. Susanna“-Glocke goss. Es folgte Matthäus Edel (II), der etwa von 1747 bis 1772 tätig war und 1783 verstarb. Etwa zehn Jahre nach seinem Tod führte sein Sohn Matthäus Edel (III) den Betrieb weiter. Der Familienbetrieb erlosch mit Jean Louis Edel im Jahre 1892. Die Firmen Edel sollen zirka 8000 Glocken gegossen haben.<sup>8</sup>

### *Glockengießerei Rosenlecher in Konstanz*

Bei der Glockengießerei Rosenlecher (auch „Rosenlächer“) handelt es sich um die bedeutendste und am längsten tätige Konstanzer Gießerdynastie, die vom 17. bis 20. Jahrhundert dieses Geschäft betrieb.<sup>9</sup>

Das Geschlecht der Glockengießer Rosenlecher beginnt mit Johann Leonhard Rosenlecher (1602–1673) und endet nach sieben Folgen mit Josef Alexander Rosenlecher (1846–1929), dem achten und letzten Glockengießer der Familie Rosenlecher.

Die Ettenheimer „St. Michael“-Glocke goss Johann Leonhard Rosenlecher (III), der von 1687 bis 1770 lebte, im Jahre 1754 für das Kloster Petershausen in Konstanz. Rosenlecher führte ein eigenes Wappen mit einem auf hellrotem Grund nach links schreitenden Greif in Gold, der drei silberne Rosen mit den beiden Vorderfüßen hält. Auch saß er von 1737 bis 1770 im Konstanzer großen Rat.

Die Glockengießerei lag wegen der Brandgefahr außerhalb der Mauern der Stadt Konstanz. Die alte, 1599 errichtete Gießhütte vor dem Hägelistor, die zunächst nur ein Lehen war, verkaufte der Stadtrat nach einem Brand für 400 Gulden an die Rosenlecher für ewige Zeiten, doch mit dem Recht für die Stadt Konstanz, ihre Kanonen darin selbst zu gießen. Damit waren die Gießhütte und der geräumige Platz vor den Toren Eigentum der Rosenlecher geworden.

Das Hauptabsatzgebiet für die kunstreichen Glocken der berühmten Gießerei Rosenlecher war Süddeutschland und die Ostschweiz.

### *Glockengießerei F. W. Schilling in Heidelberg*

Die Heidelberger Firma Schilling zählte zu den bedeutendsten deutschen Glockengießer-Unternehmen der Nachkriegszeit.<sup>10</sup> Mit seiner Tätigkeit belebte Friedrich Wilhelm Schilling, der aus einer alten Gießfamilie in Thüringen stammte (geb. am 2.9.1914 in Apolda), die alte Tradition des Glockengießens in Heidelberg neu, indem er Heidelberg nach einer etwa 150-jährigen Unterbrechung wieder zu einem Zentrum der Glockengießerei machte.

Bis zu seinem frühen Tod im Jahre 1971 im Alter von erst 56 Jahren wurden rund 8000 Glocken aus der Heidelberger Werkstatt hervorgebracht und über das ganze Bundesgebiet und in alle Welt verteilt.<sup>11</sup>

Der Bedarf an Kirchenglocken war in der Nachkriegszeit sehr groß, da viele Glocken dem 2. Weltkrieg zum Opfer gefallen waren. Außerdem gab es in Deutschland nur noch wenige Gießereien, da viele zu Rüstungszwecken umfunktioniert worden waren.

Schilling arbeitete nach den Methoden der alten Meister. Aus Thüringen hatte er Familienrezepte mitgebracht, und er verwendete nach wie vor den

alten Holzflammenofen. Die hohe Qualität seiner Glocken bezeugen auch die von ihm im Jahre 1961 für Ettenheim gegossenen vier Glocken.

F. W. Schilling erwarb sich auch große Verdienste um die Rückführung beschlagnahmter Kirchenglocken nach Kriegsende, denn er wurde als Treuhänder für die Verwaltung dieser im Freihafen von Hamburg lagernden fast 13.000 Glocken eingesetzt. Hier sorgte er unter Leitung seines Chefs, des Prof. Dr. Christhard Mahrenholz, mit dafür, dass diese vom Schmelzofen verschonten Glocken wieder in ihre Ursprungsgemeinden zurückkamen. Die Denkmalspfleger hatten – wie er einmal erzählte – die wertvollsten Glocken vor ihrer Vernichtung bewahrt.

Darunter befanden sich auch die beiden alten Ettenheimer Glocken „St. Susanna“ und „St. Michael“!

Bald nach dem Tode F. W. Schillings erwarb die Karlsruher Firma Karl Metz GmbH unter dem Namen „Glockengießerei Heidelberg“ Schillings Gießerei und setzte die Glockengießer-Tradition fort. Im Jahre 1982 wurde sie als Zweigniederlassung der Carl Metz GmbH aufgegeben.

#### Anmerkungen

- 1 Pater Arbogast Arnold, *Annotatio memorialis* (...), lateinische Handschrift im Besitz des Hist. Vereins Mittelbaden, Ortsgruppe Ettenheim (Arnold war von 1654–1667 zum 2. Mal Pfarrer von Ettenheim).
- 2 Joann Conrad Machleid, Handschrift, Band I (1755–76), Bd. II (1776–94), in Privatbesitz.
- 3 Pater Konrad Burger, *Chronik des Cisterzienserinnen-Klosters Wonnenthal*, in: FDA 28 (1900), 183. Eine ähnliche Mitteilung von Pater Burger in seinem Reisebuch: „Die Glocken hinweggestohlen, und sogar die Ettener Kirchen gar umb der Glocken willen verbrent worden“ „Itinerarium oder Raisbüchlin des P. Conrad Burger“, veröffentlicht von Dr. J. Alzog, in: FDA 5 (1870) und FDA 6 (1871, hier 17).
- 4 Stadtarchiv Ettenheim, Alte Akte Nr. 474.
- 5 *Deutscher Glockenatlas*, Hrsg. B. Bischoff und T. Breuer, Bd. 4 (Baden), Berlin 1985, 492.
- 6 Übersetzung der drei lateinischen Inschriften in die deutsche Sprache von Alban Trächtler, wofür freundlich gedankt wird.
- 7 Philipp Harden-Rauch, *Die Glocken unserer Heimatkirche*, in: *Ettenheimer Heimatbote* vom 28.10.1961.
- 8 Helmut Kuderer, *Glockengießerei Edel in Straßburg*, in: *Vom Fürstbischof zu Straßburg zum Markgraf von Baden, Begleitbuch zur Ausstellung, Oberkirch 2003*, 98.
- 9 Theodor Humpert, *Die Konstanzer Familie Rosenlächer*, in: *Das Bodenseebuch*, 1936, 32–36. Weitere Angaben auch in „*Deutscher Glockenatlas*“, wie Anm. 5, 30–35. Seit 1804 wurde durch Familienbeschluss die Schreibart „Rosenlächer“ an Stelle von „Rosenlecher“ oder „Rosenlächler“ gewählt.
- 10 Unterlagen des Stadtarchivs Heidelberg aus der zeitgeschichtlichen Sammlung „Glocken“ (ZGS/1392).
- 11 Wie Anm. 10, Bericht „Friedrich Wilhelm Schilling verstorben“, in: *Rhein-Neckar-Zeitung* vom 8.6.1971.



*St. Michael-Glocke (1954)*



*Immakulata mit Sternennimbus und Lilie auf Erdkugel mit der Schlange*



*Hl. Gebhard mit Kirchenmodell*



*Hl. Michael als geflügelter Ritter im Kampf mit dem Teufel*

Fotos: Marianne Blanck



## Zur künstlerischen Ausstattung der Katholischen Kirche „St. Mauritius“ Kippenheim

*Dieter Weis*



*Alte Kirche „St. Mauritius“, Kippenheim, jetzt Evangelische Friedenskirche  
(Foto: Dr. Jörg Sieger, Bruchsal)*

Dieser Beitrag soll den Besuchern der Kirche einen kleinen Einblick in die Geschichte ihrer künstlerischen Ausstattung geben, da z. Zt. kein neuer Kirchenführer angeboten werden kann.\*

Das Kath. Pfarramt St. Mauritius Kippenheim (Pfarrer Eduard Necker-mann) gab anlässlich der Konsekration der neuen Kirche am 29.11.1964 eine Festschrift heraus, die sich auch als Kirchenführer eignet. Sie berichtet ausführlich über die Geschichte der Pfarrei und über die Baugeschichte der neuen Kirche. Einige darin enthaltenen Angaben (z. B. über den spätgotischen Flügelaltar) müssten auf Grund neuer Forschungsergebnisse heute berichtigt und ergänzt werden.

Es wäre wünschenswert, eventuell nach den geplanten Veränderungen im Kirchenraum oder nach der Vollendung der Rekonstruktion des spätgotischen Flügelaltars einen neuen Kirchenführer herauszugeben. Hierfür erscheinen weitere gründliche Archivstudien nötig, denn die früheren politischen und religiösen Verhältnisse in der Herrschaft Lahr-Mahlberg, zu der Kippenheim gehörte, waren zeitweise sehr verwickelt. Man muss auch damit rechnen, dass die schriftliche Überlieferung über Baugeschichte und Ausstattung der alten St. Mauritiuskirche lückenhaft ist, was die Sache zusätzlich erschwert.

### *Altäre und Bildwerke in der alten St. Mauritiuskirche*

Von den Kunstgegenständen in der alten Kirche wurden nach Ende des Simultaneums im Jahre 1962 von den Katholiken viele in die neue Kirche St. Mauritius übernommen. Deshalb muss hier auf die Verhältnisse in der alten Kirche näher eingegangen werden:

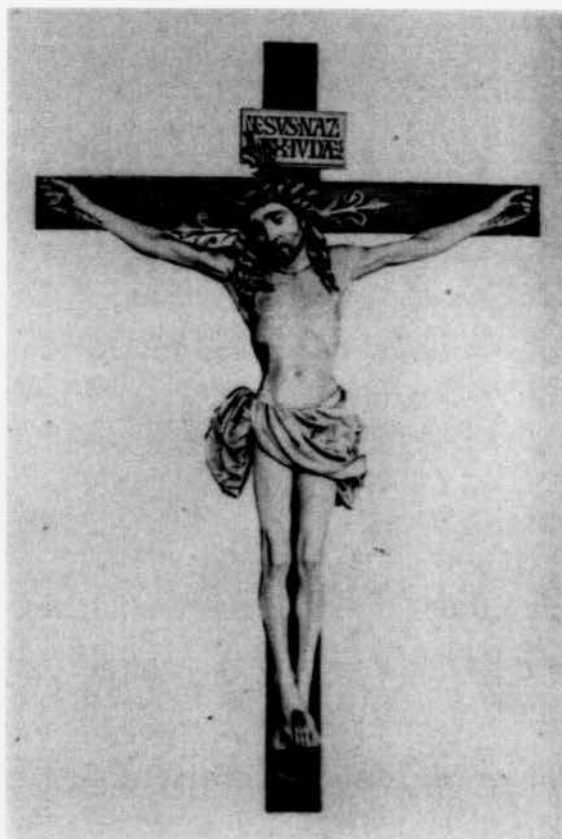
Chor und Langhausmauern der alten Kippenheimer Kirche wurden um das Jahr 1500 neu errichtet, worauf die Jahreszahl 1501 über dem nördlichen Seitenportal hinweist. Von der romanischen Vorgängerkirche blieb der Turm erhalten, auf den man 1781/82 eine neue barocke Haube setzte, die der markgräflich badische Hofbaumeister in Rastatt, Franz Ignaz Krohmer (gest. 1789) entworfen hatte.<sup>1</sup> Dieser Turmhelm ist heute noch zu sehen.

Etwa zur Zeit der Erbauung des neuen Chores war die Kippenheimer Pfarrei „dem Hohen Chor zu Strassburg incorporiert“ (dem Domstift einverleibt).<sup>2</sup> Deshalb erscheint es als ziemlich sicher, dass die spätgot. Ausstattung der Kippenheimer Kirche von diesem in Auftrag gegeben wurde und die Werkstatt für den Kippenheimer Flügelaltar in Straßburg, zumindest aber im Elsass zu suchen ist.

Im Jahre 1858 wurden bei Renovierungen im Chor der Kippenheimer Kirche alte Wandmalereien entdeckt: 12 Apostelfiguren und 4 „Gestalten“. Bei Ankunft des Großherzogl. Konservators August von Bayer (Denkmalpfleger) waren alle Bilder bis auf das Petrusbild wieder zugetüncht.<sup>3</sup> Die



Plan der neuen Turmhaube für den Kirchturm der Kippenheimer Kirche von Franz Ignaz Kromer



Kippenheim. Pfarrkirche, Crucifixus im Chor (Kunstdenkmäler Baden, Bd. VI,1, Freiburg Land, 1904)

Malereien gingen durch die unsachgemäße Behandlung verloren. Von Bayer las in den Wandmalereien die Jahreszahl 1486. Die Kunsthistorikerin Dr. Eva Zimmermann äußert aber Zweifel, ob die von Bayer überlieferte Jahreszahl 1486 richtig gelesen wurde, weil dann sehr lange am Chor gebaut worden wäre. Die Jahreszahl wurde leider nicht abgezeichnet, sodass heute eine Überprüfung nicht mehr möglich ist.

Dr. Zimmermann vermutet, „daß der Neubau des Chores erst nach 1497, d. h. nachdem der Markgraf von Baden die eine (ungeteilte) Hälfte der Herrschaft Lahr-Mahlberg gekauft hatte, in Angriff genommen wurde“.

Auch die Errichtung des spätgotischen Altares könnte damit zusammenhängen. Wenn es dafür einen schriftlichen Beleg gäbe, wäre dieser sicherlich längst gefunden worden.<sup>4</sup>

In einem Schreiben von 1661 werden drei Altäre genannt: Hochaltar der hl. Jungfrau Maria, ein Sebastiansaltar und ein Altar der trauernden Maria (mit Vesperbild?). Außerdem ist der hl. Mauritius als Kirchenpatron genannt.<sup>5</sup>

Folgende Altäre konnten bisher festgestellt werden:

### *Großer spätgotischer Flügelaltar*

Er füllte die lichte Weite (über 6 m) des Chorabschlusses aus und stand gut in der Lichtwirkung der drei Fenster des Abschlusses und der zwei Fenster der Südwand. Karl List konnte anlässlich der Grabungen im Jahre 1962 das Fundament des Altares aufdecken.<sup>6</sup>

Eine Rekonstruktion dieses Altares mit originalen Teilen ist in der neuen St. Mauritiuskirche im Gange. Nähere Angaben zu seiner Geschichte folgen in einem besonderen Abschnitt dieses Beitrages. Letzteres gilt auch für zwei gemalte Flügel eines anderen Altares, die an der Langhaussüdwand der alten Kirche hingen und heute auf der Orgelempore der neuen Kirche zu sehen sind. Sie stellen den Tod und die Himmelfahrt Mariens dar (um 1520 bis 1530).<sup>7</sup>

An der rechten Wand des Kirchenschiffes, zeitweise auch im Chor, hing ein großes, in Holz geschnitztes Kruzifix, auch als Missionskreuz bezeichnet, das ursprünglich vom Chorbogen herabhing.

Nach dem Dehio-Kunstführer ist es im Typus des Baden-Badener großen Steinkreuzes von Nicolaus Gerhaert von Leyden geschaffen, jedoch jünger, um 1490.<sup>8</sup>

Im Jahre 1651 bestimmte der badische Markgraf Wilhelm, dass die Kirche in Kippenheim beiden Konfessionen als Gotteshaus dienen sollte (ev./kath. Simultankirche).

### *Barockes Altarensemble*

Barockes Altarensemble mit Mariä Himmelfahrts-Gemälde im Hochaltar. Seitenaltäre: links Skapulierbruderschaft, rechts Tod Jesu und Schmerzhafte Mutter.

Dr. Eva Zimmermann schreibt dazu: „Aus einer Spezifikation der Ausgaben von 1714/15 sowie aus einer ausführlichen Korrespondenz der Jahre 1712 und 1717, in welcher es um die Bezahlung geht, ist zu ersehen, dass 1714/15 ein neuer Hochaltar aufgerichtet wurde: dazu gehörte ein Altarblatt, vermutlich das jetzt noch in der katholischen Kirche zu Kippenheim aufbewahrte Gemälde der Himmelfahrt Mariens, sowie plastisches Blumenwerk und sechs plastische Engel. Weiter geht daraus hervor, dass dieser Altar mangels Geld 1717 noch nicht gefaßt war. Die Namen der für diesen barocken Hochaltar tätigen Maler und Bildhauer erfahren wir leider nicht. Ich vermute, dass der damals amtierende renovierfreudige Pfarrer Hauger erst das spätgotische Retabel entfernt hat (GLA 229/52494 I)“.<sup>9</sup>

Auch die Durchsicht der Rechnungen der Mahlberger Geistl. Verwaltung (Heiligenfond) brachte kein besseres Ergebnis, weil gerade die entscheidenden Jahrgänge fehlen. Hinweise könnten lediglich die Arbeiten der damaligen Künstler für andere Kirchen im Oberamt Mahlberg geben, die in den vorhandenen Rechnungen und Beilagen angegeben sind:



Barockes Altargemälde „Mariae Himmelfahrt“ (Foto: Dr. Jörg Sieger, Bruchsal)



Barocke Figur des Heiligen Mauritius (Foto: Dr. Jörg Sieger, Bruchsal)

#### Maler:

Der Maler Donato Wilhelm Gerstner zu Schuttern erhielt 14 fl (Gulden) für drei Altarbilder der Friesenheimer Kirche, nämlich ein Muttergottes-, St. Laurentius- und St. Stephanusbild.<sup>10</sup> Außerdem wird in den Rechnungen mehrfach ein Maler Peter Schwaller aus Kenzingen genannt, der als Fassmaler tätig war, was das Malen von Altarbildern aber nicht ausschließt. Schwaller fasste alle drei Friesenheimer Altäre.<sup>11</sup> In späteren Rechnungen werden die Maler Hans Jacob Kutter aus Offenburg<sup>12</sup> und Frantz Dominicus Krauß aus Endingen genannt.<sup>13</sup> Von diesen Malern käme wohl am ehesten der Maler Gerstner für das heute noch in Kippenheim vorhandene große „Mariä-Himmelfahrt“-Altarbild in Frage.

#### Bildhauer:

Der Kippenheimer Bildhauer Daniel Muckensturm erscheint in jenen Jahren öfters in den Rechnungen des Mahlberger Oberamtes. Er könnte auch die plastischen Arbeiten an den Kippenheimer Barockaltären gefertigt haben: Heiligenfiguren (Mauritius und Erasmus?), Engel und Blumenwerk.

Am 27.4.1713 erhielt er für eine neue Muttergottesfigur in die Kippenheimer Pfarrkirche 16 Gulden und für den Sulzer Altar einen Restbetrag von 6 Gulden.<sup>14</sup> Möglicherweise handelt es sich bei der Muttergottesfigur um die Madonna mit Kind, die sich heute in der Kapelle „Maria Frieden“ befindet, da von einer anderen barocken Muttergottes in Kippenheim nichts bekannt ist. In der Rechnung 1719/20 ist verzeichnet, dass Daniel Muckenturm für Bilder und Zieraten zum Altar in der Mahlberger Stadtkapelle (heute Ev. Kirche) 57 fl 5 Schilling, und wegen gemachter Bildhauerarbeit zu einem Altar in der Dundenheimer Kapelle 30 fl 5 sch erhielt.<sup>15</sup>

Im Jahre 1738 wird noch ein Bildhauer Anthoni Martin in Schuttern genannt, der für 18 fl das Laubwerk und drei Engel für die neue Orgel in der Mahlberger Schlosskapelle fertigte.<sup>16</sup>

Bis zum Auffinden neuer Belege ist ein genauer Nachweis der an den Kippenheimer Barockaltären beteiligten Künstler nicht möglich. Zuschreibungen sind mangels vergleichbarer Werke schwierig.

Eine große Rolle hinsichtlich des neuen barocken Hochaltares (ca. 1714/15) spielte der Kippenheimer Pfarrer Philipp Jakob Hauger, der von 1711 bis 1721 in Kippenheim amtierte.

Aus einem Schreiben an die bad. Markgräfin Sybille vom 8.3.1715 geht hervor, dass Pfarrer Hauger den schönen, neuen Hochaltar mit großen Kosten aufrichten ließ. Er habe für die Wiederherstellung und Zier der Kirche fast seine ganze Besoldung aufgewendet „undt sich an mittel dergestalten entblößet, dass er an nahrung fast Mangel Leiden muss“. Zur Vollendung des Altares sei nichts Weiteres mehr erforderlich als die Fassung durch den Maler, wozu die Mittel fehlten. Erst im Jahre 1723 erhielt Pfarrer Hauger von der Geistl. Verwaltung Mahlberg 150 fl für die Fassung des Hochaltares ausbezahlt bzw. erstattet.<sup>17</sup> Das Altargemälde war vermutlich schon im Jahre 1715 fertiggestellt.

In den bekannten Akten werden die Altäre erst wieder zu Beginn des 19. Jahrhunderts erwähnt. Am 26.5.1804 bat der Kippenheimer Pfarrer Zehaczeck die Kirchenkommission um zwei Nebenaltäre aus der früheren Abteikirche Ettenheimmünster, denn seine beiden Nebenaltäre seien sehr schlecht. Kippenheim sei der Hauptort der Herrschaft Mahlberg und eine ansehnliche Pfarrei. Der Antrag wurde abgelehnt, weil man die zwei in der Abteikirche Ettenheimmünster noch übrig gebliebenen Altäre zum Gottesdienst der im dortigen Kloster kurzzeitig untergebrachten ehemals Mahlberger Kapuziner benötigte.<sup>18</sup> Diese Nebenaltäre kamen im Jahre 1806 in die alte Kirche von Münchweier.

In einem Bericht vom 20.8.1816 (anl. der Dekanatsvisitation 1816) gibt Zehaczeck an, dass sich in der Kippenheimer Pfarrkirche drei Altäre befinden: „Auch hat sie drey Altäre, den Hoch Altar und zwey neben Altäre. Diese sind nicht in dem besten Zustand, besonders der Hoch Altar, welcher sehr baufällig ist. Schon vor einigen Jahren habe ich um einen neuen ange-



*Barocke Figur des Heiligen Erasmus  
(Foto: Dr. Jörg Sieger, Bruchsal)*



*Spätgotische Figur des Heiligen  
Sebastian (Foto: Dr. Jörg Sieger,  
Bruchsal)*

sucht, erhielt aber keine Antwort. Das Altar Blatt stellt die Himmelfahrt Mariens vor. Jener auf der linken Seite ist der Bruderschaft des Scapuliers gewidmet, und der auf der rechten dem Tode Jesu und seiner schmerzhaften Mutter.“<sup>19</sup>

#### *Klassizistische Gipsmarmoraltäre*

Anlässlich einer Kirchenrenovation in den Jahren 1831/32 wurden aus Mitteln der Stiftung (über 11.000 Franken) des reichen Kippenheimer Schnei-



*Alte Pfarrkirche Kippenheim - Innenraum mit dem großen Kruzifix und den spätgotischen Altarflügeln „Tod und Himmelfahrt Mariens“ an der rechten Seitenwand (Fotoarchiv des Erzb. Bauamtes, Freiburg)*

ders Johann Georg Stulz von Ortenberg vier neue Altäre gefertigt: drei Altäre für die Katholiken und ein feststehender evangelischer Altar unter dem Chorbogen. Am 22.9.1831 berichtete Dekan Kohler dem Erzb. Ordinariat, dass die Katholiken drei neue Altäre erhielten, „wodurch die bisherigen mit großen hölzernen Figuren und plumben Verzierungen überladenen Altäre entfernt (entbehrlich) werden“.<sup>20</sup>

Das alte Hochaltarbild „Mariä Himmelfahrt“ wurde in den neuen Hochaltar eingefügt.<sup>21</sup> Das Inventar gibt an, dass sich neben dem Tabernakel des neuen Hochaltars zwei Lichter haltende Engel befanden.<sup>22</sup> Vergolder Rehner von Offenburg erhielt im Jahre 1852 für die Vergoldung der zwei Cherubine am Tabernakel 15 fl 12 xr (Kreuzer) ausbezahlt.<sup>23</sup>

Im Jahre 1857 berichtete die Kath. Stiftungskommission, dass die hll. Erasmus und Sebastian rechts und links hoch an dem Bogen des Chores stünden. Man habe sie 1832 (aus der Kirche) weggenommen, weil sie zu den neuen Altären nicht passten. Später habe man sie restauriert und 1854 wieder aufgestellt (am Chorbogen).<sup>24</sup> Nach den Rechnungen wurden sowohl an Vergolder Rehner, Offenburg, als auch an Bildhauer und Maler Friedrich, Rothweil, Geldzahlungen für die Neufassung zweier Statuen ge-





*Alte Pfarrkirche Kippenheim – Innenraum – Zustand im April 2004*

*(Foto: Dr. Jörg Sieger, Bruchsal)*

leistet. Um welche Statuen es sich genau handelte, ist nicht angegeben. Vermutlich handelte es sich um die genannten Heiligenfiguren.<sup>25</sup>

Am 11.9.1854 verkaufte die Kippenheimer Stiftungskommission an den Kippenheimer Engelwirt Georg Stulz „eine alte in Holz geschnitzte Statue der schmerzhaften Mutter Gottes“ zum Preis von elf Gulden.<sup>26</sup> Ob es sich um das Vesperbild des im Jahre 1661 genannten Nebenaltars der trauernden Maria (Beatae Virginis Mariae lugentis) handelte? Auch Pfarrer Zehaczeck berichtete noch im Jahre 1816 von einem Nebenaltar, der dem Tode Jesu und seiner schmerzhaften Mutter gewidmet sei. Dieser Altar wurde – wie bereits angegeben – wie die beiden andern in den Jahren 1831/32 durch einen klassizistischen neuen Altar ersetzt. So könnte die Pieta entbehrlich geworden sein. Später stifteten Ungenannte eine neue Pieta aus Holz, die heute noch vorhanden ist (in der Marienkapelle).<sup>27</sup> Über die alte Pieta ist nichts mehr bekannt.

In einem Schreiben vom 18.7.1858 bezeichnete Konservator von Bayer den klassizistischen Hochaltar als „einen abscheulichen ganz modernen“.<sup>28</sup>

Stukkateur Jodocus Wilhelm aus Stetten erhielt im Jahre 1833 für die



*Alte Pfarrkirche Kippenheim –  
Seitenaltäre von Stukkateur  
Jodocus Wilhelm (1833) und  
neugotischer Hochaltar von  
Franz Simmler (1885)  
(Fotoarchiv des Erzb. Bauamtes,  
Freiburg)*

Fertigung der vier Gipsmarmoraltäre aus der Stiftung Stulz 2.100 fl bezahlt. Die drei vorhandenen Altarbilder mussten in die neuen Altäre eingepasst werden. Außer dem Bild „Mariä Himmelfahrt“ waren dies noch die beiden Bilder auf den Flügeln des spätgot. Schnitzaltares (Geburt Christi und Anbetung der Könige). Prof. J. S. Schaffroth aus Baden-Baden restaurierte diese drei Altarbilder in seinem Atelier und änderte die Rahmen ab. Sie mussten nach Baden gefahren und wieder zurückgebracht werden.<sup>29</sup> Was mit den Barockaltären selbst geschah, ist nicht bekannt. Vermutlich blieben außer dem Bild „Mariä Himmelfahrt“ nur einige der großen Altarfiguren erhalten: St. Erasmus, St. Mauritius und event. der spätgot. St. Sebastian. Ein kleiner Seitenaltar gelangte 1853 in die St. Blasius-Kapelle Kippenheimweiler (s. Abschnitt „St. Blasius-Kapelle Kippenheimweiler“, S. 226 ff.).

#### *Neugotischer Hochaltar von Franz Simmler, Offenburg*

Nicht nur von Bayer selbst, sondern auch vielen seiner Zeitgenossen missfiel die klassizistische Kunst allgemein und damit besonders auch die von Wilhelm geschaffenen, einfachen Stuckmarmoraltäre. Viele liebten jetzt die Neugotik als den „richtigen Kirchenstil“.

Pfarrer Wilhelm Kurz schrieb am 25.9.1883 dem Kath. Oberstiftungsrat, man benötige für den kath. Gottesdienst einen neuen, stilgerechten und den Raumverhältnissen entsprechenden gotischen Hauptaltar: „Zuerst ist nach unserer Überzeugung der plumpe, aus Stuckmarmor hergestellte, geradezu abscheuliche Altar, sammt der ebenfalls stuckmarmorenen Hinterwand, wodurch das Mittelfenster des Chors verdeckt wird, zu entfernen, (...). Was für ein peinlicher Eindruck müßte es machen, wenn das Chor in Gewölbe, Fenster u. Wandung schön stylvoll restauriert wäre und in der Mitte der jetzige scheckige Altar sein trauriges dasein fortführen würde?“<sup>30</sup>

Die Renovation des Chores in den Jahren 1884/85 gab Veranlassung, den vorhandenen klassizistischen Hochaltar zu beseitigen und durch einen neugotischen aus der Offenburger Werkstatt des Künstlers Franz Simmler zu ersetzen. Dieser bekam für den Altar 3.000 Mark. Das alte, barocke Altarbild „Mariä Himmelfahrt“ erhielt nun einen Platz an der linken Chorwand.<sup>31</sup> Der klassizistische Hochaltaraufbau wurde entfernt.

Im Arbeitsvertrag mit Bildhauer Simmler über die Herstellung des neugotischen Hochaltars vom 16.1.1885 ist zu lesen, dass sämtl. sichtbaren Teile des Altares in Eichenholz herzustellen waren. Die beiden Altarfiguren des hl. Mauritius (links) und des hl. Blasius (rechts) waren nach Angaben des Fahrnisinventares (1941) aus Lindenholz. In der Mitte des Altares befand sich ein Kreuz und der Platz für die Monstranz, wenn sie ausgesetzt wurde.

Am 6.12.1887 erhielt die Fa. Simmler & Venator für die Restauration der alten Statuen der hll. Sebastin und Erasmus 150 M bezahlt. Die fehlenden Teile wurden in Holz erneuert und die Statuen neu gefasst und vergoldet.<sup>32</sup>

Auf der rechten Seite des Chores war eine große, aus Holz geschnitzte Pieta aufgestellt, die ihrem Stil nach etwa in derselben Zeit (1888?) entstanden sein muss (heute in der Sakramentskapelle der neuen Kirche).

Nach der Ablösung des Simultaneums im Jahre 1961 und dem Auszug der Katholiken aus der alten Kirche wurden die Altäre entfernt.

Dabei vernichtete man die Aufbauten der klassizistischen Stuckmarmornebenaltäre. Auch der neugotische Hochaltar wurde bis auf die zwei Altarfiguren (St. Mauritius und St. Blasius) zerstört. Diese bewahrte man zunächst in der neuen Kirche auf, von wo sie später verschwanden.

### *Der spätgotische Flügelaltar in der Kippenheimer Friedhofskapelle (ehem. spätgot. Beinhaus)*

Nach Bekanntwerden des Kippenheimer Flügelaltars als wertvolles Kunstwerk („vaterländische Kunst“), etwa ab 1853, verblieb dieser Altar nur noch zwei Jahre in Kippenheim. Man plante damals, den alten Kippenheimer Gottesacker bei der Kirche einzuebnen und die kath. Friedhofskapelle (im alten großen Beinhaus) abzubrechen, um die Straße zu vergrößern. Dies gab den Anlass, über die weitere Verwendung des in der Fried-

hofskapelle stehenden spätgot. Flügelaltars nachzudenken, zumal er sich offensichtlich in einem schlechten Zustand befand. Das Beinhaus wurde im Jahre 1879 abgebrochen.<sup>33</sup>

Dekan Sauer, der kunstinteressierte evang. Pfarrer von Kippenheim, schrieb am 20.4.1853 dem Großherzogl. Konservator von Bayer, er fühle sich verpflichtet, ihm Folgendes anzuzeigen:<sup>34</sup>

„In hiesiger kathol. Kirchhofkapelle (nächst der paritätischen Kirche) befindet sich ein ausgezeichnetes aus (mittelalterlichem) im gothischen Style gehaltenem Schnitzwerk bestehender und mit einigen überaus gelungenen kleinen Figuren geschmückter Altar, der, wenn er nicht gereinigt und besser placiert wird, seinem Verderben entgegengeht.“ In einem weiteren Schreiben an den Konservator von Bayer vom 11.7.1853 erwähnte Sauer, „dass sich im kath. Pfarrhause geschnitzte Figuren befinden, welche die nächst dem fraglichen Altare an Kunstwerth noch übertreffen“.

Oberamtmann Stigler vom Bezirksamt Ettenheim schrieb am 11.7.1853 dem Großh. Altertumsverein (Auszug): „Wohldemselben erlauben wir uns aufmerksam zu machen, dass sich auf dem Gottesacker in Kippenheim eine denkwürdige Kapelle in gothischem Style (!) erbaut vorfindet, sowie auch darin alterthümliches interessantes Schnitzwerk. Auch finden sich noch auf der Bühne des Pfarrhauses alte, gut bearbeitete Statuen.“

Am 13.8.1853 teilte Dekan Sauer dem „Conservator der Kunstdenkmale, Herrn von Bayer in Baden“ mit, der kath. Stiftungsvorstand habe inzwischen bereits zwei der alten, geschnitzten Figuren „um schweres Geld durch den Lakierer Friedrich von Rothweil in unkünstlerischer Weise restaurieren lassen u. dabey der ev. Gemeinde noch die Schmach angethan, dass er beyde Bilder ohne ihr Wissen und Zustimmung auf beyden Seiten des ev. Altars aufstellen ließ, und so demselben Licht entzogen, u. den ev. Cultus verletzt hat“.

Hier zeigt sich bereits die Spannung zwischen den Konfessionen, die mit dazu beitrug, dass der Altar nicht für Kippenheim restauriert und im Chor der Kirche aufgestellt wurde, wo er hingehörte und wie es zuerst vorgesehen war.

Über das weitere Schicksal des Altares wird an anderer Stelle dieses Beitrages berichtet.

Von Interesse sind heute noch die Reisenotizen des Konservators von Bayer, der damals auch die Kippenheimer Kirche besichtigte: „auf dem Kirchhofe eine aus Haustein (!) errichtete Todtencapelle, mit einem in argem Zerfalle begriffenen altdeutsch geschnitzten Altare. – Lebensgroße Holzfiguren. Der Sockel bemalt auf Goldgrund. – In der Kirche an der Seitenwand rechts noch ein unberührtes deutsches Gemälde auf Holz den Tod der Maria darstellend. – Vielleicht ein Werk Hans Baldungs. – gut erhalten. Die Bilder der beyden Seitenaltäre ebenfalls deutschen Ursprungs, durch Restauration aber schauderhaft übertüncht und verdorben. –“

In einem Artikel des Freundes von Bayer, Rechtsanwalt von Beust, Rastatt, vom 25.12.1853, wird über die „Friedhofhalle“ in Kippenheim berichtet, „in welcher sich in der Abtheilung links ein Flügelaltar in Holzschnittarbeit mit lebensgroßen Standbildern und reicher Ornamentik aus dem Ende des 16. Jahrhunderts befindet; in Weisweil ein ähnlichere Holzschnittaltar mit ebenso herrlichen Figuren“.<sup>35</sup>

Das Erzbischöfl. Ordinariat entschied mit Erlass vom 14.7.1854, dass für die Restauration des spätgot. Flügelaltars keine Mittel aus dem kath. Kirchenfond Kippenheim verausgabt werden dürften. Es gestattete hingegen, dass der Altarschrein „zum Besten des besagten Kirchenfonds an Altertumsfreunde oder andere Liebhaber zum Verkauf ausgeben, und an den Meistbietenden versteigert werde“.<sup>36</sup>

Als Begründung wurde angegeben:

„Nachdem wir uns durch Augenschein eines kunstverständigen Mitglieds unseres Collegiums von dem Zustande fraglichen Alterthums überzeugt haben, können wir nie zugeben, dass auf die Renovation dieses alten, morschen, ganz ruinösen Altarschreins einzig und allein um der Erhaltung der in dem oberen Theil desselben angebrachten allerdings zierlichen Ornamente willen, denn sonst ist auch gar nichts der Beachtung würdiges an ihm, die Summe von 350 f oder auch eine viel geringere verwendet werde, indem wir eine solche Ausgabe zu diesem Zwecke, als eine arge um nicht zu sagen unverantwortliche Verschleuderung des Kirchenguts, bezeichnen müßten.

Der genannte Altarschrein ist eigentlich nur noch ein Bruchstück des ehemaligen Altares, es fehlen die beiden Flügel, sowie das mittlere Hauptbild und 2 der früheren 4 Nebenbilder, die zwei vorhandenen sind ohne Kunstwerth (Mauritius- und Papstfigur!), und resp. selbst häßlich, und verdienen die Erhaltung und Restauration gar nicht. Aber wenn selbst der fragliche Altarschrein in einem ganz guten u. brauchbaren Zustande sich befände u. sozusagen einer Renovation gar nicht bedürfte, so wäre es dennoch nicht zu entschuldigen, wenn der gegenwärtige Hauptaltar der Pfarrkirche zu Kippenheim, der wenn er auch mit dem Baustil des Chors nicht harmoniert, bereits noch ganz neuer Altar ist, abgebrochen würde, um diesem alten Altarschrein Platz zu machen geschweige denn unter obwaltenden Umständen und bei gegenwärtiger Beschaffenheit desselben.“

Der evang. Dekan Sauer beklagte sich in seinem Schreiben an Konservator von Bayer vom 19.8.1854 bitter über die nach seiner Ansicht falsche Entscheidung des Freiburger Erzbischofs. Aus heutiger Sicht muss man ihm zustimmen, weil dadurch der Altarschrein den Kippenheimern verloren ging.

Die Beurteilung seines Kunstwertes durch den vom Ordinariat beauftragten Geistlichen war völlig verfehlt. Sauer vermutete wohl zu Recht als Hintergrund dieser Entscheidung den damaligen Konflikt zwischen Kath.

Kirche und Bad. Staat, der sich vielleicht auch in dieser Angelegenheit auswirkte, denn die staatlichen Stellen unterstützten das Vorhaben im Sinne von Dekan Sauer. Der Altarschrein war zwar dringend reparaturbedürftig, stand aber nach der späteren Renovation noch bis zum Ende des 2. Weltkrieges in der Rosenkranzkapelle des Breisacher Münsters. Er kann sich deshalb nicht in einem so katastrophalen Zustand befunden haben wie behauptet. Durch Kriegseinwirkung und Unverstand ging der Schrein in Breisach schließlich zugrunde.<sup>37</sup>

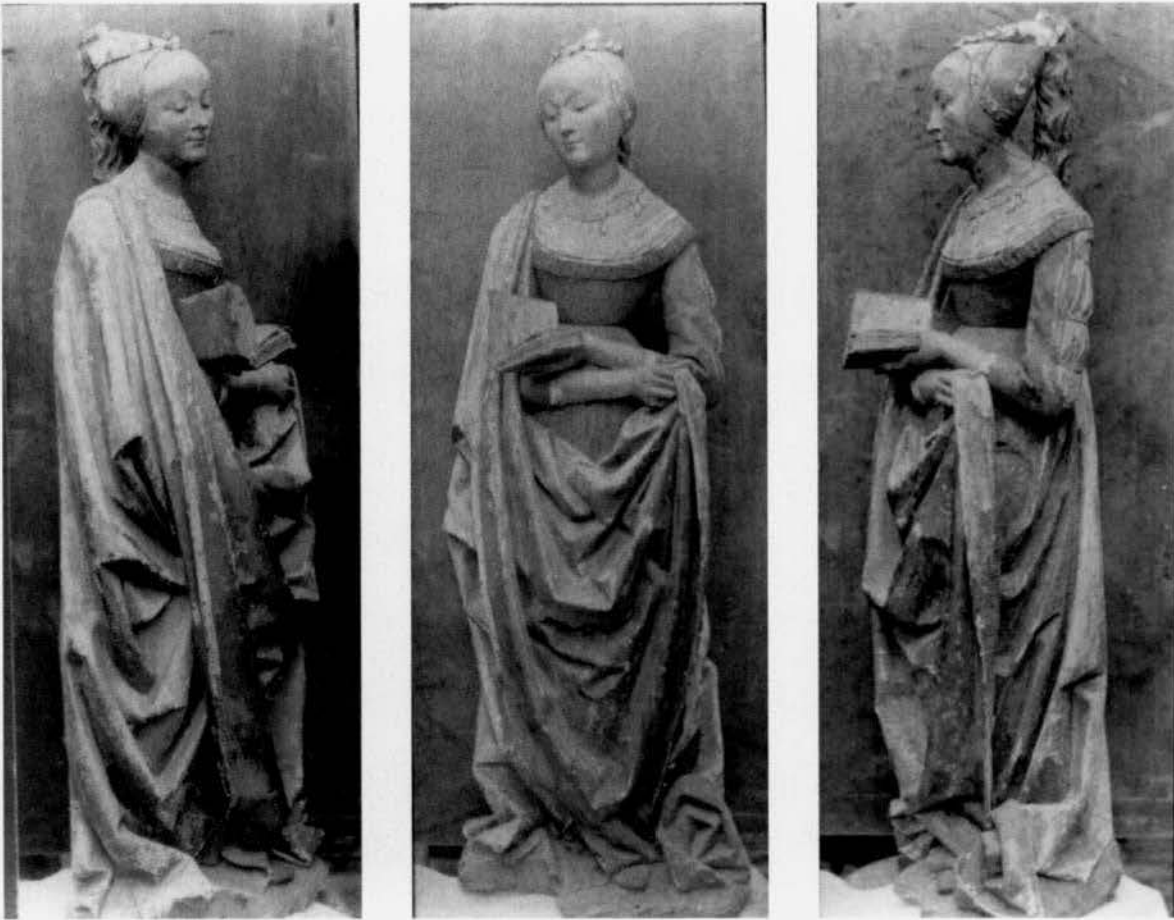
### „Heiligenbilder“

Am 9.10.1872 berichtete der Kippenheimer Pfarrer Josef Maier dem Erzbisch. Kapitels-Vikariat:<sup>38</sup> „In den oberen Dachräumen des Pfarrhauses dahier stehen mehrere Statuetten aus Holz: Kirchenheilige und Engel darstellend, mehrertheils zum Theil oder auch sehr verstümmelt, deren frühere Verwendung und ursprünglicher Standort Niemand mehr recht erinnerlich ist, wahrscheinlich waren sie früher Zierden auf Altären in der Pfarrkirche, statt welcher Altäre s.g. Marmoraltäre kamen. In unserem Urtheile über bildende Kunst nicht sicher, wollten wir darüber nicht berichten, bis wir Gelegenheit fänden, einen Kunstkenner darüber zu hören. Dieß geschah nun jüngst, indem Herr Erzb. Bauinspektor Engesser bei anderer Geschäftsvornahme hierher kam, und den wir zur Besichtigung genannter Kirchengegenstände und Urtheilsabgabe darüber einluden. Allein der geehrte Herr erklärte sämtliche Statuetten für reine Zerrbilder, die gar keinen Kunstwerth haben und hinweggeschafft werden sollten, damit sie vor möglicher Verunehrung geschützt werden. Wir fragen nun gebührend an, was wir mit diesen ehemals zu hl. Gebrauch dienenden Gegenständen anfangen sollen, wobei wir jetzt schon erklären uns erlauben, dass dieselben einer öffentlichen Versteigerung aussetzen bei der Verschiedenartigkeit der Confessionen hier wir für rein unthunlich halten. Noch mehr aber sträubt sich unser pietätischer Sinn dagegen, dass man diese Statuetten zerschlagen lassen u. wie gewöhnliches Material zum Eigennuz verbrennen soll.

Es ist möglich, dass man eine oder andere in ein frommes katholisches Haus unterbringt, deren Bewohner sie herstellen lassen u. wo sie immer noch gebührend verehrt werden mögen.“

Bistumsverweser Lothar von Kübel forderte am 17.10.1872 den Erzb. Baumeister Engesser zu einer Äußerung über die Angaben des Pfarramtes Kippenheim auf.

Engesser nahm am 7.11.1872 dazu wie folgt Stellung: „Die fraglichen Heiligenbilder (Standbilder von Holz geschnitzt) befinden sich mit anderem altem Gerümpel auf dem Speicherboden des Pfarrhauses in einem jämmerlichen Zustande, wie es bei dem Aufbewahrungsort unmittelbar unter den Dachziegeln und bei der langen Dauer, die ihr Aufenthalt dort



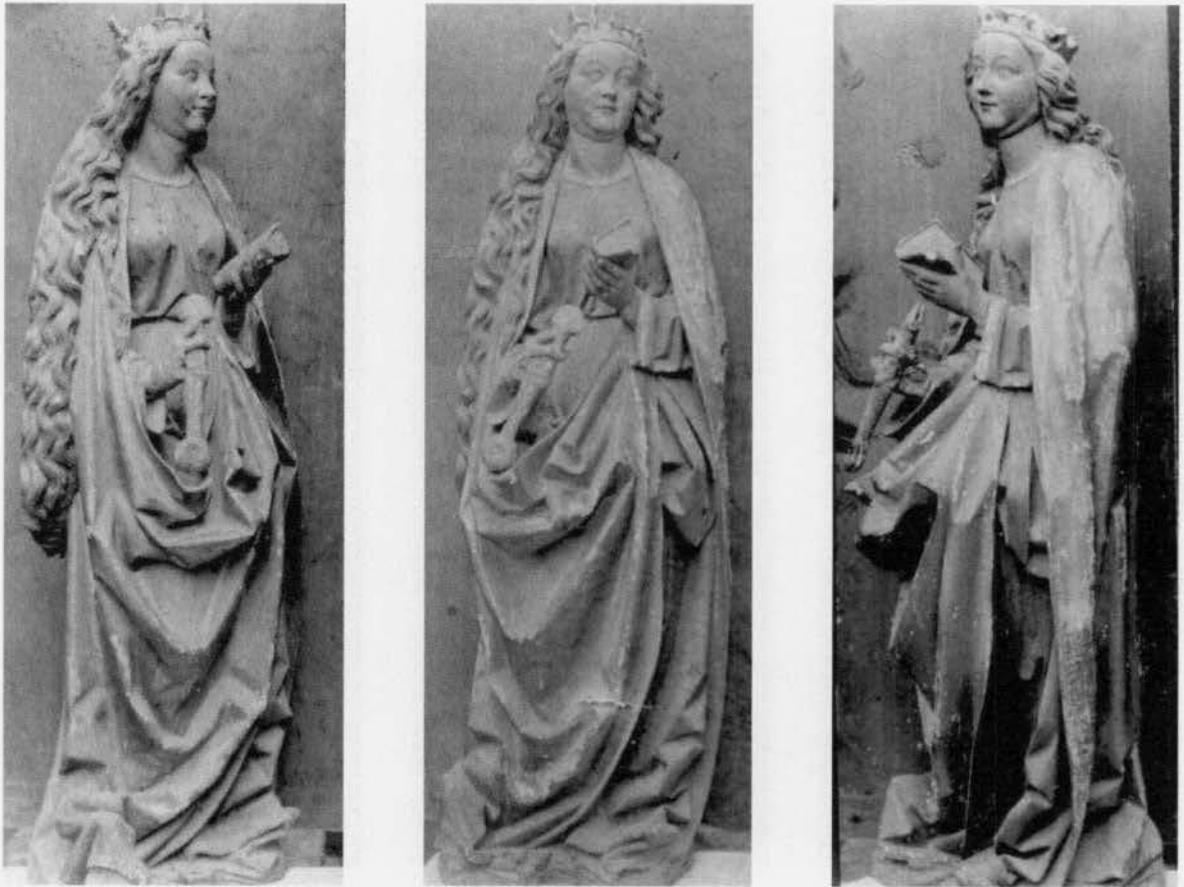
*Die Heilige Barbara*

schon wahren mag, nicht anders sein kann. Vielfältig verstümmelt und mit schwarzem Schmutz und Staub bedeckt, der die ursprüngliche Fassung kaum mehr erkennen läßt, überdies vom Wurm zerfressen und morsch sind diese Figuren der bedeutenden Kosten, welche eine Restauration derselben beanspruchen würde, nicht mehr werth, auch wenn sie in Conception und Ausführung zu den besseren Producten der Roccoco- und Zopfzeit gehörten, was aber entschieden nicht der Fall ist.

Bilder wie die in Frage stehenden sollten in keiner Weise mehr dem christlichen Volke vor Augen gestellt, sondern in geeigneter Weise vernichtet werden, um sie einer möglichen Profanation zu entziehen.“

Am 14.11.1872 fasste Bischof Lothar von Kübel den Beschluss, „dass wir mit der Entfernung der fraglichen Statuetten aus den oberen Dachräumen des dortigen Pfarrhauses ganz einverstanden sind und es dem Pfarramte überlaßen, dieselben etwa an fromme katholische Familien zu übergeben oder wenn dies nicht geschehen könnte in geeignet erscheinender Weise zu vernichten.“

Nun würde man heute gerne wissen, um welche „Statuetten“ es sich hier im Einzelnen handelte. Die noch vorhandenen großen Holzfiguren des



*Die Heilige Katharina*

hl. Sebastian sowie des hl. Erasmus waren zu diesem Zeitpunkt bereits am Chorbogen der alten Kippenheimer Kirche angebracht und gehörten somit nicht dazu. Der spätgot. Altarschrein mit der Papst- und der Mauritiusfigur sowie der kleineren Kreuzigungsgruppe befanden sich schon im Jahre 1855 in Karlsruhe, was ein Kostenvoranschlag des Bildhauers Markus Weber vom 6.8.1855 zur Restaurierung dieser Gegenstände belegt. In einem Schreiben des Kippenheimer Pfarrers Andreas Lorenz vom 21.4.1910 an den Kathol. Oberstiftungsrat ist zu lesen, dass sich unter den „Statuetten“ aus den oberen Dachräumen des Pfarrhauses auch die beiden spätgot. Figuren der hl. Barbara und der hl. Katharina befanden. Pfarrer Lorenz berichtete hier über das Verschwinden dieser Figuren im Jahre 1902 (oder 1903) und die Vorgeschichte.<sup>39</sup>

Damit ist bewiesen, dass diese beiden weiblichen Heiligenfiguren 1853 nicht in der Friedhofskapelle standen und deshalb vom damaligen Verkaufshandel ausgeschlossen blieben. Entweder wusste man nicht, dass sie zum spätgot. Flügelaltar gehörten oder sie waren auf dem Speicher vergessen worden. Seltsamerweise wurde damals auch die spätgot. Maria als Hauptfigur des Schreins nicht erwähnt.



Bauinspektor Engesser gab über die „Statuetten“ ein vernichtendes Urteil ab. Da er den Barockstil grundsätzlich ablehnte, was durch seine gehässigen Bemerkungen über barocke Kunstwerke anderweitig belegt ist, müsste man annehmen, dass es sich bei den „Statuetten“ vom Speicher um barocke Werke handelte. Umso merkwürdiger und unverständlicher erscheint sein Urteil im Hinblick darauf, dass sich darunter auch sehr schöne spätgot. Figuren befanden. Lukas Engesser, ein Schüler des Architekten Heinrich Hübsch, war ein Verehrer des sog. altchristlichen (neuromanischen) Stiles seines Lehrers.<sup>40</sup>

Es bleibt festzuhalten, dass bei der Räumaktion im alten Kippenheimer Pfarrhaus sehr wahrscheinlich viel Schnitzwerk vernichtet wurde. Es waren vor allem Schmuckteile der alten Barockaltäre (Engel?), die bei diesem Anlass verschwanden.

Vermutlich blieb davon nur die große barocke Mauritiusfigur erhalten, da sie den Kirchenpatron darstellt.

### *Der Kippenheimer Altar*

Mit freundlicher Genehmigung von H. Kewitz wird hier sein Aufsatz aus dem Buch: „Ettenheim, Geschichte einer Stadt in ihrer Landschaft“ (1978) wieder veröffentlicht. H. Kewitz schildert die Geschichte des Altares und beschreibt Figuren und Bilder. Der Aufsatz wurde um die inzwischen gefundenen beiden Frauenfiguren (die hll. Barbara und Katharina) kurz ergänzt:

*„Am Ende des 15. Jahrhunderts wurde die Mauritiuskirche in Kippenheim umgebaut und erweitert. Es entstanden ein neues Langhaus und der schöne spätgotische Ostchor mit dem Altarraum. Am nördlichen Seitenportal weist die Jahreszahl 1501 auf diese Bauzeit hin. 1413 hatten die Geroldsecker zusammen mit dem hohen Stift, dem Domkapitel in Straßburg die bisherigen Zehntherren der Kippenheimer Pfarrei abgefunden und die Einkünfte des großen Kirchspiels auf sich aufgeteilt. In den Steuerlisten des Bistums von 1454 und 1464 ist als Kirchherr nur noch der Hohe Chor zu Straßburg genannt. Er dürfte etwas später den Erweiterungsbau in Auftrag gegeben haben und dazu in den blühenden Kunstwerkstätten der Metropole eine Inneneinrichtung: ansehnlich, ja stattlich im Geschmack aber nicht allzu modern, eher konservativ.*

*Das Kernstück war ein großer Altar im neuen Chor. Dass es ihn gegeben hat, hat man immer vermutet; er galt aber als verschollen, als in der Zeit der Reformation und der Kippenheimer Simultankirche (seit 1605) verlorengegangen.*

*Die Karlsruher Ausstellung „Spätgotik am Oberrhein“ gab 1970 den Anstoß, sich erneut um ihn zu bemühen.*



*Spätgotischer Flügelaltar – heutiger Stand der Rekonstruktion  
(Foto: Dr. Jörg Sieger, Bruchsal)*

*Frau Dr. Eva Zimmermann vom Badischen Landesmuseum hat 1972 den überzeugenden Versuch einer Rekonstruktion veröffentlicht. Es zeigte sich, dass wesentliche Stücke noch vorhanden sind und der ganze Altar noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts in Kippenheim beisammen war. Die noch heute hier aufbewahrten Bildtafeln der Schongauer-Nachfolge waren die Altarflügel, im geschnitzten Schrein standen in der Mitte die Kippenheimer Madonna und neben ihr der Kirchenpatron Mauritius und ein hl. Papst. Die beiden Figuren befinden sich heute in Breisach. Bis zum Krieg waren sie in einem gotischen Schrein in der Rosenkranz-Kapelle des Breisacher Münsters. Eben dieser Schrein, er ging leider damals verloren, war, wie wir erst jetzt wissen, der Schrein des Kippenheimer Altares.*

*„Gleich modernen Adoptiv-Eltern sind die Breisacher nie über die wahre Herkunft des ihnen anvertrauten Gutes aufgeklärt worden“ (Eva Zimmermann).*

*Er hat lange Zeit im Kippenheimer Beinhaus (1879 abgebrochen) gestanden, ehe er 1858 nach Breisach kam. Für die Jahre vorher verzeichnen die Akten eine rege Betriebsamkeit der Staats- und Kirchenbehörden. Das Kunstwerk hatte eine kleine Odyssee durchzumachen. 1821 ist erstmals von ihm die Rede: ein „unbenutzter“, „ganz vermoderter“ Altar stehe im Beinhaus, nach Meinung des katholischen Pfarrers gut geeignet für das Freiburger Münster, die Kathedrale des neuen Erzbistums. Aber die Kippenheimer verhinderten den Abtransport, die Freiburger Fuhrleute mussten umkehren. 1853 plante man eine Restaurierung; dabei hören wir, dass zum Altar zwei männliche Figuren, ein Papst und ein „Ritter Georg“, sowie eine Kreuzigungsgruppe gehören. Der erneuerte Altar sollte als Hochaltar wieder in die Kirche kommen. Das Erzbischöfliche Ordinariat war dagegen und für eine Versteigerung. Diese fand am 21.8.1854 statt; seine Königliche Hoheit, der Regent (der spätere Großherzog Friedrich I.) er-*

stand den Schrein durch einen Mittelsmann, den evangelischen Dekan Sauer, für 50 Gulden. Auf der Fahrt nach Karlsruhe (Juni 1855) litt er sehr im Regen; der Regent mochte aber vorerst nichts mehr für die nötige Wiederherstellung anlegen.

Nun kam Breisach ins Spiel. Der Großherzogliche Conservator August von Bayer schlug der Münsterpfarrei unseren Altar vor, der Regent würde ihn zur Verfügung stellen gegen die Auflage, ihn zu restaurieren. In Breisach willigte man freudig ein, merkte aber schnell, dass eine gründliche Erneuerung, zumal mit den geplanten Ergänzungen im damals beliebten neugotischen Stil, bei weitem zu kostspielig werden würde. So führte man nur einzelnes aus, faßte die Figuren neu, auch den Schrein. Die Hauptfigur des Altars, die große Kippenheimer Muttergottes, damals im Pfarrhaus, wird in diesem Handel nicht erwähnt. Außer dem Mauritius und dem Papst haben im Schrein noch zwei weitere Figuren, eine hl. Katharina und eine hl. Barbara gestanden. Auch sie sind nicht nach Breisach mitgekommen. Sie gerieten in Kippenheimer Privatbesitz und in den Kunsthandel (siehe Ergänzung hier am Schluß).

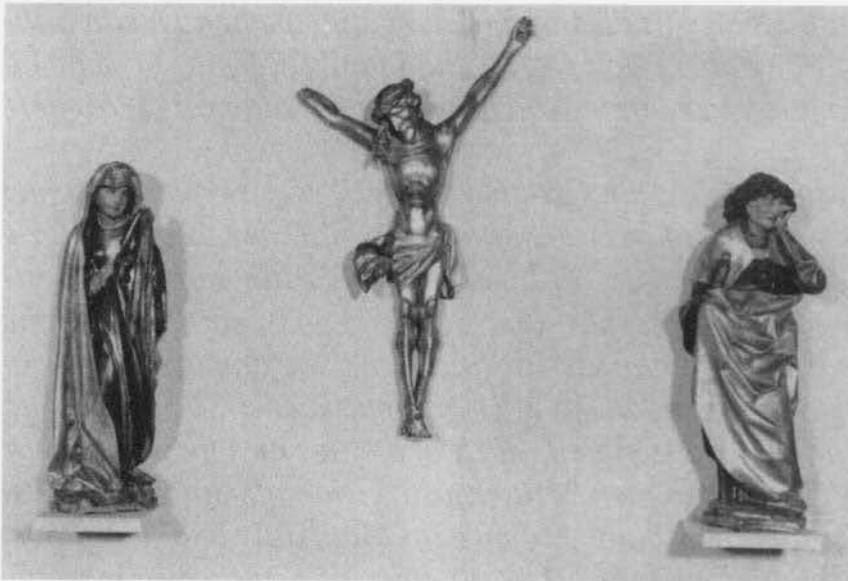
Der Altar füllte den Chorraum der Kirche (lichte Weite 6,67 m) nahezu aus. Er maß bei aufgeklappten Flügeln 5,52 in der Breite, der Schrein allein 2,76 m. Ohne Predella war der Mittelschrein 2,85 m hoch. War der Altar geschlossen, etwa im Advent, sah man auf die Bilder der Verkündigung und der Heimsuchung. Der geöffnete Altar bot dann zu Weihnachten den festlichen Anblick eines dreigeteilten Schreins mit fünf Figuren, die schöne Madonna auf der Mondsichel in der Mitte, mit seinem Maßwerk und reich geschnitztem Laubwerk in den Nischenbögen, mit der Farbenpracht der Tafeln, nun der Geburt Christi und der Anbetung der Könige.

Im Gesprenge oberhalb des Schreins war noch eine Beweinungsgruppe, wohl aus derselben Werkstatt, wenn auch von anderer Hand: drei Figuren eines Gekreuzigten, einer Maria und eines Johannes. Sie befinden sich ebenfalls im Breisacher Münster.

### Die Figuren

Die Papstfigur ist nicht sicher bestimmt, da das genaue Kennzeichen fehlt, vielleicht abhanden gekommen ist (der Stab wurde 1855 ergänzt). Wir wissen auch nicht, ob in Kippenheim ein hl. Papst, etwa der hl. Gregor oder der hl. Urban, besonders verehrt worden ist. (Das Buch könnte auf einen Kirchenlehrer wie den hl. Gregor hinweisen). – Die Zeit hatte ein großes Interesse an Gesichtern. Älteren Heiligen gab man gerne das hagere, abgezehrte Antlitz des Asketen, aber ebensogern auch das vollrunde, weltbejahende Gesicht des Pyknikers, wie hier in Kippenheim.

Als man die Figur des Ritters noch nicht mit der alten Mauritius-Pfarrei Kippenheim in Verbindung brachte, hat man in ihm einen Georg oder auch



*Kreuzigungsgruppe,  
Straßburg,  
um 1500, Münster  
St. Stephan,  
Breisach  
(Foto:  
Hildegard Weber,  
Augustinermuseum,  
Freiburg i. Brsg.)*

*den sel. Markgrafen Bernhard von Baden gesehen. Es ist aber sicher ein hl. Mauritius, zu dem auch der viergeteilte Schild mit dem Reichsadler gehört. Künstlerisch ist die Figur mit dem eleganten, eigentümlich scharfkantigen Faltenwurf und der präziösen Beinstellung von dem Georg des Nördlinger Hochaltars abhängig.*

*Die anderthalb Meter hohe Kippenheimer Madonna ist wie die anderen Figuren aus Lindenholz geschnitzt und an der Rückseite ausgehöhlt. Was am ganzen Altar zu bemerken ist, gilt auch hier: die Gesamtauffassung weist zurück auf eine frühere Zeit. Die Anschauungen einer älteren Generation werden angesprochen. Die hochgotische Prächtigkeit einer repräsentativen Madonna wird angestrebt, im Gewand und seinen großen Bäuschen, auf denen das Kind ruht, im Fall des Haars; nur die Tracht, das viereckig ausgeschnittene Mieder, ist die um 1500.*

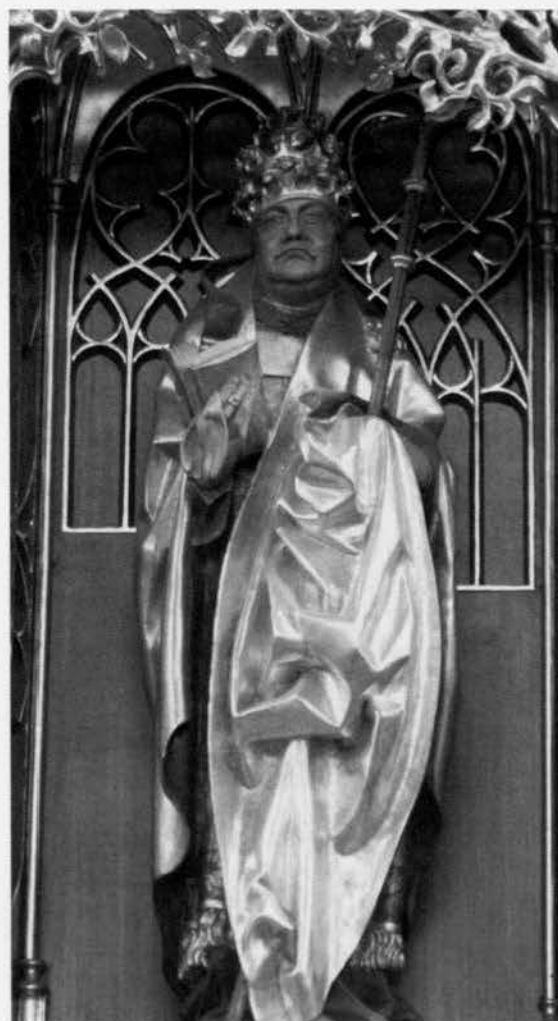
*Noch einmal scheint alles umfasst, das ganze Menschliche ausgeschritten, wie in der gotischen Vollendung: da ist die vornehme junge oberrheinische Bürgersfrau, noch in Berührung mit dem bäuerlichen Grund und doch auch in der Sphäre der Heiligkeit: zugleich bezwingende Lebendigkeit und Hoheit und Fülle und Gnade.*

### *Die Altartafeln*

*Die neue katholische Pfarrkirche bewahrt seit 1962 den Flügel mit der Verkündigung und der Geburt Christi. Der andere Flügel, die (teilweise zerstörte) Heimsuchung und die Anbetung der Könige, blieb in der alten Kirche. Auf dem Dreikönigsbild las man früher eine Signatur „J. S. Sch.“; bei der Reinigung der Tafeln 1963 wurde festgestellt, dass es sich um eine*



*Kippenheim – spätgotische Mauritiusfigur (Kopie) (Foto: Dr. Jörg Sieger, Bruchsal)*



*Kippenheim – spätgotische Papstfigur (Kopie) (Foto: Dr. Jörg Sieger, Bruchsal)*

spätere Zutat handelt, um die Initialen eines Restaurators aus dem Jahre 1832, des Malers Johannes Stanislaus Schaffroth (nach Pfarrer Renner).

Schongauer war um 1500 seit 10 Jahren tot. Es kann gut sein, dass die Auftraggeber ausdrücklich ein Werk in seinem Stil gewünscht haben, und ein Schüler hat es ihnen geliefert. Bei aller liebenswerten frommen Schönheit bleiben die Bilder doch deutlich hinter der Kraft, der emaillehaft-magischen Präzision des Meisters zurück. Ihr Geist ist sanfter schongauer-scher Nachklang. Ohne sein Werk sind sie nicht denkbar; das meiste ist ihm entlehnt. Schongauer hat sich niemals kopiert; dass er sich nicht wiederholt, ist das Kennzeichen seiner einzigartigen Begabung.

Die Kippenheimer Anbetung der Könige stellt sich dagegen heraus als eine spiegelverkehrte Wiederholung des Schongauer-Stichs zum Thema, mit Zusätzen und Variationen: der Kopf des Joseph ist der des Antonius



*Kippenheim – Geburt Christ (Original) (Foto: Dr. Jörg Sieger, Bruchsal)*



*Kippenheim – Anbetung der Könige (Kopie) (Foto: Dr. Jörg Sieger, Bruchsal)*

*vom Orliac-Altar, Ochs und Esel kommen vom Geburt Christi-Stich her. Ähnliche Übernahmen, ja Kopien aus dem graphischen Werk, spiegelverkehrte Übernahmen auch von Einzelheiten wie den Eselskopf und der Traglampe mit der Kerze im Geburtsbild, finden sich bei den anderen Tafeln.*

*Immer aber ergibt sich eine neue, eindrucksvolle Gesamtwirkung. Viel davon beruht auf der Farbe, auf den wunderbar abgestimmten Klängen von Gold und Braun, Rot und Grün und silbernem Weiß.*

*Die Vögel in Dach und Gebälk, in der Anbetung und der Geburt Christi, hat der Meister hinzugefügt: Meisen, Distelfinken, ein Neuntöter: fröhliche Gesellen, Sinnbilder der durch Christus wieder geheilten Welt.*

*In der Menschwerdung des Wortes, die alle Bilder behandeln, beginnt ja die Erlösung, erneuert sich das Paradies.“*

Ergänzung von Dieter Weis:

Im Jahre 1984 gelang es dem Verfasser dieses Beitrages, alte Fotos der beiden verschwundenen Frauenfiguren des Altares, nämlich der hll. Barbara und Katharina, im Nachlass des Fidel Henselmann, der diese Statuen in Kippenheim 1903 oder 1904 gekauft hatte, zu finden.



*Kippenheimer Spätgotischer Flügelaltar – Mittelteil.*

*Fotomontage aus dem Jahre 1990 mit Originalfiguren und Originalschrein (Aufnahme Landesdenkmalamt Baden-Württemberg Stuttgart Nr. 23599, Reprö 4/91)*

*Alter Schrein (zuletzt im Breisacher Münster), Heiliger Mauritius und Papst (heute in Breisach), Heilige Barbara (heute in „The Cloisters“, New York), Heilige Katharina (heute im Historischen Museum, Basel), Muttergottes (kath. Kirche, Kippenheim)*

Dr. Eva Zimmermann erkannte sogleich, dass es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um die verschwundenen Frauenfiguren handelte.<sup>41</sup>

Sie erinnerte sich, früher die hl. Barbara im New-Yorker Metropolitan Museum „The Cloisters“ gesehen zu haben, wo sich diese Figur heute noch befindet. Im Jahre 1988 fand sich die letzte noch fehlende Figur der hl. Katharina im „Historischen Museum“ in Basel.<sup>42</sup> Durch diese glück-

lichen Umstände sind nun alle großen Figuren des Kippenheimer Altares wieder bekannt.

Die Kunsthistorikerin Dr. Eva Zimmermann hat sich um die wissenschaftliche Erforschung des Altares große Verdienste erworben. Schon im Jahre 1972 berichtete sie über ihre Forschungsergebnisse, wonach der spätgot. Altar in der Rosenkranzkapelle des Breisacher Münsters aus dem früheren Kippenheimer Beinhaus stammte, und versuchte eine Rekonstruktion des Altares.<sup>43</sup>

Über den neuesten Stand der Forschung berichtete sie im Jahre 1990 mit einer neuen fotografischen Rekonstruktion des Kippenheimer Hochaltarschreines, in dem nun sämtl. fünf großen Altarfiguren stehen.<sup>44</sup> Sie begründete ihre Auffassung über die Zusammengehörigkeit und die Standplätze der Figuren überzeugend. Hier werden auch die neu aufgefundenen Frauenfiguren (die hll. Barbara und Katharina) beschrieben. Ihre Darstellung ist für die Rekonstruktion des Altares in der neuen Kippenheimer Kirche von großer Bedeutung.

### *Kunstwerke in der neuen St. Mauritiuskirche*

Zum Abschluss folgt nun ein Bericht über die in der neuen St. Mauritiuskirche vorhandenen Ausstattungstücke, wobei auf eine genaue Beschreibung der einzelnen Kunstwerke weitgehend verzichtet werden muss. Wenn nicht anders angegeben, stammen die Gegenstände aus der alten Kirche.

### **Kirchenschiff**

a) linke Seite (in Richtung Hochaltar):

Neun barocke Büsten von Heiligen, darunter die Patrone der sieben Zünfte



*St. Crispin*



*St. Stephanus*



*St. Andreas*





*St. Theobaldus*



*St. Nikolaus*



*St. Eligius*



*St. Nepomuk*  
*(kein Zunftheiliger)*



*St. Urbanus*  
*(kein Zunftheiliger)*



*St. Petrus*

*(zum Teil angeblich aus den Jahren um 1730 oder um 1760, Meister unbekannt)*

b) rechte Seite:

14 Kreuzwegstationen, in Lindenholz geschnitzt (Reliefs). Der Kreuzweg wurde von der Firma C. Ludwig, München, geliefert (Modell M) und zum Kirchweihfest am 17.10.1965 eingeweiht. Er wurde von einem oberbayerischen Holzbildhauer namens Kreuz geschaffen.<sup>45</sup>

An der Wand über dem Beichtstuhl ein Altargemälde „Maria Himmelfahrt“ (18. Jahrh.) vom barocken Hochalter der alten Kirche. Nach Ansicht des Restaurators Philipp Herrmann, Karlsruhe, „wohl unter italienischem Einfluß“. Größe 2,68 × 1,65 m (Rahmen neu).<sup>46</sup>



*Josef mit dem Jesusknaben von Bruno Fleck  
(Foto: Dr. Jörg Sieger, Bruchsal)*



*Muttergottes mit dem Kind (1888)  
(Foto: Dr. Jörg Sieger, Bruchsal)*

#### Seitenaltäre:

a) linker Seitenaltar: Auf dem Altar steht eine geschnitzte Figurengruppe „Josef mit dem Jesusknaben“ (in natürlicher Größe) von Bildhauer Bruno Fleck, Tauberbischofsheim, aus dem Jahre 1947.<sup>47</sup>

b) rechter Seitenaltar: Hier steht eine geschnitzte Muttergottes mit Kind (im „Nazarenerstil“). Die Muttergottesfigur wurde wie die Pieta in der Sakramentskapelle im Jahre 1888 für die Skapulierbruderschaft gestiftet.<sup>48</sup>

#### Hochaltar:

Für die neue Kirche angefertigter großer Altartisch aus südfranzösischem Marmor, dahinter Rekonstruktion des spätgot. Kippenheimer Flügelaltars (unvollendet) und an der Chorwand das große spätgot. Kreuz aus der alten Kirche.



*Spätgotische Kippenheimer Madonna  
(Original) (Foto: Dr. Jörg Sieger, Bruchsal)*

#### Altarschrein:

In der Mitte die originale Kippenheimer Madonna, neben ihr Kopien der Breisacher Originalfiguren: links hl. Mauritius, rechts hl. Papst. Der originale linke Flügel zeigt „Christi Geburt“ und der rechte Flügel „Anbetung der Könige“ als Kopie des Originals in der evang. Kirche.

Unter der Empore stehen links der barocke hl. Erasmus, rechts der spätgot. hl. Sebastian.

#### *Zur Rekonstruktion des Flügelaltares*

Anfang des Jahres 1984 beschloss der kath. Pfarrgemeinderat Kippenheim, dass der „Kippenheimer Altar“ rekonstruiert werden solle. Mit der Ausführung wurde die Fa. Alfred Panowsky in Gernsbach beauftragt. Am



*Herz-Jesu-Statue von Bruno Fleck (Foto: Dr. Jörg Sieger, Bruchsal)*



*Pieta von Franz Simmler (1888) in der Sakramentskapelle der neuen Kirche (Original) (Foto: Dr. Jörg Sieger, Bruchsal)*

9.12.1984 konnte Weihbischof Karl Gnädinger den rekonstruierten, noch unvollendeten Hochaltar einweihen. Die für die erste Baustufe entstandenen Kosten waren zu diesem Zeitpunkt voll aufgebracht. Es ist vorgesehen, die Arbeiten zur Vollendung des Altarwerkes entsprechend den Finanzierungsmöglichkeiten fortzusetzen.

### *Sakramentskapelle*

In der Sakramentskapelle links neben dem Chorraum befindet sich die Pietà aus der alten Kirche. Sie wurde im Jahre 1888 der Skapulierbruderschaft gestiftet. Möglicherweise stammt sie aus der Werkstatt Franz Simmler, Offenburg, der im Jahre 1885 den neugotischen Hochaltar für die alte Kirche lieferte. An der Altarwand hängt ein Holzkreuz in barockem Stil.

Auf dem Altar steht ein moderner Tabernakel (Stiftung vom Jahre 1963). Entwurf und Ausführung stammen von Schwester Astrid vom Kloster der Franziskanerinnen vom göttl. Kinde Jesu in Würzburg-Oberzell. Der Tabernakel fasst in Zellemaille die Farben der Chorfenster zusammen und bildet so einen kostbaren Schrein des Allerheiligsten.<sup>49</sup>

In der Sakramentskapelle ist auch eine barocke Figur des auferstandenen Christus zu sehen, und im Vorraum steht derzeit eine große Herz-Jesu-Statue von Bildhauer Bruno Fleck.



*Osterleuchter von Karl Kolb  
(Foto: Dr. Jörg Sieger, Bruchsal)*



*„Abendmahl“, Ölgemälde*

### *Taufkapelle*

In der Taufkapelle rechts neben dem Haupteingang befinden sich außer dem Taufbecken mit Bronzeständer (für die neue Kirche erworben) der Osterleuchter, eine Arbeit des Akad. Bildhauers Karl Kolb, Tauberbischofsheim, später in Wiesbaden.<sup>50</sup>

Der „Osterleuchter“ besteht aus einer ausgehöhlten Holzsäule, verziert mit einem Reliefbild des auferstandenen Christus, und trägt folgende Inschrift: „Zum Gedächtnis der im zweiten Weltkrieg 1939–45 gefallenen Angehörigen der Pfarrgemeinde Kippenheim.“

In der Taufkapelle steht zeitweise eine Holzfigur des hl. Bruders Konrad von Parzham (Altötting).

### *Orgel und Sängerempore*

Am Aufgang der Empore steht die große, barocke Holzfigur des Kirchenpatrons St. Mauritius.

**Linke Emporeseite:** barockes Ölgemälde „Abendmahl“, Größe 1,56 × 1,21 m (unbekannter Meister um 1730?), Geschenk des Kippenheimer Pfarrers Sartori. Aufschrift: Ex dono Francs. Jos. Sartori – Archipres. Parochi i. Kippenh.



*Spätgot. Altarflügel  
„Tod und Himmelfahrt  
Mariens“*

**Rechte Emporeenseite:** zwei spätgotische Altarflügel. Nach den Angaben in „Kunstdenkmäler Baden“ (Freiburg Land, 1904) sind die beiden Altarflügel Reste eines wahrscheinlich nie vollendeten Flügelaltars. Sie stellen den Tod und die Himmelfahrt Mariens dar: „namentlich die Himmelfahrt Mariae etwas ungenau in der bisweilen plumpen Zeichnung. Anklänge an die Renaissance finden sich vielfach, so in den aufgerollten Bettvorhängen, in den am Boden stehenden Leuchter und in der Architektur auf dem Bild des Todes der Maria. Im Bilde der Himmelfahrt Mariae ist der Himmel, in dem die Mutter Gottes auf Wolken, umgeben von musizierenden Engeln, emporschwebt, in natürlichen Farben gemalt. Der Hintergrund zeigt eine offene Landschaft, rechts eine Burg auf steilem Felsenberge, an dessen Fuß eine Stadt am Ufer des sich nach links ausbreitenden Meeres liegt. Die Rückseite dieser Bilder blieb unvollendet; nur der gemusterte Goldgrund ist fertig geworden, das Masswerk in den Ecken untergründiert und Platz für je zwei Figuren ausgespart, deren Nimben schon theilweise angedeutet sind. Was dargestellt werden sollte, kann nicht erkannt werden, ebensowenig wie über den Namen des Meisters und die Entstehungszeit der Bilder sich irgend eine Angabe findet (Höhe der Bilder  $1,31 \times 0,51$  m, Breite  $0,43 \times 0,33$  m).“ Die Entstehungszeit wird in den Kunstdenkmälern auf die Zeit um 1520 bis 1530 geschätzt.



Spätgot. Altarflügel „Tod Mariens“



Spätgot. Altarflügel  
„Himmelfahrt Mariens“

Über die Herkunft der beiden „Altarflügel“ ließ sich bisher leider nichts Genaues feststellen. Sind sie Teil eines früheren Kippenheimer Flügelaltars oder stammen sie von einem fremden Altar? Obwohl sich in Akten und Rechnungen einige Angaben finden, bleiben viele Fragen offen.

Das Bezirksamt Ettenheim schrieb im Jahre 1852 der Regierung des Oberrheinkreises in Freiburg wegen der Restaurierung eines großen Gemäldes zum Preis von 54 fl.<sup>51</sup> „Großherzoglicher Regierung legen wir die Berichte des Stiftungsvorstandes vor, und erlauben uns folgende Bemerkung: Schon im Jahre 1846 wurde fragliches Bild restauriert und geschah die Besorgung durch den Domcusdos (Domkustos) Meisburger in Freiburg, in dessen Besitz fragliches Bild auf den Hauptaltar der Kirche zu Kippenheim sich noch befindet. Es ist auffallend, dass dieser Gegenstand,

wie geschehen, hingehalten, und keine Ermächtigung zur Herstellung erwirkt worden. Unter den obwaltenden Verhältnissen bitten wir die beantragte Dekretur (Anordnung) zu verfügen.“ Mit Beschluss vom 29.9.1852 wurde daraufhin die „Restaurierung und Fassung zweier auf den Hauptaltar der dortigen Kirche bestimmten Bilder“ genehmigt. Da die erwähnten Berichte des Kippenheimer Stiftungsvorstandes und weitere Schriftstücke in dieser Sache in den bekannten Akten fehlen, mussten noch die Kippenheimer Kirchenfondsrechnungen eingesehen werden. Nach der Rechnung 1851/1853 (Beilagen 84–86) wurden an verschiedene Freiburger Künstler folgende Zahlungen geleistet:

- a) Bildhauer Franz Glaenz für einen Bilderrahmen 21 fl 36 xr (Kostenüberschlag und Rechnung vom 24.5.1846). Im Kostenüberschlag schreibt Glaenz: „Zu einem altdeutschen Gemälde sollte eine diesem Style entsprechende Rahme angefertigt werden, wozu dieses Gemälde zuerst zusammengeleimt, und von den geschnitzten Bilder losgemacht werden mus.“ (!)
- b) Maler Hauser und Sohn für Glanz- und Mattvergolden eines 4-zölligen Hohlkehllrahmens zu einem Ölgemälde 28 Gulden (Rechnung vom 29.7.1846).
- c) Malerin Kreszentia Stadler „für Restauration zweyer (!) alter Gemälde in einer Rame für die kathol. Kirche in Kippenheim den kleinen Betrag von 5 f 24“ (Rechnung vom 19.1.1852).

Aus der Rechnung der Malerin Stadler ergibt sich eindeutig, dass es sich um zwei Bilder in einem Rahmen handelte (ein Bild). Ob dies mit der beabsichtigten Verwendung als Hochaltarbild zusammenhing? Aus unbekanntem Gründen wurde es aber nicht als Altarbild verwendet, sondern an der südlichen Wand des Kirchenschiffes befestigt. Schlossermeister Hoch gab in seiner Rechnung vom 26.12.1852 an: in der Kirche an der rechten Seite Bildertafel aufgemacht mit zwei Globen in Stein und zwei Haken zum Anhängen.<sup>52</sup> Ein altes Foto zeigt die „Bildertafel“ an der angegebenen Stelle. Der breite, neugot. Rahmen von Glaenz ist gut zu erkennen. In der Mitte verlief ein senkrechter, schmaler Stab, der die Bilder trennte. Bei der späteren Wiederverwendung der Bilder in der neuen Kirche wurden sie restauriert, neu gerahmt und an den heutigen Platz gehängt.

Die oben genannten Rechnungsbeträge hatte zunächst Domkustos Meisburger (Meißburger) bezahlt. Am 2.9.1852 erhielt er das Geld vom Kippenheimer Stiftungsvorstand erstattet. Warum so verfahren wurde, ist nicht bekannt. Vielleicht war die Münsterfabrik (Münsterfond) Eigentümer des Altars mit den zugehörigen bemalten Flügeln. Über deren Ankauf ließ sich aber in den Kippenheimer Rechnungen nichts feststellen (Geschenk?). Nur die Kosten für die Abholung und den Transport der restaurierten Altarflügel von Freiburg nach Kippenheim sind in den Rechnungen enthalten.<sup>53</sup>





*Madonna in der Kapelle  
„Maria Frieden“ (ohne Stoffkleid)*



*St. Blasius-Kapelle Kippenheimweiler  
(nach 1918) (Fotoarchiv des Erz.  
Bauamtes, Freiburg)*

Der angesehene Domkustos Johann Michael Meißburger (1782–1854) amtierte auch als Münsterfabrikprokurator. Beispielsweise erhielt er im Jahre 1827 den Auftrag, Paramente und Kirchenggeräte in Konstanz sowie Gerätschaften des Meersburger Seminars auszuwählen und diese nach Freiburg zu senden.<sup>54</sup> Es wäre denkbar, dass er auch mit Altären zu tun hatte, die verlagert wurden. Nach den obigen Äußerungen des Freiburger Bildhauers Glaenz waren die Kippenheimer Flügel ursprünglich an einem Altarmittelteil mit geschnitzten Bildern angebracht!

### Pfarrhaus

Im Pfarrhaus hängt das kleine barocke Gemälde „Maria Himmelfahrt“ (Künstler unbekannt). Es ist wie das Abendmahlsbild auf der Orgelempore ein Geschenk des Erzpriesters (Dekans) und Kippenheimer Pfarrers Franz Josef Sartori. Aufschrift: Ex dono Franc. Jos. Sartori Archipres. Parochi i. Kippenh.: 1763(?)

## Kapelle Maria Frieden

An dieser Stelle nur ein kurzer Hinweis: In der genannten Kapelle steht eine schöne, bekleidete Marienfigur in barockem Stil aus der alten Kippenheimer Kirche. Für sie sind zwei grün/gelbe barocke Kleider vorhanden. Außerdem befindet sich in der Kapelle noch eine kleine Holzfigur „Christus auf der Rast“ (um 1500). Eine größere, ältere Holzfigur „Christus auf der Rast“ (ca. 1280–1300) steht in der St. Blasius-Kapelle Kippenheimweiler.

## *St. Blasius-Kapelle Kippenheimweiler*

Auch die St. Blasius-Kapelle Kippenheimweiler muss hier noch erwähnt werden, da man im Jahre 1853 einen kleinen Seitenaltar aus der Pfarrkirche Kippenheim in die St. Blasius-Kapelle überführte, wie jetzt festgestellt werden konnte.<sup>55</sup>

Der Stiftungsvorstand von Kippenheimweiler zu Kippenheim schrieb am 2.1.1853 dem Bezirksamt Ettenheim: „Wie Wohldasselbe bei vorgenommener Besichtigung der Blasiuskapelle zu Kippenheimweiler bei Gelegenheit des letzten Rügegerichtes selbst bemerkt haben, ist die Ersetzung des Altares in genannter Kapelle, welcher dem Einsturze nahesteht, durch einen neuen äußerst notwendig, da jeder Kreuzer an denselben verwendet, als weggeworfen zu betrachten wäre. Wir legen deshalb auf Wohldesselben Aufforderung vom 4ten Dez. l. J. beigeschlossenen Überschlag über die Kosten der Neufassung des früheren Seitenaltares in hiesiger Pfarrkirche (Kippenheim!), gehorsamst mit der Bitte vor, solchen durch Gr. Bauinspektion zu Offenburg zur Prüfung gefälligst vorlegen und uns ermächtigen zu wollen, fraglichen Altar sogleich in Arbeit geben zu dürfen, damit wir denselben bis zum nächsten Kirchenfeste, das etwa in 5 Wochen eintrifft, noch hergestellt erhalten (...)“

Das Bezirksamt Ettenheim berichtete am 10.1.1853 der Kreisregierung in Freiburg u.a.: „Wir haben in dem Tagebuch von Kippenheimweiler in Folge der Ortsbereisungen niedergelegt, dass der Altar in fraglicher Kapelle gänzlich ruiniert sei, und dem Einsturz drohe, und haben deshalb den Stiftungsvorstand zur sachgemäßen Vorlage angewiesen. Es findet sich ein Altar in Kippenheim vor, der der Reparierung würdig ist, und der in fragliche Kapelle verbracht werden soll. Die Kosten belaufen sich auf 79 fl 46 xr und in dem Bericht des Stiftungsvorstandes sind die Mittel zur Deckung angegeben. Wir bitten um hohe Genehmigung zum Vollzug. Der Blasiusfond hat die Verbindlichkeit zur Unterhaltung der Kapelle und der inneren Gerätschaften.“ Die Großh. Bad. Regierung des Oberrheinkreises entschied am 9.2.1853 wie folgt: „Da die Rechnung des Kapellenfonds von Kippenheimweiler pro Georgi 1849/52 eine Kapitalstocks Vermehrung und das Vorhandensein von 74 fl 18 xr Gefällausständen nachweist, so will



*St. Blasius-Kapelle Kippenheimweiler –  
Altar und St. Blasius-Figur rechts an  
der Seitenwand (nach 1918)  
(Fotoarchiv des Erz. Bauamtes,  
Freiburg)*

man geschehen lassen, dass der in Kippenheim befindliche und entbehrliche Altar in der Kapelle in Kippenheimweiler angebracht, und die nach dem vorgelegten Überschlag darauf zu verwendenden Kosten von 79 fl 46 xr aus dem Kapellenfond zu Kippenheimweiler jedoch vorerst von den fragl. Gefällausständen bezahlt werden.“

Am 9. März 1853 legte der Stiftungsvorstand Kippenheimweiler dem Bezirksamt Ettenheim „den von Großh. Bauinspektion Offenburg geprüften Kostenüberschlag für Reparatur fraglichen Altares zur gefälligen Dekretur der Kosten auf den Blasiusfond zu Kippenheimweiler gehorsamst vor, da die Reparatur des Altares nun vollendet und derselbe heute in die Blasius-Kapelle gebracht werden wird. Maler Hog von Ettenheim hat die Arbeit nach Wunsch der Stiftungskommission geliefert.“

Maler Bernhard Hog erhielt am 10.4.1853 79 fl 46 xr ausbezahlt. Seine Kostenberechnung ist von großem Interesse, da sie Einzelteile des Altares nennt (Auszug):<sup>56</sup> „2 Bilder von Holz geschnitten, St. Christoph und St. Johannes Evangelist, zu fassen, die Mäntel zu vergolden, sämtliche Stäbe und Verzierungen am ganzen Altar zu vergolden, 1 Bild von Holz geschnitten, den heiligen Blasius darstellend, zu fassen, die Vergoldung daran, sämtliche Felder und Gesimse weiß zu lackieren.“ Demnach gehörten zu dem Altar die heute noch in der St. Blasius-Kapelle vorhandenen spät-

gotischen Relief-Schnitzereien des St. Christophorus und des St. Johannes Evangelist sowie die barocke St. Blasius-Figur. Merkwürdigerweise ist die spätgotische Pieta nicht genannt. Sie war also nicht Teil dieses Altares.

Ein altes Foto zeigt den früheren Zustand des Altares nach dem 1. Weltkrieg: in der Mitte die Nische mit der Pieta, darüber ein geschnitzter Engelskopf mit zwei Flügeln (Putto) und barockes Rankenwerk. Links und rechts neben der Nische sind die beiden Reliefs mit den Heiligen zu sehen. Der hl. Blasius steht außerhalb des Altares auf einer Konsole an der rechten Seitenwand der Kapelle. Das Foto zeigt vermutlich nicht den Zustand des Altares im Jahre 1853. Beispielsweise könnte sich damals die St. Blasius-Figur (Kirchenpatron) in der Altarmitte befunden haben. Der Altaraufsatz ist heute leider verschwunden.

Über die Herkunft der Pieta konnte nichts festgestellt werden. Man kann nicht ganz ausschließen, dass auch sie aus der Kippenheimer Kirche stammt. Wie hier bereits früher erwähnt, verkaufte die Kippenheimer Stiftungskommission am 11.9.1854 „eine alte in Holz geschnitzte Statue der schmerzhaften Muttergottes“ zum Preis von 11 Gulden an den Kippenheimer Engelwirt Georg Stulz. Kam diese Statue vielleicht später in die St. Blasius-Kapelle?

In den „Kunstdenkmälern“ von 1904 ist unter Kippenheimweiler zu lesen, dass sich auf dem Altar der St. Blasius-Kapelle zu beiden Seiten der mittleren Nische zwei gut geschnitzte, spätgotische Holzreliefs befinden, die hll. Christophorus und Johannes Evangelist darstellend (hoch 1.34 m, breit 0,48 m), und weiter: „Hinter dem Altar in einer Nische liegen die sehr zerstörten Reste einer mittelalterlichen in Holz geschnitzten Pieta.“<sup>57</sup>

Anlässlich einer Ortsbereisung des Bezirksamtes Ettenheim im Jahre 1855 wurde auch die St. Blasius-Kapelle überprüft. Das Protokoll v. 7.5.1855 gibt Folgendes an: „Im Orte existiert nur die Blasius-Kapelle in gutem baulichen Zustande, nicht sehr groß, aber doch geräumig genug für die kath. Einwohnerschaft. Sie hat einen neuen schönen Altar kürzlich erhalten. Am Sonntag Nachmittag wird der Rosenkranz in derselben gebetet.“<sup>58</sup>

Offensichtlich war zu diesem Zeitpunkt alles in Ordnung. Von einer zerstörten Pieta ist keine Rede. Die in den „Kunstdenkmälern“ von 1904 erwähnte sehr beschädigte Pieta wurde später wohl restauriert und in der Altarmitte aufgestellt, wie das alte Foto belegt. Heute steht die Pieta auf einem neuen Altar, und die spätgotischen Holzreliefs hängen an den Chorwänden.

### **Barocke Altargeräte**

Die Katholische Pfarrgemeinde Kippenheim besitzt einige wertvolle Altargeräte aus der Barockzeit:

- 1) Ein silbervergoldeter Kelch aus dem Jahre 1692 – Beschreibung: reiches, aufgelegtes Silberfiligranwerk an der Cupa, an Knauf und Fuß mit gemalten Porzellanbildern und Rosetten echter Steine, beinahe etwas überladen verziert. Am oberen Teil des Fußes sind außerdem drei Schilde angebracht, von denen der eine eingraviert eine thronende Maria mit dem Jesuskind, der andere die Jahreszahl 1692 zeigt und der dritte ein Wappenschild, bekrönt von Mitra und Bischofsstab, mit einem ein Hufeisen im Schnabel haltenden Vogel Strauß (oder Trappe?) als Wappentier. Das Wappen konnte bisher nicht genau bestimmt werden – evtl. Abt von Schuttern. Der Goldschmied ist nicht bekannt.
- 2) Eine Monstranz, ein Kelch und ein Ziborium aus dem Jahre 1714, gefertigt von dem berühmten Augsburger Goldschmied Thaddäus Lang.
- 3) Ein Kelch aus dem Jahre 1736, gefertigt von einem Straßburger Goldschmied namens Imlin.
- 4) Ein sehr schönes Lavabo-Gefäß, ganz aus Silber getrieben, aus dem Jahre 1769 von dem Augsburger Goldschmied Ignaz Bauer.

Auf der Rückseite der Platte zu den zwei silbernen Meßkännchen ist eingekratzt: „Ex dono FR. Josephi Sartori Parochi in Kippenheim. Ecclesia Parochiali ibidem facta Anno 1769“

Demnach handelt es sich um ein Geschenk des Kippenheimer Pfarrers Sartori an seine Pfarrgemeinde.

#### *Literatur (Auswahl)*

##### 1) Orts- und Kunstgeschichte (allgemein):

- Neu, Heinrich: Geschichte des Dorfes Schmieheim einschl. einer kurzen Geschichte der evangelischen Kirche von Ettenheim, Kippenheim, Kippenheimweiler und Mahlberg, Ettenheim 1902.
- Kunstdenkmäler Baden, Bd. VI, 1, Freiburg Land, 1904 (zu Breisach, 60/62, zu Kippenheim, 262–265).
- Bauer, Friedrich: Reformation und Gegenreformation in der früheren nassau-badischen Herrschaft Lahr- Mahlberg, Lahr 1914.
- Sütterlin, Christian: Der südwestdeutsche Markt Flecken Kippenheim im Wandel der Zeiten, Freiburg 1953 (Maschinenschrift im Gemeindearchiv Kippenheim).
- Henschke, Erich: Die Simultankirche in Kippenheim, in: Der Altvater (Heimatblätter der Lahrer Zeitung) Nr. 13 (1955), 75–76, 79, 83, 78–88, 91–92, 95.
- Ders., Kippenheim in: Der evangelische Kirchenbezirk Lahr, Lahr 1956, 64–69.
- Ders., Romanische Arkaden am Kirchturm freigelegt, in: Ettenheimer Heimatbote, Juli 1962 (Zeitungsartikel).
- Ders., Die Kippenheimer Kirche und die in ihr gemachten Funde, in: Der Altvater (Heimatblätter der Lahrer Zeitung) Nr. 20 (1962), 174–175.
- Ders., Funde aus der Römerzeit in Kippenheim, in: Ettenheimer Heimatbote, Nov. 1962 (Zeitungsartikel).
- List, Karl: Der romanische Kirchturm in Kippenheim, in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege 1962, Heft 2, 51/59 und ebd. Heft 4, 112 (weitere Funde in Kippenheim).

- Ders., Die romanische Kirche in Kippenheim und ihre Vorgänger, in: Geroldsecker Land Nr. 6, Lahr 1963/64, 94–98.
- Henninger, Robert: Kippenheim im Wandel der Zeiten, in: 1200 Jahre Kippenheim, 20.–23. September 1963 (Festschrift), 11–25.
- Neckermann, Eduard: Aus der Geschichte der katholischen Kirchengemeinde Kippenheim, ebd. 51–55.
- Henschke, Erich: Aus der Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Kippenheim, ebd. 56–61.
- Neckermann, Eduard: Die neue Katholische Kirche St. Mauritius in Kippenheim (Festschrift), Hrsg. Kath. Pfarramt Kippenheim, 1964.
- Neckermann, Eduard, Barocke Altargeräte in Kippenheim, in: Geroldsecker Land, Sonderheft (Bd. 13), Lahr 1970/71, 150–154.
- Köhler, Christian: Mauritiuskirche in Kippenheim, in: Mauritiuskirchen in deutschen Ländern, Hildesheim, 1986, 76–78.
- Staudenmeyer, Walter: Kippenheim/Schmieheim – ein Streifzug durch die Geschichte von A bis Z, Kippenheim 1993.

## 2) Der Kippenheimer spätgotische Flügelaltar:

- Noack, Werner: Der Schnitzaltar in der Rosenkranzkapelle des Breisacher Münsters, in: „Schau-ins-Land“, Jg.72, Freiburg 1954, 66–72.
- Zimmermann, Eva: Bildwerke aus Kippenheim und Breisach, in: Spätgotik am Oberrhein, Ausstellungskatalog des Bad. Landesmuseums, Karlsruhe 1970, Katalog Nr. 52–54, 117–120.
- Kewitz, Hubert: Die Kippenheimer Altartafeln aus der Schongauer Schule, in: Geroldsecker Land, (Sonderheft Bd. 13), Lahr 1970/71, 113–122.
- Schloss, Martin F.: Vier ehemalige Altarflügel der Schongauer-Werkstatt in Kippenheim bei Lahr, in: *Annuaire de Colmar*, 1971, 23–25.
- Zimmermann, Eva: Zur Rekonstruktion des ehemaligen Hochaltars der Kippenheimer Mauritiuskirche, in: *Jahrbuch der Staatl. Kunstsammlungen in Baden-Württemberg* Nr. 9, 1972, 115–126.
- Kewitz, Hubert: Der Kippenheimer Altar, in: *Ettenheim – Geschichte einer Stadt in ihrer Landschaft*, Ettenheim 1978, 96–102.
- Zimmermann, Eva: Zur Rekonstruktion des ehemaligen Hochaltars der Kippenheimer St. Mauritiuskirche, in: *Festschrift für Peter Bloch zum 11. Juli 1990*, Hrsg. Hartmut Krohm und Christian Theuerkauff, Mainz 1990, 121–133 (Rekonstruktion des Altares nach den neuesten Forschungsergebnissen).  
Nachdruck dieser Veröffentlichung in der *Kippenheimer Chronik* Nr. 15/1991 und bei Staudenmeyer (ohne Anmerkungen!).
- Huber, Franz: Heilige Barbara aus Kippenheim wirbt in New York für Offenburg, in: *Die Ortenau* 82. Jahresband, 2002, 710–711.

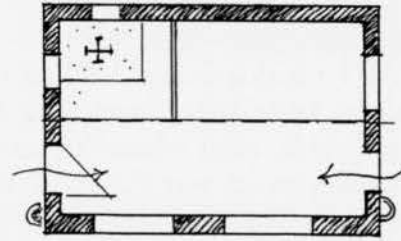
## Anmerkungen

- \* Das Manuskript wurde vor der inneren Umgestaltung der neuen Katholischen St. Mauritius-Kirche abgeschlossen. Seit dem Jahr 2004 befinden sich Ausstattungsgegenstände zum Teil an anderen Stellen der Kirche
- 1 GLA Karlsruhe, Abt. 404 Akte 170. Die Akte enthält „Grundriß, Prospect und Profill von dem dermahlen stehenden und in der Kuppel sehr mangelbahren Kürchen Thurn zu Küppenheim“ und weitere Entwürfe „wie solcher (Turm) mit einer neuen Kuppel und zugleich Spitz Thurn Könnte hergestellt werden“ von F. J. Krohmer in Rastatt vom 25.1.1781. Demnach war bereits eine kleinere, „mangelbahre“ Kuppel vorhanden.

- Krohmer hatte auch für die Ettenheimer Kirchturmhaube einen Entwurf gefertigt (1771), der aber nicht berücksichtigt wurde.
- 2 Steuerrolle 1464, ed. L. Dacheux, in: Mitteilungen der Ges. f. Erh. der gesch. Denkmäler im Elsaß II, Bd. 18, 1897, 501; Grandidier, *Etat Ecclesiastique* (1454): ebd., 425. Die Inkorporation wurde durch das Straßburger Domkapitel im Jahre 1413 vollzogen (GLA 27/63); vgl. D. Kauß, *Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau*, 1970, 208.
  - 3 EAF – Finanzkammer – Akte 12791
  - 4 Schreiben von Dr. Eva Zimmermann, Freiburg, an Hubert Kewitz, Ringsheim, vom 11.4.1989. Für die Einsichtnahme in die Korrespondenz über verschiedene Fragen zur Kunst und Geschichte der alten Kippenheimer Kirche dankt der Verfasser dieses Beitrages den Genannten.
  - 5 Schreiben von Dr. Eva Zimmermann an Hubert Kewitz v. 16.5.1989: „designatio et informatio“ von 1661 mit der Angabe „huius sunt Patroni Ssi. Mauritius cum sociis martyr“ sowie „altaria sunt tria: 1. maius Beatae Mariae virginis, 2. S. Sebastiani, 3. Beatae Virginis Mariae lugentis“ (GLA 229 Akte 52509). Sehr wahrscheinlich befand sich zu diesem Zeitpunkt noch das spätgot. Retabel auf dem Hochaltar = Marienaltar.
  - 6 List, Karl, *Der romanische Kirchturm, Kippenheim*, in *Nachrichtenblatt der Denkmalpflege* 1962, Heft 2, 59, Grundriß der Kirche G; ebd. Heft 4, 112, Grundriß mit Bodenfunden J.
  - 7 *Kunstdenkmäler Baden*, Bd. VI, 1, Freiburg Land, 1904, S. 263. Angabe zum Kruzifix: „eine recht gute Arbeit des 16. Jhs.“
  - 8 Dehio, Georg: *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Baden-Württemberg* (bearbeitet von Friedrich Diel), München 1964, 245/246.
  - 9 Schreiben v. Dr. Eva Zimmermann an Hubert Kewitz v. 16.5.1989. Pfarrer Philipp Jakob Hauger war von 1711 bis 1721 Pfarrer in Kippenheim. In der genannten Akte (GLA 229/52494 I) befindet sich noch der Text einer „Copia“, die sich nach Ansicht von Dr. Zimmermann auf einen neu errichteten (Neben-) Altar der Skapulierbruderschaft bezieht: „dass auß Fürstl. Marggr: Baad: gaistl: Verwaltung, der Herrschaft Mahlberg zu dem Neuen Altar, in der Pfarrkirche zu Küppenheim, gelieffert und bezahlet worden Benachtliche Ein Hundert Gülden: sage 100 fl welche Innßkünfftige, wann die Bruderschaft wirdt zu mittlen kommen auff begehren wider sollen ersetzt werd: Kuppenheim d 10 Marty ao 1699 – Fran: Car: Lener – Cam:et Par:“.
  - 10 EAF, Rechnung der Geistl. Verwaltung Mahlberg 1720/21 Ausgab Geldt am 16.1.1721.
  - 11 EAF, Rechnung 1718/19, für das Fassen des Friesenheimer Hochaltares 71 fl, und Rechnung 1720/21 für zwei „gemahlte Nebens Altäre“ in die Friesenheimer Kirche 12 fl und für weiteres 8 fl (Die Beilagen zu den Rechnungen im EAF fehlen).
  - 12 GLA 62/912 Rechnung 1741, Beil. Nr. 37. Am 24.4.1742 erhielt Hans Jacob Kutter, Maler von Offenburg, Vergolder im Gotteshaus Ettenheimmünster, 7 fl 5 Schilling, für Arbeiten zu einem Fahnen in die Kippenheimer Kirche (Bild gemalt u. a.).
  - 13 GLA 62/909 Rechnung 1738, Beilage Nr. 21. Maler Krauß erhielt am 25.10.1738 19 fl für das Fassen des Laubwerks und anderer Bildhauerarbeit an der neu gemachten Orgel der Mahlberger Schlosskapelle. GLA 62/913 Rechnung 1742, Beilage Nr. 33. Es wurden an Maler Krauß am 10.4.1743 13 fl für verschiedene Mal- und Fassarbeiten in die Kipph. Kirche gezahlt (ein auf Tuch gemaltes Kruzifix, zwei „Herrgottsbilder, eines in dem grab, undt das andere zur Auferstehung mit Faßarbeit renoviert“ u.a.).
  - 14 GLA 62/908 Rechnung 1712, Beilagen Nr. 22 u. 23.
  - 15 EAF, Rechnung 1719/20.
  - 16 GLA 62/909, Beilage Nr. 20.
  - 17 EAF, Rechnung 1722, Fernere Ausgaben Geldt. Außerdem erhielt Hauger für Auslagen noch 89 fl 7 Sch 2 Pf, erstattet. Da die Beilagen fehlen, ist nichts Näheres feststellbar.

- 18 EAF wie Anm. 3.
- 19 EAF – Ordinariat – Akte 5955.
- 20 EAF – Ordinariat – Akte 5956.
- 21 Kirchenrechnung 1845/47, enthält Inventarium des Heiligenfond Kippenheim vom Jahre 1849: „Nr. 128 das Bild am Hochaltar, die Himmelfahrt Maria, Werth 70 fl“.
- 22 Wie Anm. 21: „Nr. 132 zwei gefaßte Engel 25 xr“ (hier auch angegeben: „Nr. 130 ein Kruzifix auf Tuch gemalt 12 xr“) und Inventar v. Juni 1854 „gefaßte Engel, Lichter haltend, neben dem Tabernakel“.
- 23 Kirchenfond Rechnung 1851/53, 115.
- 24 Wie Anm. 20.
- 25 Kirchenfond Rechnungen 1851/53, 1853/54, 1854/55 u. 1855/56. Warum zwei Kunsthandwerker beteiligt waren und was jeder im Einzelnen gemacht hat, ist nicht klar.
- 26 Kirchenrechnung 1854/55, 70, und Beilage Nr. 21.
- 27 EAF – Finanzkammer – Akte Nr. 12808. Am 9.6.1891 legte der Kath. Stiftungsvorstand Kippenheim dem Ordinariat ein Verzeichnis der in den Bruderschaftsfond von Ungenannten gemachten Stiftungen zur Genehmigung vor: 1. Ein Muttergottesbild in Holz 200 Mark, 2. Eine Herz Jesu- Statue in Terracotta 96 M, 3. Eine Pieta aus Holz 300 M und 4. Eine Weihnachtskrippe 25 M. Außer der Pieta ist heute auch noch das Muttergottesbild vorhanden (rechter Seitenaltar).
- 28 Landesdenkmalamt B.-W., Außenstelle Karlsruhe, alte Akte I/214 „Baudenkmale Etenheim 1853–1882“.
- 29 Evang. Pfarrarchiv Kippenheim, Akte 61/0.
- 30 Kath. Pfarrarchiv Kippenheim, Akte 9a).
- 31 Festschrift „Die neue Kath. Kirche St. Mauritius in Kippenheim“, Hrsg. Kath. Pfarramt Kippenheim, 1964, 10.
- 32 Kippenheimer Bruderschaftsrechnung 1887, Beil. Nr. 37. Statt des hl. Erasmus wird hier irrtümlich ein hl. Eulogius genannt.
- 33 Zum ehemaligen Kippenheimer Beinhaus: Gemeindearchiv Kippenheim, Gemeinderatsprotokoll v. 27.1.1879: „Bei der Ortsbereisung wurde von Großh. Herrn Oberamtmann Gaddum angeregt, dass das sog. Beinhaus auf dem Platz bei der Kirche, dem Verfall nahe steht, so wurde vom Gemeinderath beschlossen, dass dieses Gebäude zu Gunsten der Gemeinde zum Abbruch versteigert, und der Platz ausgeebnet und zu Anlagen verwendet werden solle. Von beiden Ortsgeistlichen wurde die Zustimmung zu diesem Abbruch erteilt. Diese Akten wurden dem Großh. Bezirksamt zur Genehmigung vorgelegt.“ Gemeinderechnung Kippenheim 1879: „Einnahmen für das laufende Jahr 441 Mark – für das zum Abbruch versteigerte s.g. Beinhaus neben der Kirche bei: Karl Schlageter bezw. G. Vetter Protocoll v. 7. u. 12. März 1879.“ (Beilagen fehlen)  
 „Ausgaben 27,80 Mark – Wilhelm Schaubrenner u. Cons. für Vergrabung der Todtenbeine, die sich beim Abbruch des Beinhauses vorfanden.  
 Das in der älteren Literatur (Kunstdenkmäler 1904, Sütterlin 1953) angegebene Jahr 1892 für den Abbruch des Beinhauses ist demnach unrichtig!  
 EAF – Ordinariat – Akte 5956: Pfarrer Maier von Kippenheim schrieb am 1.5.1869 dem Erzb. Ordinariat u. a.: „Dann befindet sich auf dem katholischen Theil dieses alten Friedhofes ein ziemlich größeres Gebäude, angrenzend an die Straße, dessen frühere Bestimmung Niemand recht erkennen will, sein Baustil ist ein besonderer mit, für gewöhnlich, vielen größeren Eingängen u. Fenstereinrichtungen. In den 20er Jahren soll es noch als s.g. Beinhaus gedient haben. Manche wollen wissen, es soll früher die hl. Messe darin gelesen, ein schöner Altar darin gestanden haben, dieser aber nach Breisach (!) verkauft worden sein. Jezt aber sieht die Sache abscheulich aus; alle Eingänge sind nicht mehr verschlossen. Es werden zwar noch die Grab- und Beerdigungsrequisiten sowie auch die Requisiten zu dem hl. Grabe, welches von den Katholiken in der Charwoche in der Pfarrkirche aufgeschlagen wird, darin das Jahr über verwahrt ... Wir





*Kirchhofkapelle Kippenheim (1879 abgebrochen), nach einer Bleistiftskizze von Alexander Straub aus dem Jahre 1868, nachgezeichnet von Architekt R. Schill, Erzb. Bauamt Freiburg*

haben noch nachzutragen: zwei frühere Pfarrherrn, wovon der eine 1789, der andere 1830 in dieser s. g. Capelle beerdigt, sind davon Grabdenkmäler noch wohl erhalten in dem Innern des Gemäuers dieser Capelle sichtbar.“

Das obige Schreiben von Pfarrer Meier ergibt leider kein genaues Bild von dem verschwundenen Bauwerk, das in der südöstlichen Ecke des alten Friedhofs stand (bei der alten Pfarrkirche). Eine Abbildung dieser Friedhofskapelle war bisher nirgends zu finden. Durch Zufall fand ich aber jetzt eine Bleistiftskizze, die zwei Seiten und den Grundriss der Kapelle zeigt, in einem Reisetagebuch des Straßburger Generalvikars Alexander Straub vom Jahre 1868 (Original im Archiv des Grand Seminaire in Straßburg, freundl. Hinweis von Herrn Louis Schlaefli). Straub schreibt dazu unter dem Monat Juli 1868: „Südlich vor der Kirche und dicht an der Strasse steht eine schöne, jetzt aber sehr verwahrloste und gänzlich in Trümmer zerfallende Kirchhofkapelle. In der Länge nach in zwei Theile eingetheilt. Die Kapelle mit hübschen gothischen Fensterchen und einem noch bestehenden Altare nimmt die linke Ecke ein. Die rechte etwas bedeutendere Abtheilung mag als Ossuarium (Beinhaus) gedient haben. Davor ein breiter Gang mit Öffnungen gegen den Kirchhof für das Publikum. An jeder Ecke der Kapelle ein ziemlich hoch angebrachtes steinernes Weihwasserbecken.“

Die einfache Skizze lässt die Einzelheiten nicht genau erkennen. Es handelte sich sehr wahrscheinlich um spätgotische Fenstergestelle, wobei die großen „Öffnungen“ für das Publikum gegen den Friedhof und die Kirche vermutlich ohne Fenstereinsatz, also ganz offen waren. Der Türsturz ist als Kielbogen im Stil der Spätgotik gut erkennbar. Die innere Einteilung des Gebäudes lässt sich genau erkennen, ebenso auch das kleine Türmchen. Über den damaligen Altar im Kapellenteil ist nichts mehr bekannt. Bis etwa zum Jahre 1855 stand dort der spätgotische Flügelaltar, den man anschließend nach Karlsruhe und später nach Breisach brachte.

Das von Pfarrer Meier erwähnte hl. Grab ist im Inventar mit einem Wert von 100 fl angegeben (Rechnung der Skapulierbruderschaft 1850/52, 54–56). Vermutlich handelte es sich um ein barockes „Theatrum sacrum“. Näheres ließ sich nicht mehr feststellen.

34 Wie Anm. 28, ebenso die folgenden Zitate.

35 Freiburger Zeitung Nr. 3 vom 4.1.1854 u. Nr. 5 v. 6.1.1854, Artikel anonym „Vaterländische Kunst und Alterthümer“ (Verfasser: Rechtsanwalt v. Beust, Rastatt). Wie Anm. 28. Der Weisweiler Altar steht heute im Bad. Landesmuseum Karlsruhe.

36 Landesdenkmalamt B.-W., Außenstelle Karlsruhe, alte Akte I/214 „Baudenkmale Ettenheim 1853–1882“.

37 Der durch Beschuss des Münsters zu Breisach stark beschädigte Altarschrein wurde zunächst im Schopf des dortigen Pfarrhauses gelagert. Einige Jahre später fuhr man die Altarteile auf eine Müllhalde (Räumaktion).

- 38 EAF Akte B/2 – 38/6.
- 39 EAF Finanzkammer – Akte 12793.
- 40 Die im Jahre 1874 eingeweihte Mahlberger Pfarrkirche, die nach Engessers Plänen erbaut wurde, zeigt seinen Stil beispielhaft.
- 41 Zeitungsartikel von Hubert Kewitz, in: *Lahrer Zeitung* v. 13.12.1984: „Erste Spuren der verschollenen Statuen vom Kippenheimer Altar“ und *Bad. Zeitung* vom 15./16.12.1984 „Kippenheimer Altarfiguren auf der Spur“.
- 42 Zeitungsartikel, in: *Lahrer Zeitung* v. 15.9.1988 „Letzte fehlende Originalfigur ist da“.
- 43 Zimmermann, Eva: Zur Rekonstruktion des ehem. Hochaltars der Kippenheimer Mauritiuskirche (mit Foto der Rekonstruktion: Schrein mit hl. Mauritius, Maria mit Kind, hl. Papst und den bemalten Flügeln), in: *Jahrbuch der staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg*, Nr. 9, 1972, 115–126.
- 44 Zimmermann, Eva: Zur Rekonstruktion des ehemaligen Hochaltars der Kippenheimer St. Mauritiuskirche, in: *Festschrift für Peter Bloch zum 11. Juli 1990*, Hrsg. Hartmut Krohm und Christian Theuerkauff, Mainz 1990, S. 121 bis 133 (neueste Forschungsergebnisse!).
- 45 Katholisches Pfarrarchiv Kippenheim (PFA), Rechnung vom 11.10.1965 und Schreiben der Fa. Carl Ludwig vom 29.3.1993.
- 46 Kath. PFA Kippenheim, Restaurierungsbericht v. 24.8.1963.
- 47 Von Bildhauer Bruno Fleck, Tauberbischofsheim, stammen folgende Schnitzfiguren.
1. St. Josef mit Jesusknaben, im Kirchenschiff am linken Seitenaltar.
  2. Herz Jesu-Statue im Vorraum der Sakramentskapelle.
- 48 Kath. PFA Kippenheim, Inventar der Skapulierbruderschaft 1888 u. Anm. 27.
- 49 wie Anm. 31, S. 22.
- 50 Bildhauer Kolb ist 1993 verstorben. – Zur Würdigung des Meisters wurde ein Werkverzeichnis angelegt (Schlossmuseum Tauberbischofsheim); darin sind für Kippenheim insgesamt angegeben:
1. Osterleuchter als Gedenken für die Gefallenen 1939/45.
  2. Lesepult mit den Symbolen der Evangelisten. Dieses Pult jetzt in „Maria-Frieden“. – Dort ist ebenso aus der Hand von Karl Kolb:
  3. Das Altarkreuz, gelöste Form des Christus, herabhängende Hände, ohne Dornenkrone.
  4. Großes Kruzifix der Heimkehrer auf Kapellenvorplatz, im Freien.
  5. Relief: St. Franziskus, den Vögeln predigend, im Freien aufgestellt.
  6. Relief: St. Antonius mit Tieren, ebenfalls im Freien; an den Platz-Ecken.
- 51 EAF Finanzkammer – Akte 12800.
- 52 Kirchenfond-Rechnung 1851/1853, Beilage Nr. 64.
- 53 Wie Anm. 52, Beilagen Nr. 87 u. 88.
- 54 Meißburger, Hubert: Herkunft und Familie des Freiburger Barockbaumeisters und Stukkators Johann Joseph Meisburger (Meißburger), in: *Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins („Schau-ins-Land“)*, 102. Jahreshft 1983, 169–172.
- 55 STAF – LA Lahr – B 717/8 Nr. 858.
- 56 St. Blasius-Kapellenfonds Kippenheimweiler, Rechnung pro 1852/55.
- 57 Wie Anm. 7, S. 266.
- 58 STAF – LA Lahr – B 717/8 Nr. 855.

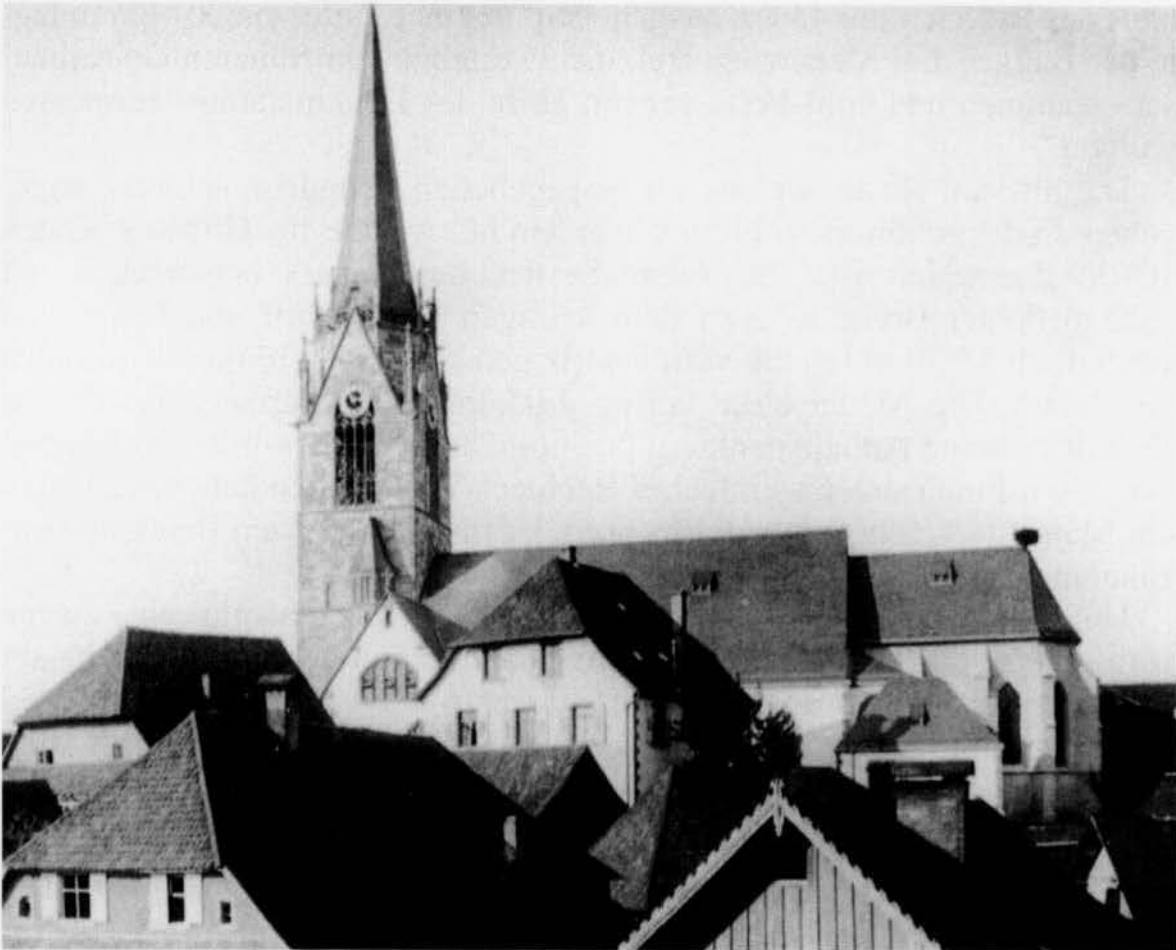
Die Fotos ohne Nachweis stammen vom Verfasser des Berichts.

## Kirchenjubiläum St. Jakobus in Steinbach

*Karl Schwab*

Als im Jahre 1455 in Baden-Baden das neue, große Chor der Stiftskirche vollendet wurde,<sup>1</sup> begann man auch in Steinbach die alte romanische Pfarrkirche St. Jakobus durch einen spätgotischen, größeren Neubau zu ersetzen. Die Jahrzahl 1455 war in Stein gemeißelt am ersten südlichen Chorstrebe Pfeiler angebracht, seit 1906/07 durch den Sakristeianbau verdeckt, aber durch ein gutes Foto belegt. Somit 550 Jahre Altarhaus.<sup>2</sup> Hundert Jahre alt wird die neugotische Kirche bzw. Turm und Langhaus, deren Grundsteinlegung am 20. Mai 1906 stattfand.

Doch zurück zu den Anfängen der „Ecclesia Matrix“, der Mutterkirche, welche anfangs die nördlichste, rechtsrheinische Urfparrei im Bistum Straßburg war. Hier helfen vor allem archäologische Erkenntnisse. Im Winter 1971/72 wurde zwecks Einbau einer Fußbodenheizung im Lang-



*Jakobuskirche Steinbach. Aufnahme um 1908*

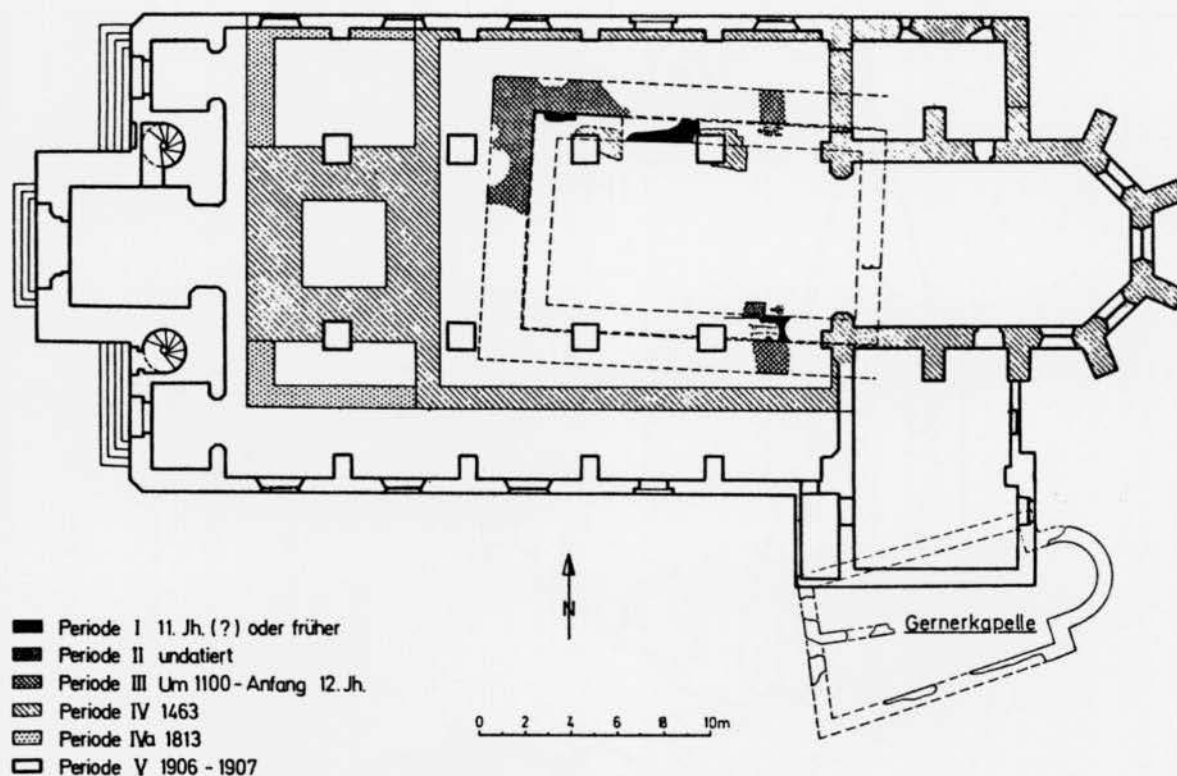


*Romanisches Tympanon in der Kath. Pfarrkirche Steinbach, vermutlich aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Die lateinische Inschrift lautet ergänzt: IACOBVS (Jakobus), IHSU X-C (Jesus Christus), IOANNE (Johannes)*

haus das Erdreich um 45 cm ausgehoben. In einer Tiefe von 30–40 cm legte der Bagger drei Mauerzüge frei, die zweifellos von früheren Gotteshäusern stammen und vom Verfasser mit Hilfe des Denkmalamtes vermessen wurden.

Die ältesten Reste, welche im beigegebenen Grundriss schwarz angegeben sind,<sup>3</sup> gehörten wohl zu einer Kirche, welche im Hirsauer Kodex 1070/92<sup>4</sup> erwähnt ist. Die Ausmaße des Langhauses entsprachen mit 7,20 m lichter Breite in etwa dem heutigen Mittelschiff, die Länge von vermutlich 13,50 m reichte vom Chorbogen bis zu den mittleren Arkaden von heute. Die Mauerstärke betrug 1,05 m. Das Altarhaus, für dessen Gestalt es keine Anhaltspunkte gibt – im Chorbereich wurde nicht gegraben –, wird man sich als einfaches Rechteck vorzustellen haben, vielleicht um Mauerstärke eingezogen. Ein Turm ist für diesen ersten Bau kaum anzunehmen.<sup>5</sup>

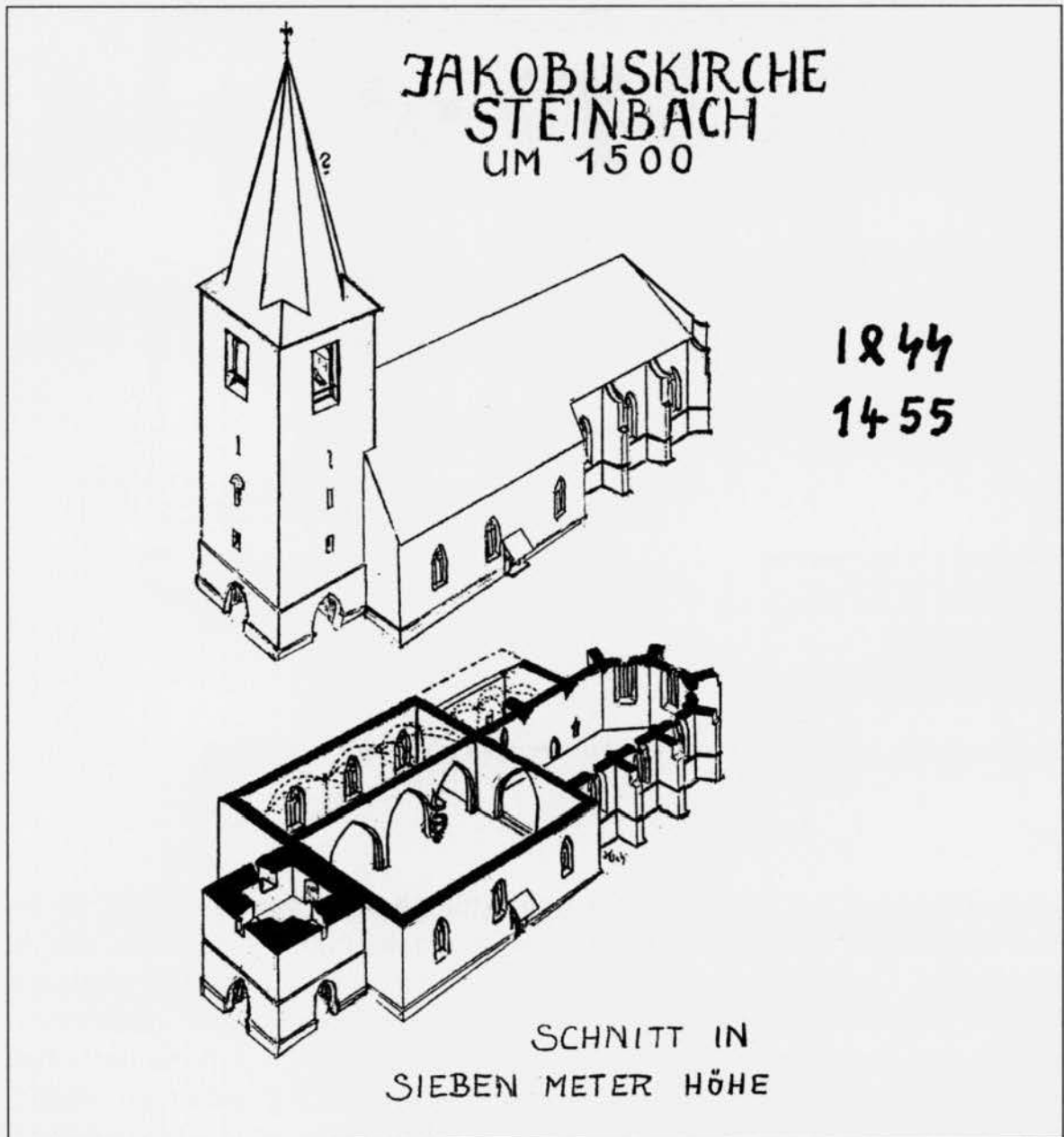
Um diese erste romanische Kirche legt sich beinahe nahtlos eine zweite vom gleichen Typ, deren Langhausfundamente von 1,40 m Stärke besser erhalten sind. An der sogar 1,75 m starken Westwand kamen noch zwei Lagen sorgfältig behauener Quader des aufgehenden Mauerwerks zum Vorschein. Wenn man davon ausgeht, dass der Übergang von Schiff und Chor an der selben Stelle blieb wie beim ersten Bau, hätte diese Kirche eine Schiffslänge von 14,50 m und eine Breite von 9,30 m gehabt. Über das Aussehen des Chors gibt es ebensowenig Anhaltspunkte wie beim ersten Bau. Jedoch besteht die Möglichkeit, dass sie über dem Chor ein Turm erhob, wie dies im Gebiet der Ortenau sehr häufig zu beobachten ist. Für die



Baden-Baden – Steinbach. Jakobuskirche; Grundriss mit Befunden.

Datierung kann nur ein indirektes Belegstück herangezogen werden. Es ist das halbrunde, romanische Tympanon in der heutigen Turmhalle, das in Flachrelief Christus, Jakobus und Johannes darstellt und das stilistisch mit einiger Vorsicht in die Zeit um 1100 oder ins beginnende 12. Jahrhundert datiert werden kann.<sup>6</sup> Dieses Tympanon, das wohl im 15. Jahrhundert oben im spätgotischen Turm eingemauert und 1906 wieder geborgen wurde, dürfte sich ursprünglich über einem Portal dieser zweiten romanischen Kirche befunden haben, welche etwa 350 Jahre bestand.

Der Neubau einer Pfarrkirche, soweit nicht Kriegszerstörungen, Brand oder Baufälligkeit einen solchen nötig machen, hängt fast immer zusammen mit einer Vergrößerung der Grundfläche für die stets wachsende Bevölkerungszahl. Man rechnet für das späte Mittelalter mit einer Verdoppelung in hundert Jahren. Da aber im 14. Jahrhundert, besonders 1348<sup>7</sup> die Pest ein Drittel der Menschen in Europa hinweggerafft hat – in Deutschland sind manche Dörfer völlig ausgestorben – waren die romanischen Pfarrkirchen noch lange groß genug. Das änderte sich erst im 15. Jahrhundert. Von 1450 bis etwa 1530 setzte ein regelrechter Bauboom ein, der auch in der nördlichen Ortenau neben Steinbach (1455/63) in Sinzheim (1497), in Bühl (1514/24), Ottersweier (1517), Achern (1453) neue Sakralbauten brachte. Man kann eine sehr geübte Konstanz des Kirchenbauplat-



*Rekonstruktion auf Grund der Grabungsergebnisse*

zes feststellen, jede neue Kirche wurde in der Regel auf dem Platz der früheren errichtet, dabei stieg das Fußbodenniveau immer mehr an, ebenso die Oberkante der im Boden verbliebenen, alten Fundamente oder ausgebrochene Fundamentgräben, welche Schuttfüllung neben dem Naturboden besitzen.

War der Kirchhof um das Gotteshaus geräumig und konnte erweitert werden, so hat man öfter einen romanischen Bauteil, meistens den Turm, der dann erhöht wurde, in die neue größere Kirche integriert, so in Baden-Baden, Iffezheim, Ettlingen, Ottersweier, Sasbach, Ober- und Nieder-

achern, Nußbach, Oberkirch u. v. a. Nicht so in Steinbach. Der Kirchhof der Jakobuskirche, auf dem bis 1550 die Toten bestattet wurden,<sup>8</sup> war eingengt mit einer 1,20 m starken Umfassungsmauer, welche elipsenförmig in etwa zwölf stumpfen Winkeln das bis zu vier Meter höher gelegene Gelände umgab (Kirchenburg). Nur die Nordseite wäre erweiterungsfähig gewesen, doch hier beanspruchten die Bürgerhäuser des 1258 zur Stadt erhobenen Dorfes das eng bebaute „Städtl“ ihren Platz. So blieb nur die Möglichkeit, die romanische Kirche völlig abzureißen und an zentraler Stelle ringsum gleichmäßig erweitert, den spätgotischen Neubau zu errichten.

### *Die spätgotische Kirche*

Wurde früher eine neue Pfarrkirche erstellt, so oblag die Finanzierung in der Regel für Chor und Sakristei dem Zehntherrn. Für das Langhaus musste der „Heilige“ (Kirchenfond) aufkommen und für Turm und Glocken das weite Kirchspiel. Zehnt- und Patronatsherr war seit 1341/42 das Zisterzienserinnenkloster Lichtenthal. Unterm 2. Juli 1463 quittieren der Schultheiß und das Gericht der Stadt Steinbach über 40 „Reynischer Guldin“, die das Kloster für den Chorbau (Gewölbe?) „aus Gnaden“ gegeben.<sup>9</sup> Diese Schenkung erfolgte wohl widerwillig erst auf Zuspruch der Markgräflichen Räte, denn Lichtenthal hatte auch Baupflichten für Pfarrhaus, Gernerkapelle und Sakristei. Es „setzte“ den Pfarrer und gab ihm sein Einkommen. Dafür bezog das Kloster den ganzen Fruchtzehnten des Steinbacher Kirchspiels und die Hälfte des Weinzehnten. Die Klosterschaffnei oder das Zehnthaus steht, seit 1698 wieder aufgebaut, heute noch im Steinbacher Kirchwinkel.

Die Umfassungsmauern des Altarraumes mit den Grundrissmaßen innen 13 x 7 m und im üblichen Dreiseitenschluss (auch 5/8-tel-Schluss genannt), einschließlich der Strebepfeiler scheinen schon 1455 hochgezogen worden zu sein, wie die eingemeißelte Jahreszahl am ersten Chorpfeiler (seit 1906 nicht mehr sichtbar) auswies. Bekam das Chor zunächst eine provisorische Holzdecke? Acht Jahre später wurde das dreijochige, kraftvolle Netzrippengewölbe mit sechs Schlusssteinen gefertigt. Drei davon tragen Wappenschilder: den Steinbacher Mühlstein, das Abtissinnenwappen der M. Anna Strauler von Königsbrück und das Badische Wappen. Das Letztere ist noch original in Stein gehauen und lässt vermuten, dass die Herrschaft Baden sich auch am Chorbau finanziell beteiligte. Die Grundrissform des Netzgewölbes finden wir z. B. in der Wallfahrtskirche Lautenbach (nach 1471) und am Umbauplan von F.I. Krohmer 1772 von der ehemaligen Pfarrkirche in Bühl (1514). Bemerkenswert ist, dass in Steinbach die steinernen gekehlten Rippen spitz aus den Wänden heraustreten und keine Wandkapitelle oder Dienste besitzen. Der Gewölbeschub wird außen durch acht Strebepfeiler abgefangen. Die schlichten, aber gut proportionierten Formen mit

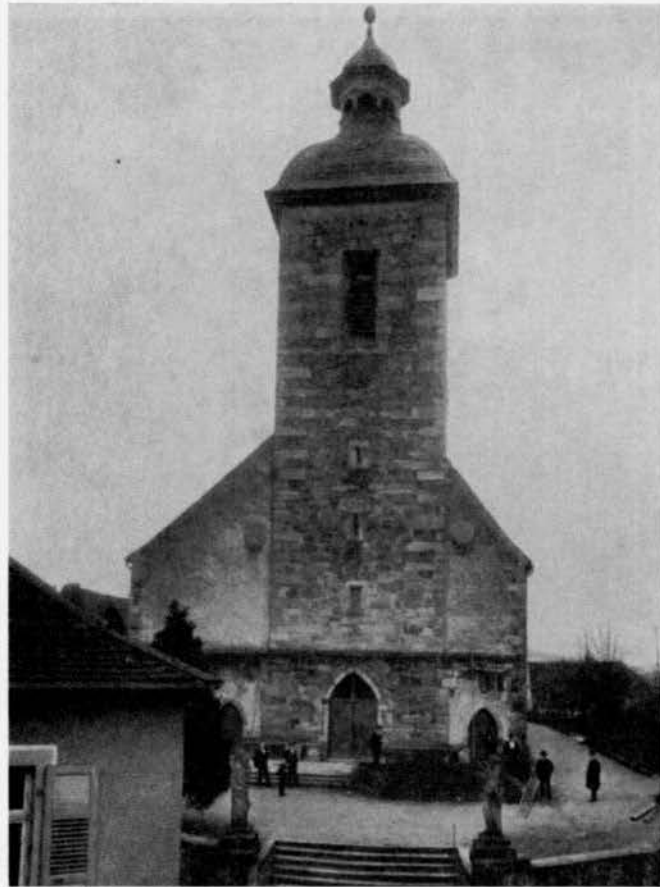
geschweiften Abschlüssen oben finden wir auch an Maria Linden, Ottersweier (1484/97) und an der Wallfahrtskirche Bickesheim (vor 1450). Die Spitzbogenfenster, sechs an der Zahl, jeweils dreibahnig im Osten und Süden, bringen Tageslicht. Das Maßwerk des Mittelfensters hinter dem ehemaligen Hochaltar ist noch im Original erhalten, alle übrigen, durch zweimalige Brände zerstört, sind Ergänzungen von 1906/07. Die fensterlose Nordwand war früher aufgegliedert durch ein Sakramentshäuschen, eine spitzbogige Tür in die nördliche Sakristei sowie eine hochliegende Tür zum Dachraum der Sakristei. Nur der Zugang zur einstigen Sakristei aus dem 15. Jahrhundert, heute Taufkapelle, ist noch vorhanden.

Die spätgotische Kirche war gegenüber den Vorgängerbauten um drei Grad mehr nach Ostnordost gedreht. Offenbar wollte man die geweihte Stelle des Hochaltars nicht verlassen. Die Mittellinie des Chores war gleich Mittellinie des Westturmes. Bemerkenswert ist, dass das Langhaus dazwischen asymmetrisch angeordnet war, es maß von der Mittellinie zur Nordwand 2,60 m mehr als zur Südwand. Eine spätere Erweiterung? Die Überraschung kam 1972: Das Langhaus, im Lichten knapp 17 m lang und knapp 15 m breit, war von Anfang an in dieser Form geplant! Es gab keine Verbindung etwa zur romanischen Nordwand. Aber es kamen im Bereich der heutigen drei vorderen Säulen links mittelalterliche Fundamentblöcke zum Vorschein, welche mit den Splitbetonwürfeln unter den heutigen Säulen nichts gemein haben. Das Langhaus scheint zweischiffig gewesen zu sein, wobei das Hauptschiff fast 10 m breit war. Drei wohl spitzbogige Arkaden teilten das nördliche Seitenschiff, welches die heutige Breite von 4,5 m hatte, aber um ein Drittel kürzer war (Beispiel: Maria Bickesheim in Durmersheim). Vorgefundene spätgotische Rippenstücke vorn links beim ersten Säulengrundament lassen an ein dreijochiges, vielleicht kreuzrippengewölbtes Seitenschiff denken, wie es zweijochig die östlich anschließende alte Sakristei auch besaß. Vielleicht wurde dieses zweischiffige Langhaus gewählt, um für die fünf urkundlich erwähnten Nebenaltäre eine Aufstellung im Seitenschiff zu erhalten. Es gab außer dem dem hl. Jakobus geweihten Hochaltar einen Liebfrauenaltar (1320 erwähnt), einen Katharinenaltar (1402), einen Barbaraaltar (1422), einen Peter- und Paulsaltar (1500) und einen Dreifaltigkeitsaltar (1504). Das Hauptschiff dürfte von Anfang an eine Holzdecke besessen haben, denn es wurden im Erdboden keine Spuren von Strebepfeilern an der Südwand vorgefunden.

### *Der spätgotische Westturm*

Wenn ein berühmter und hochverdienter mittelbadischer Heimatforscher vor über 90 Jahren schrieb, „die St. Jakobuskirche ist von 1463 bis 1477 erbaut, Turm wohl älter“, und spätere Verfasser von Festschriften u. a. wiederholen obige Daten, dann wird es höchste Zeit, auch in diesem Buch

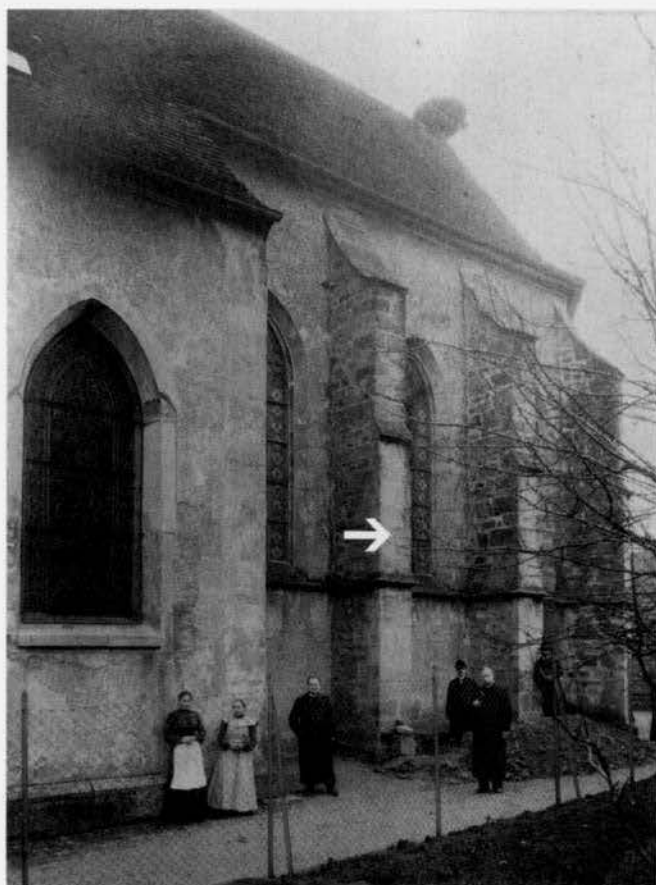




*Alte katholische Pfarrkirche  
Steinbach 1463–1906*

zum Steinbacher Kirchenjubiläum Einiges richtig zu stellen, zumal die archäologischen Ergebnisse von 1971/72 fast wider Erwarten eine so klare Aussage machen.

Der Westeingangsturm stammt nicht aus romanischer Zeit. Das oben beschriebene halbrunde Tympanon war sekundär im zweiten Stockwerk über einem schmalen, aus einem einzigen Stück gemeißelten Fensterchen außenflächig eingemauert worden, wo es in 450 Jahren stark verwitterte. Aus Pietät hat man es 1906 wieder geborgen und ins Innere des neugotischen Turmes verbracht. Nun zu den Fakten im Erdboden: Das Turmfundament im Geviert  $8,4 \times 8,4$  m und einer Stärke von ca. 2,8 m hatte einen Abstand vom romanischen Langhausfundament von 2,2 m an der Nordost- und 1,8 m an der Südostecke. Ein südländischer Campanile ist wohl auszuschließen, stattdessen trat ein kompakter Steinverband mit dem spätgotischen Langhaus zu Tage (siehe Schrägschraffur, Grundriss). Im Turmfundament wurden zwei romanische, sekundär vermauerte Bauspolien angetroffen, ein Portalstein ( $82 \times 49 \times 37$  cm) und liegend ein Rundbogenfenster mit breiter Schmiege, wie sie auf den Burgen Altwindeck, Lützelhard und Schenkenburg erhalten sind. Leider mussten die beiden Stücke im brandkalkvermörtelten Steinguss verbleiben, das Fenster hatte eine rekonstruierte Breite außen von 85 cm, die geschätzte Lichte 40–50 cm.



*Choraufnahme von 1904  
Am ersten Pfeiler die Jahreszahl  
1455 (Pfeil). In Bildmitte Stadt-  
pfarrer Josef Dietmaier,  
Bauherr der neugotischen Kirche*

Im November 1904 wurden vom Fotografen A. Lohmüller, Bühl, sechs  $30 \times 40$  cm große Aufnahmen der alten Kirche, welche ab Januar 1906 abgerissen wurde, gefertigt. Eine Aufnahme zeigt den Kirchturm von Westen mit dem barocken Dach. Jedes Detail des unverputzten Mauerwerks ist genau zu erkennen. Mit Ausnahme der Portaleinfassung zeigt die Fassade bis zum Traufgesims unterm Dach nirgends eine Störung, alle Architekturteile wie Fensterchen und Schallöffnung sind sicher ursprünglich. Stark ins Auge fallen die mächtigen, über eineinhalb Meter langen Eckquader, typisch für die Mauertechnik des 15. und 16. Jahrhunderts. Als nahes Beispiel sei nur der Bühler Rathaus- und frühere Kirchturm von 1524 genannt, der die gleiche Eckquaderung aufweist. Am Kirchturm in Iffezheim aus dem 15. Jahrhundert befindet sich genau die gleiche, oben und unten leicht abgewinkelte Schießscharte in Form eines gotischen I wie am Steinbacher Turm im dritten Obergeschoss. Auch das untere Fensterchen mit der breiten Fase kommt bei Bauten des 15. und 16. Jahrhunderts häufig vor. Ersetzt man die barocke Turmbekrönung durch einen gotischen Helm, hat man einen Mittelalterlichen Wehrturm vor sich, dessen trutziges Aussehen durch das Weglassen von Schmuckelementen wie spitzbogige Schallöffnungen oder Gurtgesimse erheblich gesteigert wird. Auch seine Mauerstärken von 2,35 m in Höhe der Eingangshalle übertreffen das statisch Not-

wendige beträchtlich, sein neugotischer Nachfolger von 1906 hat nur 1,5 m starke Mauern.

Nach dem Vorbild der Baden-Badener Stiftskirche hatte der Turm im Eingangsbereich eine nach drei Seiten offene Vorhalle, wie sie später auch in Bühl zur Ausführung kam. In weiser Voraussicht hatten die Baumeister wohl an eine spätere Erweiterung der Gotteshäuser nach Westen gedacht, wobei die Türme ummantelt werden konnten. In Baden-Baden geschah dies im 15. Jahrhundert, in Bühl in der Barockzeit und in Steinbach 1812/13.

### *Die Zerstörungen und der barocke Wiederaufbau*

Als im Dreißigjährigen Krieg 1643 und im Pfälzisch-Orleanischen Krieg 1689 Steinbach in Schutt und Asche sank, brannte auch jedes Mal die Kirche aus. Von der Inneneinrichtung blieb außer einigen Figuren, die man noch schnell in Sicherheit gebracht hat, wohl nichts erhalten. Zum Großteil zerstört wurden die farbigen Glasfenster, ebenso das Maßwerk. Ein aufgefundenes, völlig zermürbtes und zerrissenes Fensterpfostenstück – in Form und Größe den Neugotischen gleich – gibt Zeugnis von jenen Zerstörungen. Mit dem zweimaligen Wiederaufbau ging es nur langsam voran. 1649 erbettelte Steinbach vom Kloster Lichtenthal 87 Gulden, um den Chor, dessen Gewölbe erhalten blieb, notdürftig in Stand zu setzen.<sup>10</sup> Zwischenzeitlich musste der Gottesdienst in der Neuweierer Kapelle stattfinden. In einem Visitationsprotokoll von 1699 heißt es, die Kirche sei zum zweiten Male gänzlich ruiniert, die Altäre entweiht.<sup>11</sup>

Nach 1700 wurde sie mit Verwendung der alten Langhauswände notdürftig wieder unter Dach gebracht, aber erst 1738 die Inneneinrichtung barock ausgestattet.<sup>12</sup> Dabei wird aus dem vermuteten zweischiffigen Langhaus durch Entfernen der ruinösen Säulen und Arkaden ein einschiffiger Saal mit Flachdecke geworden sein, wie er bis 1906 bestand. Im 18. und 19. Jahrhundert besaß die Kirche nur noch drei Altäre. Von den Seitenaltären war der rechte der Seligsten Jungfrau, der linke dem Heiligen Johannes von Nepomuk geweiht, letzterer eine Stiftung um 1730 von Barbara Knebel von Katzenellenbogen, welche im unteren Schloss Neuweier beheimatet war.<sup>13</sup> An der Nordwand wurde 1739 die barocke Kanzel neu errichtet, ein Werk des Klosterbildhauers Anton Martin aus Schuttern. Dieselbe kam 1906 einschließlich der Seitenaltäre für 500 Mark nach Kirrlach bei Philippsburg.<sup>14</sup>

Der Steinbacher spätgotische Turm wurde im 18. Jahrhundert bekrönt von einer barocken „Welschen Haube“ mit Laterne, ähnlich dem Sasbacher Turm. Die Spitzbogenfenster von Langhaus und Chor erhielten statt des zerstörten Maßwerks Eisensprossen. Der barocke Stil erfordert helle Räume und so kamen zwischen die Spitzbogen noch kleine Ovalfenster, sog.



*St. Jakobus. Inneres im Zustand von 1889 bis 1906. Der kleinere Chorbogen mit der kräftig durchprofilierten Hohlkehle des 15. Jahrhunderts musste einem größeren weichen, welcher mehr den Blick in den Altarraum freigab.*

„Ochsenaugen“ hinzu, welche im 19. Jahrhundert wieder verschlossen wurden.

Im Jahre 1771 wird berichtet, die Steinbacher Pfarrkirche St. Jakob sei in sehr schlechtem Zustand „... da nur ein Schlag-Regen kommt flüßet das Wasser in den Chor ...“, und außerdem zu klein geworden für die stets anwachsende Einwohnerzahl des Kirchspiels. Jenes umfasste damals noch die Gemeinden Steinbach, Neuweier, Eisental, Varnhalt und Weitenung.<sup>15</sup> 1790 reichte K.Ch. Vierordt Umbaupläne ein, die aber erst zwei Jahrzehnte später verwirklicht wurden. 1812/13 verlängerte man das Langhaus um Turmesbreite nach Westen und schloss es geradlinig mit der Turmwestwand ab. Dabei konnte auch die Empore erweitert werden. Vier neue Eingänge wurden geschaffen, eine spätgotische Tür an der Südseite zugemauert. Die Fenster im neuen Teil erhielten Form und Größe wie die bestehenden. Damit hatte die Kirche das Aussehen erreicht, wie sie uns in Fotos und Bauzeichnungen überliefert ist. Im Jahre 1889 fand nochmals eine Innenrenovation statt, wobei ein neugotischer Hochaltar von Bildhauer Simmler aus Offenburg zur Aufstellung kam.<sup>16</sup> Dieser Altar, eine Stiftung, stand bis 1957.



*St. Jakobus. Inneres um das Jahr 1908*

### *Die neugotische Kirche*

Zur Zeit, da diese Zeilen geschrieben werden, steht ein Gerüst um den fast 100 Jahre alt gewordenen Neubau von 1906/07. Zahlreiche Sandsteine an Turm und Langhaus müssen ausgetauscht oder teilerneuert werden. Besonders das Maßwerk an den Langhausfenstern, gefertigt aus Fremersberger Sandstein war stark abgeschichtet. Außerdem erschienen die Fundamente der spätmittelalterlichen Chorpfeiler sehr desolat, ebenso der barocke Dachstuhl des Chores.

Als um die vorletzte Jahrhundertwende die Raumnot des Gotteshauses immer unerträglicher wurde – 180 Sitzplätze im Langhaus bei 3200 Katholiken<sup>17</sup> –, da war die Erstellung eines größeren Neubaus bzw. eine Erweiterung unumgänglich geworden. Bauinspektor Johannes Schroth vom Erzbischöflichen Bauamt Karlsruhe, welcher auch die neugotischen Kirchen in Sinzheim, Ottersweier und Kappelrodeck geplant, bzw. mitgestaltet hat, fertigte die Pläne. Der Abbruch von Langhaus und Turm fand vom Januar bis März 1906 statt, die Grundsteinlegung am 20. Mai.

An das alte Altarhaus mit einem größeren Chorbogen, der den Blick ins alte Netzrippengewölbe freigibt, wurde ein dreischiffiges und fünfjochiges Langhaus im Stil eines spätgotischen Hallenbaues angeschlossen, 26 m

lang und 18,5 m breit, mit Innenpfeilern und Holzdecken. Für die hohen, schlanken Säulen kam bester Vogesensandstein zur Ausführung. Die Anzahl und Proportionen der neuen Fenster wurden den alten des 15. Jahrhunderts angepasst, jedoch außenflächig, zweibahnig mit rekonstruiertem spätgotischen Maßwerk in verschiedenen Formen. Dabei konnten Glasmalereien aus dem 19. Jahrhundert, welche alle gestiftet waren und aus der Werkstatt Börner in Offenburg hervorgingen,<sup>18</sup> wieder eingesetzt werden. Sie sind heute noch erhalten: im Chor Krönung Mariä, Geburt und Kreuzigung Christi, vorn im Langhaus Heilige Familie, Tod des hl. Josef, Kreuzauffindung und hl. Ludwig. Die wenigen farbigen Reste aus dem Mittelalter, welche geschützt im Chorraum die zweimaligen Brände überdauerten, zerstörte ein furchtbares Hagelwetter, das im Juli 1841 über Steinbach gewütet hat.<sup>19</sup> Im Westen besitzt das Langhaus, in das der Turm zur Hälfte eingefügt wurde, zwei an ein Querhaus erinnernde Giebelaufbauten mit jeweils einem breitformatigen, fünfbahnigen Fenster zur starken Aufhellung der Emporen. Auch zwei Wendeltreppen sind in diesem Bauteil geschickt integriert.

Der neue Turm mit 62 m Höhe wird von Kennern als die bestgelungene Partie der Kirche bezeichnet. Besonders das Glockengeschoss mit den vier 8,5 m hohen und 3 m breiten Schallöffnungen, vierbahnig aufsteigend zu den aufwändig gestalteten Sandstein-Zifferblättern in den großen Maßwerkspitzbögen, darüber vier Giebel mit dem dahinter beginnenden Oktagon, bekrönt von der achteckigen Maßwerk Galerie, Fialen und Kreuzblumen besitzt eine Harmonie der Proportionen, zu der man dem Architekten heute noch gratulieren möchte. Der Turm, 8,4 m im Geviert, hat vier Stockwerke, aufgeteilt in Gurtgesimse. Über dem Hauptportal ein großes Spitzbogenfenster, welches den Raum hinter den Orgelpfeifen erhellt, darüber schmale Rechteckfensterschlitze mit Zugang vom Wendeltreppentürmchen, das sich südlich an den Turm schmiegt. Dieser Stock beherbergt das Uhrwerk, eine steinerne Wandtreppe führt ins Glockengeschoss. Die ersteigbare, oktogone Galerie am Helmsatz ist nur auf hohen Leitern zu erreichen. Das spitze achtseitige Pyramidendach mit Kugel und Kreuz besitzt 27 m Höhe, das Turmfundament musste vier Meter tief gegründet werden.

Die Einweihung der Kirche fand am 22. September 1907 durch Weihbischof Dr. Knecht statt. Die Ausmalung der Wände, die heute nicht mehr vorhanden ist, fertigten von 1907 bis 1909 Professor Kemmer aus Karlsruhe und Kunstmaler Anton Nießing aus Baden-Lichtental.<sup>20</sup> Die Gesamtkosten einschließlich der Innenausstattung beliefen sich auf rund 180.000 Mark. Alle Steinmetzarbeiten wurden von einer Straßburger Firma, die Maurer-, Zimmer- und Schreinerarbeiten von hiesigen Firmen ausgeführt. Die vierzehn Kreuzwegstationen aus Lindenholz fertigte Bildhauer Dettlinger aus Freiburg 1906 in Relief. Sie befinden sich seit 1972 in schöner Gruppierung an der Nordwand des Langhauses.

Von nennenswerten Kriegsschäden wie in St. Peter und Paul im benachbarten Bühl blieb St. Jakobus verschont. Trotzdem kann ein fremder Besucher das Innere unserer Kirche heute als sehr schlicht empfinden, aber nicht der Zweite Weltkrieg hat die gesamte, neugotische Inneneinrichtung mit Ausnahme des Kreuzweges zerstört, sondern der puristische Zeitgeschmack der 1950-er Jahre, einhergehend mit der folgenden Liturgiereform 1962–65 und einer modernen Beschallung, welche z. B. eine Kanzel mit dem obligatorischen Schalldeckel darüber nicht mehr benötigte. Zum Glück haben andernorts viele Geistliche und Stiftungsräte einer General-Entrümpelung der damals noch gering geschätzten „Schreinergotik“ nicht zugestimmt. Der Steinbacher Hochaltar von 1896 hat heute noch ein Ebenbild in der Vimbacher Kirche. Der linke Seitenaltar, um 1910 von den Gebrüdern Marmon in Sigmaringen gefertigt, war wieder St. Johannes Nepomuk und der hl. Barbara geweiht und im Übergangsstil von der (Neu-)Spätgotik zur Renaissance gehalten. Wie der Hochaltar war auch er eine Stiftung (4.000 Mark). Von einer 1709 gegründeten und 1888 nochmals ins Leben gerufenen Rosenkranzbruderschaft wurde für 5.000 Mark ein aus weißem Kalkstein von Vallentin in Offenburg geschaffener Rosenkranzaltar eigens im neu errichteten Marienchörlein rechts aufgestellt. Alle Altäre sind verschwunden. Das linke Chörlein wurde um 1967 zur vergrößerten Taufkapelle mit einer spätgotischen Pieta umgestaltet, das rechte Seitenchor abgebrochen und einer vergrößerten Sakristei mit Flachdach zugeordnet.

Dabei konnte das südwestliche Chorfenster aus dem 15. Jahrhundert wieder geöffnet werden. Die neue Ostwand des rechten Seitenschiffes wurde mit der barocken Kreuzigungsgruppe über dem Tabernakel und dem Kirchenpatron Jakobus d. Ä. rechts zur Stätte für Besinnung und stilles Gebet.

Nach 65 Jahren wurde 1971/72 erstmals die Innenrenovation des Langhauses vorgenommen, mit Einbau einer Fußbodenheizung – und der Entdeckung der oben beschriebenen Funde –, sowie dem Anbringen von hölzernen Faltdecken in den Seitenschiffen. Leider konnte der zermürbte Putz, welcher mit einer Quader-Bemalung versehen war, nicht mehr gerettet werden, so auch nicht die Fresken „Krönung Mariens“ über dem Chorbogen, die „Auffindung des Leichnams St. Johannes Nepomuk“ und der „Engelsgruß“ über den ehemaligen Seitenchören. Nur Nießings „Acht Seligkeiten“ könnten unter den Faltdecken noch erhalten sein. Der moderne Putz vertrug sich nicht besonders mit dem Bruchsteinmauerwerk, er setzte Faserrisse mit Feuchtigkeitsverdunkelungen wie in der Stiftskirche, die Wände wurden hässlich. Eine erneute Renovierung hat bis heute standgehalten. Um 1983 musste der Turm wie jetzt auch wieder gänzlich eingerüstet werden. Damals waren u. a. weit über hundert verwitterte und ausgebrochene Formsteine auszutauschen, besonders im Bereich des Glockengeschosses, der Galerie und der Fialen.

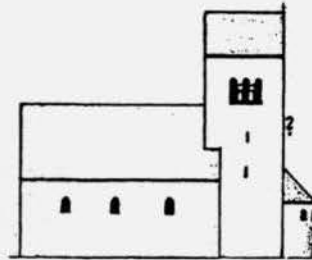
## Die Jakobuskirchen zu Steinbach

Rekonstruktionen nach archäologischem Befund

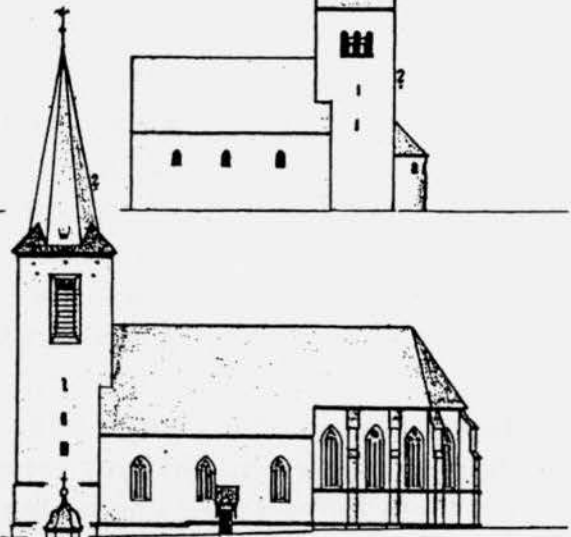
Um das Jahr 1070 erwähnte Kirche. Langhausfundamente teilweise erhalten.



Vermutlich romanische Chorturmkirche 12. bis 15. Jahrhundert. Tympanon und Langhausfundamente erhalten.



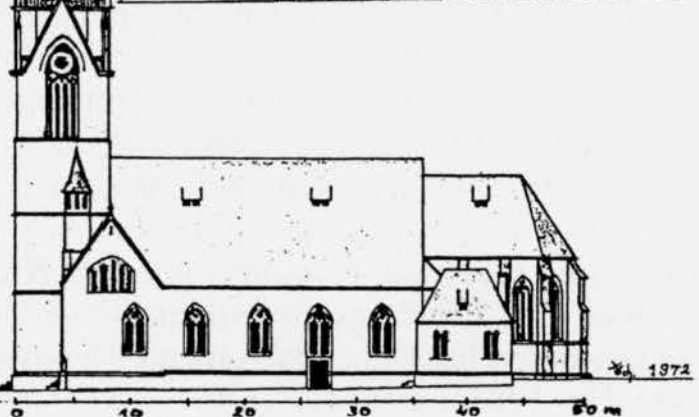
Spätgotische Kirche mit Wehrturm erbaut um 1460, zerstört 1643 und 1689. Umfassungsmauern und Chorgewölbe blieben erhalten.



Nach 1700 Wiederaufbau in einfachsten Barockformen unter Beibehaltung der gotischen Fenster, ohne Maßwerk. 1812 Langhauserweiterung beim Turm.



1906/07 Neubau des Langhauses mit Turm im neugotischen Stil. 1966 Neubau der Sakristei mit Flachdach.





Möge das Gotteshaus, das nach fast hundert Jahren wieder umfangreich renoviert werden muss, den nachfolgenden Generationen lange erhalten bleiben. Mit einem Gedicht von Bauinspektor Schroth, welches er zur Einweihung am 22. September 1907 geschrieben und beim Festmahl vorgetragen hat, sei diese Baugeschichte abgeschlossen.<sup>21</sup>

*Seit Jahren schon ist Steinbachs Sinnen  
Gerichtet auf ein würdiges neues Gotteshaus  
Auf daß erström hinaus aus seinem Innern  
Auf die Gemeinde reicher Segen aus.*

*Es wurde viel geplant, gebetet und gestritten  
Wie das Ziel in billigster Art und Weis  
Dem Landschaftsbild auch passend zugeschnitten  
Zu erreichen sei, so daß ein jeder gut es heiß.*

*Mit Wehmut sah man wohl den altersgrauen Turm  
Den Brand und Wetter, wie auch roher Menschentat  
Im Mauerwerk zernagte, wie im Holz der Wurm  
Dem Weltenschicksal folgend, sinken in das Grab.*

*Doch in dem Staub und den Ruinen, sollt sich gründen  
Ein neues Bild, wie's unsre Zeit kann geben  
Dem Wanderer von Nah und Fern will's künden  
Von Steinbachs Opfermut und seinem Glaubensleben.*

*Dem Architekten war nicht froh und wohl zu Mute  
Denn bang im Herzen, ob nicht Steinbachs großer Meister,  
Wenn unsere Kunst entbehrt das Rechte und das Gute  
Herunterschicken würde, strafend seine Geister.*

*Doch Erwin steht noch unverrückt und ruhig oben  
Und das läßt Ruh dem Herzen und gibt Frieden  
Annehmend, daß er will den Bauherr und Geselle loben  
Denn alle haben ja doch treu getan wie ihre Kraft beschieden.*

*So möge denn im Menschenwerk dem Schwachen,  
Das heute Gottes hoher Diener seinem Herrn geweiht  
Steinbachs Glauben teils weiterblühn, teils neuerwachen  
Zum Nutz und Frommen seiner Kinder jetzt und allezeit.*

*Weitere Literatur*

- Coenen, Ulrich: Die Baukunst der nördlichen Ortenau, Karlsruhe/Bühl, 1993.  
 Coenen, Ulrich: Die Ortenau 79, Von des Chores Maß und Gerechtigkeit, 1999.  
 Frank, Otto/Kistner, Rudi: Tausend Jahre Kirche in Baden-Baden 987–1987, 1987.  
 Lutz, Dietrich/Schallmayer, Egon: 1200 Jahre Ettlingen, 1988.  
 Schleh, Karl/Brommer, Hermann u.a.: Bühl/Baden, St. Peter und Paul 1877–1977, 1977.  
 Zoller, Franz: Sinzheim, Heimat zwischen Schwarzwald, Rhein und Reben, 1984.  
 Kirchenführer, Verlag Schnell und Steiner: Maria Bickesheim 1973, Wallfahrtskirche Lautenbach 1968, Heilig Kreuz Offenburg.

Alle Zeichnungen und Repros vom Verfasser. Repro aus der Yburgstraße: Irene Sackmann.

*Anmerkungen*

- 1 Weis, C.: Die Stiftskirche unserer lieben Frau zu Baden-Baden, Selbstverlag des Pfarramtes, o. Datum, 11.
- 2 Piper, O.: Burgenkunde, Frankfurt a. M., 3. Aufl. 1967, 172. Die eckigen „fünf“ entdeckte ich auch in Stein a. Rh. (ehem. Kloster, 1516) und in Wangen, Bodensee (Kirchturm, 1511), etwas abgewandelt in Ebersteinburg (1465) und in Ellmendingen (1522).
- 3 Fundberichte aus Baden-Württemberg, Bd. 2, Stuttgart 1975, 277–281. Leicht überarbeiteter Grundriss vom Verfasser.
- 4 Schneider, E.: Codex Hirsaugiensis, Württembergische Geschichtsquellen 1–4, 1887.
- 5 Müller, W.: Die Ortenau als Chorturmlandschaft, Bühl 1965, 80.
- 6 Freundliche Mitteilung von Dr. Dietrich Lutz, Denkmalamt.
- 7 Kary, J.: Maria Bickesheim und die badischen Markgrafen, 1965, 34.
- 8 Reinfried, K.: Die Pfarrei Steinbach, Dekanat Ottersweier, in: Freiburger Diözesanarchiv 41, 1913, 103; GLA Steinbach, Kirchl. Akt.
- 9 Kratz, G.: Zur Rechts-, Wirtschafts- und Kirchengeschichte der Stadt Steinbach, Manuskript erarbeitet von Studenten unter obiger Leitung, Ettlingen 1954, Anhang 5.13; Reinfried, a.a.O., 76; GLA-Urk., Abt. 35/29.
- 10 Kratz, Anhang, 13; Müller, 80; GLA-Akten 229, Steinb. Conv. 8.
- 11 Dietmeier, Josef: Kurze Geschichte der Stadtpfarrei Steinbach, Bühl 1908, 10; Reinfried, 98; Freiburger Diözesanarchiv NF II., 278.
- 12 Kratz, Anhang, 13; GLA-Akten 229, Steinb. Conv. 8.
- 13 Pfarrarchiv; Reinfried, 98.
- 14 Pfarrarchiv; Freundliche Mitteilung von Frl. Emilie Ruf, Baden-Baden.
- 15 Kratz, Anhang, 14; GLA-Akten 229, Steinb. Pasc. 347.
- 16 Reinfried, 99.
- 17 Pfarrarchiv: 3.200 Katholiken in Steinbach, Umweg und Varnhalt, 1900.
- 18 Reinfried, 101.
- 19 Reinfried, 99.
- 20 Reinfried, 101–103; Pfarrarchiv, dort auch das Weitere.
- 21 Dietmeier, 14f.

## Die Mutterpfarre Stollhofen

*Ernst Gutmann*

In der Zeit der Christianisierung, etwa um 600 n. Chr. entstanden die ersten Urfarreien in unserer Gegend. Karl Reinfried<sup>1</sup> beschrieb folgende Theorie der Aufteilung der Ur- oder Mutterpfarreien. Eine der Urfarreien war Steinbach mit den heutigen Gemeinden Sinzheim, Steinbach, Bühl (nördlich von der Bühlot) und reichte bis an den Rhein, einschließlich auch Hügelheim und Stollhofen bis an den Schwarzbach. Südlich davon schloss sich dann die Pfarrei Sasbach an, die sich ebenfalls, laut Reinfried, bis an den Rhein erstreckte.

Nicht ganz einzusehen ist diese großflächige Aufteilung, da die sog. Rheinstraße in der Hauptverkehrsachse zwischen Straßburg und Ladenburg bzw. am verkehrsgünstig gelegenen Rheinstrom lag und sicher zu einem bevorzugten Siedlungsgebiet gehörte. Warum sollten sich die Orte, die sich am Gebirgsrand damals etwas weiter vom Verkehr weg befanden, schneller entwickeln?

Vermutlich hatten sich diese Urfarreien gleichzeitig entwickelt und stellten sich um das Jahr 1000 etwa wie folgt dar. Steinbach mit Sinzheim bis nördlich Bühlot, Sasbach mit Ottersweier südlich der Bühlot bis Achern. Iffezheim mit Sandweier, Stollhofen mit Hügelheim, Söllingen, Schiftung und nördliches Schwarzach. Scherzheim mit Ulm und südliches Schwarzach. Zugleich scheinen sich die sog. Waldgenossenschaften gebildet zu haben. So umfasste die Pfarrei Stollhofen zugleich die Bannwaldgenossenschaft und die Pfarrei Scherzheim den sog. Fünfheimburgerwald.

### *Erste Abtrennungen*

1154 erscheint zusammen mit der urkundlichen Ersterwähnung des Ortes Stollhofen (Stadelhouen)<sup>2</sup> auch eine „basilica“.

Damals hatten die Benediktiner von Schwarzach, die nach 800 ihr Kloster gegründet hatten oder von „Arnulfsau“<sup>3</sup> hierher verlegen mussten, sich auf der Pfarreigrenze zwischen Scherzheim und Stollhofen niedergelassen.

1218<sup>4</sup> erscheint in einer Urkunde der erste Hinweis auf die Pfarrei Stollhofen „*parochiam in stadelhouen cum capella in schwarzach*“ d. h. damals scheint die neben dem Klostermünster gelegene Kapelle in Schwarzach noch der Pfarrei Stollhofen zugehörig gewesen zu sein.

In der obigen Urkunde wurde die bisherige Mutterpfarre in das Kloster „inkorporiert“, also nun von dort mit Pfarrherren besetzt. Noch im Jahr 1245 wird in den vom Papst Innozens der Abtei bestätigten Privilegien die

Kapelle in Schwarzach als Filiale von Stollhofen genannt. Kurz danach wurde die Kapelle Pfarrkirche von Schwarzach. Das „weltliche Dorf“ Schwarzach dürfte nicht vor 1176 entstanden sein. Erst unter Abt Hildebertus 1176–1192 wurden die klösterlichen Leibeigenen vor den Klostermauern angesiedelt. 1302 erscheint dann erstmalig der Hinweis in einer Urkunde auf das „durf swarzahe“.<sup>5</sup> Später gingen allerdings die Pfarrrechte auf das Klostermünster über. Die Michaelskirche wurde zur Friedhofskirche (Abbruch nach 1800).

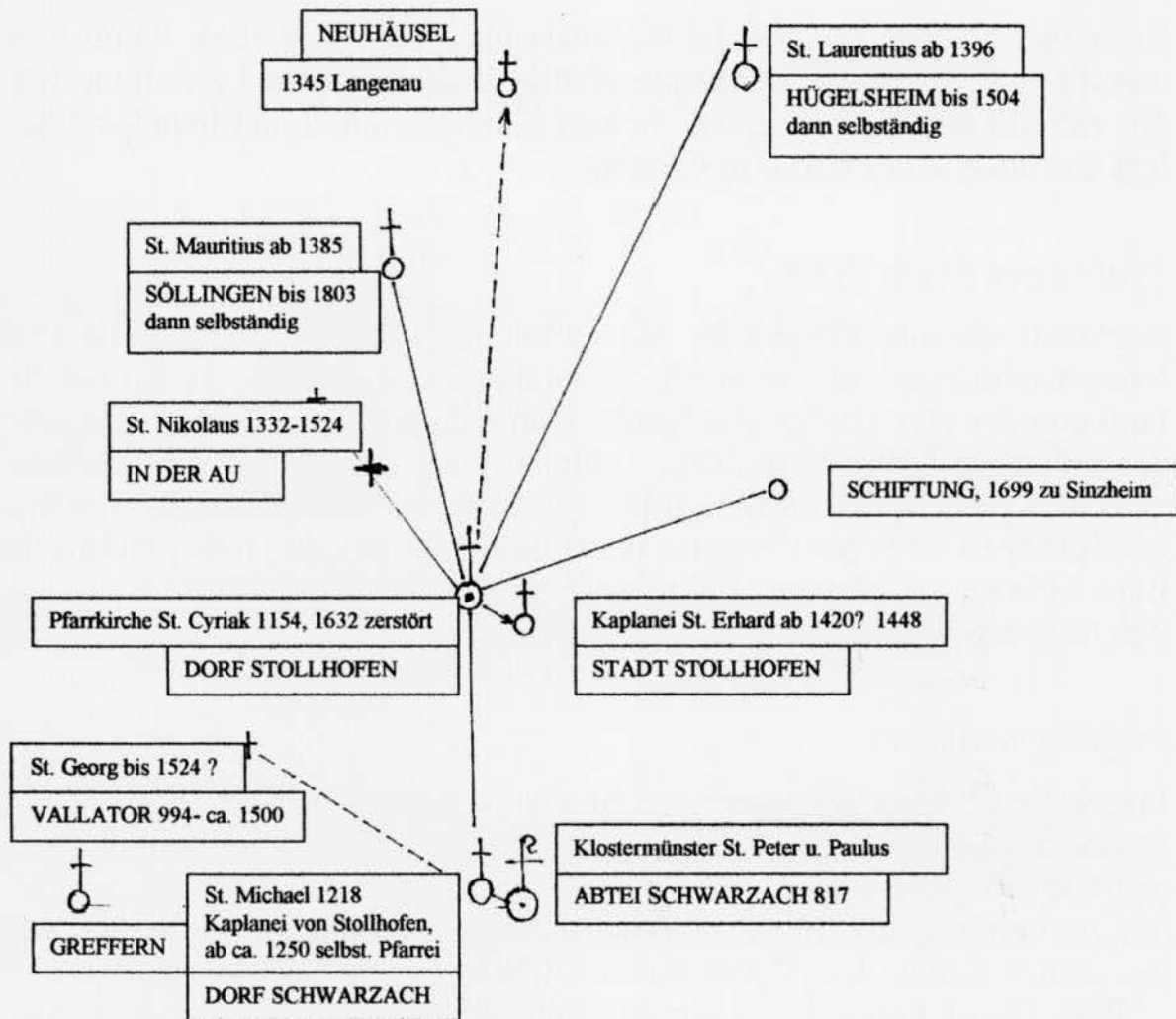
### *St. Cyriak Stollhofen*

Die erstmalig 1154 genannte Basilica, die Mutterkirche der Pfarrei, stand bis zum Jahre 1632 auf dem Friedhof der Gemeinde Stollhofen. Diese damals befestigte Kirche bildete den Ortskern des Kirchdorfes Stollhofen. Verschiedene Hinweise deuten auf die Vergabe des Kirchenpatrons St. Cyriak um 1100. Vorher war sie vermutlich dem St. Martin geweiht. Vor 1300 wurde etwa 300 Meter östlich vom bisherigen Dorf eine neue Stadt gegründet, die später eine eigene Kirche als Filiale der Cyriakspfarrei erhielt.

Vor der heutigen im Jahre 1885 erbaute Friedhofskapelle liegt die einzige noch vorhandene Grabplatte aus der alten Basilica. Sie trägt die Jahreszahl 1348 und den Namen Jacobus. Dieser Jacobus war vermutlich der damalige Pfarrherr, der an der Pest starb. Einige Bruchstücke aus dem Kiesel Fundament der Kirche, die bei den Aushebungen von Gräbern zu Tage kamen, konnten ebenfalls gesichert werden und zeigen in die Zeit um 800.<sup>6</sup>

### *St. Erhardus Stollhofen*

Nach der Gründung der Stadt wurde innerhalb der Mauer ein Platz für eine eigene Kirche ausgespart. So scheint man spätestens nach 1400 eine Kapelle für die Stadtbürger errichtete zu haben. Sie erhielt den von den Rittern von Windeck bevorzugten Schutzpatron „St. Erhard“. Möglicherweise hatte die Kapelle ihren Ursprung in der Burgkapelle. Die Burg erscheint erstmalig 1292.<sup>7</sup> Bis zum Jahre 1309 war die Stadt Stollhofen im Besitz der Windecker. Erstmalig finden wir die „St. Erhardi Capella“ in der Stiftungsurkunde von 1448.<sup>8</sup> Ein späterer Hinweis deutet darauf hin, dass die Kirche unter Markgraf Jacob (1408–1453)<sup>9</sup> erbaut oder erneuert wurde. Am 23. Dezember 1448 stiftete die in Stollhofen ansässige Edelfrau Elisabeth, die Witwe von Ritter Albrecht von Rust, eine Frühmesse, die an dem Marienaltar für ewige Zeiten zu Gunsten der Vor- und Nachfahren ihrer Familie gelesen werden sollte. Durch diese sehr umfangreiche Stiftung war es möglich, eine eigene Kaplanei mit Frühmesser (oder Kaplan) zu unterhalten. Im Jahre 1457 wurde zu Gunsten der zwei Altäre Maria und Hl. Kreuz ein 40-tägiger Ablass erhoben. In der Urkunde erscheint dann auch



Die Mutterpfarrei Stollhofen und ihre Kirchen

der erste Kaplan Jacobus.<sup>10</sup> Somit hatten die Bürger der Stadt ein eigenes, von den „normalen“ badischen Hintersassen abgehobenes Gotteshaus erhalten. Die sehr umfangreichen Erharduspfründe, deren Kern aus der Stiftung der von Rust bestand, wurden in der „Schatzung“ (1377–1625) neben den Cyriaks-Pfründen extra geführt.

### Baubeschreibung

Nach den Urkunden war die Kirche zwar rechtlich eine Filiale der Pfarrkirche St. Cyriak, hatte allerdings damals schon drei Altäre, einen gemauerten Turm mit Eingang, einen Seiteneingang und vier Glocken. Das Gotteshaus scheint somit deutlich über die Ausmaße einer Kapelle hinausgegangen zu sein. Nach der „Schatzung“ von 1625 hatte die Innenstadt von Stollhofen einen Bestand von über 70 Hofstätten, dazu kamen noch etwa 30 im Vorhof und 40 in der Vorstadt. Die Anzahl von über 130 Bürgern ließ auf eine

Bewohnerzahl um 750 mit der Garnison über 1000 schließen. Wenn man nun diese „Seelen“ mit denen aus Söllingen (ca. 400) und Schiftung (ca. 50) zusammenzählte, waren die beiden Kirchen zum Gottesdienst voll belegt und auch in der Größe notwendig.<sup>11</sup>

### *Neubau der Kirche 1769*

Nachdem die alte Pfarrkirche St. Cyriak im Jahre 1732 im Laufe von Kriegshandlungen zerstört wurde, übernahm die Stadtkirche St. Erhard die Funktion der Pfarrkirche. Die Kirche wurde dann zwar ebenfalls im Laufe der zahlreichen Kriegshandlungen ruiniert, aber immer wieder hergerichtet. Nach mehreren Anläufen gelang es dann der Pfarrgemeinde Stollhofen-Söllingen im Jahre 1769 eine neue, für damalige Zeit große prachtvolle Barockkirche zu erbauen. Baumeister war Franz Ignaz Krohmer, seines Zeichens badischer Hofbaumeister.

### *Das Beginenkloster*

Innerhalb der Kirchhofsmauer von St. Cyriak befand sich ein Beginenkloster. In solchen Klöstern lebten fromme Frauen, die allerdings kein Ordensgelübde ablegten, sondern nur für die Zeit ihres Aufenthalts im Hause Gehorsam und Enthaltbarkeit versprachen. Diese Schwestern führten ein stilles, gottgeweihtes, dem Gebet und der Arbeit gewidmetes Leben.

Ihre Tracht bestand aus einem wollenden Rock von schwarzer oder grauer Farbe mit einer Kapuze, die nur das Gesicht frei ließ. In aller Frühe gingen sie zur Kirche zur Messe. Sie besuchten Arme und pflegten Kranke in ihrer Wohnung. Man holte sie zur Leichenwache, zur Seelenmesse und zu Beerdigungen. Jedem Haus stand eine Meisterin vor.

Erstmalig finden wir einen Hinweis auf ein Beginenhaus im Jahre 1305.<sup>12</sup> In einer Urkundenfälschung aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts des Klosters Schwarzach, das vermutlich nach einer echten Vorlage aus der Zeit um 1300 (unter Ludwig des Frommen) erstellt wurde, erscheint der Hinweis: „die gottgeweihten Schwestern sollen an ihrem Platz (Stollhofen?) unter der Aufsicht des Abtes bleiben“. Damit könnte das sicher im Jahre 1377 fassbare Beginenhaus zu Stollhofen gemeint sein.

Am 24. Dezember 1377<sup>13</sup> verordnete die Klausnerin Anna von Lamersheim, dass nach ihrem Tod, falls kein Nachfolger vorhanden sei, ihr Besitz dem Gotteshaus St. Cyriak zufallen solle. Das Beginenkloster besaß in Stollhofen verschiedene Äcker und Wiesen, die zum Teil von den Klausnerinnen selbst bearbeitet wurden oder verpachtet waren.

Die Urkunde von 1377 war zugleich die letzte Nachricht von dem Beginenhaus in Stollhofen. Vermutlich war es danach eingegangen, die Güter sind der Pfarrei zugeordnet worden.

*St. Nikolaus in der Au*

Zwischen Stollhofen und Söllingen im heutigen Aufeld, nahe des damaligen Rheines, auf einer Halbinsel gelegen, besaß das Kloster Schwarzach einen Viehhof, bei dem auch eine dem St. Nikolaus geweihte Kapelle stand. Die erste Nachricht von diesem Hof mit Kapelle erhalten wir im Jahre 1332.<sup>14</sup> In der Urkunde heißt es: „vermag ein Abt zu Schwarzach und der Gemein zu Stollhofen, von wegen des Viehes des Hofes in der Auen, in dem Sannt. Niklaus Capelle liegt“. Noch in dem Lagerbuch aus dem Jahre 1524 (vor der Reformation) ist in diesem Owenfeld dort die genannte „O-Capelle“ vorhanden. Jahrhunderte lang (bis um 1800) wurde dieses Gewann noch als „Cappelfeld“ bezeichnet.<sup>15</sup>

*Die Rheininseln im Stollhofener Bann*

Auf den Rheininseln, die zum Stollhofener Bann gehörten, lagen schon früh einige Höfe. Zunächst waren die Höfe sicher nur von Hirten oder Fischern zeitweise bewohnt. Doch nach dem 30-jährigen Krieg wanderten aus dem Alpenraum mehrere Siedler ein. Im Kirchenbuch der Pfarrei wurden diese „Peregrinus“ unter der Abteilung „auf den Wörthen“ notiert. So finden wir z. B. 1688 August Antoni Heinschuber aus „Matternberg in Tyrol“ stammend, als Holzfäller und Köhler. Ebenfalls finden wir Anna Katharina Huber, Holzhauerstochter, und Franziscus Schaum, ebenfalls Holzmacher aus Tirol. 1716 finden wir Gregorius Zwinger, Hintersaß auf den Stollhofener Wörth, gebürtig aus Tirol. Tatsächlich entstand auf dem größeren „Oberwörth“ vor 1700 ein Weiler mit 12 Häusern mit dem Namen „Kohlfeldhof“. Weitere Höfe trugen die Namen „Entenkopfhof, Unterwörthhof oder Carleshof“. Auch der Edenhof oder Ödhof, abgegangen nach 1828, diesseits des Hauptarmes, zählten zum Rheingebiet. Noch 1768 konnte der Pfarrer von Stollhofen 215 Firmungen, 125 von Söllingen und 37 von den „Insula“ melden.<sup>16</sup>

Der Friedensschluss 1801 sollte dann die schon längst fälligen Veränderungen bringen. Bisher gehörten zwar die Inseln zur Gemarkung Stollhofen, wurden aber vom französischen Staat beansprucht. So fielen die überrheinische Gemarkungsteile (über 206 Ha) an Frankreich. Doch schon 1814 in dem Pariser Friedensvertrag wurden die Inseln wieder Stollhofen zugeschlagen. So meldete der französische Förster dem Bürgermeister von Fort Louis: „Die Stollhofener haben im königlichen Wald Unterwörth Holz gefällt“. 1100 Ster Holz konnten die Stollhofener abtransportieren. Der badische Obervogt von Rastatt bemerkte nach einer Beschwerde von Seiten der Franzosen dazu: „Die Rheininseln gehören der Gemeinde Stollhofen, laut dem Pariser Friedensvertrag“. Die Bewohner von den Inseln sollten dann auch zur Bezahlung von Steuern nach Fort Louis verpflichtet werden.

Sie betrachteten sich aber als badische Untertanen und verweigerten die Abgabe. Danach wurde jeder Elsässer, der sich im Waldgebiet zeigte, verhaftet und mit Strafe belegt. Man drohte sogar den Dammwärtern und dem Förster die Verhaftung an, sollten sie sich je wieder im Wald sehen lassen. Die Bannrechte der Gemeinde Stollhofen wurden nochmals bei weiteren Verhandlungen 1818 in Basel anerkannt. Trotzdem verkaufte die Gemeinde Stollhofen in weiser Voraussicht die Rheininseln im Jahre 1830 an Viktor von Sury d'Asprenont, der sie dann der Gemeinde Fort Louis zuschlagen ließ. Damit wurden die Bewohner, die weiterhin auf den Inseln blieben, französische Bürger und wurden der Pfarrei und der Gemeinde Fort Louis zugewiesen.<sup>17</sup>

### *St. Georg, Feltern bzw. Vallator*

Der Ort Vallator lag an der Stelle, wo die heutige Bundesstraße 36 über den Bach an der „Felderbrücke“ nördlich der DOW zwischen Stollhofen und Lichtenau führt. Hier war wohl auch die ursprüngliche Pfarrgrenze zwischen Scherzheim und Stollhofen. Der Name bedeutet „Falltor“, also eine Grenze oder Übergang. Tatsächlich ging das spätere badische Geleitsrecht (1472) zunächst nur bis Feldern.<sup>18</sup> Der erste Beleg des Ortes im Jahre 840 ist eine Fälschung.<sup>19</sup> Dann aber im Jahre 994 ließ sich das Kloster Schwarzach auf den Ort „Villa Vallator“ die Markt- und Münzrechte von König Otto III. übertragen. Zunächst vermutete man hier den zweiten Standort des Klosters, nachdem zuvor „Arnulfsau“<sup>20</sup> aufgegeben worden war. Tatsächlich scheint sich hier nur eine unbedeutende Übergangssiedlung entwickelt zu haben, die später zu Gunsten von Schwarzach und Stollhofen ihre Bedeutung verlieren sollte. Hier errichtete das Kloster eine Georgskapelle. Im Jahre 1342 wurde die Kapelle als „desolat“ bezeichnet.<sup>21</sup> Bis zur Reformation scheint die Kapelle weiterhin bestanden zu haben. Noch in den „Schatzungen“ der Pfarrei Stollhofen finden wir 1524 die „St. Georgsäcker“ mit dem beachtlichen Umfang von 136 Jeuch (ca. 50 ha), die gegen Pacht an die Bürger von Stollhofen und Schwarzach vergeben waren.<sup>22</sup> Die Wasserkraft des Baches wurde durch eine Plauelmühle genutzt, die am südlichen Ufer stand. Noch um 1700 ist in einer Karte diese Mühle eingezeichnet. Nördlich des Baches zeigt die Karte ein umzäumtes Feld mit dem Namen „Felderbünde“, sicher der ehemalige Standort von St. Georg.<sup>23</sup>

### *Filiale St. Mauritius Söllingen*

Nördlich von Stollhofen liegt das Dorf Söllingen. Diese Ansiedlung hatte 1385 eine Kapelle, die dann 1396<sup>24</sup> als Kaplanei der Pfarrkirche Stollhofen genannt und 1474 mit dem Schutzpatron St. Moritz (Mauritius)<sup>25</sup> erwähnt wurde. Der Standort der Kapelle befand sich westlich der heutigen Kirche.



Nachdem die Franzosen aus Fort Louis über den westlichen Ortsteil von Söllingen einen Brückenkopf errichtet hatten (Fort de Seling), musste ein Teil der Einwohner seine Häuser nach Osten verlegen. Damals entstand die heutige Kirchstraße mit einer neuen Kapelle. 1805 wurde Söllingen zur selbstständigen Pfarrei erhoben und erhielt 1843 die heutige Kirche.

### *Die Kaplanei Hügelsheim*

Das Dorf Hügelsheim wurde schon früh in einer Urkunde (788)<sup>26</sup> genannt. In einem Kopialbuch von Schwarzach im Jahre 1212<sup>27</sup> wird dann ein Grundstück in oder bei Hügelsheim genannt. 1396 stifteten die Bewohner von Hügelsheim eine Kaplanei in der Mauritius Kapelle zu Hügelsheim. Der Kaplan oder Frühmesser hat viermal wöchentlich in der Kapelle eine hl. Messe zu lesen, ist dem Pfarrrektor zu Stollhofen untergeben und hat an allen Sonn- und Feiertagen in der Pfarrkirche zu Stollhofen anwesend zu sein. Alle pfarrrechtlichen Dinge wie Taufe, Trauung, Beerdigungen, die Opfer der vier Hauptfeste verblieben der Mutterkirche. Als erster Kaplan erscheint Johannes von Gernesbach. Es siegelten Bischof Wilhelm zu Straßburg, Krafto vom Gamburg, Abt von Schwarzach, Petrus von Rafersburg, Pfarrherr zu Stollhofen. Als Vertreter der Gemeinde wurden folgende Gerichtsleute genannt: „Henselin Friedmann Bürgermeister, Tribunus Albert Nöltner und Albert gen. Furschen Albert.“ Anhängig ist auch das Siegel der Stadt Stollhofen.<sup>28</sup>

Im Jahre 1504 wurde die Kaplanei Hügelsheim zur selbstständigen Pfarrei erhoben. Das ehemalige Frühmesserhaus wurde zum Pfarrhaus. Als wichtiger Grund wurde der weite Weg nach Stollhofen genannt.<sup>29</sup>

Im Jahre 1546 genehmigte Bischof Erasmus von Straßburg den Neubau einer Kirche, da die alte Kirche 1545 bei einem Rheinhochwasser zerstört wurde.

Diese nach 1546 erbaute Kirche hatte im Chorgewölbe einen Schlussstein mit der Jahreszahl 1499. Sie stand am gleichen Platz wie die heutige Kirche, allerdings mit dem Chor nach Osten und dem Turm nach Westen. 1836 wurde die Kirche von der Bauinspektion Rastatt ausgemessen. Das Langhaus war 24 Fuß (7,20 m) breit und 48 Fuß (14,40 m) lang und somit deutlich zu klein.<sup>30</sup>

### *Die Rheininseln (Langenau, Giesenheimer Inseln)*

Schon im Jahre 1277 gab es eine Auseinandersetzung zwischen dem Kloster Schwarzach und dem Cüne von Bergheim, Landvogt von dem Unterelsass, wegen dem „Roppenheimer Rhein“.

Das „Wasser“ wurde, laut Urkunde von König Rudolf von Habsburg, dem Landvogt verliehen. Im Jahre 1345 verkaufte das Kloster Schwarzach

die Rheininseln der „Langenau“ für 275 Gulden an die Dorfleute von Roppenheim. Die auf der Langenau lebenden Dorfleute zu Roppenheim sollen der Pfarrei Stalhofen (Stollhofen) dem Leutpriester zugehören und was „besserung“ und „frevel“ betreffen, dem Schultheiß zu Stollhofen zufallen.

Sehr viel später, nach 1685, sollte Vauban auf der sog. Giesenheimer Insel, der südlich der Langenau gelegenen Nachbarinsel, die Festung und Stadt Fort Louis gründen. Diese Siedlung wurde zum größten Teil ebenfalls auf altem badischen Grund und somit auf Söllinger Gemarkung und Stollhofener Pfarreigebiet erbaut.<sup>31</sup>

### *Neuhäusel*

Viele Jahre später entstanden auf dieser Insel aus dem „Neuwenhoff“ heraus (1677) die „neuen markgräfischen Höfe“ (1695), die Siedlung Neihous (1703), das Dorf Neuhäusel. Durch die Erbauung der Festung Fort Louis auf der benachbarten Giesenheimer Insel seit 1685 siedelten sich mehrere Arbeiter bei diesem Hof an. 1734 heißt es: „Die auf der Langenau wohnenden sogenannten Neihäußler geben vor, das sie Feldgüter von der Gemeinde Hügelshem gekauft haben“. Zunächst wurde die Gemeinde seit ihrem Bestehen bis 1802 von Beinheim aus versehen. 1802–1857 wurde das Dorf nach Röschoog eingepfarrt. Die Pfarrei ist neueren Ursprungs und hat somit keinerlei Zugehörigkeit zur Mutterpfarrei Stollhofen bzw. Hügelshem und wurde durch Decret am 26. Oktober 1857 errichtet. Eine Kapelle besaß das Dorf schon 1724, die heutige Pfarrkirche wurde 1829 auf den Fundamenten der Kapelle errichtet. Der Ort Neuhäusel blieb aber klein und hatte um 1900 nur 250 Einwohner.<sup>32</sup>

### *Schiftung*

Seit uralter Zeit gehörte auch das kleine Dörfchen Schiftung östlich von Stollhofen zur Mutterpfarrei und auch zur Bannwaldgenossenschaft. Wie auch die anderen Bannwaldgenossen Stollhofen, Hügelshem, Söllingen und das Kloster Schwarzach, waren auch die Bewohner von Schiftung berechtigt, ihren Holzanteil und ihre Weiderechte zu nutzen. Politisch gehörte das Dorf zum Amt Steinbach und zur Gemeinde Sinzheim. Um 1800 war es sogar selbstständig. Die kirchlichen Einträge wie Taufen, Hochzeiten und Todesfälle wurden bis zum Jahre 1699 in der Pfarrei Stollhofen vorgenommen. Dann kam Schiftung, sicher auch wegen den schweren Kriegsschäden in der Stadt Stollhofen zu Sinzheim. Vorher waren die Bewohner von Schiftung dem Pfarrer von Stollhofen verpflichtet, das Brennholz für seinen Haushalt zu liefern.<sup>33</sup>

Nach 1800 erbauten die Bewohner von Schiftung ihre Kapelle.

*Die katholische Pfarrei in Stollhofen heute*

Seit etwa 1970 wurde die Pfarrei Söllingen von dem damaligen Stollhofer Pfarrer mitversorgt. Seit etwa 2002 wurde die Seelsorgeeinheit Rheinmünster gegründet, die Söllingen, Schwarzach, Greffern und Stollhofen und seit kurzer Zeit auch Ulm-Lichtenau umfasst.

*Anmerkungen*

- 1 In meinem Besitz befindet sich eine Kopie von einem Manuskript von Karl Reinfried „Schwarzach am Rhein 714?– 1803“.
- 2 Vgl. oben, Geschichte des Klosters Arnulfsau auf der „Schürer Werde“, einer Rheininsel unterhalb Drusenheim. Dieses Kloster scheint das Vorgängerkloster von Schwarzach gewesen zu sein. Nach einer mutmaßlichen kurzzeitigen Verlegung der Abtei von der „Schürer Werde“ auf den Standort Vallator (Feldern) südlich von Stollhofen und westlich von Schwarzach, kam es zur Neugründung der Abtei Schwarzach noch vor 817.  
994 erhielt das Kloster auf dem Standort Vallator von König Otto III. die Markt- und Münzrechte. Der Ort Vallator bestand bis zur Reformation aus einer St. Georgskapelle und einer Mühle. 1524 hatte die St. Georgskapelle noch umfangreiche Güter in der Gemarkung Stollhofen, die sich danach in dem Kirchfont der Stadtpfarrei St. Cyriak von Stollhofen wiederfinden. Noch um 1700 ist die Plauelmühle und ein „Kirchbünd“, ein umzäumtes Feld auf einer Karte zu erkennen. Später wurde der Ort aufgegeben. (Vgl. auch unter 18–23) Vgl. auch „Die Benediktinerabtei Schwarzach“ von Dr. Suso Gartner, 1994).
- 3 1154 GLA C 33.
- 4 1218 GLA 67/81 fol. 175 ebenso Reg. der Bischöfe von Straßburg II. 841.
- 5 1302 GLA Gayling A 18.
- 6 1632 Kirchenbuch der Pfarrei, Zerstörung der Pfarrkirche im Jahre 1632 durch Kriegseinwirkungen. Die Kirchweihe in Stollhofen wird seit undenklichen Zeiten auf St. Martin gefeiert. In der Nähe der St. Cyriaks-Kirche stand ein Heiligenstöcklein, das dem St. Martin geweiht war. GLA 66/8392 von 1625.
- 7 1292 die Burg von Stollhofen, GLA 67/1321 fol. 55 f4.
- 8 1448 GLA 37/250 S. a. in den Heiligen oder Kirchenfründe GLA 66/8382 von 1377–1625.
- 9 1583 GLA 229/102567.
- 10 1457 GLA 37/251 Ablass zu Gunsten der Altäre.
- 11 siehe auch Anm. 10, ebenso 1658 GLA 229/102503, Beschreibung der St. Erharduskirche GLA 1625 Schatzung GLA 66/8392. 134 Bürger in der Stadt.
- 12 1305 GLA 37/121, 1318 GLA 65/184–186.
- 13 1377 GLA 66/8382 fol.1, Die „Heiligen“ oder die Kirchenfründe, hier erscheint auch erstmalig der Schutzpatron St. Cyriak.
- 14 1332 GLA 67/1321 f. 6.
- 15 1524 GLA 66/8386 fol. 6.
- 16 Kirchenbuch der Pfarrei Stollhofen.
- 17 Vgl. Fort Louis, Geschichte von Festung, Stadt und Dorf von P. Archangalus Sieffert Heidelberg 1935. Sieffert, Archangalus: Fort Louis. Geschichte von Festung, Stadt und

- Dorf. Colmar 1935. Die Geschichte der französischen Vauban-Festung Fort Louis mit seinen ehemals vier Kirchen ist umfangreich und sollte durch einen eigenen Beitrag erörtert werden.
- 18 1472 GLA 66/8383 fol. 5 „Glaiddt auf dem landt, Item das Gaildt geet uff dem Lande hinauff biß gen Liechtenowe und von alters her ist es nyt wyter gange dann bys gen veltern“.
  - 19 840 Krieger I. Sp. 577 f. „aqua que iuyta valetor in renum influit“.
  - 20 994 GLA A 61 „in villa vallator mercantum et moneta“.
  - 21 1524 Schatzung GLA 66/8386 fol. 21 St. Jorgenacker.
  - 22 1342 GLA 67/1315 vom 26. Nov.
  - 23 1718 GLA 229/102434 Karte von der Plauelmühle zu Feldern.
  - 24 1385 an der heutigen Kirche in Söllingen befindet sich ein Türsturz der alten Kapelle mit der Inschrift ANNO. DMI. MCCCLXXXV. CON SECRATUM EST ORATORIUM.
  - 25 1396 Kaplaneiurkunde von Hügelsheim GLA 37/138 S.
  - 26 1474 FDA 38 (1910) S 110 St. Moritz ebenfalls 1489 GLA 229/98804.
  - 27 788 Urkundebuch des Klosters Fulda Nr. 176 Hughilaheim.
  - 28 1212 GLA 67/1321 f. 2 „molestus fuit quidam monasterio proper manuquendam in Hugelsheim“.
  - 29 1396 GLA 37/138, 6.
  - 30 1504 GLA 37/138 Vgl. auch Ernst Rümmele Hügelsheim, Geschichte eines Fisherdorfes.
  - 31 1277 GLA 229/102474 ebenso 1345, 1411 Abtei Schwarzach, Stollhofen, Söllingen und der Roppenheimer Rhein betreffend.
  - 32 Vgl. „Das Uffriedt“ von August Kocher. Eine geschichtliche Beschreibung sämtlicher Ortschaften zwischen Drusenheim und Selz, Herlisheim Unteresäß, Straßburg 1911.
  - 33 1658 GLA 67/81 v. Pater Maurus Spinner von Stollhofen. „... die auf der Schifung seindt dem Pfarrherrn allwa brennholtz, soviel er zur seiner Haushaltung braucht ohne eigen Unkosten schuldig heim zu fieren.“

## Das „Mirakel“ in der ehemaligen Kapelle in Neuweier

*Konrad Velten*

Nachdem die Markgrafschaft Baden nach dem 30-jährigen Krieg im Jahre 1648 Grenzland zu Frankreich geworden war, begann für die rechtsrheinische Bevölkerung eine Jahrzehnte dauernde schwere Leidenszeit.

Die Expansionspolitik Ludwig XIV. von Frankreich löste eine Folge von zerstörerischen Kriegszügen aus. Nach dem Eroberungskrieg gegen Holland von 1672 bis 1679 und dem Bau der großen Festung Fort Louis gegenüber von Stollhofen ab 1687 wurde unser Gebiet jahrzehntelang mit Versorgungsforderungen und brutalen Plünderungen ausgehungert. Unsere Vorfahren waren in diesen Notzeiten hilflos und ohnmächtig.

In solchen Tagen und Stunden, in denen der Mensch eines Trostes und des Glaubens an eine bessere Welt, an das Jenseits und an eine ausgleichende Gerechtigkeit bedarf, hält ihn allein die Hoffnung und der religiöse Glaube aufrecht.

Es verwundert daher nicht, dass die damalige Kapelle in der Ortsmitte von Neuweier, gestiftet im Jahr 1329, ein vielbesuchter und trostspendender Ort geworden war.



*Die ehemalige Pfarrkirche von Neuweier, deren Chor (im Osten) auf den Fundamenten der Kapelle von 1329 stand*



*Die Mutter Gottes Statue in der Pfarrkirche St. Michael Neuweier*

Nachdem im August 1689 Steinbach und viele andere Dörfer und Städte im Pfälzischen Erbfolgekrieg durch die französischen Truppen niedergebrannt worden waren, waren die Bewohner, so kann man annehmen, sicher, dass das Schlimmste überstanden sei. Viele Steinbacher und auch der anderen verwüsteten Orte hausten in den Wäldern oder waren sicherlich auch in den verschonten rückwärts liegenden Bergdörfern wie Neuweier notdürftig untergekommen. Aber es sollte noch schlimmer kommen.

Am 15. September 1690 erreichten französische Truppen auf dem Rückzug Richtung Kehl-Straßburg unser Gebiet. Neuweier wurde geplündert und anschließend verbrannt. Nach mündlicher Überlieferung sollen nur drei Häuser nicht zerstört worden sein. Auch das untere Schloss wurde geplündert und teilweise zerstört. Vom ehemaligen oberen Schloss neben der erwähnten Kapelle, drang keine Nachricht in unsere Zeit.

Die Ortsbewohner waren in die rückliegenden Wälder geflüchtet. Wer sich den Soldaten entgegenstellte, wurde erschlagen, erschossen oder nach Frankreich abgeführt. Als es dann im Tal wieder ruhig geworden war und die Rauchschwaden sich verzogen hatten, wagten sich die ersten Beobachter zurück in die verwüsteten, abgebrannten Ruinen. Groß war die Überra-

schung, als die Kunde, trotz Not und Elend, sich verbreitete, dass in ihrer Kapelle „Maria Trost“ die Statue der Mutter Gottes unversehrt inmitten verkohlter und eingestürzter Balken stand.

Aus diesen Tagen und Jahren gibt es keine Kunde, die uns direkt über die Ereignisse berichten kann. Das Überleben und die Sorge vor dem kommenden Winter, die Errichtung von Notunterkünften in den Ruinen war der Grundgedanke der am Existenzminimum leidenden Bevölkerung. Zumal die Mehrheit der Bevölkerung weder lesen noch schreiben konnte.

Erst rund 60 Jahre später, im Jahre 1751 stellt der Benefiziat Fridolin Bröckin das Ansuchen, acht Zeitzeugen über die Ereignisse in ihrer Kapelle im Jahre 1690 vernehmen zu wollen.

Der Brief vom 15. Februar 1751, der zugleich auch das Protokoll der Vernehmung beinhaltet, ist an Franzisko Carolo Henrio Schmid adressiert. Am Schluss dieser Urkunde, die nur noch in Abschriften existiert, ist der Amtsschreiber von Steinbach Fr. Anton Schellhammer, an Eidesstatt Geschworener aufgeführt. Er ist demnach der Schreiber dieses Briefes, der Originalurkunde.

*Verständliche und sinngemäße Umschreibung der Urkunde:*

*Ihre Wohlehrwürden Herr Benefiziat Fridolin Bröckin hatte die Nachricht erhalten, dass verschiedene Bürger noch am Leben seien, welche sich des Brandes im Jahre 1690, verursacht durch die königliche französische Armee, wodurch das ganze Neuweierer Tal, samt der Mutter Gottes Kapelle „Maria Trost“ völlig in Asche gelegt worden war, wohl erinnerten. Die zugleich sich über das Wunder (Mirakel) äußerten, dass das in der genannten Kapelle gestandene hölzerne Mutter Gottes Bild, samt dem Jesukindlein mit weißer leintüchener Kleidung bekleidet, mitten in den Flammen unbeschädigt (unverletzt)geblieben sei. Die hölzeme Figur (Bild) in weißer Kleidung sei weder von den Flammen angegriffen noch von dem Rauch geschwärzt worden. Es stand genau so wie vor dem rauchenden heißen Brand noch so in der Mauer, wie es vorher gestanden habe. Wo doch alles Holzwerk sowohl über als unterhalb und in den Seiten um das Mutter Gottes Bild herum, ebenso der Dachstuhl (Tachstuhl) zu Asche verbrannt sei. Auch das Leintuchgewand sei nicht verbrannt, jedoch voller erbsengroßer Kleinbrandlöchlein gewesen und völlig schlohweiß geblieben, wie es vor dem Brand ausgesehen habe.*

*Genannter Benefiziat stellt nun das Ansuchen, um dieses Mirakels Willen ein glaubwürdiges Dokument (Audenticeum Authenticite) für die Nachwelt (pro posterite) in den Händen zu haben, nachfolgende Bürger als Zeitzeugen zu benennen:*

*Corneli Himmel, Bernhard Himmel, Johannes Steiber, Johannes Pfeifer, Jörg Oser, Hans Martin Velten, Martin Schmalz, Hans Jörg Blödt.*

*Diese hierüber zu vernehmen und dies umso dringlicher, weil nach deren Ableben niemand mehr von diesem Wunder, das sie selbst erlebt und gesehen hatten, berichten könnte. Sodass dieses Ereignis nur noch durch Erzählen weitergegeben werden könnte.*

*Anschließend wurde dann der erste genannte Zeitzeuge vorgelassen und dem Herrn Benefiziat Bröckin in Regnisation vorgestellt und mit dem Befragen begonnen.*

*Ob er sich noch erinnern kann, wie das Neuweierer Tal mit der Kapelle „Maria Trost“ verbrannt worden sei und was sich in diesem großen Unglück ereignet habe?*

*Corneli Himmel sei 66<sup>1/2</sup> Jahre alt und erinnere sich gar wohl des Brandes, welcher im Jahre 1690 durch die französische Armee erfolgte und er wäre dazumal 6<sup>1/2</sup> Jahre alt gewesen.*

*Bernhard Himmel sei nun 69 Jahre alt, er erinnere sich des Brandes, welcher durch die französische Armee erfolgte gar wohl und sei damals 9 Jahre alt gewesen. Johannes Steiber, 77 Jahre alt. Als der Brand durch die Franzosen-Armee erfolgte, wäre er 17 Jahre alt gewesen.*

*Johannes Pfeifer sei zwischen 88 und 89 Jahre alt und ihm gedenke dieser Brand, den die französische Armee angestellt habe, gar wohl. Er wäre damals ein gewachsener mannbarer Kerl zwischen 28 und 29 Jahren gewesen.*

*Jörg Oser, 73 Jahre alt, wisse von diesem Brand, den die Franzosen verursacht hatten, gar wohl, denn er wäre dazumal 13 Jahre alt gewesen.*

*Martin Schmalz, 81 Jahre alt, hatte genügsame Erinnerungen von dem Brand, den die Franzosen angestellt hatten, weil er dazumal 21 Jahre alt gewesen wäre.*

*Hans Martin Velten, 87 Jahre alt, hatte mit anderen durch den Brand, den die Franzosen angestellt, viel Schrecken und Not ausgestanden, denn er wäre damals schon 27 Jahre alt gewesen und habe mithin ein genügsames Alter besessen, um sich dieses Brandes bis auf den heutigen Tag zu erinnern.*

*Hans Jörg Blödt, 75 Jahre alt, er erinnere sich des Brandes, welchen die französische Armee angestellt, nur gar zu wohl, indem er damals 15 Jahre gewesen sei.*

*Ob ihnen dann auch etwas Besonderes erinnerlich wäre, das sich nach diesem Brand geäußert habe?*

*Einstimmig (Unanimite): Ja!*

*Freilich sei ihnen das Mirakel bekannt, welches sich in ihrer Kapelle zu „Maria Trost“ ergeben habe. Denn als die französische Armee sich aus dem Tal wieder zurückgezogen hatte und wir uns sowohl auch unsere Eltern aus den Waldungen wagten, wohin wir geflüchtet waren, gingen wir wieder nach Hause.*



Da wäre sogleich der Auflauf<sup>1</sup> entstanden, dass das Mutter Gottes Bild samt dem Gewand noch unbeschädigt (ohnverletzt) an seinem vorigen Ort steht. Sie (sogenannten) wären nun auch hinzu gelaufen und hätten dieses große Mirakel mit ihren eigenen Augen gesehen. Auch wie sie dann alle selbst mithalfen, das verbrannte Gehölz ringsherum wegzuräumen.

Das Mutter Gottes Bild stand aufrecht in diesen Trümmern. Der darüber gebaute Dachstuhl und übrige Schutt (Sand) wurde ebenfalls ausgeräumt. Wir hatten folgsam ganz klar gesehen, dass das leinwandene Gewand, welches aus feinen weißen Leinwand Mußlin und Schleier bestehend, von Rauch und Dampf ganz und gar nicht geschwärzt (angelofen), sondern schneeweiß geblieben war, wie es vor dem Brand ausgesehen hatte. Jedoch sei das Gewand vermutlich von den darauf gefallenem Fünklein sehr viel durchlöchert gewesen, mehreren teils aber in Erbsengröße. Außer diesen Fünkleinschäden im Gewand habe man an dem hölzernen Mutter Gottes Bild nicht im Geringsten einen Brandschaden, auch nicht einmal ein kleines Glüfchen knopf groß wahrnehmen können. Gleich wie das Gewand seine vorige Farbe behalten, so sei auch das Mutter Gottes Bild samt dem Christkindlein in seiner Farbe geblieben, wie es vor dem Brand ausgesehen habe und bis heute aussieht.

Gleich nach dem Brand hatten sie in dem Ort (Heimerthumb) einen französischen Schutzposten (Sauphegard) abgestellt. Auch ein Schulmeister namens Nikolaus Dußing aus Lothringen war dazumal im Ort. Er verstand französisch und erzählte dem Posten (Garden) und führte ihn zu dem Mutter Gottes Bild. Durch diese wäre die Nachricht wohl zur französischen Armee gelangt, welche von Steinbach bis Ottersweier gestanden habe. Worauf dann dreimal einige französische Offiziere nach Neuweier zu dem Mutter Gottes Bild gekommen waren, dieses angeschaut und sich sehr betrübt über ein solches Mirakel angestellt hätten. Denn sie hätten die Hände zusammengeschlagen, sich selbst bei den Haaren gerupft, wären niedergekniet und hätten auf erbauliche Weise gebetet.

Sie seien jedesmal mit Andacht und Gebeten zurückgekehrt.

Dies sei nun alles, was ihnen wohl bekannt ist, als wäre es erst heute geschehen. Das weiße Kleid wäre bis 1707<sup>2</sup> dem Mutter Gottes Bild aufbehalten (angekleidet) gewesen. Wo solches dann durch französische Marodeure (Plünderer) mit anderen Kirchenornaten weggenommen worden war.

Nachdem sie nun ihre Aussagen zu Protokoll angegeben haben, sollen diese aber auch glaub- und wahrhaft gemacht werden.

Ob sie sich zutrauten, die Aussagen mit einem körperlichen Eid (Schwurhand) zu bestätigen? Ja, ohne Bedenken (allen Anstand)!

*Hierauf wurde sämtlichen Zeugen (Deponenten) ihre Aussage noch einmal vorgelesen. Ob sie denn auch wirklich entschlossen seien, ihre Aussagen zu behaupten und zu erklären, dass sie bereitwillig und nichts anderes ausgesagt hätten, als das, was zu der gegenwärtigen Stunde gesagt worden war?*

*Nachdem den Zeugen, nach vorheriger Bekanntmachung erklärt wurde, was ein Eid bedeutet, wurde denselben auch der wirkliche Eid abgenommen.*

*Jeder von den Zeugen, so er des Schreibens kundig war, hat eigenhändig unterschrieben. Diejenigen, die des Schreibens nicht erfahren waren, haben durch den Heimbürger Johann Meier ihre Namen niederschreiben lassen, selbst aber ihr Handzeichen dazu gemacht.*

*Fr. Anton Schellhammer  
geschworener Stadt- und Amtsschreiber zu Steinbach.*

Die Zeugen Jörg Oser, Corneli Himmel, Hans Steiber und Martin Schmalz konnten selbst unterschreiben.

Nach diesem Wunder war Neuweier Wallfahrtsort geworden und blieb es bis zum Beginn des 2. Weltkrieges.

Die Mutter-Gottes-Statue stand anschließend weiter in der renovierten Kapelle „Maria Trost“, die später die ehemalige Pfarrkirche wurde und 1865 letztmals umgebaut, bzw. erweitert worden war. Am 13. April 1945 wurde diese Kirche durch französische Artillerie schwer beschädigt und musste abgebrochen werden.

Die Mutter-Gottes-Statue, inzwischen renoviert und keine Anziehmadonna mehr, überstand auch diese Zerstörung ohne Schaden. Sie steht heute in der neuen Pfarrkirche St. Michael. Nach einer fachkundigen Untersuchung im Jahre 1984 war die hölzerne Statue eine ehemalige barocke Anziehmadonna.

Quellen:

Die Urkunde (Abschrift)

Das Reblandbuch „Baden-Badener Rebland unter der Yburg“

*Anmerkungen*

- 1 Das Wort fehlt in der Urkunde und wurde durch den Verfasser sinngemäß eingefügt.
- 2 Im Mai 1707, nach dem Tod des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden (Türkenlouis) im Januar 1707, fiel die Stollhofener Linie durch Verrat. Erneut forderten und plünderten die französischen Truppen.

## Die drei Hohberger Kapellen

*Hermann Löffler*

### *Felix-Kapelle auf dem Friedhof in Diersburg*

Die Kapelle hat ihren Namen von Felix Wilhelm Carl Emil Maximilian Hubertus Freiherr Roeder von Diersburg. Sie wurde im Auftrag der Witwe von Baron Felix erbaut.

Baron Felix liegt in der sich unter der Kapelle befindlichen Gruft, ebenso seine Frau Maria Magdalene Luise Freifrau Roeder von Diersburg, geborene Aymard Du Pressoir.

Nachdem Baron Felix am 14.10.1918 in Baden-Baden gestorben war, wurde er zunächst in Baden-Baden beerdigt, weil in Diersburg keine gemauerte Gruft für den Toten zur Verfügung stand.

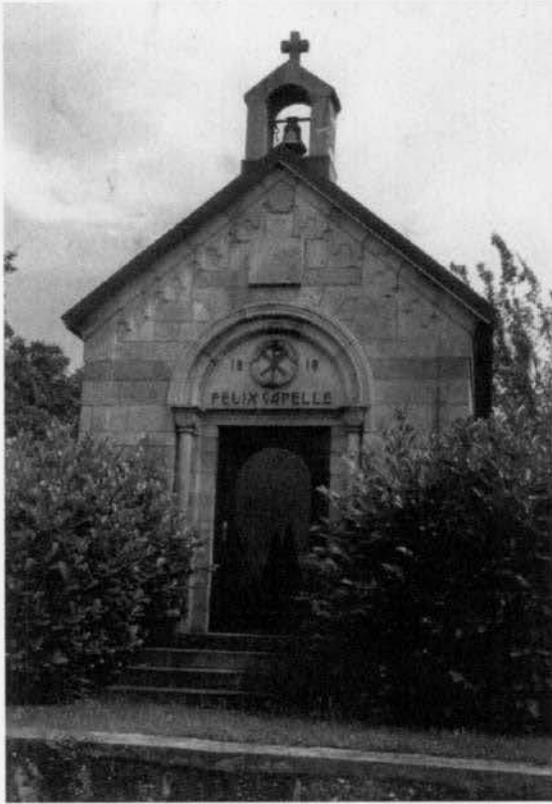
Nachdem dann die Kapelle mit der Gruft gebaut war, wurde Baron Felix am 5. April 1921 feierlich nach Diersburg überführt und um 10 Uhr nach einem Seelenamt und der Aussegnung in der katholischen Kirche in der Gruft der Felix-Kapelle beigesetzt.

Baron Felix wurde am 26.3.1858 in Karlsruhe geboren und heiratete am 29.1.1887 in Baden-Baden seine Frau Marie Madéleine Louise geb. Aymard Du Pressoir. Sie war die Letzte ihres Geschlechtes und Tochter der Eheleute Jacques Emile Aymard Du Pressoir und Maria Magdalene geb. Hotz. Diese waren die Besitzer des Badhotels „Badischer Hof“ in der Kapuzinerstraße in Baden-Baden. Außerdem waren sie lange Zeit Pächter der Spielbank. Die Familie war katholisch, stammte aus der Picardie in Frankreich, hatte dort Güter und seit alters her das Vorrecht auf einen Kelterplatz (franz. „pressoir“). Nach der Heirat trat Baron Felix zum katholischen Glauben über. Deshalb steht die Kapelle mit der Totengruft auf dem ehemaligen katholischen Teil des Friedhofes Diersburg.

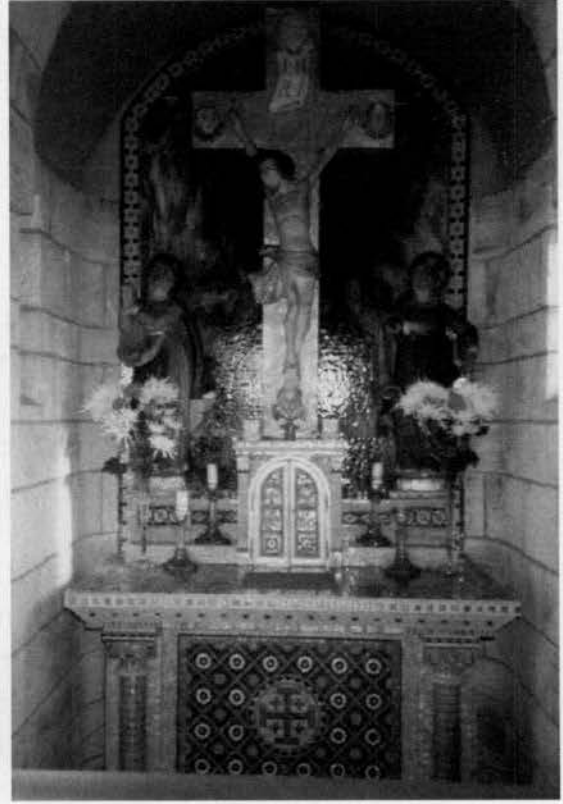
Das Grundstück gehörte Baron Felix und wurde zusammen mit der Kapelle am 9.9.1971 kostenlos an die Gemeinde Diersburg übergeben. Die Übergabe erfolgte durch Georgine Freifrau von Armeln aus Recklinghausen. Sie war Testamentsvollstreckerin über den Nachlass der Witwe von Baron Felix, Maria Luise Freifrau Roeder von Diersburg geb. Du Pressoir.

Baron Felix war lange Zeit Stadtrat in Baden-Baden und hatte viele Ehrenämter inne. Einige sind auf seiner Totentafel in der Felix-Kapelle aufgeführt. Die Villa, die sich Baron Felix und seine Frau im Park des Hotels Badischer Hof bauten, wurde 1964 abgerissen.

In der Felix-Kapelle, in der sich ein kleiner, aber sehr schöner Altar befindet, wird auf zwei Tafeln, die links und rechts an der Wand angebracht sind, auf die Verstorbenen hingewiesen.



*Felix-Kapelle*



*Altar in der Felix-Kapelle*

**Der Text auf der rechten Tafel lautet:**

Hier ruht in Gott Felix Wilhelm Carl Emil Maximilian Freiherr Roeder von Diersburg O.LT.AD. Grundherr zu Diersburg u. Reichenbach. Geheimer Kammerherr SR. Heiligkeit des Papstes, Ehrenritter des Souv. Malteser Ritterordens. Grosskreuz u. Vertreter des Ordens vom Hl. Grab.  
 \* Karlsruhe 26.3.1858 † Baden-Baden 14.10.1918 an Folgen schwerer Erkrankung im Feld.

**Zur Erläuterung:**

Baron Felix erhielt seine militärische Ausbildung von 1872 bis 1876 im Preußischen Kadettenkorps im 4. Garde Grenadier-Regiment Königin. Vorher war er Leibpage der Kaiserin Augusta.

1886 nahm er seinen Abschied vom Militär als Königlich Preußischer Oberleutnant (auf der Grabtafel die Buchstaben O.LT.a.D.

Baron Felix war seit 1885 Grund- und Patronatsherr der Familie Roeder von Diersburg. 1903 wird Baron Felix Stiftungsrat in Baden-Baden.

1904 „Päpstlicher Geheimer Kämmerer“ mit dem Zusatz: „Di sprada e cappa = „Mit Schwert und Mantel.“ Dieser Ehrentitel, der vom Papst prominenten kath. Persönlichkeiten verliehen wurde, verpflichtet die Inhaber, einige Tage im Jahr am päpstlichen Hof im Vatikan Dienst zu tun. Dieser Ehrentitel wurde sehr selten verliehen und wurde von Papst Paul VI. abgeschafft.

1905 wurde Baron Felix Ehrenritter des souveränen Malteser-Ritterordens.

1909 wurde er Großoffizier des Ordens vom Heiligen Grab und im gleichen Jahr wurde ihm die päpstliche goldene Verdienstmedaille „benemerenti“ verliehen.

1911 erhielt er den Päpstlichen Gregoriusorden-Komturkreuz mit Stern.

1912 wurde er Vertreter (Bailli = Vorsteher für einen Ordenbezirk) des Ritterordens vom Heiligen Grabe für Süddeutschland einschließlich Elsass-Lothringen mit Großkreuz. (1 und 3)

In einer Beschreibung zum Dienst von Baron Felix im 1. Weltkrieg heißt es:

„Sollte Baron Felix, wie die Unterlagen andeuten, den ganzen Krieg hindurch gedient haben, so weist dies vor allem auf ein hohes Engagement hin. Vielleicht u.a. auch darauf, dass er als päpstlicher Geheimekammerer evtl. in Besitz eines Vatikanpasses war und diesem ‚internationalen‘ bzw. neutralen Status unbedingt der ideale Mann war, um Waffenstillstandsverhandlungen und Verhandlungen über den Austausch von Verwundeten, Gefangenen und ähnliches zu führen.“

In einer weiteren Beschreibung seines Kriegsdienstes heißt es:

„Bei Beginn des Krieges – 6. Oktober 1914 – wurde er als Malteser-Ritter einberufen und ging als Delegierter der freiwilligen Krankenpflege nach La-Mere im Westen. März 1915 brachte ihm das Eiserne Kreuz 2. Klasse.

Von Valenciennes aus kam er mit der Armee Mackensen nach Galizien. Er machte den ganzen Vormarsch bis Lublin mit. Der rasche Vormarsch der Armee, in einem durch den Rückzug der Russen verödeten Lande, brachte ungeheure Strapazen und erschütternde seelische Eindrücke. Die Feld- und Kriegslazarette waren meist beisammen an der Front. In den kaum nachgerückten Lazaretten befanden sich oft mehr als 3000 Schwerverwundete, zahllose Sterbende auf Stroh gelagert. Cholera und Ruhr forderten viele Opfer. Auch Freiherr Felix erkrankte an der Ruhr. Nach kurzem Erholungsurlaub in der Heimat wurde er nach Serbien berufen. Im Oktober 1915 in Kragwjewck – 24. Dezember – nach Nisch. 1916 war er wieder im Westen vor Verdun.

1917 kehrte Freiherr Felix, erneut von der in Polen erworbenen Krankheit befallen, in die Heimat zurück. Seine Kräfte versagten und er starb zu Hause in Baden am 14. Okt. 1918, auch ein Opfer des Krieges. Seine sterbliche Hülle ruht in der von seiner Witwe erbauten Grabkapelle – der Heimat seiner Väter.“<sup>1</sup>

Im Freiburger katholischen Gemeindeblatt Nr. 14 vom 4. April 1915 schreibt ein Sanitäter über Baron Felix: „Sein caritatives Werk in großzügigem Stil wurde im Etappengebiet der 7. Armee im Typhus Lazarett Dipy-le-Gres geleistet.

Professor Ulenhut aus Straßburg fasste den kühnen Entschluss, um größere Seuchengefahr aus der Armee fernzuhalten, alle typhuskranken Personen der französischen Zivilbevölkerung aus dem Operations- und Etappengebiet der 7. Armee zu internieren. Die Aufsicht und das Kommando über das in diesem Lazarett arbeitende Sanitätspersonal wurde dem Malteserritter Etappendelegierten Freiherrn Roeder von Diersburg aus Baden-Baden übertragen.

Als er dahin kam, sah er nicht nur die Greise, Frauen und kleine Kinder, sondern er fühlte auch den Schmerz dieser Menschen, vor allem der Kinder, die, fern des Elternhauses, von fremden, eine andere Sprache redenden Menschen gepflegt, einer ungewissen Zukunft entgegen sehen mussten.

Heimweh haben und dazu noch krank sein und auf höheren Befehl zurückgehalten werden, versteht nicht jeder – aber er: Freiherr Roeder von Diersburg verstand es. Obwohl er öfters mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatte, besuchte er diese Armen fast täglich, und sein Besuch brachte jedes Mal Sonnenschein in die Säle – in die Herzen der Kleinen.

Er sprach gut französisch, hatte für jeden und jedes dieser Kleinen ein freundliches Wort oder einen Scherz und wusste immer wieder Mut zu machen. Ja, er konnte nicht scheiden, ohne sie noch väterlich zu ermahnen, auch das Abendgebet nicht zu vergessen und ab und zu einen Rosenkranz zu beten!

Als einmal Nahrungssorgen entstanden, konnte er es keineswegs mit dem Gewissen eines katholischen Malteserritters vereinigen, dass man diese Armen einfach hungern lasse und er fand immer wieder Mittel und Wege, Nahrungsmittel, ja sogar Schokolade, Zwieback usw. für seine „armen Teufel i. Disy“, wie er sie nannte, zu erhalten. Sogar ein Weihnachtsgeschenk brachte er den Kleinen. Das war nun nicht leicht und mehr als einer erstaunte, ob seines kühnen Gedankens, zum Französischen Bürgermeister zu gehen und Spielsachen zu erbetteln.

Aber es ging und die Freude leuchtete den Kleinen aus den Augen, wenn sie ihm bei jedem Besuch diese Spielsachen wieder zeigen konnten.

Freilich fehlte es diesem hochedlen Herrn nicht an Neidern, die ihm seine caritative Tätigkeit übel auszulegen versuchten, aber er ließ sich trotzdem nicht von seinem Werke abhalten, und der 1. Gott, der alle Herzen kennt, wird es ihm lohnen.“ R.W.<sup>3</sup>

#### **Der Text auf der linken Tafel lautet:**

Hier ruht in Gott Maria Magdalena Luise Freifrau Roeder von Diersburg, Geb. Aymard Du Pressoir im III. Orden des Hl. Franziskus Schw. Felicia.  
\* zu Baden-Baden 26.6.1860 † Baden-Baden den 13. Mai 1941

#### **Zur Erläuterung:**

Aufgrund der Inschrift auf der Totentafel von Baronin Maria Magdalena Luise kann angenommen werden, dass sie nach dem Tode von Baron Felix in den III. Orden des hl. Franziskus eingetreten ist und dort den Namen Schwester Felicia angenommen hat. Der III. Orden des hl. Franziskus ist ein katholischer Laienorden außerhalb von Klöstern.

|      |                           |                    |                   |
|------|---------------------------|--------------------|-------------------|
| I.   | Orden des hl. Franziskus: | Franziskaner       | Männerorden       |
| II.  | Orden des hl. Franziskus: | Klarissen          | Frauenorden       |
| III. | Orden des hl. Franziskus: | für alle Weltleute | Männer und Frauen |

Über die Familie von Roeder / Dupressoir wird im Zusammenhang mit dem Abriss der Villa der Familie von Roeder in der Kapuziner Straße in Baden-Baden im „Tagblatt“ am 7. Dezember 1964 berichtet:

Hier einige Auszüge:

„Am 15. Juni des Jahre 1858 traute Stadtpfarrer Großholz in der Stiftskirche die noch nicht ganz 21jährige Marie Hotz, Tochter des verstorbenen Besitzers des Badhotels „Badischer Hof“ Martin Hotz mit Jacques Emile Dupressoir, ein Sohn des Rentiers Aymard Simon Dupressoir und dessen Gattin Hortense geb. Bènazet. Trauzeugen waren Stadtdirektor Kuntz und Alois Rheingoldt, ein naher Verwandter von Marie Hotz, der zu dieser Zeit als Pächter den „Badischen Hof“ umtrieb.

Zwei Kinder wurden dem Ehepaar Dupressoir geboren. Der Sohn Edouard wurde nur 18 Jahre alt und beendete sein junges Leben selbst in Paris, ein Schicksalsschlag, der die Eltern zutiefst traf.

Die Tochter Marie Madèleine Luise, genannt Lulu, geb. am 26.6.1860, wurde so die letzte des Geschlechtes der Dupressoir.

Der Krieg von 1870 und die nachfolgende Aufhebung der Spielbank veränderte das Leben der Familie Dupressoir grundlegend. Sie wohnten nur noch vorübergehend in Baden-Baden. Mit fürstlichem Tross reiste man von Luxusbadeort zu Luxusbadeort und das Leben spielte sich in Cannes und Biarritz, in Paris und all den andern Plätzen ab, wo sich die große Welt traf. Maria (Lulu) nahm zeitweise ihre Baden-Badener Freundin für viele Monate auf diese Reisen mit.

Am 20. August 1884 starb Monsieur Dupressoir, er war 72 Jahre alt geworden. Nun waren Mutter und Tochter alleine.“

Im Bericht heißt es weiter:

„Lulu Dupressoir war für damalige Anschauungen nicht mehr die Jüngste, als sie, beinahe 27 Jahre alt, am 29.1.1887 sich mit Felix Wilhelm Karl Freiherr Roeder von Diersburg vermählte. Baron von Roeder gehörte in die alte Badische Adelsfamilie der Roeder, die in Diersburg bei Offenburg begütert sind.

In das Jahr nach dieser Eheschließung fällt die Planung der Villa in der Kapuziner Straße in Baden-Baden. Im Park des Hotels „Badischer Hof“ wurde die Villa auf einem daselbst bestehenden Kellerbau errichtet, der wohl noch aus der klösterlichen Vergangenheit des Badhotels stammte. Die Ideen zur Baugestaltung stammte weitgehend von Baron Roeder.

Bis 1913 blieb Marie Dupressoir, die Witwe des Spielbankpächters, Eigentümerin der Villa. Erst dann ließ sie sie ihrer Tochter Lulu überschreiben. Marie überlebte noch den ersten Weltkrieg und den Zusammenbruch ihrer Welt, sie überlebte ihren Schwiegersohn, der 1918 an einem Kriegsleiden starb, mit hohen Orden ausgezeichnet.

Am 17. Dezember 1921 schloss Marie Dupressoir, geb. Hotz, im Alter 84 Jahren für immer die Augen.

20 Jahre überlebte Lulu Roeder von Diersburg, die letzte Dupressoir, ihre Mutter. Kurz vor ihrem 81 Geburtstag, am 13. Mai 1941, starb sie und wurde, wie ihr Gatte, in Diersburg beigesetzt.

Nach ihrem Tode wurde die Villa verkauft. 1947 der Turm abgebrochen, eine Vorstufe für das, was jetzt das Schicksal des Hauses endgültig besiegelte. Die Villa Dupressoir, die Villa Roeder von Diersburg, ist nicht mehr“.<sup>4</sup>

1985, bei der Umgestaltung des Diersburger Friedhofes im Rahmen der Dorfentwicklung wurde die Felix-Kapelle renoviert und das Dach neu eingedeckt. Außerdem wurde eine neue Tür mit einer großen Glasscheibe eingebaut, damit man auch in das Innere der Kapelle sehen kann. Auch wurden die etwas ungeordnet ca. 10 Meter links vor der Kapelle stehenden Grabsteine verschiedener Verstorbener der Familie von Roeder, zusammen mit alten schmiedeeisernen Kreuzen, auf dem Platz neben der Felix-Kapelle aufgestellt.

### *Gallus-Kapelle Hofweier*

Der heilige Gallus ist der Patron der Pfarrkirche und Pfarrgemeinde Hofweier.

Die Kapelle steht am Ende der Dorfstraße in Hofweier im Bereich der Gallusquelle, die die Hofweierer Dorfbrunnen speist.

Die Kapelle wurde 1763 erbaut. Unter der Nische mit der Figur des hl. Gallus steht im Schlussstein des Torbogens, zwischen der Jahreszahl 1763 „St. Gallus bitte für uns“.



Es wird vermutet, dass die Kapelle gebaut wurde, um sakrale Gegenstände aus der alten Pfarrkirche aufzunehmen, die in der von 1763–1765 gebauten neuen und heutigen Pfarrkirche keine Verwendung mehr fanden.

Der Altar im Inneren der Kapelle stammt aus der alten Pfarrkirche. Auf dem Altarbild ist die hl. Agatha dargestellt. Sie schwebt auf einer Wolke, hält eine Kerze in der Hand und wird von zwei Engeln begleitet. Der eine Engel trägt einen Palmzweig und weist mit der rechten Hand zum Himmel, der andere Engel trägt ein Tablett mit den Brüsten der Heiligen.

Die Legende erzählt, dass Quintian, der römische Statthalter von Sizilien, Agatha die Brüste abschneiden ließ, weil sie ihm nicht zu Willen war.

Das hölzerne Standbild des hl. Gallus an der rechten Seite im Innern der Kapelle stand ursprünglich in der Nische über dem Eingang. Es ist deshalb durch Witterungseinflüsse stark beschädigt. Das jetzt in der Nische stehende Standbild ist eine Kopie.

Auf der linken Seite in der Kapelle ist der hl. Gallus auf einer Bildtafel dargestellt. Es ist eine Nachbildung des Originalgemäldes, das sich im Pfarrhaus befindet.<sup>5</sup>





Gallus-Kapelle



Altar in der Gallus-Kapelle

### Ölberg-Kapelle Niederschopfheim

Die Kapelle, auf „Schopfenerisch“ s'Kapellili genannt, steht an der Langgass bzw. an der Abzweigung der Hohl-gasse, die am ehemaligen Bergschlössle vorbei zur Kirche führt.

Diese Hohl-gasse hieß in früherer Zeit s'Käther-Gässli, weil das frühere Katharienenkloster in Straßburg dort ein Grundstück hatte, das sich heute im Besitz der Pfarrgemeinde befindet.

Die Kapelle wurde 1731 von Hans Adam Frantz gebaut, der mit einer Ursula Heitz verheiratet war.

Der Erbauer war der Vater des späteren Vogtes Johann Adam Frantz. Dieser war zunächst Stabhalter in Niederschopfheim (Stellvertreter des Vogtes) und hat 1754 den Baukontrakt mit Baumeister Franz Rudhard für den Neubau der Niederschopfheimer Kirche mitunterschrieben. Nach dem Tod des Vogtes Sebastian Erhard wurde Johann Adam Frantz 1765 Vogt. Er trat 1777 von seinem Amt zurück und starb 1786.

1936 wurden bei Rebumlegungen hinter der Kapelle Totengebeine in regelmäßiger Lage gefunden, es wurde jedoch nicht weiter nachgeforscht.

Der Niederschopfheimer Heimatforscher und Ehrenbürger Pfarrer Bartelt meinte, dass hier eine Begräbnisstätte für die Leute von der Burg Schopfheim auf dem Zixenberg gewesen sein könnte oder für gefallene Soldaten früherer Kriege.<sup>6</sup>



*Kapelle auf dem Ölberg*



*Marienbild im Ölberg-Kapelle*

In der Kapelle, die von Niederschopfheimer Bürgern immer wieder ausgeschmückt und mit Kerzen versehen wird steht ein Marienbild, das Spaziergänger zu einem kurzen Innehalt einlädt. Leider wird die Kapelle immer wieder von einigen Unvernünftigen verschmutzt oder das Inventar wird beschädigt, ohne zu bedenken, dass dieses über 270 Jahre alte Denkmal in einer durch die Folgen eines Krieges sehr armen Zeit von den Stiftern aus tiefem Glauben und zu Ehre Gottes erbaut wurde.

*Quellennachweis:*

- 1 Pfarrer Romer Diersburg: Erinnerungen aus der Kriegszeit 1914–1918 und Aufzeichnungen von Pfarrer Romer über die Lebensgeschichten der Freiherren Roeder von Diersburg.
- 2 Grundbuchakten der Gemeinde Diersburg.
- 3 Mitteilungen von Hans Freiherr Roeder von Diersburg, Wanfried-Völkershausen, Geschichte der Familie Roeder von Diersburg.
- 4 Tagblatt Baden-Baden 7.12.1964.
- 5 Prof. Dr. Otto Kähni, Hofweier in Geschichte und Gegenwart.
- 6 Pfarrer Wilhelm Bartelt, Heimatkunde von Niederschopfheim.

## Ein „Kapellensturm“ in der großherzoglich-badischen Ortenau<sup>1</sup>

*Martin Ruch*

Das Großherzoglich-badische provisorische Regierungs- und Kammerprotokoll vom 6. Juni 1807 hielt folgenden Sachverhalt fest: „... dass nach der Verordnung des höchstseligen Kaisers Joseph alle überflüssigen Kapellen in Breisgau und Ortenau aufgehoben und ihr Vermögen zum Religionsfond gezogen werden, daher die Zahl, Besonderheit und Vermögensstand aller überflüssigen Kapellen zu erheben und bei jeder die Bemerkung beizufügen sei, zu was für einen Gebrauch die Gebäude derselben bestimmt werden könnten.“

Der österreichische Kaiser Joseph II. (1741–1790, Kaiser seit 1765) ist in die Geschichte eingegangen als Vertreter eines „aufgeklärten“ Absolutismus, auch in Religionssachen. „Aufklärung“ meinte in diesem Kontext allerdings eine recht hochmütige Gesinnung den alltäglichen und volkstümlichen Glaubenseinstellungen gegenüber. Man hielt Motivtafeln und Wallfahrten, fromme Gebete und Bräuche für nicht mehr zeitgemäß, ja, für letztlich einer modernen Religionsausübung nicht dienlich. In der katholischen Kirche gab es strenge Vertreter dieser „aufgeklärten“ Richtung, die per Edikt dem Zeitgeist zum Erfolg verhelfen wollten. Das Volk selbst wurde nicht gefragt. Seine Traditionen in Sachen Frömmigkeit wurden herablassend behandelt, wurden nicht ernst genommen.

Eine Akte im Staatsarchiv Freiburg informiert über einige Ortenauer Kapellen, die im 1803 gegründeten Großherzogtum Baden nicht mehr erwünscht waren und daher verschwinden sollten. Die Pfarrkirchen sollten die alleinigen Orte der Religion sein. Aus den Texten geht jedoch hervor, dass man sich die rigorose Behandlung nicht so ohne Weiteres gefallen lassen wollte. Die Dokumente sind somit auch Belege eines vorsichtigen Widerstandes.

Für die St. Wendelin-Kapelle bei Nussbach lässt sich feststellen, dass ihre Schließung schon in der vorderösterreichischen Zeit, also vor 1803, betrieben, jedoch subversiv verhindert worden war. Das Wallfahrtsbild selbst sollte schon 1789 in die Nussbacher Pfarrkirche versetzt werden. Doch das ist nicht geschehen:<sup>2</sup>

„Gehorsamster Bericht der Vogtey Appenweyer 13. Juli 1807: Die St. Wendelins Kapelle im Rohrbach ist noch niemals geschlossen, auch das Wallfahrtsbild nicht in die Pfarrkirche nach Nussbach, ungeachtet alle Vorkehrungen hierzu getroffen gewesen, übersetzt worden, weil das bischöfl.

Commissariat diese Übersetzung, ungeachtet der oberamtlichen Betreuung vom 21.4.1789 nicht hat vorgehen lassen. Von einer weiteren Verfügung, warum diese Anordnung unterlassen worden, ist der Vogtey nichts bekannt und dürften sich doch noch in der Oberamtsregistratur Akten hierzu vorfinden, weil das oberamtl. Dekret vom 1.6.1790 also lautet: Da es ohne Verschulden des Bildhauers Johannes Speckert von Offenburg geschehen, dass die ihm per 30 fl accordierte Arbeit mit Versetzung des St. Wendeln Wallfahrtsbildes aus der Kapelle in Rohrbach in die Nußbacher Pfarrkirche nicht vollendet worden, demselben über die bereits bezahlten 10 fl noch weitere 12 gegen Schein verabfolgt werden sollen ...“

Natürlich machte man zunächst eine Bestandsaufnahme aller in Frage kommenden Kapellen. Vom 10. September 1807 stammt diese, wie aus der weiteren Entwicklung hervorgeht, nicht vollständige Auflistung: „In der Ortenau bestehen noch an Nebenkirchen und Kapellen: Die Kirche zu Maria Linden zunächst dem Ort Ottersweyer, die Kirche ad St. Johannem in Oberachern, die Kapelle zu St. Antonium daselbst, die Kapelle ad St. Nicolaum in Unterachern, die Wallfahrtskapelle St. Wendelinum bey Nussbach, die Kapelle Maria Magdalena in Kittersburg.“

Die örtlichen Pfarrer wurden angewiesen, präzise Auskunft zu erteilen. Aus Niederschopfheim schrieb am 12. Weinmonat 1810 Pfarrer Sibert an das Frankensteinsche Amt:<sup>3</sup> „In hiesiger Pfarre befinden sich zwey ganz kleine Kapellen, die kaum vier oder sechs Personen fassen, welche von alten Ortseinwohnern sind erbaut und von deren Nachkömmlingen bisher erhalten worden. Eine stehet unten in dem Dorf, die andere hinter dem Dorf auf einer Anhöhe, haben keine Stiftung und wird auch kein Gottesdienst darin gehalten, ausgenommen bei denen Bann- und Fronleichnamsprozessionen wird ein Evangelium darin gesungen und der Segen gegeben, zu welchem Dienst sie auch einmal scheinen erbaut worden zu sein. Die hinter dem Dorf stehende ist ganz ausgeleert und kaum mit einem Kreuz versehen und dient denen in dem Feld arbeitenden und vorbeý Reisenden mehr zum Schutz wider den Regen als zur Andacht; die untere ist noch ein wenig besser ausgeziert.“ Und warnend fügte der Geistliche hinzu: „Indessen würde es doch bey der ganzen Gemeinde ein großes Aufsehen und Murren verursachen, wenn eine oder gar beyde sollten abgeschafft werden!“

Die dem Heiligen Ulrich geweihte Kapelle über dem viel besuchten Brunnenheiligtum bei Müllen stand ebenfalls auf der Liste der zu schließenden Kapellen. Doch aus der Gemeinde selbst erhob sich Widerspruch. Am 16. Oktober 1810 schrieben der Vogt Jacob Braunstein und der Zwölfer Michael Gebhart: „Es ist zwar ungefähr eine halbe Viertelstunde von dem hiesigen Ort entfernt eine der Art nach gebaute Kapelle da, welche aber der Pfarrkirch in Rücksicht der christlichen Gottesverehrung keineswegs nachteilig, weil in derselben weder Messen gelesen noch

sonst gemeinschaftliche Andachten verrichtet werden; sondern sie dient vielmehr als Obtach (sic) eines allda untergrabenen Bronnens, worinn des Jahres hindurch kränkliche und allerley bresthafte Kinder gebadet werden, durch welches Bad schon viele ihre Gesundheit erhalten haben. Besonders ist zu erörtern, dass die Unterhaltung dieser Kapelle weder von der Gemeinde noch Kirchenschaffney abhängt sondern wenn am Tachwerk etwas zu reparieren war, so ist solches bisher blos von besonderen Gutthätern geschehen“. Die Kapelle war also stets kostenneutral unterhalten worden, ein Grund zur Schließung aus finanziellen Gründen bestand nicht.

Einem Bericht des Müllener Pfarrers vom 18. Oktober 1810 können wir weitere Details zu diesem nicht nur lokalen Wallfahrtsort entnehmen: „... befindet sich ein Häuschen mit einem Thürmchen, die St. Ulrichs Kapelle genannt. Unter der Kapelle ist ein Brunnlein, das Ulrichsbrunnlein von dem Hl. Ulrich, dem Paten hiesiger Pfarrkirche. Die Leute tragen ihre Kinder, die lange kränkeln und nicht gesund werden können, 6 bis 7 Stunden weit hierher und lassen sie in dem Brunnlein baden im Vertrauen, dass sie in Bälde wieder gesund werden oder – welches fraglich eine sündhafte und irreligiöse Absicht ist – dass sie, wenn es Gottes Wille nicht ist, dass sie genesen, in Bälde ihrer Marter los und sterben sollen. Wirklich erzählt man viele Beispiele von Kindern, die durch dieses Bad geneset und gesund und kraftvoll aufgewachsen sind. Ob aber nicht auch schon manches Kind durch unvernünftige Anwendung dieses Bades gestorben sey? Es wäre gut, wenn keinen Leuten erlaubt wäre, ihre Kinder da zu baden, ohne dazu einen Schein von einem Arzte vorzuweisen.“ Heute, im Jahr 2005, ist der Ulrichsbrunnen noch vorhanden, seine unmittelbare Umgebung ist zu einer gepflegten Anlage inklusive Heiligenskulptur gestaltet worden; die Kapelle jedoch ist verschwunden. 1964 allerdings war noch eine „Ruine der Ullrich-Kapelle mit Brunnen“ vorhanden, so meldet es das historisch-topographische Ortslexikon des Kreises Kehl, wo wir auch erfahren, dass diese Kapelle erstmals 1373 erwähnt wurde.<sup>4</sup>

Und schließlich wurde noch aus Goldscheuer über eine Kapelle berichtet. Der Vogt Rahner schrieb am 22. Oktober 1810 über „... eine Viertelstunde von Marlen entfernt eine kleine, hölzerne von der Gemeinde erbaute Kapelle, worin aber kein besonderes Bild verehrt und niemals eine pfarrliche geistliche Handlung verrichtet und nur wochentlich, wenn kein Hinderniß vorfällt, bei dem dortigen Schulbesuche eine stille Messe gelesen wird. Sodann pflegen die dortigen alten presthaften Leuthe wie auch andere bei großer Kälte, schlechter Witterung und oft üblichen Wege Sonntag nachmittags einen Rosenkrantz und Litaney zu beten in benannter Kapelle.“

Kapellen waren (und sind) kleine, bescheidene Orte der volkstümlichen Andacht, die zur Geschichte und zum Gesicht einer Landschaft und ihrer

Menschen gehören. Religion und Geschichte – auch in diese stille Alltagswelt der Kapellen hat die „große Politik“ hineingewirkt. Nicht immer erfolgreich.

*Anmerkungen*

- 1 Staatsarchiv Freiburg 170/72: Abschaffung überflüssiger Kapellen in Breisgau und Ortenau 1807–1821.
- 2 Insofern ist die Aussage von Heinz G. Huber in „Nußbach im Renchtal“ (Oberkirch, 1994, 114), „In der Tat führten die Ereignisse von 1789 dazu, daß die schon vorgenommene Überführung der Wendelinusfigur und ihre Aufstellung am Seitenaltar (in die Pfarrkirche, Anm. Ruch) wieder rückgängig gemacht wurde“, zu korrigieren.
- 3 Das Dorf mit der näheren Umgebung gehörte den Freiherren von und zu Franckenstein.
- 4 Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Kehl. Ein historisch-topographisches Ortslexikon. Herausgeber Historischer Verein für Mittelbaden. Offenburg 1964, 65.

## Die Restaurierung des Innenraumes der Kirche St. Martin in Gengenbach

*Bernhard Wink*

### *Einleitung*

Die Restaurierung des Innenraumes der St. Martinskirche in Gengenbach bestand aus einer umfassenden Restaurierung der Raumschale, des Langhauses mit seiner Stuckdecke, des Chorraums und der Seitenkapelle St. Anna mit ihrer Stuckdecke.<sup>1</sup> Gleichzeitig wurden bei dieser Gelegenheit Wartungs- und Instandsetzungsarbeiten an allen Ausstattungstücken, den Altären, der Kanzel, der Empore und weiteren im Kirchenraum befindlichen Kunstwerken durchgeführt. Zudem fanden im wiederhergestellten Kirchenraum sakrale Kunstwerke aus dem Besitz der Kirchengemeinde eine Aufstellung, die zuvor dem Betrachter nicht zugänglich waren. Nicht zuletzt bedeutete diese umfassende Restaurierung des Raumes und seiner Ausstattung einen erheblichen Erkenntnisgewinn in Bezug auf die Baugeschichte der Kirche St. Martin.



*Innenraum der Kirche St. Martin 2003, nach Abschluss der Restaurierungsarbeiten*



*Innenraum der Kirche St. Martin 2001, vor Beginn der Restaurierungsarbeiten*

### *Beschreibung des Kirchenraumes*

Im Wesentlichen präsentierte sich das Innere der Kirche St. Martin im Jahre 2001 als monochrom-grauer Kirchenraum. Farbliche Abstufungen im Sichtanstrich der Stuckdecken waren durch die Verschmutzung nicht mehr erkennbar. Die braun gestrichenen gotischen Maßwerkfenster wirkten als isolierte Bauelemente im rechteckigen Saalbau, der Ende des 17. Jahrhunderts nach den Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges errichtet worden war. Aus schriftlichen Quellen bekannt war die Datierung der Kirchengestaltung im 18. Jahrhundert.<sup>2</sup> Der tiefe, ansteigende Chor auf der Ostseite war durch eine mehrfache Erweiterung des Chorraumes entstanden. In der



Nordwand sieht man durch einen emporenartigen, auf einer Sandsteinsäule ruhenden Doppelbogen in die Annenkapelle. Diese ungewöhnliche räumliche Gliederung, zusammen mit den wertvollen Ausstattungstücken, ließ bereits vor Beginn der Restaurierungsarbeiten einen ehemals glanzvollen Zustand der Kirche vermuten, der bestand, als diese Kirche noch Stadtkirche oder Leutkirche war. Durch die Säkularisation des Klosters 1803, welches mit seiner mächtigen Abteikirche mitten in der Stadt liegt, hatte sie diese Funktion verloren und verkam zwischenzeitlich zu einem Magazin.<sup>3</sup>

### *Bauforschung*

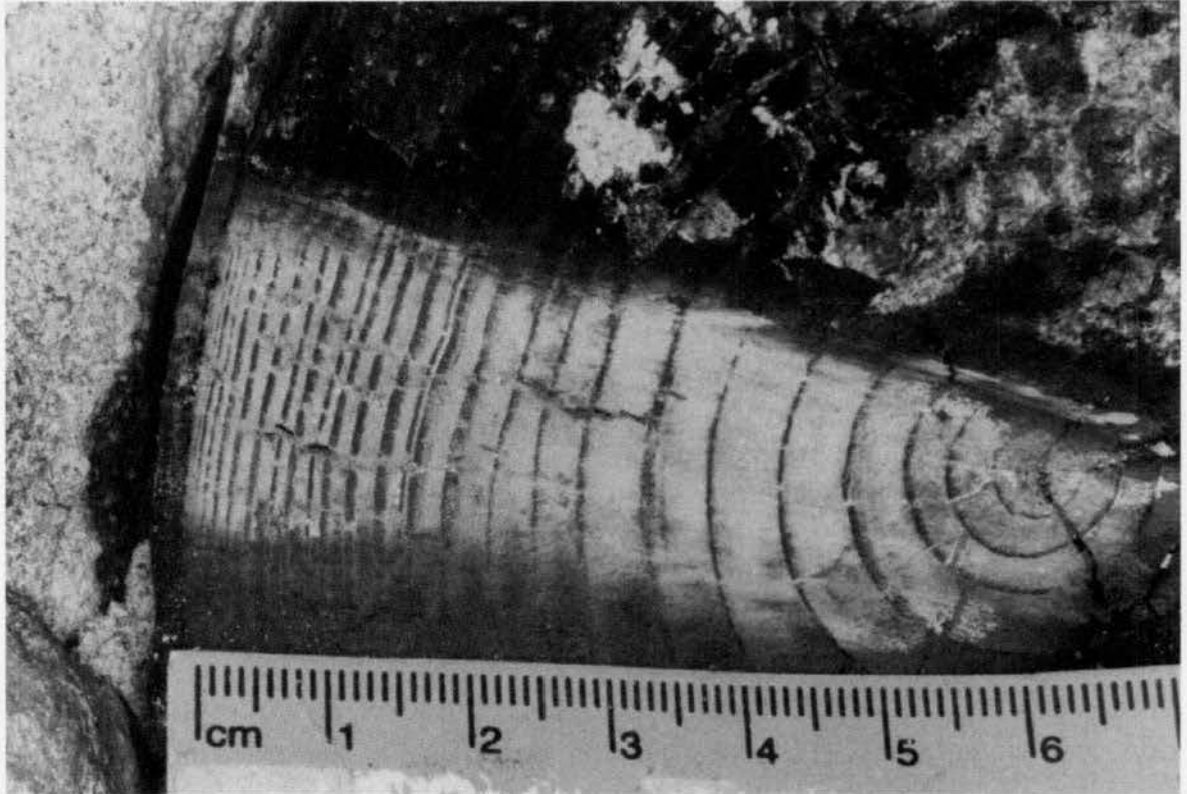
Im Vorfeld der Restaurierungsarbeiten fand die restauratorische Voruntersuchung statt. Hierbei wurden die Bausubstanz überprüft, Schadensbilder festgestellt und vor allem die Stratigrafie, d. h. die historische Schichtenfolge der Anstriche und Putze auf allen Wandflächen dokumentiert. Dadurch konnten zum einen die Schichten historischer Ausmalungen in Art und Umfang erfasst, zum anderen die Baugeschichte der Kirche überprüft werden. Auf diesen Erkenntnissen beruhte die Planung der notwendigen konservatorischen und restauratorischen Maßnahmen am Gebäude.

In vielen Wandbereichen des Kirchenraumes wurden farbige Ornamente ehemaliger Ausmalungen gefunden. Während der restauratorischen Bearbeitung der Wandflächen konnten die Erkenntnisse über die zuvor identifizierten Ebenen der Ausmalungen erweitert werden. Auf verschiedenen Ebenen des Verputzes wurden weitere Malereien entdeckt, die über ornamentale Malerei hinaus auch figürliche Darstellungen aufweisen.

Die Ausmalungen der Wände und auch der Fensternischen bestanden in unterschiedlicher Weise in allen Bauepochen der Kirche bis zur Säkularisation. Durch die farbige Ausgestaltung wurden nach jeder Zerstörung und Wiederherstellung der Kirche die erhalten gebliebenen Bauelemente und Ausstattungstücke des Kirchenraumes mit den im Stil der Zeit neu hinzukommenden Gestaltungselementen verbunden. Dadurch wurde eine Einheitlichkeit geschaffen, die erst wieder abnahm, nachdem die Kirche ihre mit dem täglichen Leben der Bürger verbundene Funktion als Pfarrkirche verloren hatte. Nach und nach wurde Schadhafes überstrichen, und es kam auch nichts Neues mehr hinzu. Im 19. Jahrhundert verschmutzten die Wandflächen und die Decke stark und wurden zwischenzeitlich mit dunklen Anstrichen ausgebessert. Auch die Renovierungen im 20. Jahrhundert behielten den grauen Anstrich der Wände bei.

### *Datierung*

Aus den auf allen Wandflächen und Bauteilen befundeten Farb- und Putzschichten lässt sich die Baugeschichte ablesen. Umgekehrt können archiva-



*Dendrochronologische Datierung der Südwand mittels eines Gerüstholzes:  
Makrofotografie der Jahresringe (Kontrastmittel: Kreide)*

lische Daten, die die Errichtung eines bestimmten Bauteils belegen, zur Datierung einer Farbschicht dienen, die dann als Leitschicht die Datierung auch anderer Bauteile ermöglicht.<sup>4</sup> Ebenfalls wichtig sind geschriebene, eingeritzte oder eingemeißelte Datierungen.<sup>5</sup>

Ein besonderer Glücksfall für die Datierung der Bauphasen von St. Martin war die Auffindung von organischem Material in der Südwand des Kirchenschiffs. Es handelt sich um bei Errichtung der Wand eingelegte Gerüsthölzer, die beim Verputz der Wand abgesägt im Mauerwerk verblieben. Durch die Dendrochronologie, d. h. den Vergleich der Jahresringe mit standardisierten Werten konnte das Alter der Hölzer bestimmt werden.<sup>6</sup> Hiermit ergibt sich ein genaueres Bild der Vorkommnisse im 17. Jahrhundert. Die Wiedererrichtung der Kirchenwände fand nicht wie bislang angenommen nach dem Stadtbrand 1689 statt, sondern bereits 1657–60 nach den Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges. Nach 1689 musste nur das Dach erneuert werden, wobei die Stuckdecken eingebaut wurden. Auch die Wandmalereien auf der Südwand konnten somit datiert werden. Diese sind auf die Putzschicht gemalt, die mit dem Fugenmörtel der Südwand in Verbindung steht, also 1660 appliziert wurde. Mit dem Einbau der Stuckdecke wurden die Malereien überputzt.

### *Baugeschichte*

Vom so genannten Vorgängerbau, der frühesten Pfarrkirche an diesem Ort, ist uns wenig bekannt. Vermutlich sind einige bei der Außenrenovation sichtbar gewordenen Mauerbereiche auf der Nordseite des Kirchenschiffs älter als der durch den heute am ehemaligen Beinhaus eingemauerten Grundstein belegte Neubau. Der Neubau erfolgte 1452 an derselben Stelle und mit der gleichen Ausrichtung wie der Vorgängerbau. Was die Größe des Kirchenschiffs anbelangt, hatte die 1452 errichtete Kirche ähnliche Dimensionen wie die heutige Kirche. Auf der Ostwand befindet sich in großer Höhe ein sehr gut erhaltenes Malereifragment mit der Darstellung einer Höllenszene. Diese gehört zu einem großen Wandgemälde des „Jüngsten Gerichts“, was sich aufgrund der Lage des Fragments über die gesamte Chorwand der Kirche von 1452 erstreckt haben muss. Der Dachstuhl war vermutlich offen oder das Kirchenschiff höher als der heutige Bau, da sich eine solche Höllenszene üblicherweise im unteren Bildbereich befindet.<sup>7</sup> Unbeeindruckt der Darstellung von Himmel und Hölle verwüsteten im Dreißigjährigen Krieg weimarische Soldaten die Kirche. Nach den Zerstörungen 1641 und 1643 musste die Kirche auch in ihren Außenmauern wieder errichtet werden. Die gotischen Maßwerkfenster im Kirchenschiff wurden dabei wieder zusammengesetzt und eingebaut. Die Fenstergewände wurden mit einer ornamentalen Rankenmalerei und dem Renaissancemotiv einer beschlagwerkartigen Felderung farbig geschmückt. Anstelle der verloren gegangenen Malereien der Ostwand wurde die Südwand mit einem im Stil der Zeit wesentlich monumentaleren „Passionszyklus“ ausgestattet.

Der Kirchenbrand im Zusammenhang mit dem Gengenbacher Stadtbrand von 1689 hat, wie der Erhaltungszustand der entsprechenden Putzschichten belegt, nur das Dach betroffen. Im Zuge der Wiedererrichtung des Daches wurde die Kirche durch den Einzug einer großflächigen Stuckdecke zu einer Saalkirche. Die Gewände der gotischen Fenster mit ihren aus einer anderen Epoche stammenden Maßwerken wurden zunächst mit einer aufgemalten Sandsteinquaderung versehen. In der Folgezeit wurden die Fenstergewände in den nun barocken Kirchenraum eingebunden durch die Wiederauffrischung des farbigen Beschlagwerks und der Rankenmalerei mit barocken Zügen.

Der Passionszyklus auf der Südwand der Kirche war in dieser Zeit nicht mehr sichtbar, da die Kirche innen neu verputzt wurde und den (in der aktuellen Restaurierung wieder aufgegriffenen) gelblich getönten Anstrich bekam. Die reiche Ausstattung der Kirche im Laufe des 18. Jahrhunderts spiegelte sich auf den Wänden in farbkräftigen Dekorationen: Um die im 18. Jahrhundert erneuerten Altäre und die Kanzel waren purpurrote Vorhänge gemalt mit Bordüren in Goldocker. Auch um den Triumphbogen wickelte sich ein solcher gemalter Vorhang. Im Chor neben dem Hochaltar finden sich ebenfalls rote



*Fensterlaibung mit ornamentaler Rankenmalerei, 17. Jahrhundert*

Farbfragmente. Der Triumphbogen und die Bögen zur Annenkapelle waren mit Brokatmalereien und Rocaille-Elementen bemalt. Auf den meisten Ausstattungstücken finden sich Bereiche mit blauer Marmorfassung, welche den Rocaillecharakter des Kirchenraums in dieser Zeit prägten. So war auch die damals erweiterte Empore mit ihren Eichenholzsäulen blau marmoriert.

Alle diese Erkenntnisse stammen aus materiellen Befunden, die vor und während der Restaurierung erhoben wurden. Wie die Entstehung lässt sich auch der Verfall dokumentieren. Die farbigen Wände wurden vor jedem Neuanstrich abgewaschen, die wohl schadhafte Marmorierung der Emporensäulen ebenso. Bei der Renovierung von 1915 wurde noch einmal viel Sorgfalt auf die Rekonstruktion des Rankenwerks in den Fensternischen gelegt. Die Rocaillemalerei im Triumphbogen war vermutlich noch sichtbar, bis 1965/66 der letzte Anstrich alles verbarg.

### *Konzept und Planung*

Als Leitbild für die aktuelle Restaurierung diente der Kirchenraum aus dem 18. Jahrhundert, während seiner letzten Nutzung als Pfarrkirche. Da-

durch sollte ein Einblick gegeben werden in einen sakralen Raum, den viele Generationen der Stadt Gengenbach so schön und prächtig wie möglich gestalteten, bis sich aufgrund der politischen Umwälzungen der Säkularisation um 1807 die Aufmerksamkeit der ehemaligen Abteikirche St. Marien zuwandte. Der gewählte Zeitschnitt der Restaurierung orientiert sich weniger am Wunschbild der Wiederherstellung eines bestimmten Zustands, sondern vielmehr am festgestellten Bestand sowohl in Bezug auf den Kirchenraum als auch auf seine Ausstattung. Im Falle von St. Martin hat der Kirchenraum nach seiner Wiedererrichtung nach den Zerstörungen des 17. Jahrhunderts keine weiteren Ein- und Umbauten erfahren. Zudem wurde bei der Voruntersuchung festgestellt, dass, abgedeckt durch vielfache Renovierungsanstriche des 19. und 20. Jahrhunderts, ein großflächiger Bestand an Altsubstanz in Wänden und Decken vorhanden ist. Die Ausstattung der Kirche mit Altären, der Kanzel, Skulpturen und Gemälden stammt fast vollständig aus dem 18. Jahrhundert. Durch konservatorische und rekonstruktive Maßnahmen bestand hier also die Möglichkeit, den Kirchenraum einer Epoche wiederherzustellen, der in der Abteikirche St. Marien durch die fortschreitende Entwicklung der Kunst im 19. Jahrhundert durch eine neue Ausgestaltung ersetzt wurde.<sup>8</sup>

### *Restaurierung und Rekonstruktion*

Die konservatorische Behandlung der Bausubstanz ist nach Maßgaben der Denkmalpflege eine der wichtigsten Aufgaben des Restaurators. Die Erhaltung des materiellen Bestands eines Denkmals ist der oberste Grundsatz der Denkmalpflege. Die konservatorische Behandlung versucht nach aktueller wissenschaftlicher Methodik unter Anwendung moderner Mittel der Chemie alte Substanz mit ihrer geschichtlichen Patina zu erhalten. Fehlbereiche werden restauratorisch geschlossen und angeglichen. Die Retusche der Fehlstellen wird sehr zurückhaltend ausgeführt und ist entweder in der untertonigen Farbgebung oder im Pinselduktus als Retusche vom Original unterscheidbar.

Was über diese Art der Retusche hinausgeht, wird der Rekonstruktion zugerechnet. Entsprechend der historischen Befunde wird ein Raum mit seiner Farbfassung und Ausstattung wiederhergestellt. Für die Rekonstruktion ist eine größtmögliche Authentizität notwendig, weshalb historische Materialien, Rezepturen und Fertigungstechniken so oft wie möglich Anwendung finden. Der Restaurator muss also in der Lage sein, sowohl nach dem Stand der Technik mit modernen Mitteln umgehen zu können als auch historische Rezepte zu recherchieren, zuzubereiten und anzuwenden.

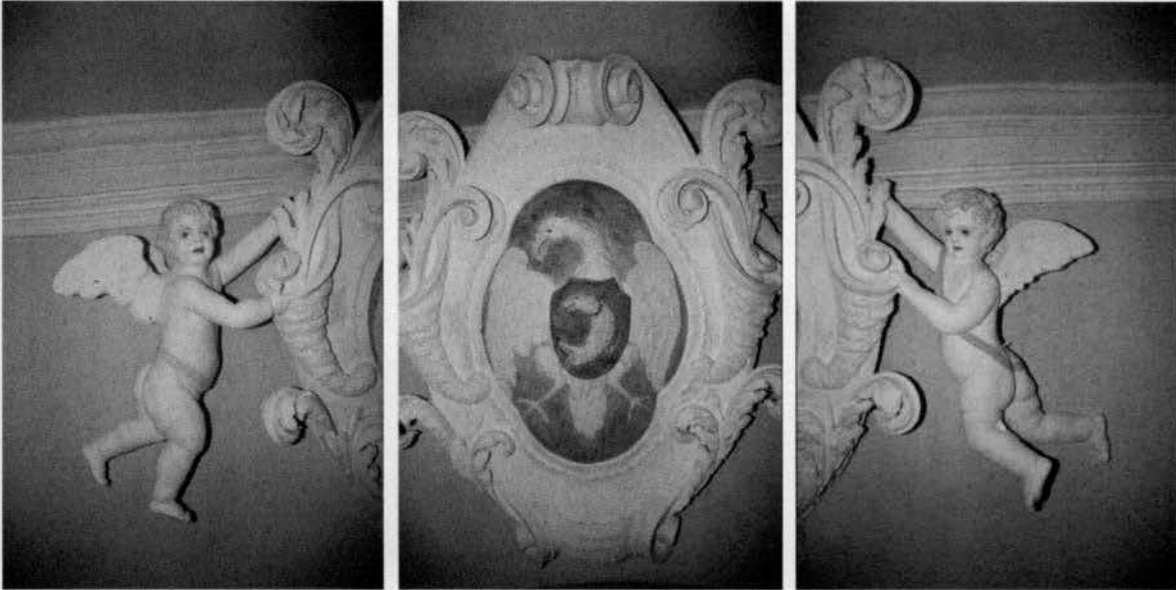
Die aktuelle Restaurierung bestand in ihrer ersten Phase aus einer Ent-Restaurierung, nämlich darin, den mehrschichtigen, nicht diffusionsfähigen Sichtanstrich und die gips- und zementhaltigen Putzausbesserungen

des 20. Jahrhunderts wieder abzunehmen, was aus konservatorischen Gründen notwendig war. Es folgte die restauratorische Behandlung der Putzflächen, wobei Risse und Ausbrüche mit einem dem historischen Putz nachgestellten Kalkmörtel geschlossen wurden. Gegenüber der handwerklichen Putzsanierung besteht hier der Anspruch des vollständigen konservatorischen Substanzerhalts und durch die restauratorischen Ergänzungen die Wiederherstellung in einer dem Original entsprechenden Materialität. Im Sockelbereich der Wände hatte in der Vergangenheit bereits ein weitgehender Putzaustausch stattgefunden, sodass in diesen Bereichen handwerklich vorgegangen werden konnte. Der abschließende Anstrich wurde nach historischer Rezeptur ausgeführt. Angewendet wurde eine Kalk-Kaseinfarbe, pigmentiert nach dem befundeten Farbton der entsprechenden Farbschicht, die täglich mit frischem Quark versetzt und insgesamt acht Mal aufgestrichen wurde. Trotz des hohen manuellen Aufwands führte dieses Verfahren aufgrund der hohen Preise industrieller Farben zu finanziellen Einsparungen. Die während der Bearbeitung der Decken und Wände aufgefundenen Farbfragmente, Elemente ehemaliger Dekorationen und Inschriften wurden sorgfältig konserviert und dokumentiert. Einzelne Teilbereiche der aufgefundenen und dokumentierten Malereifragmente wurden sichtbar gelassen und weisen als „Fenster“ auf vergangene Zustände des Kirchenraumes hin.<sup>9</sup>

Bei der Wiederherstellung des Kirchenraums im gewählten Zeitschnitt des 18. Jahrhunderts wurde auch zu Mitteln der Rekonstruktion gegriffen. Die 1966 überstrichenen dekorativen Malereien in den Fenstergewänden und im Chorbogen konnten rekonstruiert werden auf der Basis ihrer Restaurierung von 1915. Hierbei wurde nach mehrfacher Bemusterung nicht der Weg gewählt, die vorhandenen Fragmente zu retuschieren, sondern die vorhandenen Teile der Malerei wurden reversibel transparent abgedeckt und auf der Schutzschicht rekonstruiert. Eine weitere Maßnahme bestand in der Rekonstruktion der 1915 in Teilbereichen abgewaschenen Marmorierungsfassung der Empore, die wesentlich zur Wiederherstellung des hellen barocken Raumes beitrug. Die Ölfarbe wurde ebenso wie die Wandfarbe vor Ort auf Leinölbasis angemischt und pigmentiert.

### *Die Restaurierung des Stuckwappens*

Die Stuckkartusche oberhalb des Triumphbogens zeigt das Stadtwappen von Gengenbach mit dem Fisch als Brustschild des Reichsadlers, umrahmt von Rollwerk und Akanthusranken. Zwei schwebende Putti rechts und links davon halten Füllhörner in ihren Händen. Das Wappen wurde um 1700 zusammen mit der flachen Stuckdecke im Langhaus von den Stukkateuren Giovanni Battista und Pietro Bettini errichtet.<sup>10</sup> Die starke Farbigkeit der Wappenkartusche war seit 1915 vorhanden. Die beiden schweben-



*Stuckwappen am Chorbogen nach der Restaurierung 2003, mit freigelegter Erstfassung*

den Putti wurden erst bei der letzten Restaurierung 1965/66 im rosa Inkrustatston übermalt. Zur Zeit des Einbaus waren das Brustschild des Wappens in den heraldischen Farben und die Putti nur im Bereich der Haare und des Gesichts farbig gefasst.

Es handelt sich bei dem Stuckwappen zum größten Teil um Antragsstück, der an Ort und Stelle geformt ist. Bei einzelnen Elementen wie den Köpfen der Putti und beim Brustschild handelt es sich um Applikationsstück, der in Formen gegossen und dann befestigt wurde. Jeweils der vorkragende Flügel der beiden Putti war 1965 erneuert worden. Durch die Abnahme der dicken Überstreichungen wurden im Zuge der aktuellen Restaurierung die fein modellierte Stuckoberfläche wiederhergestellt, lose Teile wieder befestigt und die Farbbefunde der Erstfassung retuschiert.

#### *Die Behandlung der Altäre und die Restaurierung der Kanzel*

Die beiden Seitenaltäre präsentierten sich im Jahre 2001 bei der Planung der Restaurierung in sehr unterschiedlichem Aussehen. Dies lag vornehmlich an der unterschiedlichen Behandlung, die die Ausstattungsstücke der Kirche im 20. Jahrhundert erfahren hatten. Auch diesbezüglich konnten während der nun durchgeführten Maßnahmen (Teilabbau, Einhausung, Wiederaufbau, Wartungs- und Konservierungsmaßnahmen) zusätzliche Einblicke gewonnen werden.

Nach der Errichtung des Hochaltars aus Stuckmarmor, an dessen Ornat er auch schon mitgearbeitet hatte, vollendete der Bildhauer Philipp Winter-



*Empore der Kirche St. Martin 2004, Altarblätter abgängiger Seitenaltäre der ehemaligen Abteikirche St. Marien*

halter 1724 den rechten Seitenaltar, den Sebastiansaltar. Erst 1749 wurde der linke Seitenaltar, der Marienaltar, nach dem Modell des rechten Seitenaltars durch Bildhauer Anton Martin vollendet. Er scheint jedoch nie die Ausgestaltung seines Vorbilds erreicht zu haben, denn der Figurenschmuck, bestehend aus vier Putti, stammt aus der Restaurierung von 1916. Dabei erhielten auch beide Altäre die seitlichen Schleierbretter als Standorte der nun vollständigen Assistenzfiguren und wurden wohl erstmals einander angeglichen.

In den Jahren nach der umfassenden Kirchenrenovation von 1965/66 wurde die Kirchengestaltung in unterschiedlicher Weise behandelt.<sup>11</sup> Das Orgelgehäuse wurde 1973 neu marmoriert, ebenso wurde der linke Seitenaltar 1981 abgelautet und erhielt eine vollständig neue Fassung.

Nach restauratorischen Gesichtspunkten ist ein Altargehäuse jedoch auch der Bildträger für die Fassung, die somit nicht nur einen farbigen Anstrich darstellt, sondern als historische Oberfläche ein wesentlicher Bestandteil des Kunstwerkes ist. Nach diesen Gesichtspunkten wurde der rechte Seitenaltar 1985/86 konservatorisch behandelt. Fehlstellen wurden sehr zurückhaltend ergänzt, ohne Übermalungen auszuführen. Der damalige Restaurator mahnte eine Angleichung des linken Seitenaltars sowie die Wichtigkeit eines Gesamtkonzepts vor der Restaurierung von Einzelobjekten an.<sup>12</sup>

In diesem Sinne wurden bei der nun abgeschlossenen Restaurierung zur Integration der Neufassung und Neuvergoldungen auf dem linken Seitenal-



tar, aber auch am Orgelgehäuse und am Hochaltar, Teerlasuren appliziert, die traditionell im Vergolderhandwerk zur optischen Differenzierung der Goldoberfläche verwendet werden. Auf diese Weise erhielt die uniform glänzende, mit modernen Bindemitteln hergestellte Vergoldung einen dunklen Glanz, der durch die Auftragstärke variiert werden konnte. An allen Altären mussten konservatorische Festigungsmaßnahmen zur Sicherung der Farbfassungen und Metallauflagen durchgeführt werden.

Bei der Restaurierung der Kanzel, die zuletzt 1916 bearbeitet worden war, wurde darauf geachtet, die historischen Oberflächen zu konservieren und die stark vergrauten flächigen Übermalungen der Restaurierung von 1916 zu entfernen. Die Integration der Fehlstellen erfolgte mimetisch, also ganz angeglichen, um ein einheitliches Gesamtbild zu erzielen. Das Gehäuse des Annenaltars in der Seitenkapelle erwartet noch seine Konservierung und Restaurierung, die momentan aus finanziellen Gründen zurückgestellt wurde.

### *Sakrale Kunst in St. Martin*

Durch die abgeschlossene Außen- und Innenrestaurierung der Kirche St. Martin wurde in der ehemaligen Leutkirche ein Zustand konserviert, der in der Abteikirche St. Marien aufgrund der fortschreitenden Entwicklung in Funktion (die Abteikirche wurde nach der Säkularisation Pfarrkirche) und Ausgestaltung („Reromanisierung“ Ende des 19. Jahrhunderts) nicht mehr erhalten ist. Dieser Zustand ist gekennzeichnet durch die reiche barocke Ausgestaltung beider Kirchenräume im 18. Jahrhundert.

Trotz vieler Verluste und Verkäufe waren auf Speichern und in Kellern sowie im städtischen Museum „Haus Löwenberg“ viele Kunstgegenstände der barocken Ausstattung der Abteikirche eingelagert. Die Objekte im „Haus Löwenberg“ kamen aufgrund der Orientierung des Museums auf die Präsentation moderner Kunst nur beschränkt zur Ausstellung.

Auf der Emporengalerie und in der Annenkapelle der Kirche St. Martin werden die vorhandenen Kunstwerke nun zusammengeführt und gesichert untergebracht. Das Raumklima im Kirchenraum ist für die Aufstellung und Hängung von Skulpturen und Gemälden günstig. Der überkommene Erhaltungszustand der Werke ist entsprechend der bisherigen Unterbringung sehr unterschiedlich.

### *Fazit*

Aufgrund glücklicher Umstände war in der heutigen Friedhofskirche St. Martin die Bausubstanz der letzten Nutzungsphase als Stadtkirche im 18. Jahrhundert umfassend erhalten, sodass dieser Zustand nach Abnahme der Sichtanstriche konserviert werden konnte. Einzelne Befunde von Frag-

menten ehemaliger Ausmalungen konnten konserviert und als Zeitfenster sichtbar gelassen werden.

Die Vielfältigkeit der restauratorischen Problemstellungen verlangte bei der Restaurierung des Innenraums der Kirche St. Martin unterschiedlichste Vorgehensweisen in der Methodik. Das Ziel der unterschiedlichen konservatorischen und restauratorischen Verfahren war ein kohärenter und trotz mancher Einblicke in verschiedene historische Ebenen der Ausgestaltung einheitlicher Kirchenraum, der in seiner sakralen Funktion erlebbar ist.

*Abbildungsnachweis:*

*Abb. 1, 6: E. Reiter, Lindenberg.*

*Abb. 2: H. Hugelmann, Gengenbach.*

*Abb. 3, 4, 5: Bernhard Wink, Gengenbach.*

#### *Anmerkungen*

- 1 Die Restaurierungsarbeiten fanden vom Juli 2003 bis November 2004 statt. Im Februar 2001 begannen die restauratorischen Voruntersuchungen. Folgende Maßnahmen wurden von der Restaurierungswerkstatt Bernhard Wink durchgeführt:
  - Restauratorische Befunduntersuchung, Entwicklung des Restaurierungskonzeptes
  - Teilabbau und Einlagerung der Kirchengeschichte, Schutzverhüllung der im Kirchenraum verbleibenden Großteile
  - Stuckdecken: Abnahme des schädlichen Sichtanstrichs, reversibler Anstrich im Befundfarbton
  - Restaurierung des Stuckwappens
  - Wandflächen: Abnahme des schädlichen Sichtanstrichs, Putzkonservierung, historischer Anstrich mit Kalk-Kaseinfarbe
  - Fenstergewände: Freilegung der Ornamentmalerei, Konservierung, Retusche und Rekonstruktion
  - Restaurierung der Fresken Ost- und Südwand: Partielle Freilegung (Ausschnitt) und Konservierung
  - Restaurierung der Weihekreuze im Chor
  - Rekonstruktion der Ornamentmalerei im Triumphbogen und in den Bögen der Annenkapelle
  - Türgewände Südeingang: Architekturmalerei zur Integration der Madonnenskulptur
  - Emporen: Konservierung und Retusche der Marmorierungsfassung, Rekonstruktion der Marmorierung auf Säulen und Brüstung
  - Hochaltar: Wiederaufbau und Wartung, Patinierung der bei der letzten Restaurierung aufgetragenen Neuvergoldung
  - Rechter Seitenaltar: Wiederaufbau und Konservierungsmaßnahmen
  - Linker Seitenaltar: Wiederaufbau und Patinierung der bei der letzten Restaurierung erfolgten Neufassung, Marmorierung Sockel
  - Annenaltar: Wiederaufbau
  - Kanzel: Wiederaufbau und Restaurierung (Konservierungsmaßnahmen, Reinigung, Abnahme von Übermalungen und Bronzierungen, Integration der Fehlstellen)
  - Erneuerung Zelebrationsaltar, Ambo und Tabernakel am linken Seitenaltar: Entwurf und Gestaltung

Die beteiligten Mitarbeiter waren: Bernhard Wink, Regine Dendler, Andreas Kozycki, Barbara Matt, Christine Reiher, Angelika Nain, Katja Pitterich, Katharina Gauß, Rebecca Kiefer, Sarah Link

## 2 Die Geschichte der Kirchengestaltung in St. Martin:

- 1722/23 Hochaltar, Stukkateure Josef und Bartholomä Meyer und Johann Binz, Bildhauer Philipp Winterhalter, Altarblattgemälde von Johann Georg Hildebrand
- 1724 rechter Seitenaltar, Bildhauer Philipp Winterhalter
- 1744 Verlängerung der Empore, Okuli-Fenster unterhalb der Empore
- 1748/49 Einsetzung der Türen (Inschrift), Fertigstellung des linken Seitenaltars, Errichtung des St. Anna-Altars, Bildhauer Anton Martin
- 1752/53 Orgelneubau mit Doppelprospekt von Antoni Albrecht
- 1762/63 Neue Kanzel von Peter Schwab, Schreiner Jakob Eigler und Michel Bender, Fassmaler Joseph Lampp
- 1854 teilweise Übermalung des Altarblatts des rechten Seitenaltars, Darstellung des Hl. Sebastian, Ausführung durch Restaurator Schwab
- 1916 Renovierung der Ausstattung, Altäre, Kanzel, Gestühl, Empore, die Emporensäulen verbleiben im „abgelaugten Zustand“ und werden nicht marmoriert Ergänzung fehlender Figuren (Hochaltar), Durchführung aller Arbeiten von Maler L. Rieger aus Lautenbach
- 1973 Restaurierung der Orgel
- 1981 Restaurierung des linken Seitenaltars, 1985/86 Restaurierung des rechten Seitenaltars
- 1998 Ausstattung mit den Kreuzweg-Gemälden von Lukas Moritz Neysser (1755–1831) und der Madonnenskulptur von Philipp Winterhalter

## 3 Die Baugeschichte der Kirche St. Martin:

- Erste „Lüttkirch“, nicht gesichert datiert, vermutlich 9. Jh. (Franz Schrempp: „Aus der Geschichte der St. Martinskirche Gengenbach“, 1966/67 Gengenbach)

Standort bedingt durch die zentrale Lage im damaligen Siedlungsraum (Gengenbach/Oberdorf/Reichenbachtal)

- 1233/35 erste Erwähnung des Kirchturms, vermutet wird eine Ausführung der Kirche als Steinbau mit Chorturm (ähnlich St. Peter, Reichenbach)
- Brand 1395, Wiederaufbau 1396, evtl. Fundamente im Chor- bzw. Turmbereich erhalten
- Grundsteinlegung im April 1452 (Inschrift), vermutliche Bauausführung in der Art der heutigen Kirche: ansteigender Altarraum mit Turm in der Mittelachse, vermutlich mit Steindach, vermutlich ein nördlicher Anbau, evtl. Querschiff
- 1631 Inschrift auf dem Fenstersturz des Treppenturms an der Nordwand
- 1641 Einsturz des Turmes mit Zerstörung des Chors und der Dächer
- 1657–87 Wiedererrichtung mit verlängertem Chor
- 1663 Wiederherstellung der Kirchendecke
- 1671/72 Wiedererrichtung des Turms an Stelle der zerstörten Sakristei
- 1689 Brand der Kirche
- Ab 1693 Wiederherstellung des Satteldaches und des quadratischen Turmes über dem Vorchor, als Zimmerermeister wird genannt: Hans Kleber
- Ausführung des Turms mit barocker Haube (Kupferstich Augsburg 1750, von Johann Christian Leopold)
- um 1700 flache Stuckdecke im Langhaus mit Rahmenfelderung und Wappen am Chorbogen, Stukkateure Giovanni Battista und Pietro Bettini (Erwähnung 1726 in der Stiftungsurkunde zum Kruzifix im Chorbogen von Philipp Winterhalter)

- 1807 Nach der Säkularisierung wird die Klosterkirche St. Marien Stadtkirche
  - 1814/15 Verwendung der Kirche als Magazin
  - vor 1840 (Stich von 1840) Neudeckung des Turms mit dem heutigen Pyramidendach
  - 1882 Zerstörung der Turmspitze mit Schieferdeckung durch Blitzschlag
  - Vor 1915 Außenrenovierung, 1916 Renovierung der Raumschale
  - 1965/66 Renovierung von Außen- und Innenbereich
  - 2001/2002 Außenrenovierung
- 4 So diente z. B. der archivalisch bekannte Einbau der Stuckdecken nach 1693 zur Datierung der zugehörigen Putzebene mit den daraufliegenden Dekorationsmalereien
- 5 Folgende historische Datierungen wurden bei der restauratorischen Vor- und Nachuntersuchung gefunden:
- 1673, eingemeißelt in der Sohlbank des nördlichen Fensters im Vorchor (heute vermauert)
  - 1723, eingemeißelt außen an der Eckquaderung im 3/8 Chorabschluss (vergleiche Errichtung Hochaltar)
  - 1724, Aufschrift auf dem Stuckrahmen oberhalb des südlichen Seitenaltars
  - 1749, Aufschrift auf der Rückseite des nördlichen Seitenaltars
  - 1916, Aufschrift auf einem Baluster der Empore (Bezug auf die Restaurierung 1916)
- 6 Das Gerüstholz wurde verwendet für eine „Aufsicht-Dendrochronologie“ ohne Probenentnahme. Um eine schadensfreie Untersuchung zu gewährleisten, wurde das tief liegende Gerüstholz in der Stirnfläche angeschnitten und mit Kreide präpariert. Die angefertigten Makro-Aufnahmen wurden in das Labor B. Lohrum in Ettenheim-Münster eingeschickt. Die Ergebnisse der 3 Proben ergaben eine vermutliche Fällung der Tannen zwischen 1657 und Winter 1659/60
- 7 Zur Restaurierung der Fresken siehe den Bericht von Regine Dendler in diesem Jahressband
- Der Putzbereich mit dem Malereifragment blieb bei den wiederholten Zerstörungen der Kirche erhalten, da die Wandfläche im oberen Bereich nicht genau im Lot gebaut war und so bei der Wiedererrichtung des angrenzenden Turms unterhalb der neuen Putzoberfläche geriet
- 8 In den Jahren 1893–1898 fand eine umfangreiche Umgestaltung des Kirchenraums von St. Marien statt, welche die Reromanisierung der ehem. Abteikirche und aktuellen Pfarrkirche zum Ziel hatte. Im Zuge dieses Umbaus wurde auch der größte Teil der Kirchengestaltung im neoromanischen Stil erneuert
- 9 siehe Anmerkung 7
- 10 siehe Anmerkung 3
- 11 siehe Anmerkung 2
- 12 Onnen, Ewald: Bamberg, „Zeitschrift für Kunsttechnologie und Konservierung“, Jahrgang 1/1987, 131–134

## Verrat und Verdammnis

### Neuentdeckte Wandmalereien in der St.-Martins-Kirche in Gengenbach

*Regine Dendler*

In den Jahren 2002/2003 wurde der Innenraum der St.-Martins-Kirche in Gengenbach einer umfassenden Restaurierung unterzogen.<sup>1</sup> Eine gründliche restauratorische Untersuchung der Wandflächen und Ausstattungsteile, die der verantwortliche Restaurator Bernhard Wink im Vorfeld unternahm, gab einen Überblick über die historischen Ausstattungsphasen. So wiesen z. B. die Fensterleibungen noch Reste von Malereien auf, auf den Wandflächen selbst war mit den bei einer solchen Untersuchung zur Verfügung stehenden Mitteln nichts mehr auffindbar. Im Laufe der Arbeiten erwies sich aber einmal mehr, dass historische Gebäude immer für Überraschungen gut sind: Völlig unerwartet kamen zwei Wandmalereien zutage, die unter dem Verputz verborgen waren.

In Absprache mit Kirchengemeinde und Landesdenkmalamt wurden zunächst Teilbereiche geöffnet und Einblicke auf die entsprechende Putzebene geschaffen, um Ausdehnung, Machart und Bildinhalte der Malereien zu klären. Darauf basierend fielen die Entscheidungen über die weitere Vorgehensweise. Die daraufhin beschlossene Freilegung erforderte in beiden Fällen die vorsichtige Abnahme der daraufliegenden Putzschicht. Glücklicherweise war sie bindemittelarm und sandig und löste sich, ohne dass Teile der Malerei daran haften blieben. Diese Gefahr besteht bei Freilegungen immer, was die Arbeit äußerst diffizil und in manchen Fällen sogar unmöglich macht.

Die Technik, in der die Bilder gemalt sind, kann unter Umständen die Freilegung erschweren. Sind die Bilder in der so genannten Secco-Technik ausgeführt, d. h. auf bereits trockenem Untergrund (ital. secco = trocken), können sich die verwendeten Bindemittel im Laufe der Zeit abbauen, was zu Farbverlusten führen kann. „Echte“ Fresken, die auf feuchtem Putz gemalt sind (ital. fresco = frisch), sind widerstandsfähiger, da sie beim Trocknen praktisch zu einem Bestandteil der Wand werden.

Die beiden neuentdeckten Wandmalereien sind beide in Secco-Technik gemalt. Für die in Frage kommenden Zeiträume ist in unserer Region diese Technik die Regel; Fresken sind eher die Ausnahme. Die Haftung der Farben auf dem Malgrund war aber glücklicherweise ausreichend und die Überputzung nur schwach gebunden, so dass sie ohne Verluste freigelegt werden konnten. Beide Wandmalereien befanden sich nach der Freilegung in dem Zustand, in dem sie damals zugedeckt wurden.

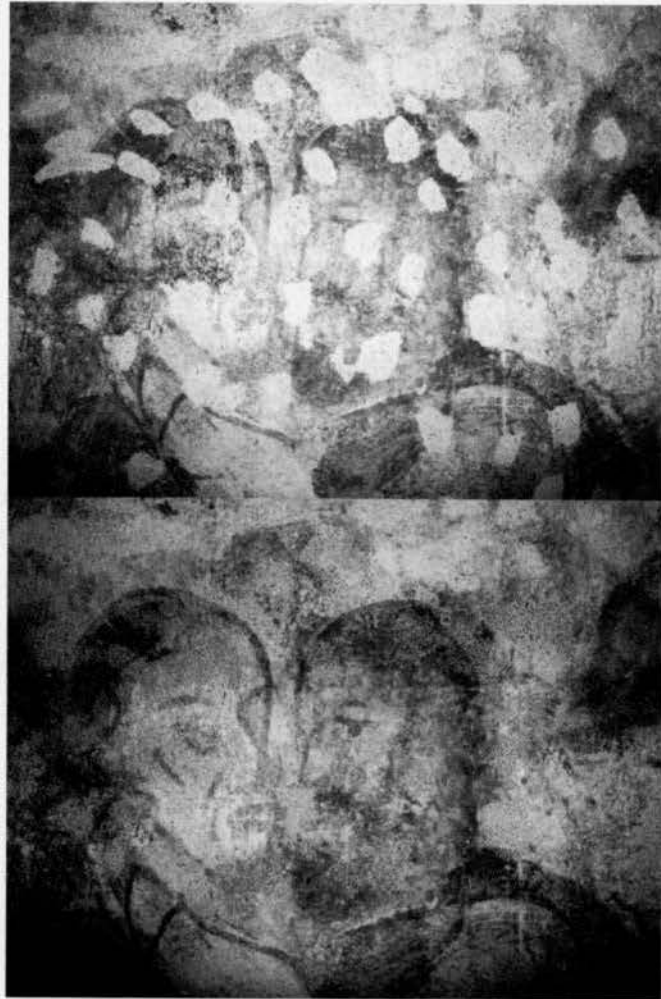


Abb. 1  
Der „Judaskuss“

### *Der „Judaskuss“*

Für die Eingrenzung der Entstehungszeit der zuerst entdeckten Malerei war die historische Bautechnik sehr hilfreich: Es war üblich, das Baugerüst mit der Wand „hochwachsen“ zu lassen. Man legte in regelmäßigen Abständen Querhölzer in die Wand ein, auf die wiederum – längs der Wand – die Gerüstdielen gelegt wurden. Sowie die Wand in die Höhe wuchs, wurden immer neue Gerüstlagen eingebaut. Brauchte man die Gerüststangen nicht mehr, zog man sie entweder heraus oder sägte sie einfach ab. In St. Martin passierte letzteres – zur Freude der Restauratoren. Diese Gerüsthölzer lassen sich dendrochronologisch datieren und geben entscheidende Hinweise auf die Bauzeit der Wand und damit auf die Entstehungszeit der daraufliegenden Wandmalereien. Der „Judaskuss“ kann durch die Datierung von drei Gerüsthölzern auf die Zeit nach 1660 festgelegt werden.<sup>2</sup>

Das freigelegte und konservierte Bild liegt mitten in der Wandfläche der Südwand nahe der Emporenbrüstung. Hätte der Elektriker nicht einen Wandschlitz zum Verlegen von Leitungen anbringen müssen, und wäre



*Abb. 2  
Die Gesichter der Haupt-  
personen, vor der farblichen  
Retusche (oben) und im End-  
zustand (unten)*

Restaurator Andreas Kozycki weniger aufmerksam gewesen, man hätte es wohl kaum entdeckt. Darüber hinaus konnten an verschiedenen Stellen der Südwand in kleineren Putzausbrüchen immer wieder Farbspuren festgestellt werden, die auf derselben Ebene wie der freigelegte Bereich lagen. Es sind also noch weitere Reste desselben Ausmalungsprogramms vorhanden, die aber unter Putz belassen wurden.

Die Zuschreibung der Darstellung ist eindeutig: Es handelt sich um den Verrat des Judas in Kombination mit der Gefangennahme Christi, also eine Szene aus der Passionsgeschichte.<sup>3</sup> Da dieses Motiv nicht als isoliertes Andachtsbild gebräuchlich war (wie z. B. Kreuzigung oder Auferstehung), ist von einem ganzen Passionszyklus auszugehen, der die Leidensgeschichte Christi beschrieb.

Jesus (links im Bild) wird von Judas umarmt und geküsst. Neben Judas steht einer der Häscher bereit, hinter diesem kann man eine Person mit erhobenen, zusammengelegten Händen erahnen. Am rechten Bildrand ist jemand erkennbar, der sich nach vorne beugt oder gefallen ist und einen kleinen roten Gegenstand in der erhobenen rechten Hand hält. Es dürfte sich

um Malchus handeln, der sein Ohr vorweist, das Petrus ihm abgehauen hat. Weitere Personen und die Andeutung einer Landschaft sind noch sehr fragmentarisch zu erkennen. Nach unten wird die Szene von einem weißen, rot gerahmten Schriftfeld begrenzt, desgleichen nach oben (wieder zugeeckt). Geringe Spuren einer Aufschrift sind leider nicht mehr zu entziffern. Als Text sind außer den entsprechenden Bibelstellen auch Sinnsprüche denkbar, die auf das dargestellte Geschehen Bezug nehmen.

Ursprünglich war ein etwas größerer Bereich freigelegt, man entschied sich aber dafür, nur den aussagekräftigsten und am besten erhaltenen Teil sichtbar zu lassen und den Rest wieder abzudecken. Durch diese Freilegung bekommen wir aber eine Vorstellung davon, wie die Wand ehemals ausgesehen hat: zwei oder sogar drei Register von großen Einzelbildern übereinander, die in der Waagrechten durch Schriftfelder voneinander getrennt waren und in der Senkrechten durch breite rote Bänder. Die Unterkante der jetzt sichtbaren Szene nimmt Bezug auf die Fensterbrüstung; sie ist entweder Teil des untersten oder – falls insgesamt drei vorhanden waren – des mittleren Registers.

Der Erhaltungszustand – das Bild war doch relativ stark beschädigt – machte neben der reinen Bestandssicherung (Festigung von Putz und Malerschicht, Reinigung) noch restauratorische Maßnahmen notwendig, um den Bildinhalt auch dem Laien verständlich zu machen. Neben dem Schließen der Fehlstellen und Hacklöcher, die für die bessere Haftung der Überputzung angebracht worden waren, gehörten dazu auch farbliche Retuschen. So wurde unter anderem das Gesicht der Christusfigur aufgehellt, das sich nach der Freilegung schwarzfleckig präsentierte. Der Maler hatte der Farbe zur Aufhellung das Pigment Bleiweiß<sup>4</sup> zugemischt. Diese Absicht ist aber nachträglich ins Gegenteil umgeschlagen: Bei Verwendung in der Wandmalerei ist Bleiweiß unbeständig und verschwärzt leicht (Abb. 2).

Was auffällt, ist die großzügige Verwendung von Rot vor allem in den Gesichtern, wohingegen gelbe Töne völlig fehlen. Dies könnte unter Umständen mit einem der Brandereignisse zusammenhängen, die für die Kirche verbürgt sind. Gelbocker verfärbt sich bei Hitzeeinwirkung zu Rotocker und ist dann auch chemisch nicht mehr von „echtem“ Rotocker zu unterscheiden.

Für die blauen Farbflächen wurde das Pigment Smalte<sup>5</sup> verarbeitet, ein pulverisiertes blaues Kobaltglas, das vor allem in der Barockzeit häufig Verwendung fand. Dieses Farbmittel wurde im Kinzigtal fabrikmäßig hergestellt, allerdings erst seit 1703.<sup>6</sup> Es ist nicht anzunehmen, dass die hier verwendete Smalte aus der hiesigen Produktion stammt, da der „Judas-kuss“ mit hoher Wahrscheinlichkeit schon vorher entstanden ist.



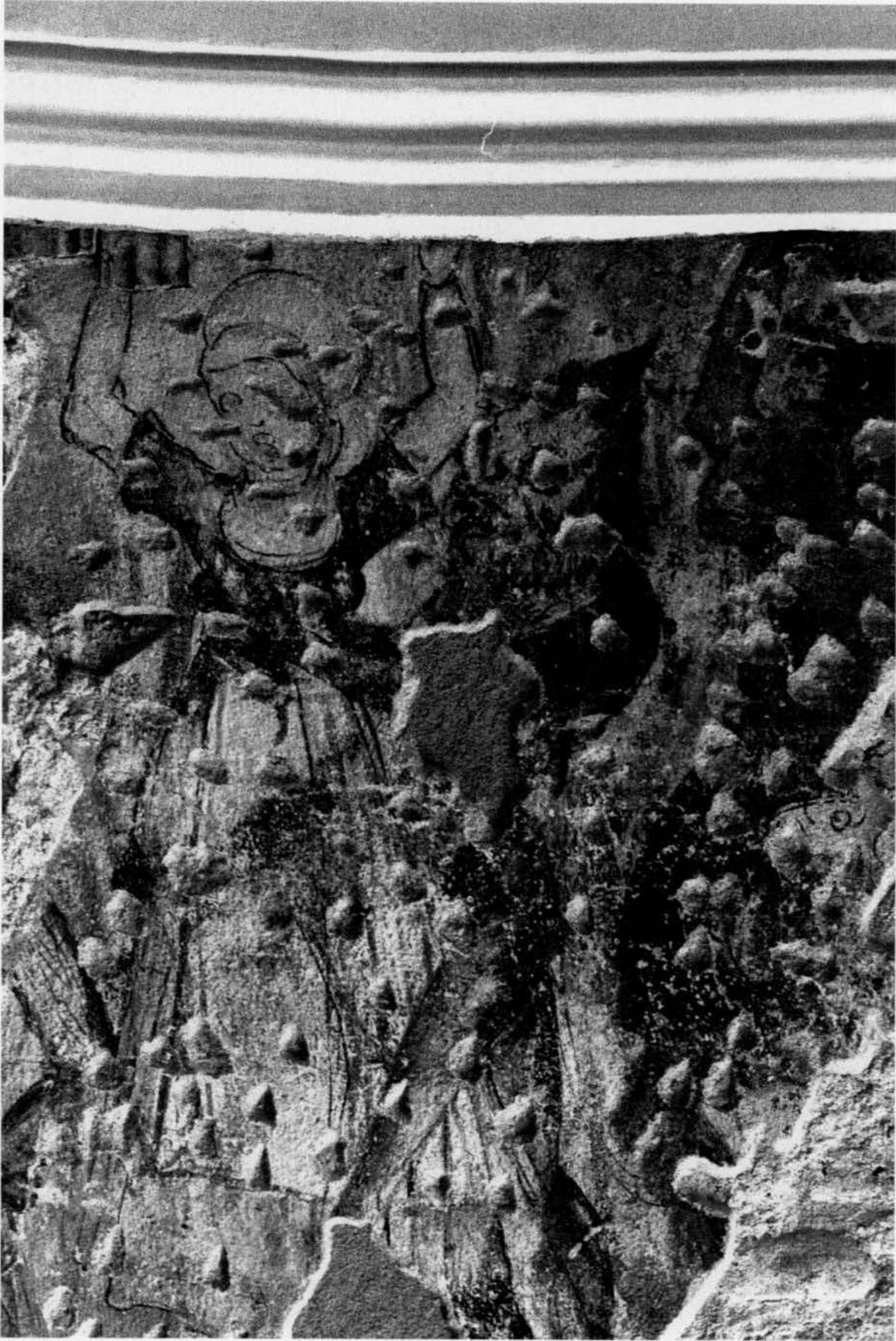


Abb. 3. Das Weltgerichtsfragment



Abb. 4. Stilvergleich: Szene aus den Zehn Geboten in der evang. Kirche in Dürnau (Ldkr. Göppingen), frühes 16. Jahrhundert



Abb. 5. Zum Vergleich: Vollständige Weltgerichtsdarstellung in der evang. Marienkirche Ulm a.D.-Lehr, um 1500/Anfang 16. Jahrhundert.

### *Das Weltgerichtsbild*

Nach heutigem Wissensstand ist das freigelegte Fragment mit einer Fläche von wenig mehr als einem Quadratmeter alles, was von einem einst großflächigen Wandgemälde übriggeblieben ist.

Zunächst wurden nur Farbspuren unter einer gelockerten Putzergänzung oberhalb des rechten Seitenaltars entdeckt. Schon ihre räumliche Lage an der dem Schiff zugewandten Seite des Chorbogens ließ erahnen, daß es sich um die Reste eines Weltgerichts handeln könnte. Die Westseite eines Chorbogens ist ein geradezu klassischer Platz dafür.

Für die Datierung musste auf stilkritische Gesichtspunkte zurückgegriffen werden; Gerüsthölzer wie beim „Judaskuss“ gab es hier leider nicht. Nach Vergleichen mit anderen Wandmalereien ist eine Entstehungszeit um 1500 wahrscheinlich, also zur Zeit der Spätgotik. Ein Vergleichsbeispiel aus der evang. Pfarrkirche in Dürnau (Ldkr. Göppingen) wird auf das frühe 16. Jahrhundert datiert (Abb. 4).

Die Darstellung zeigt nicht nur gut vergleichbare Stilformen wie z. B. gelängte Körperproportionen, sondern auch ähnliche Kleidungsstücke der handelnden Personen. Die Kleidung der in mittelalterlichen Gemälden dargestellten Menschen ist in der Regel zeitgenössisch, es sei denn, es handelt sich um Christus, die Apostel oder andere um die Zeitenwende lebende

Personen. Diese tragen meist antikisierende, also ebenfalls ihrer Lebenszeit entsprechende Gewänder.

Ein weiteres Beispiel aus der evangelischen Marienkirche in Ulm a.D.-Lehr (um oder kurz nach 1500) vermittelt eine Vorstellung von einem vollständigen Weltgerichtsbild (Abb. 5).

Im Zentrum steht Christus als Weltenrichter, mit Maria und Johannes dem Täufer als Fürbitter der Menschheit zu seinen Seiten. Auf der von Christus aus gesehen rechten Seite sind die Gerechten dargestellt (in Lehr versinnbildlicht durch Petrus mit der Himmelstür; die Personen waren auf der ehemals tatsächlich vorhandenen „Tür“ abgebildet), zu seiner Linken die Verdammten, die von Teufeln in den Höllenrachen befördert werden. Sowohl unter den Gerechten als auch unter den Verdammten finden sich Vertreter aller Stände. Unterhalb der Christusdarstellung blasen Engel die Posaunen und die Toten steigen aus ihren Gräbern. Oft (in Lehr nicht abgebildet) treten auch noch die Apostel auf, die vierundzwanzig Greise der Apokalypse oder der Erzengel Michael, der die Seelen wägt.<sup>7</sup>

In St. Martin hat nur ein Bruchteil dieses umfangreichen Bildprogramms überdauert. Dieser Bruchteil ist aber so charakteristisch, dass er sich zweifelsfrei der Szene des Höllenrachsens und damit dem Weltgerichtsthema zuschreiben lässt.

Die Ausführung ist von beachtlicher künstlerischer Qualität. In der Mitte des Fragments steht eine mit langem Rock, Bluse, Schürze und Haube bekleidete junge Frau. Dem Maler ist es gelungen, ihre Angst eindrucksvoll darzustellen: Sie reißt die Arme hoch, und das blanke Entsetzen ist ihrem Gesicht heute noch anzusehen, obwohl es fast nur noch als Pinselvorzeichnung erhalten ist. Ein bärtiger Teufel mit gebleckten Zähnen und offenbar mehreren Ohren hat sie um die Mitte gepackt. Rechts neben dem Teufel ist ein weiterer Körper mit erhobenem Arm sichtbar, der von der Ausbruchkante des Putzes begrenzt wird. Rechts oben erkennt man einen Kopf. Links von der Frau, auf Höhe ihres Rockes, scheint jemand eine gelbe Trommel mit schwarzen Schnürungen zu schlagen. Über der Trommel ist ein angewinkelter linker Arm erkennbar. Weitere Einzelheiten der Darstellung sind leider nicht mehr einzuordnen.

Der Erhaltungszustand ist, gemessen an den Zerstörungen und Baumaßnahmen, die das Bild überlebt hat, sehr gut. Der Bildinhalt ist trotz der zahlreichen Hacklöcher auch ohne weitere Bearbeitung gut ablesbar. Bei der Restaurierung konnte man sich deshalb auf eine reine Bestandskonservierung beschränken und auf Ergänzungen, Retuschen und sogar auf die Malschichtfestigung verzichten.

Die Farben lassen teilweise die dunkelrote Pinselvorzeichnung durchscheinen. Dieser Umstand ist auf einen Verlust an Farbsubstanz noch vor der Überputzung zurückzuführen, nicht auf ein Verblässen. Durch diesen Verlust hat sich auch das Farbkolorit teilweise verändert: Die heute

schwarz erscheinende Bluse war ursprünglich dunkelgrün. Auf dem Schwarz liegen noch Reste desselben Grüntons wie auf dem Rock, durch die schwarze Untermalung wirkte er jedoch dunkler als dort. Für den Grünton dürfte ein aus dem Kupfermineral Malachit hergestelltes Pigment verwendet worden sein.

Das Weltgerichtsbild ist zu einem unbekanntem Zeitpunkt übermalt worden. Auf der Schürze der jungen Frau erkennt man dunkelrote und gelbe flächige Farbspuren sowie dunkelrote Pinselstriche, letztere von einer Vorzeichnung. Sie liegen ohne Tünche- oder Putzzwischenlage direkt auf dem älteren Bild. Diese Übermalung war beim Überputzen des Bildes bereits schon wieder so unvollständig wie heute, Einzelheiten sind nicht mehr auszumachen.

Das vergleichsweise kleine Bildfragment gibt uns eine Vorstellung davon, wie groß die Kirche in der Zeit um 1500 gewesen sein muss. Die erhaltene Malerei liegt in der rechten oberen Ecke der Chorbogenwand, direkt unterhalb der barocken Decke in ca. zehn Meter Höhe. Die erhobenen Hände der Frau verschwinden hinter dem Stuckprofil, die Malerei setzt sich also noch weiter nach oben fort. Dies und der Vergleich mit vollständigen Weltgerichtsbildern deutet darauf hin, daß nach oben hin mehr Platz benötigt wurde als heute zur Verfügung steht. Wahrscheinlich besaß die gotische Kirche einen offenen Dachstuhl, um diese Raumforderung zu erfüllen. Bei gleicher Breite wie heute war der Innenraum demnach noch deutlich höher.

Das ehemalige Weltgerichtsbild muss beeindruckende Ausmaße gehabt haben: Das Kirchenschiff besitzt eine Breite von ca. 13 Metern. Die Wand war sicher mehrere Meter von der heutigen Decke an abwärts bemalt, oberhalb und beiderseits des damaligen Chorbogens, desgleichen die dreieckige Wandfläche bis zum Dachstuhl. Nach vorsichtiger Schätzung ist eine Gesamtfläche des Weltgerichtsbildes mit 90 Quadratmetern durchaus realistisch – ein veritables Monumentalwerk.

Die Innenrestaurierung hat unser Wissen über die Martinskirche nicht nur überraschend erweitert, sondern auch ihr Erscheinungsbild im Bewusstsein des Besuchers verändert. Die Neuentdeckungen zeigen, dass die Kirche zu allen Zeiten ihres Bestehens nicht nur äußerlich eindrucksvoll war. Ihre Innenausstattung war im Stil der jeweiligen Zeit farbenfroh und von hoher Qualität. Die Schlichtheit, die den Kirchenraum noch bis vor kurzem prägte, war nur eine kurze Phase von nicht einmal 40 Jahren.

#### *Abbildungsnachweis*

*Abb. 1, 3: Bernhard Wink, Gengenbach.*

*Abb. 2, 4, 5: Regine Dendler, Kirchzarten.*

*Abb. 4 entnommen aus Hummel, Heribert: Wandmalereien im Kreis Göppingen, Weißenhorn 1978, S. 103, Abb. 51.*

*Anmerkungen*

- 1 Zur Restaurierung der Martinskirche siehe den Bericht von Bernhard Wink in diesem Jahresband.
- 2 Dendrochronologische Datierung: Burghard Lohrum, Ettenheimmünster. Siehe auch den Restaurierungsbericht von Bernhard Wink in diesem Jahresband.
- 3 Sachs, Hannelore; Badstübner, Ernst; Neumann, Helga: Christliche Ikonographie in Stichworten, Berlin/Leipzig 1991, 276–277, 358.
- 4 Analyse: Dr. Stefan Wisser, Freiburg.
- 5 Analyse: Doerner-Institut, München.
- 6 Metz, Rudolf: Der Silber-Kobaltbergbau im Wittichener Revier und die Kinzigtäler Blaufarbenwerke. In: Alemannisches Jahrbuch 1955, Lahr 1955, 224–262, bes. 236–237 und 246–248.
- 7 Sachs, Hannelore; Badstübner, Ernst; Neumann, Helga: Christliche Ikonographie in Stichworten, Berlin/Leipzig 1991, 203–204.

## Eine lateinische Beschreibung der Ortenau und ihrer Flüsse aus dem Jahr 1531 von Jakobus Ottelinus

*Wolfgang Gunz (Übersetzung)*

### *Vorbemerkung des Redakteurs*

1886 erschien in Leipzig der Briefwechsel des gelehrten Humanisten Beatus Rhenanus.<sup>1</sup>

In dieser Briefsammlung befindet sich ein mehrseitiger lateinischer Brief eines gewissen Ottelinus Laranus an Beatus Rhenanus vom Jahr 1531. „Laranus“ verweist auf den Wohnsitz des Schreibers, nämlich auf Lahr.

Über diesen Ottelinus ist nur wenig bekannt. Die offizielle Lahrer Stadtgeschichte meint, er sei Pfarrer in der Stadt gewesen, setzt aber ein Fragezeichen hinter diese Bemerkung.<sup>2</sup> Mehr über ihn fand Uwe Schellinger heraus: am 7.2.1527 hatte Ottelinus an den Reformator Martin Bucer in Straßburg geschrieben und über die Aktivitäten der im Lahrer Raum tätigen Wiedertäufer berichtet. Er tat dies mit den übelsten Schimpfwörtern<sup>3</sup> – eines Humanistenschülers eigentlich nicht würdig. Denn das soll er einmal gewesen sein: ein Schüler des berühmten Beatus Rhenanus drüben an der Lateinschule in Schlettstadt.

Beatus Rhenanus wurde im Jahre 1485 in Schlettstadt/Sélestat geboren und besuchte dort die hervorragende Lateinschule, der Basel auch die Ausbildung der Amerbachs zu danken hat. Nach Straßburg wiederum wiesen ihn seine Mitschüler Jakob Wimpfeling und Martin Bucer. In Paris schloss Beatus Rhenanus seine Studien (1503–1507) als Magister ab, danach betätigte er sich in Straßburg als Herausgeber von Schriften italienischer Humanisten (1507–1511). Im Jahre 1511 wollte er seine Griechischkenntnisse bei dem Nürnberger Dominikaner Cuno in Basel erweitern. Bald wurde er aber Herausgeber und Korrektor in der Amerbach-Frobenschen Offizin und zugleich ein enger Freund des Erasmus, dessen Werke er zum Druck brachte. Bis 1528 weilte Beatus Rhenanus in Basel, dazwischen aber immer wieder in seiner Vaterstadt Schlettstadt. Dort lebte er auch in seinen letzten zwanzig Lebensjahren (er starb 1547), und machte nur einzelne Reisen, vor allem nach Augsburg 1530. In dieser Epoche erschien sein großes Werk, die „Res Germanicae“ in drei Bänden, eine Geschichte der deutschen Frühzeit von vorrömischer Zeit bis ins 11. Jahrhundert, in der auch die Topographie des ehemals römisch besiedelten Südwestdeutschlands erforscht wurde. Seine Informationen erhielt er nicht nur aus Büchern, sondern auch aus seiner reichhaltigen Korrespondenz. Rhenanus zählte anfangs zu den Anhängern Martin Luthers, verhielt sich aber seit 1525 der reformatorischen Bewegung gegenüber ablehnend. Da die Reformation in Basel gesiegt hatte, kehrte er in seine dem alten Glauben treu bleibende Vaterstadt zurück, um sich in der Stille, angeregt durch den brieflichen Verkehr mit einem großen Kreis von Gelehrten, ganz seinen Studien und Arbeiten als Geschichtsschreiber zu widmen. In Schlettstadt setzte er sich durch die Stiftung seiner bedeutenden Bibliothek bis heute selbst das würdigste Denkmal.

Zur Tätigkeit der Humanisten als Chronisten und Geographen siehe auch den nachfolgenden Beitrag über die Ortenau-Karte des Schweizer Humanisten Aegidius Tschudi.

Die Redaktion bat den Lahrer Altphilologen Wolfgang Gunz um eine Übersetzung des Briefes.

*Brief des Ottelinus Laranus an Beatus Rhenanus  
(vollständige Übersetzung von Wolfgang Gunz)*

*Lahr, 15. Febr. 1531*

*Gnade, Friede und Freude im Heiligen Geiste durch Christus, unseren einzigartigen Versöhner, Amen. Du bittest mich, bester und im höchsten Maße verehrenswerter Vater, ich solle für einige deiner Studenten der Ortsbeschreibung die Lage und die Grenzen unserer Ortenau beschreiben und darstellen und mahnst mich, ich solle auch die Flüsse Schutter, Elz und Bleiche, schließlich auch die Kinzig nicht vergessen. Dieses habe ich – so unbedeutend ich bin – zwischenzeitlich nach Kräften für Dich, mein Vater, und die anderen Gelehrten von den Bewohnern dieser Gegend, ihren Nachbarn und den übrigen, die sich dort aufhalten oder häufig Quartier machen, eifrig versucht auszukundschaften. Dabei stützte ich mich selbstverständlich auf die Hilfe des Zinglius, der für uns durch die Berge zieht und diejenigen, die in dieser Sache kundig sind, bestens kennt. Auf diese wies er auch mich hin. Von ihnen wurde mir versichert, was ich schreibe, sei auch wahr.*

*Unter Beachtung der ungefähren Reihenfolge habe ich also beschlossen, die Arbeit an den oberen Grenzen der Ortenau zu beginnen und will dir zuvorderst die Lage des Flusses Elz (wenn er überhaupt die Grenze ist), wie ich es von Kundigen vernommen habe, beschreiben. Es entspringt nämlich der Fluss Elz in den Bergen des harzinischen Waldes unterhalb des Hügels mit dem Namen Farenberg und durchläuft zusammen mit seinen Zuflüssen das Tal Wildeltz, das nach einem Namenswechsel Brechtthal genannt wird, umspült die an seinem Ufer gelegene Stadt Elzach und fließt jenseits davon, von Sonnenaufgang nach Westen gerichtet an dem Kleinstädtchen Waltkirch und der Castelburg vorüber, danach durchfließt er das Ackerland der Markgrafschaft Hochberg, berührt an beiden Ufern sehr gepflegte Weiler und Dörfer, und zieht, nachdem er in der Nähe des Weilers Riegel den Fluss Treusa aufgenommen hat, an der Burg Lichteneck und an Kenzingen vorbei. Und von da an mehrt er, in zwei Arme gespalten, mit einem Teil nahe dem Dorf Niderhusen, mit dem anderen beim Weiler Capel, die Wasser des Rheins.*

*Der Fluss Bleicha aber im Herrschaftsgebiet der Barone von Geroltzeck entspringt aus einer Quelle, die in der Landessprache der Goldebrunn genannt zu werden pflegt. Von dort zieht er durch lichte Wälder nach Süden an der Burg Kurenberg vorüber, bewässert darauf das Dorf Bleichenn und Äcker innerhalb der Stadt Kenzingen und den Weiler Herboltzstein und mündet oberhalb des Dorfes Rust in die Elz. Von diesem Fluss behaupten die Älteren unter unseren Einheimischen, er sei die Grenze der Ortenau in Richtung Süden. Hinzu kommt, dass ich, während ich einmal gelegentlich*



in irgendwelchen Geschäften der Grafen von Sarwerden tätig war und unter anderem Briefe der Lehen der Herrschaft Mahlberg durchblättert, die sie von den alten Kaisern erhalten hatten, mich erinnere entdeckt zu haben, dass seit sehr langer Zeit die Herrschaft Mahlberg in der Ortenau liegt. Es hat aber diese Herrschaft ihre Rechtsprechung, das Jagdrecht und gesicherte Zölle nur bis zur Flussmitte der Bleiche und nicht darüber hinaus. Deshalb vermute ich, dass es auch bei den Alten festgelegt worden sei, dass sich dort die Grenze der Ortenau befunden habe, da ja dort auch die Diözesen, nämlich Straßburg und Konstanz an einander grenzen und beiderseits unterschiedliche Münzen in Gebrauch sind. Ich betrachte nun dies als erledigt und kehre zum Anfang zurück und komme auf einen anderen Fluss zu sprechen, der zu Ettenheim gehört, einem Dorf, das nach dessen Wassern benannt ist. Dieser aber entspringt in Richtung Osten in den Bergen jenseits des Klosters Ettenheimmünster und durchzieht dort das vorgenannte, im Tal des göttlichen Landolinus Hongerinus – man glaubt, dieser habe dort das Martyrium erlitten – errichtete und durch die Geschenke der von allen Seiten herbeieilenden Fremden wohlhabend gewordene Kloster und die Stadt Ettenheim und mündet unterhalb des Weilers Rust in die Elz.

Dem folgt jetzt eine Beschreibung der Lahrer Herrschaft: Um dieser und der Heimat zu Gefallen zu sein, will ich vorher die Burg von Molberg erwähnen, die auf einem einzelstehenden Hügel von den Alten gegründet, ein allseits ganz flaches Gelände überragt. Diese allerdings zusammen mit den dazugehörigen Weilern und deren Rechte nahmen einstmals die Grafen von Geroltzeck, darauf die Vasallen von Mörse und Sarwerden, zu guter Letzt jedoch die Markgrafen von Baden und die Vasallen von Nassau vom Römischen Reich in Besitz und üben über sie zusammen mit der ganzen Herrschaft Lahr die Gewalt aus.

Um aber das Lahrer Herrschaftsgebiet ausführlicher zu beschreiben, habe ich es der Mühe für Wert gehalten, zuerst den Fluss Schutter zu erwähnen. Er entspringt nämlich am Fuße der Berge jenseits des Weilers Schweighusen, der sich heutzutage im Besitz der Grafen von Geroltzeck befindet. Dort gibt es eine Fülle von Quellen, aus denen das hervorsprudelnde und von allen Seiten zusammenfließende Wasser schließlich das Flüsschen Schutter bildet. Nachdem dieses sein Flussbett eingenommen hat, fließt es durch das Tal und gibt diesem sogleich seinen Namen; dieses wird gewöhnlich Schuttertal genannt. Mit diesem Namen benannten die Alten auch den nächsten, einstmals mit einer kleinen Burg bewehrten Weiler. Und so fließt es (= das Flüsschen) das Tal herab, zieht an beiden Seiten an kleinen Tälern, einigen Weilern, Bauernhäusern und kleinen Burgen vorbei und nimmt die von da und dort hervorfließenden Bächchen mit sich. Und wenn es schließlich oberhalb Lahrs aus dem Tal austritt, wird es durch einen kunstvollen Bau in zwei Flussbette gedrängt. Der Teil, der als neue

artificiosa quaedam murina in binas partes dividitur quoniam altera  
 muros Offenburgeros alluit Molasq; illis circumagans haud longe sub  
 opido alteri iterum seriatim. Itaq; agrum Offenburgeros pagos villasq; no-  
 nullas de post arcem castellum Wilpsten pertinetis tandem Rheni  
 fluvibus iuxta Villocata e regione Argentoratensis ripa sese offert.  
 Ultrioris Ottonica fides flumina recinnsq; ad aquilonem protensis  
 ab eorum locorum pariter no dubito exactius qm ab <sup>me</sup> ~~ab~~ paternitas tua  
 disce potuit. Quia de causam indagatiōis mea nunc fuit statuo.  
 Obvix flagitans has mea barbarie confutatas locorum descriptiones boni  
 confutas & in hoc animo <sup>pluris</sup> obsequij tam pauci ab me exhibiti ratio  
 q; foret. perpendas, valeat paternitas tua qm in Christo semper salu-  
 esse cupid, tunc vult & una cu ceteris studiosis vicisq; doctissimis  
 ut hactenus solitus es Jacobu tuu ama & Laer 27 Februarij anno  
 salutis 1531 .

Tuus Jacobus Ottelinus  
 Laeranus .

Brief des Jacobus Ottelinus an Rhenanus. Humanistische Bibliothek Schlettstadt  
 Msk. 263. – Freundliche Vermittlung von Herrn Hubert Meyer, Sélestat

Schutter bezeichnet wird, durchfließt die Stadt und füllt den Graben ihrer  
 Burg, die mit erstaunlichem Geschick auf allen Seiten aus viereckigen Fels-  
 steinen errichtet worden ist, mit Wasser und treibt durch die Strömung des  
 Wassers auch einige Mühlen an. Er trifft in nicht großer Entfernung wiede-  
 rum auf die andere alte Schutter, die außerhalb der Mauern vorbeifließt  
 und das Lahrer Ackerland bewässert, und macht aus zwei Flüssen schließ-  
 lich wiederum einen. Dieser zieht jenseits der Lahrer Herrschaft durch  
 Ackerland und ein paar Weiler und durchfließt in raschem Lauf das Kloster  
 Schuteranum und das dortige Kastell, wie Du, verehrter Vater ja weißt; be-  
 wässert darauf Ackerland und blühende Wiesen, zieht durch Haine, auch  
 durch sumpfiges Gelände und mündet schließlich in der Nähe des Weilers  
 Hundsfelden in den Rhein. Es hat aber das Schuttertal nach Westen ober-  
 halb des Passes des Schymbergs die erwähnenswerte, sehr alte und einst-

## 272. Von Jacobus Ottelinus.

Lahr.

15. Februar 1531.

*(Ottelinus Laranus<sup>1)</sup> Beato Rhenano S. D.)*

Gratia, pax et gaudium in spiritu sancto per Christum, unicum nostrum conciliatorem, amen. Petis a me, pater optime inprimisque venerande, ut quibusdam tuis chorographiae studiosis Ortinoiae<sup>2)</sup> nostrae

6) Ein gelehrter italienischer Hebraist, über dessen Berufung nach Frankreich Budé an Erasmus opp. III, 314 F. berichtet.

272. 1) *Laranus*, aus dem Städtchen Lahr im jetzigen Großherzogtum Baden, einige Stunden von Straßburg entfernt.

2) Ortenau, Landschaft östlich von Straßburg, jetzt zu Baden gehörig.

*Rhenanus, Beatus: Briefwechsel. Gesammelt und herausgegeben von Adalbert Horawitz und Karl Hartfelder. Leipzig, 1886. – Reprint Hildesheim, 1966, S. 381. Beginn des Briefes von Ottelinus über die Ortenau.*

mals sehr wehrhafte hohe Burg Geroltzeck, von welcher das hochberühmte Geschlecht und die Sippe jener adligen Grafen von Geroltzeck einstmal ihren Namen ableitete.

Es hat diese herausragende Burg neben anderem Erwähnenswertem auch einen Brunnen (Quelle) von erstaunlicher Tiefe, der durch sehr hartes Felsgestein gehauen wurde und aus dem Ziegenböcke, die dazu angeleitet wurden, mit einem drehbaren Rad Wasser schöpfen, so dass kein Angriff von Feinden, keine Kriegsmaschinen ihren Bewohnern das Wasser wegnehmen können. Das Übrige über die Zeit der Burggründung und die verschiedenen Unglücksfälle, denen sie unterworfen war, zu erzählen, gehört nicht zur vorliegenden Arbeit, da wir ja eher eine Landbeschreibung als eine geschichtliche Darstellung abgefasst haben.

Da nördlich der eben genannten Burg die Kinzig, der sehr häufig genannte und gewiss auch fischreichste Fluss der Ortenau vorüberfließt, erscheint es angebracht, zuletzt auch etwas über die Lage dieses Flusses zu erwähnen. Dessen Ursprung nämlich liegt in den Bergen des Hazinischen Waldes unterhalb der Burg und dem Weiler Lossberg in Richtung Osten. Von da her fließend sammelt er das Wasser von den übrigen Bergen in seinem Flussbett, fließt an der Burg Schenkzella und dem Kloster der keuschen Jungfrauen namens Wittich vorüber, bespült die Burg und Stadt Schiltach, von der einstmal die Herzöge ihren Namen erhielten, nimmt unterhalb der Burg und der Stadt den Fluss Schilk genannt auf, der von Süden her aus den Bergen, die oberhalb der Burg Scramberg liegen, hervorfließt. Und das Tal durchlaufend reißt er, bevor er die Stadt Wolfach berührt, einen anderen Fluss, die Alt-Wolfach genannt, mit sich, zieht an der genann-

ten Stadt vorüber und nimmt oberhalb der Burg und Stadt Husen einen schnellfließenden Fluss, die Gutach genannt, auf, der durch das Tal desselben Namens Gutach von Süden herabfließt, zieht jenseits des Tales, nachdem er die hohen Berge zu beiden Seiten hinter sich gelassen hat, an dem Städtchen Haslacense vorüber. Nachdem er dieses hinter sich gelassen hat, berührt er das Städtchen Zell-Harmerspach, darauf das Städtchen Gengenbach und gleitet schließlich, unter einer Brücke außerhalb dessen Mauern hervorfließend an der Burg Ortenberg vorüber, die auf einem wohlbebauten und äußerst fruchtbaren Hügel liegt, von welcher auch, wie einige behaupten, die Ortenau ihren Namen trage. Darauf tritt er oberhalb des Städtchens Offenburg, das einstmals, wie man sagt, von König Offo gegründet wurde, ins offene Gelände, wird durch eine kunstvolle Vorrichtung in zwei Teile aufgeteilt, von denen der eine die Mauern Offenburgs bespült, dort Mühlen antreibt und sich nicht weit unterhalb der Stadt wieder mit dem anderen vereinigt. Dann zieht er durch die Felder der Offenburger, danach an einigen Weilern und Dörfern und schließlich an der Burg und dem Kastell Willstett vorüber und mündet schließlich neben einer sehr kleinen Ortschaft gerade gegenüber des Straßburger Ufers in den Rhein.

Sicher konntest Du, lieber Vater, bereits etwas über die jenseits davon gelegenen Gegebenheiten der Ortenau, deren Flüsse und ihre nördlichen Grenzen von den dieser Gegend Kundigen genauer als von mir erfahren. Daher mache ich jetzt Schluss mit meiner Nachforschung und bitte dich sehr, du mögest mit diesen durch meine barbarische Ausdrucksweise verunstalteten Beschreibungen der Gegend zufrieden sein und darin den Vorsatz höher bewerten, als es die Art und Weise des von mir gezeigten so geringen Gehorsams erkennen lässt; deine väterliche Zuneigung, von der ich wünsche, dass sie immer in Christus sehr glücklich sei, möge wohlbehalten sein. Ich sage noch einmal Lebewohl! Und zeige zusammen mit den übrigen Studenten und hochgelehrten Männern, wie du es bisher gewohnt warst, auch weiterhin deinem Jacobus deine Liebe!

Aus Lahr, den 27. Febr. im Jahre des Heils 1531

Dein Jacobus Ottelinus Laranus

#### Anmerkungen

- 1 Rhenanus, Beatus: Briefwechsel. Gesammelt und herausgegeben von Adalbert Horawitz und Karl Hartfelder. Leipzig, 1886. – Reprint Hildesheim, 1966, 381ff.
- 2 Geschichte der Stadt Lahr. Bd. I: Von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters. Lahr 1989, 275
- 3 Schellinger, Uwe: Sigmund Bosch, Täuferpoet von Friesenheim: Zur Lebens- und Gedankenwelt eines Unbekannten. In: Die Ortenau 73, 1993, 220–260

## Eine Ortenau-Skizze des Schweizer Humanisten Aegidius Tschudi (1505–1572)

*Martin Ruch*

In Ergänzung und als Illustration der Übersetzung der lateinischen Beschreibung der Ortenau durch den Humanisten Ottelinus teile ich diesen Fund mit:

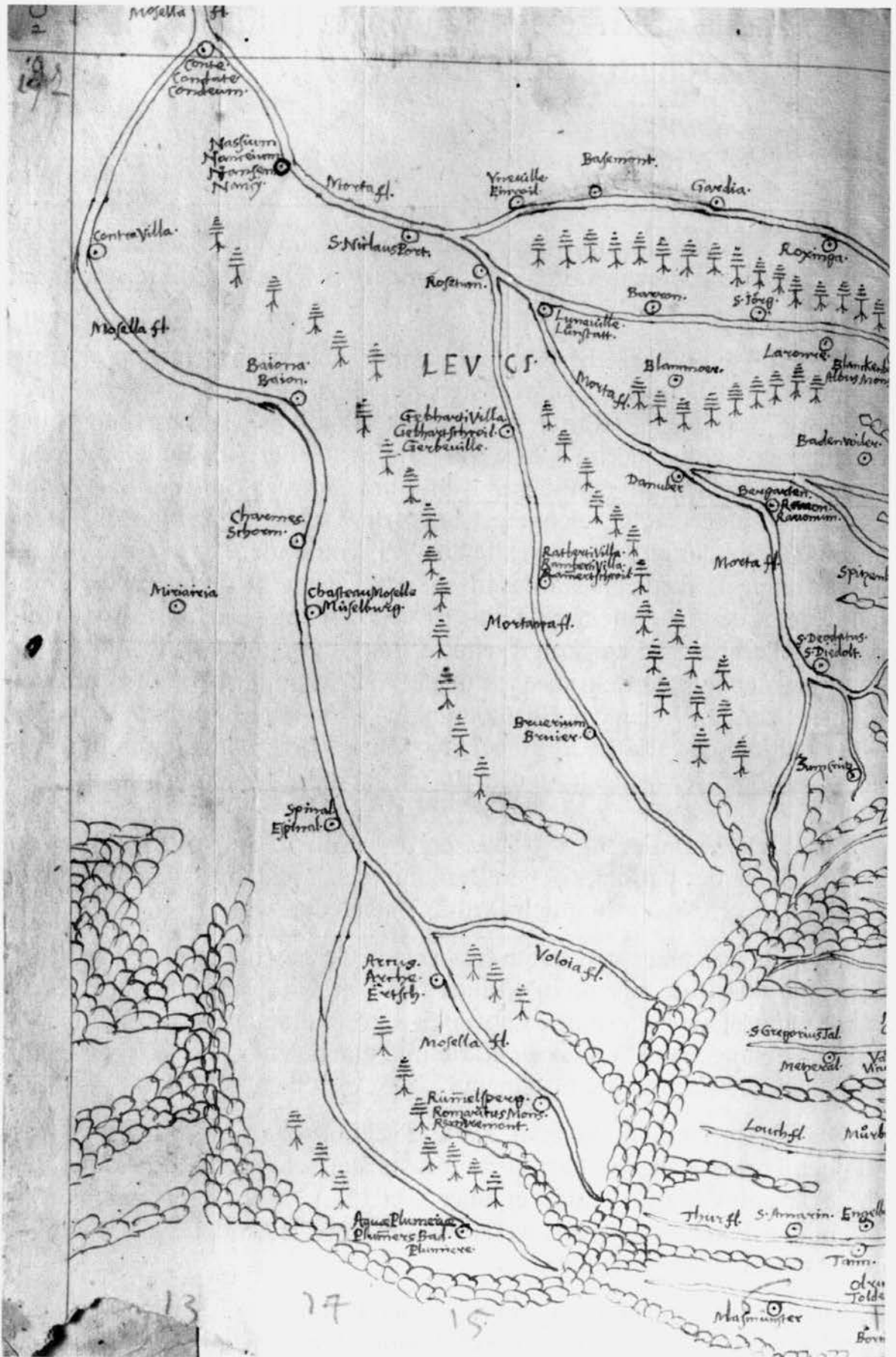
Die Stiftsbibliothek St. Gallen besitzt viele Handschriften aus der Sammlung des Schweizer Humanisten Aegidius Tschudi, darunter auch etliche handschriftliche Karten von seiner Hand.<sup>1</sup> Mit einem Teil seines Nachlasses wurden sie im Jahr 1768 vom St. Galler Abt Beda angekauft. In der Handschrift Nr. 664 dieser Bibliothek, auf den Seiten 192–193, befindet sich eine handgezeichnete Karte von Tschudi, mit brauner Tusche gezeichnet, in der er den südwestlichen Teil von Baden, das Elsass und das angrenzende Lothringen kartografisch exakt darstellt. Die rechte Kartenhälfte zeigt den Oberrhein, und dort ist deutlich zu lesen: „Ortnaw – Mortnaw“. Scheinbar war zur Zeit Tschudis die Landschaftsbezeichnung Ortenau noch nicht fixiert, so dass er beide Namen anführte. Auch Sebastian Münster sprach in seiner „Cosmographia“ (1544) ja bekanntlich von der Mortnaw und den früher dort lebenden Mördern, von der sie ihren Namen habe. Als eine der frühen Ortenau-Karten sei diese Handschrift hier vorgestellt.<sup>2</sup>

Eine sichere Datierung der Skizze gibt es nicht. Sie wird wohl im Zusammenhang der kartografischen Bemühungen Tschudis um seine Schweizerkarte, die 1538 veröffentlicht wurde, entstanden sein.

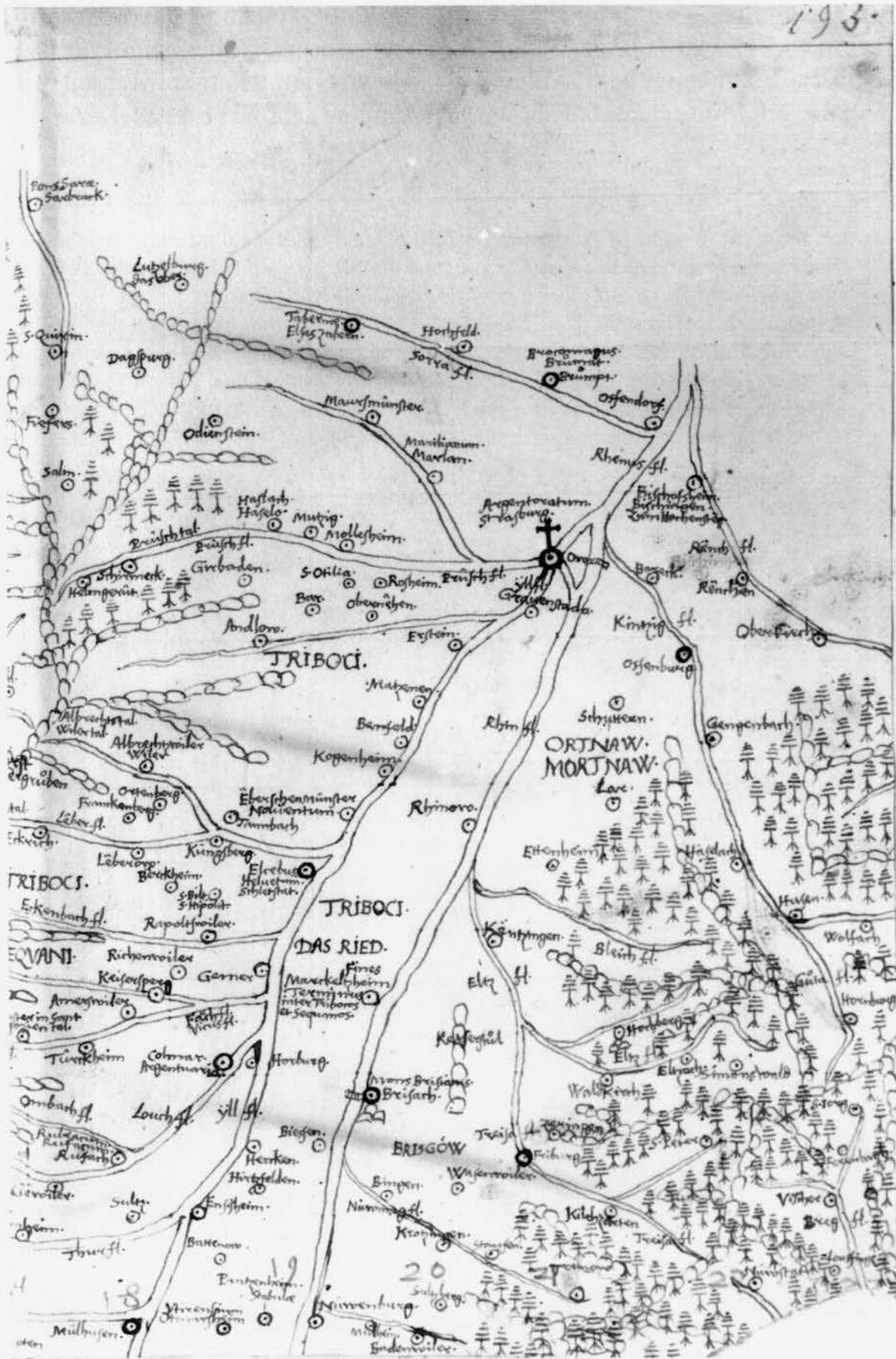
Tschudi war einer der ersten Schweizer Geschichtsforscher und Chronisten, er war Humanist und Politiker. Die *Urallt warhafftig Alpisch Rhetia* (1538), das einzige zu seinen Lebzeiten veröffentlichte Buch von ihm, enthält die erste genaue Schweizer Karte und einen deutschen Text. Damit erhielt auch die Kartografie in seinem Lande Anstöße und Impulse.

Die Skizze ist nicht die erste Karte der Landschaft links und rechts des Rheins. Dieser Rang gebührt nach wie vor der schönen, gedruckten Oberrheinkarte des Martin Waldseemüller von 1513.<sup>3</sup> Aber Tschudis Karte ist in einigen Punkten genauer, wenn sie auch mit Hilfe der Waldseemüller-Karte entstanden sein könnte.

Man erinnert im Jahr 2005 übrigens an Tschudis 500. Geburtstag: Eine Sonderausstellung im Museum des Landes Glarus vom 2. April bis 30. Oktober 2005 im Feuerpalast Näfels war ihm gewidmet. Aus einer Inter-



Oberrhheinkarte (Ausschnitt) des Aegidius Tschudi, um 1540



net-Ankündigung zu diesem Ereignis: „Aegidius Tschudi, geboren am 5. Februar 1505, war Humanist und Geschichtsschreiber, aber auch Politiker, Bauherr, Ehemann und Familienvater. Er war ein Glarner Multitalent.“ Und diesem Multitalent danken wir also für eine schöne Ortenau-Karte.

#### *Anmerkungen*

- 1 Ich danke für freundliche Auskünfte Dr. Karl Schmuki, Stiftsbibliothek St. Gallen
- 2 Die Ortenau und die rechtsrheinische Gegend um Straßburg sind im Übrigen ebenfalls, wenn auch sehr klein, auf einer großen Deutschland-Karte von Tschudi im Besitz der Stiftsbibliothek dargestellt (Cod. Sang. 664, 184)
- 3 vgl. Uttenweiler, Bernhard: Martin Waldseemüllers Oberrheinkarte aus dem Jahre 1513. In: Geroldsecker Land 45 (2003), 139–143. – Eine kleine, zudem grobe Holzschnittskizze aus dem Jahr 1499, die ich 2000 in der Ortenau (614 f.) vorstellen konnte, bietet nur wenige Informationen über den Kinziglauf.



## Neu- und wiederaufgefundene Gedichte und Schriften von Quirin Moscherosch

*Hans-Rüdiger Fluck*

Das Forschungsprojekt „Das Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts“ bietet eine bequeme Bestandsaufnahme zur Barockliteratur in zahlreichen einschlägigen Bibliotheken.<sup>1</sup> Bei diesem Projekt wurden schon viele Druckwerke erfasst, die bisher unbekannt geblieben und allenfalls über eine langwierige Suche in wenig erschlossenen Bibliotheken zu finden waren. Auf diesem Wege ließen sich jetzt auch einige neue Arbeiten von Quirin Moscherosch zu Tage fördern.<sup>2</sup> Sie bestätigen in vielen Punkten das Gesamtbild des Autors, so wie es zuletzt W.E. Schäfer<sup>3</sup> gezeichnet hat, teilweise korrigieren und ergänzen sie dieses Bild. Zudem liefern diese Funde weitere Bausteine für eine bisher noch ausstehende umfassende Bibliographie des Autors, der als jüngerer Bruder des Satirikers Johann Michael Moscherosch in dessen Werken – unter dem Pseudonym *Reiner von Sittewald* – mit seinen ersten Gelegenheitsgedichten bekannt wurde.

Die Lebensgeschichte Quirin Moscheroschs beginnt am 14.12.1623 in Willstätt, führt ihn später zum Studium ins nahe Straßburg, zuerst ans Collegium Wilhelmitanum (1642), dann als Student der Philologie und Theologie an die Straßburger Universität (1645–1648). Zwischenzeitlich verbringt er eine Art Studienjahr in Nürnberg. Bereits 1648 erhält er seine erste Pfarrstelle in Offendorf. Ein Jahr später heiratet er in der Kirche St. Sebald in Nürnberg die Tochter des Nürnberger Schneiders und Türmers Konrad Hübner. 1655 präsentiert er sich als gräflich-hanauischer Pfarrer in Bodersweier, wo er bis zu seinem Tod im Straßburger Exil 1675 wirkt.<sup>4</sup>

Schon als Student und danach als ‚gräflich-hanauischer vormundschaftlicher Pfarrer‘ der Herrschaft Hanau-Lichtenberg nimmt er am Literaturbetrieb der Zeit teil, indem er neben und zugleich auch im Rahmen seiner Berufsausübung vor allem lateinische und deutsche, an die Formen der Pegnitzschäfer angelehnte Gedichte sowie kleinere und auch einige größere Gelegenheitsschriften verfasst. Auftraggeber und Widmungsempfänger dieser Arbeiten sind seine Herrschaft und mit ihnen verbundene Personen sowie Freunde und Gönner. Zu ihnen gehören u. a. sein Landesherr Graf Johann Reinhardt und dessen Ehefrau Anna Magdalena, der hanau-lichtenbergische Amtmann Jacob Hüffel, der Literaturfreund Freiherr Carl von Stain, der Dichter J.M. Schneuber (Straßburg), der Nördlinger Bürgermeister Johann Conrad Gundelfinger, der Nürnberger Theologe Michael Dillherr und auch der Dichter Georg Philipp Harsdörffer (Mitglied der Frucht-



Abb. 1:  
 Titelpuffer von Q. Moscheroschs  
 Hauptwerk „Poetisches Blumen-  
 Paradiß ...“ (1673)

bringenden Gesellschaft), den Quirin wie wohl auch andere dieses Kreises über seinen Bruder Johann Michael kennengelernt hatte.

Aus eigenen Mitteln hätte Quirin Moscherosch alle diese Gelegenheitschriften nicht finanzieren können, denn die Besoldung der hanau-lichtenbergischen Pfarrer war meist nicht gerade glänzend und seine Wirkungsstätten, die Pfarreien Offendorf und Bodersweier, gehörten nach den Berechnungen G. Schildbergs<sup>5</sup> nur zu den finanziell zweitklassig (Offendorf) bzw. eher dürftig (Bodersweier) alimentierten Pfarrstellen. Die Kriegszeit taten ein Übriges, dass die hanau-lichtenbergischen Pfarrer ihre meist vielköpfigen Familien nicht immer wie vorgesehen versorgen konnten.<sup>6</sup>

Quirin Moscheroschs Hauptwerk bildet die Übersetzung bzw. poetische Bearbeitung der *Pia Desideria* des Jesuiten Hermann Hugo, die auf seine eigenen Kosten dank tatkräftiger Hilfe Sigmund von Birken in Nürnberg unter dem Titel *Poetisches Blumen-Paradiß*<sup>7</sup> veröffentlicht werden konnte und ihm die Mitgliedschaft im „Pegnesischen Blumenorden“<sup>8</sup> einbrachte.

Zum Andenken an seinen verstorbenen Bruder Johann Michael erhielt er den Gesellschaftsnamen *Filander* und als Blume der Gesellschaft die blaue Lilie zugeeignet. Aus dem erhaltenen Briefwechsel mit Sigmund von Birken<sup>9</sup> erfahren wir auch die Nöte und Sorgen eines hanauischen Pfarrers, der ebenso wie seine Amtsbrüder unter den Wirren des 30-jährigen Krieges und nachfolgender Kriegereignisse (Turenne-Angriffe) am Oberrhein zu leiden hatte. Und nicht allein für ihn dürfte es unter den schwierigen Bedingungen der Zeit und den auch nicht immer einfachen seines Amtes<sup>10</sup> oft schwer gewesen sein, sich und seine Familie (mit insgesamt 9 Kindern) zu versorgen und zugleich seinen literarischen Neigungen nachzugehen. Dennoch lässt er sich nicht davon abbringen, wie er S.v. Birken in einem Brief 1673 mitteilen wird, „... neben meinem mühsamen Pfarramt, in Zu weilen meine Ergezigkeit in der kunst Zu suchen ...“.<sup>11</sup>

Bei den neu aufgefundenen Texten und Schriften handelt es sich durchwegs um neulateinische und deutsche Gelegenheitsgedichte Quirin Moscheroschs, also um jene typischen Formen barocker Gebrauchsliteratur, die in Europa das soziale, literarische und religiöse Leben im 17. Jahrhundert entscheidend bestimmten.<sup>12</sup> Die Textfunde reichen zeitlich von 1646 bis 1675 und stehen sowohl in Zusammenhang mit seinem ersten längeren Aufenthalt in Nürnberg (1646) als auch mit den Jahren vor und nach seiner Aufnahme in den Pegnesischen Blumenorden. Zwei dieser Gedichte sind Bestandteil einer kleinen Festschrift auf die Hochzeit Quirin Moscheroschs mit seiner Braut Susanne Hübner im Jahre 1649.

Im Einzelnen handelt es sich um Texte in folgenden Titeln (mit Angabe der Katalogsigel im genannten Verzeichnis):

(1) 1646 (VD17 125:033950M)

Threnodiae Beatiss Manibus Viri Integerrimi & Peritissimi Civis & Pharmacopaei in Incluta Noricorum Republica primarii & Collegii Pharmaceutici Senioris. Cum bonorum omnium luctu, suorumque desiderio inexplebili pie placide[que] denati Die VIII. Novembris Anno MDCXLVI. : a Fautoribus & amicis fusae Erschienen: Norimbergae: Sartorius, 1646 Kollation: [24] Bl. ; 4° Fingerprint: P.F. D.et i.p. beau C 1646R Sprache(n): la, de Anmerkungen: Vorlageform des Erscheinungsvermerks: Norimbergae, Typis Joannis Friderici Sartorii, 1646

(2) 1647 (VD17 1:049830X)

Threnodiai in Beatissimum quidem, sed toti Christi Ecclesiae obitum luctuosissimum Viri Plurimum Reverendi, Excellentiss. Clarissimi Dn. Johannis Sauberti, Theologi celeberrimi, Pastoris ad D. Sebaldi gravissimi, Antistitis totius Ministerii Norib. vigilantissimi & Bibliothecarii fidelissimi, meritissimi, D.

II. Nov. A.O.R. MDCXLVI. 4. Pomerid. placidissime in Jesu suodulcissimo ex doloris castro ad aeternam requiem evocati, D. VI. eiusd. in Coemiterio S. Rocki[i] terrae usq[ue] ad diem Restitutionis omnium, redditi : Ab iis, qui vivum reverebantur, & pie defunctum, dum vivent, venerabuntur ...

[Nürnberg] : Endterus, 1647

Exemplar(e): <1a> Staatsbibliothek zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz

Signatur: Av 10141 Bemerkung: Gef. Bl., mit einem Gedicht von Quirinus

Moscherosch, in der vorgebundenen Leichenpredigt nach S. 105 eingebunden. –

(3) 1649 (VD17 125:026711S)<sup>13</sup>

Gluekk. zu. dem. Herren. Braeutigam. Quirin Moscherosch u. und. seiner. Jungfern. Braut. Susannen Huebnerin : gesungen in dem Pegnesischen Lust- und Kunst-Gefilde ; den XXVII tag Hornung .... m.dc.xlix. Nuernberg : Lochner, 1649

(4) 1650 (VD17 125:008302Y)

Sit In Benedictione Memoria Johannis Schmidii, Budissina-Lusati, Doctoris Theologi, Docrina et moribus consentanei! Quo Nobile Argentoratum Proffessore Et Ecclesiasta Supra XXXV. Annos, Praeside Conventus Ecclesiastici Septimo Annis XXXV. Annos Paenae XXX. Praeposito Capituli Thomani Annis Circiter XXIII. ita frui potuit ... Vita ante LXIV. annum, m. 11. in principio miseriarum, Felicitas ante diem IV. in fine mortalitatis Initium cepit Exequias ite Cives Argentoratenses, qubus commodum est...Anno Chr. CIS. ISC. LVIII. m. Aug. d. ult. Sit In Benedictione Memoria Johannis Schmidii, Budissina-Lusati, Doctoris Theologi, Docrina et moribus consentanei! Quo Nobile Argentoratum Proffessore Et Ecclesiasta Supra XXXV. Annos, Praeside Conventus Ecclesiastici Septimo Annis XXXV. Annos Paenae XXX. Praeposito Capituli Thomani Annis Circiter XXIII. ita frui potuit ... Vita ante LXIV. annum, m. 11. in principio miseriarum, Felicitas ante diem IV. in fine mortalitatis Initium cepit Exequias ite Cives Argentoratenses, qubus commodum est...Anno Chr. CIS. ISC. LVIII. m. Aug. d. ult. Stutgardiae : Rösslinus, 1650

5a 1651 (VD17 23:242586H)

Rist, Johann Titel: Sabbatistische Seelenlust/ Daß ist: Lehr- Trost- Vermahnung- und Warnungsreiche Lieder über alle Sontägliche Evangelien deß gantzen Jahres : Welche/ so wol auf bekante/ und in reinen Evangelischen Kirchen gebräuchliche/ alß auch gantz Neue/ Vom Herren Thoma Sellio/ bei der hochlöblichen Statt Hamburg bestaltem Cantore/ wolgesetzete Melodeien können gesungen und gespielt werden / Gott zu Ehren ... abgefasset und herausgegeben von Johann Rist Erschienen: Lüneburg : Sterne, 1651

(5b) 1685

Rist, Johann Titel: Sabbatistische Seelenlust/ Daß ist: Lehr- Trost- Vermahnung- und Warnungsreiche Lieder über alle Sontägliche Evangelien deß gantzen Jahres : Welche/ so wol auf bekante/ und in reinen Evangelischen Kirchen gebräuchliche/ alß auch gantz Neue/ Vom Herren Thoma Sellio/ bei der hochlöblichen Statt Hamburg bestaltem Cantore/ wolgesetzete Melodeien können gesungen und gespielt werden / Gott zu Ehren ... abgefasset und herausgegeben von Johann Rist Lüneburg : Sterne, 1685

(6) 1667<sup>14</sup> (VD17 125:030404U)

Moscherosch, Quirinus: Amicitiae suavissimae Gundelfingerianae Primitiae poeticae Moscheroschianae. Missae Ex agro Bottersvillano-Hanoico, Nerolingam, Rhaetiae metropolim, versus, Vere novo, Anni ... / Quirinus Moscherosch. Pastor Hanoicus. Argentorati : Dolhopffius ; Schütz, 1667

(7) 1668 (VD17 125:010137P)

Luctus Gundelfingerianus Supremo Honori Celeberrimi Viri Dn. Joh. Georgii Styrzelii Inclyt. Reip: Imper: Rotenburgo-Tuber. Consulis Supremi Consultissimi, Consistorii Adessoris & Scholarchae excellentissimi, Provinc: Praef: & ad D. Jac. Curat. vigilantissimi &c. Jcti, Polyhistoris, Philologi, Poetae Incomparabilis : Dicatus Consecratus à Styrzelianorum Amicorum Primario inter primarios, Gundelfingerisq[ue] Cultoribus. [1668]

(8) 1669 (VD17 12:150119F)

Bebel, Balthasar Kobelt, Nicolaus: Dissertatio Historico-Theologica de Mediis Arianismi / quam ... Praeside ... Dn. Baltasare Bebelio ... Solenni Examini exhibet Ad diem [...] Sept. hor. & loc. consuet. Respondens Nicolaus Kobelt/ Nerolingensis. Argentorati : Tidemannus, 1669

(9a) 1669 (VD17 12:152266E)

Schmidt, Sebastian Gebhard, Johann: Disputatio Theologica, De Fide Viva Et Mortua : ex Jacob. II. v. 17. 20. 26. / Quam ... Praeside ... Dn. Sebastiano Schmidio ... Solenniter defendet M. Johannes Gebhardus Campidonensis. Ad diem [...] Maii ... Erschienen: Argentorati : Tideman, 1669

(9b) 1969 (VD17 12:157222V)

Schmidt, Sebastian Gebhard, Johann Titel: Disputatio Theologica, De Fide Viva Et Mortua : ex Jacob. II. v. 17. 20. 26. / Quam ... Praeside ... Dn. Sebastiano Schmidio ... Solenniter defendet M. Johannes Gebhardus/ Campidonensis. Ad diem [...] Maii ... Argentorati : Tideman, 1669

(10) 1671 (VD17 125:035978U)

Supremus Honor Beatis Manibus Viri Nobilissimi & Amplissimi, Dn. Heinrichi Gotthofredi Gundelfingeri, U.I.D. excellentissimi, Sereniss. Duc. Würtemb. Weiltingensis, & Reip. Patriae Consilarii & Advocati ... defuncti XV. Maii, Anno Salutis MDCLXXI. Aetatis XXXIII. / Habitus & institutus a Amicis condolentibus Erschienen: Nordlingae : Typis Praetorianis, 1671

(11) 1673 (VD17 23:237391K)

Spizel, Theophil: Templum Honoris Reseratum : In Quo L. Illustrium Aevi Huius, Orthodoxorum, Ac Beate Defunctorum Theologorum Philologorumque Imagines Exhibentur, Et Quibus Sive In Sacram, Sive Literariam Rem Meritis, Quibus Item Monumentis Librisque Editis Vel Mss. Inclaruerint Diserte Ostenditur / Authore Theophilo Spizelio Accessit Viri Insignis D. Antonii Reiseri August. De Claris Quibusdam Aevi Huius Theologis Ad Authorem Epistola. Augustae Vindellicorum : Goebelius ; Augustae Vindellicorum : Typis Koppmayerianis, 1673

(12) 1674 (VD17 23:637032V)

Heiler, Günther: D. Günther Heilers Süsse Jesus-Gedancken : Darauß Bey diesen letzten Tagen/ da die Welt mit allerley Unglück überschüttet ist/ Fromme Christen In allen Nöthen ... Trost Ruhe und/ Erquickung in Jesu holen ... können ; Mit beygefügeten nützlichen Registern und erbaulichen Kupffer-Figuren. Straßburg : Dolhopff, 1674

(13) 1675 Archiv Pegenesischer Blumenorden Fasz.41, Nr.34 (Germanisches Nationalmuseum Nürnberg)

Der Liebe Brunst in Wechsel=Gunst. Ehrenverse zu dem Hochzeit=Fest Des Erbarn und Wolfürnehmen Herrrn Johann Leonhard Beiln/ und dessen Herzliebsten/ Der Wol=Edlen Viel=Ehren=Tugendreichen Jungf. Catharina Dorothea Buchnerin/ glückwünschend übersendet Im Jahr Christi 1675 [o.O.]

Im Folgenden soll versucht werden, die einzelnen Beiträge und eigenständigen Schriften Quirin Moscheroschs in das biographische, literarhistorische und soziale Umfeld einzuordnen.

Dass Quirin Moscherosch 1646 als Beiträger einer Gedenkschrift (Titel 1)<sup>15</sup> an den Nürnberger Arzt Wolfgang Stöberlin erscheint, fällt mit seinem ersten längeren Nürnberger Aufenthalt zusammen. Als Theologiestudent nahm er damals Quartier bei dem Nürnberger Schneidermeister und Türmer der Kirche St. Sebald, der drei Jahre später sein Schwiegervater wurde. St. Sebald war jene Kirche, wo Johann Saubert predigte, an den sich Quirin Moscherosch mit einem Empfehlungsschreiben von einem seiner Straßburger Professoren wandte.<sup>16</sup>

Denkbar sind vor allem folgende, auch miteinander kombinierbare Varianten: Hübners Sohn Johann, mit dem Quirin Moscherosch gut vertraut wurde, war seit Kindheit blind und hatte, wie er in seiner Lebensgeschichte berichtet, zu vielen Ärzten Kontakt, darunter auch Wolfgang Stöberlein, der ein großer Literaturfreund war und eine umfassende Bibliothek besaß. Möglicherweise hatte er auch Kontakt gefunden zum (damals 10-jährigen) Sohn des Verstorbenen, Johann Leonhard Stöberlein (der wie sein Vater später Apotheker wurde, sich literarisch betätigte und dessen wertvolle philosophische Bibliothek von seiner Witwe der Universität Altdorf übereignet wurde).<sup>17</sup>

Naheliegender ist die Vermutung einer über G.Ph. Harsdörffer hergestellten Verbindung, der W. Stöberlein gut kannte und ihm gleichfalls ein Trauergedicht widmete (Jürgensen 1994: 164). Nicht auszuschließen wäre aber auch, dass er über Johann Georg Volckamer (1616–1693, ebenfalls Arzt sowie Mitglied des Schäferordens in Nürnberg,<sup>18</sup> mit dem er später noch gut 20 Jahre korrespondierte, den verstorbenen Apotheker oder seinen kleinen Sohn kennengelernt hatte.

Wie dem auch sei, entscheidend ist, dass er schon im ersten Jahr seines Aufenthalts in Nürnberg am sozialen und literarischen Leben dieser Stadt teilhatte. Sein Epicedium steht zwar gegen Ende der Trauerschrift, umfasst

aber über drei Seiten. Es besteht aus einem kunstvoll gesetzten, wortgewaltigen ‚einfältigen Trauergedenken‘, an das sich ein dreiteiliger, aus *Satz*, *Gegen-Satz* und *Nach-Klang* bestehender *Trauer Gesang* anschließt, den er ohne sonstigen Zusatz mit *Quirinus Moscherosch* unterzeichnet. Zum Verhältnis des Autors zum Geehrten gibt es keine Hinweise.

An ähnlich bescheidener, für ihn als Studenten aber doch an hervorragender Stelle (die genaue Platzierung der Epicedien war übrigens häufiger zufällig) steht auch ein kunstvolles Figurengedicht in Form eines Altartryptichons, das er wohl zur gleichen Zeit als Beitrag zur Trauerschrift für Johann Saubert, der ebenfalls im November 1646 starb, verfasste.<sup>19</sup> Das in unserem Titelverzeichnis (Titel 2) angeführte Epicedium aus der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Signatur: Av 10141 – stellt dazu aber keinen neuen Text dar, sondern ist mit dem für Sauberts Trauerschrift beigesteuerten Gedicht identisch.<sup>20</sup>

Diese literarischen Aktivitäten entsprechen den Aussagen Johann Hübners in seinem Lebensbericht, den W.E. Schäfer<sup>21</sup> in einem Abdruck einer Nürnberger Wochenschrift des 18. Jahrhunderts, den *Wöchentlichen Unterhaltungen zum Nutzen und Vergnügen* (Nürnberg 1783), wiederentdeckte.<sup>22</sup> Quirin Moscherosch wird darin als Lehrmeister Hübners beschrieben, wobei Hübner vor allem das große Engagement und Interesse des jungen Moscherosch für die Dichtkunst und seinen Eifer bei der praktischen Ausübung der *Poeterey* hervorhebt:

Von Straßburg ein Student kam zu uns eingezogen,  
 Der geistlich hatt studiert, war überaus gewogen,  
 Der Deutschen Dichterkunst, als der Poetery,  
 Worin er Meister war, zu dichten vielerley.  
 Drey Vierteljahre lang liebt ihm, bey uns zu bleiben,  
 Begunnte manche Vers zu dichten und zu schreiben,  
 Zu lesen, wie man denn mit solchen Sachen thut; [...]<sup>23</sup>

Einen neuen Beleg für Quirin Moscheroschs Freude am Poetisieren bildet die Festschrift (Titel 3) zu seiner Hochzeit mit Susanne Hübner, *gesungen in dem Pegnesischen Lust= und Kunst=Gefilde*. Die Trauung fand laut Festschrifttitel, entgegen den bisher in der Forschung angeführten Lebensdaten, am 27. Februar 1649 in Nürnberg statt.<sup>24</sup> Dieses Datum wird durch einen entsprechenden Eintrag im Kirchenbuch Nürnberg-St. Sebald von 1649 auf der S. 137a bestätigt:<sup>25</sup>

„[Nr. 22] Der Ehrwürdige und wolgeborene Herr Quirinus Moscherosch, verordnten Pfarrer zu Offendorff in der Obergraffschafft Hannaw, des Ehrvesten und fürnehmen Michael Moscherosch, gewesenenen Hannaw-Lichtenbergischen Kirchenpflegers zu Wiltstätt ehelicher Sohn : die tugendsame J[un]gfraw] Susanna, des Ersamen Conrad Hübner, Nadlers und Thurners uffn Thiergartner-Thor eheliche Tochter.  
 Erichtag den 27. Februar als eine schlichte Hochzeit copulirt.“

Von Quirins Braut wissen wir nicht allzu viel, und nur einmal taucht sie bislang in seinem späteren Werk auf, bei der Überreichung eines von *Adlas=Blumwerck gespaettelten Kaestleins* zum Namenstag der Tochter seines Landesherrn, Fräulein Johanna Magdalena. Dabei handelt es sich um eine lokale spezielle Handarbeit, eine Arbeit seiner Ehefrau, die er – in durchaus persönlich gefärbter Rhetorik, fast liebevoll – kommentiert:

Was in verfloßner Woch/ von freyer Hand bereitet/  
 Mein Weib/ mein ander Ich/ mein kleines Nuereberg;  
 Es bleibt doch unser Thun hie lauter Stueckewerck.<sup>26</sup>

Außer seiner wohl wichtigsten Verbindungsperson nach Nürnberg war Susanna Hübner, laut dem von Q. Moscherosch eigenhändig verfassten Eintrag in das Sterbebuch von Bodersweier (Batzer 1913:147), ihrem Ehegatten Zeit ihres gemeinsamen Lebens eine ebenso liebevolle wie tatkräftige *Hauß=Frau*.

Dass es nach Angaben des Nürnberger Kirchenbucheintrags nur eine wenig aufwändige Hochzeit war, ergibt sich wohl daraus, dass die Eltern (der Vater war bereits 1636 verstorben, die Mutter hochbetagt) und Geschwister Quirins nicht an den Hochzeitsfeierlichkeiten teilnehmen konnten, Quirin gerade erst sein Studium abgeschlossen hatte und sicher nur über wenig Geldmittel verfügte und die Brauteltern dem nichtakademischen niederen Bürgertum angehörten. Schlichtheit bei den Hochzeitsfeierlichkeiten entsprach aber auch den kirchlich geprägten Sittengeboten der Zeit, hatte doch sein Bruder (als Fiskal des Polizeigerichts) in der Stadt Straßburg selbst wenige Jahre zuvor eine gestrenge Polizeiordnung und ein Mandat gegen allzu üppige Hochzeitsfeierlichkeiten auf den Weg gebracht und unterzeichnet.<sup>27</sup> Für den jungen Pastor standesgemäß gab es aber zumindest zusätzlich zu seiner kleinen Hochzeitsfeier eine Festschrift, vielleicht sogar mit einem Ausflug verbunden zum beliebten Treffpunkt der Pegnitzschäfer, dem Nürnberger „Poetenwäldchen“.<sup>28</sup> Ein Verfasser dieser Festschrift wird nicht angegeben. Man darf jedoch vermuten, dass der junge Moscherosch selbst als Herausgeber fungierte, da er auch den größten Teil der Gedichte zu dieser Festschrift beigesteuert hat.

Von Interesse sind zunächst die Beiträge, da sie die über die engeren Familienbande hinausreichenden Beziehungen Quirins zum sozialen und literarischen Umfeld in Nürnberg erhellen. Unter den Glückwünschenden steht an erster Stelle kein geringerer als Johannes Michael Dilherr (1604–1669), 1646 Nachfolger Johann Sauberts als Prediger an der Kirche St. Sebald, mit einem kurzen lateinischen Gedicht. Er wird den Brautvater als Türmer seiner Pfarrkirche wie den Bräutigam als Studenten gekannt haben und hat das junge Brautpaar in St. Sebald auch getraut. Dilherr war ein Verfechter christlicher Zucht und kirchlicher Ordnung und erwarb sich vor



allem als Autor zahlreicher theologischer Erbauungsbücher und Kirchenlieder großes Ansehen. Zumindest mit einem von ihnen, *Himmel und Erden* (Nürnberg 1667),<sup>29</sup> hat er Quirin Moscherosch in der Folgezeit bei einem persönlichen Gespräch bedacht.<sup>30</sup> Moscherosch hörte in Nürnberg seine Predigten und er wird ihn später zu seinen Lehrern und Gönnern zählen<sup>31</sup> und mit ihm Briefe wechseln.

An zweiter Stelle und dritter Stelle finden sich die Autoren Georg Philipp Harsdörffer (1607–1658) und Johann Klaj, die 1644 in Nürnberg ein gemeinsames *Pegnesisches Schäfergedicht* verfasst hatten, das zur Gründung des Pegnesischen Blumenordens führte. Daneben galten beide als hervorragende Vertreter deutscher Poetik und Rhetorik,<sup>32</sup> zwei wichtige Lerngegenstände – wie Johann Hübner belegt hat – von Quirins Studienaufenthalt in Nürnberg 1646. Harsdörffer, zu jener Zeit mit der Herausgabe eines seiner Hauptwerke beschäftigt (*Frauenzimmer-Gesprechspiele*, 1643–1649), steuert zwar ebenfalls wie Dilherr (Harsdörffer war mit ihm befreundet) nur ein kurzes lateinisches Glückwunschgedicht bei, doch sicher ist dieses kleine Glückwunschgedicht und eventuell sogar die Teilnahme Harsdörffers an der Hochzeitsfeierlichkeit für den jungen Pfarrer Quirin eine besondere Auszeichnung.

Der Kontakt zu Harsdörffer, der als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft bereits hohe Anerkennung gefunden hatte, war sicher von seinem Bruder Johann Michael – ebenfalls Mitglied dieser Gesellschaft – hergestellt worden und reicht ins Jahr 1646 zurück. Die genauen Umstände ihrer Begegnung und die Art der weiteren Förderung Quirins durch Harsdörffer sind zwar bisher unbekannt, später aber wird Quirin ihn neben Dilherr, seinem Bruder Johann Michael und anderen gleichfalls als Gönner in einer ehrenden Gedenkschrift<sup>33</sup> nennen.

Wenn man in Kenntnis der Hochzeitsschrift und der Lebenserinnerung Johann Hübners nochmals das in den ‚Gesichten Philanders von Sittwald‘ (Ausgabe Straßburg 1650) abgedruckte Widmungsgedicht liest, das Quirin mit *Germano Germanus Reiner von Sittewald* unterzeichnet hat, so wird deutlich, dass die Beziehung zu Harsdörffer über eine nur flüchtige Begegnung in Nürnberg hinausgehen muss. Bei ihm hat der junge Moscherosch während seines Nürnberger Aufenthaltes 1646 offensichtlich einen gut Teil seiner dichterischen Kunst erlernt und perfektioniert, er wird ihm Vorbild und Berater gewesen sein. Denn nur so lassen sich die Lobverse auf Harsdörffer deuten, die er – kaum vier Jahre später – in diesem Gedicht etwas unvermittelt und allein motiviert durch den Hinweis auf die gemeinsame Mitgliedschaft seines Bruders und Harsdörffers in der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ anbringt:

[...]  
 Du und Harßdörffer (den ich nicht genug kann ehren/  
 Wan ich mich selbstn sollte Tag und Nacht verzehren  
 In seinen Diensten/ für die höchst erzeugten Gaben/  
 Die er mir that/ da ich seine Lehre haben  
 Und hören kunte:) werden noch durch Träum und Spielen  
 Itz Schaff= itz Wachend/ unser mattes Teutschland külen/  
 Wan es erligend die bestürzten Grillen fület.  
 Ich wünschs'/ Gott gebe daß jhr beid lang Traumt und Spielet.

Sicher spielt es in dieser Beziehung auch eine Rolle, dass Harsdörffer gelegentlich als Dichter von Kirchenliedern hervorgetreten war und einen Teil seines Studiums an Quirins Heimatuniversität Straßburg (bei dem Historiker Matthias Bernegger, 1582–1640) absolviert hatte. Doch sind weder von Harsdörffer noch von Q. Moscherosch Briefe oder andere Zeugnisse überliefert oder bekannt, die sonst Näheres zum tatsächlichen Verhältnis der beiden Autoren beitragen könnten.

Der Name des dritten renommierten Beiträgers tauchte in direktem Zusammenhang mit Quirin Moscherosch bisher nicht auf. Er findet sich durch ein Versehen auch nicht unter dem deutschen Glückwunschgedicht, sondern er steht am Ende, in der Druckfehlerangabe:<sup>34</sup>

In allzugschwinder Eilung/ist bey dem ersten Teutschen Lied/die unterschrift vergessen worden/welche lauten sollte/Hertz-wolmeynende setzete dieses auf. Johan Klai. Welches dem günstigen Lesen nicht verhalten sollen (S.15).

Mit Johann Klai (Namensvariante von Johann Klaj, 1616–1657) finden wir einen Autor, dem Quirin in seinen poetischen Werken mit Zierlichkeit, Kunstfertigkeit und stark anakreontischem Charakter nachstrebte. Doch über seine persönliche Beziehung zu ihm gibt es mit Ausnahme dieses Hochzeitscarmen keine Informationen. Immerhin aber standen ihre Epicedien zusammen in den vorgenannten Trauerschriften für J. Saubert und W. Stöberlein – und nicht einmal weit voneinander platziert.

Klajs Hochzeitsgedicht umfasst sechs Strophen, die zwar die Braut namentlich ansprechen, aber sonst keine biographischen Hinweise enthalten. Auch wenn wir nichts über mögliche spätere Begegnungen oder Kontakte zwischen Klaj und Q. Moscherosch wissen, durch diese Festschriftbeiträge stellen sich die Beziehungen zu den führenden Nürnberger Literaten doch intensiver und umfangreicher dar als bisher angenommen. Klaj war als Autor an der Ausgestaltung des Nürnberger Friedensfestes 1649 beteiligt und seine beiden damit verbundenen Hauptwerke *Geburtstag deß Friedens* (1650) und *Irene* (1651) bringen seine dichterische Konzeption, die Universalität sinnlichen Erlebens als eine Art Gesamtkunstwerk in Sprache zu fassen, wirkungsvoll zum Ausdruck. Q. Moscheroschs späteres Werk zeigt,

dass er den unter den Pegnitzschäfern gerade von J. Klaj propagierten und in seinen Gedichten demonstrierten Einsatz poetischer Mittel in ihrer sinnlichen Vielfalt schätzte und beherrschte, auch wenn er ihn für sich selbst nicht zum ausschließlichen ästhetischen Programm erhoben hatte. Denn seine künstlerische Praxis konzentrierte er weitgehend, nicht zuletzt durch den Einfluss seines älteren Bruders, auf die seinem Amt näher stehende Erbauungslyrik.<sup>35</sup> Dennoch ist in seinem Gesamtwerk unübersehbar, dass er vom Anfang seines poetischen Wirkens an den Pegnitzschäfern und ihren Dichtungsformen nahe stand, und seine Hochzeitsschrift liefert dazu den auch sozial sichtbaren Beweis.

An vierter Stelle steuert der Schwiegervater der Braut, Johannes Georg Cremel, ein lateinisches Gedicht zu dieser Festschrift bei, nach dem Motto: *Omnia vincit Amor*. Er unterzeichnet als *Civis & Gemmarius in Norimberga*, also als Nürnberger Bürger und Juwelier (Schmuckhändler). Mit einem Klingreim-Gedicht folgt Wolf Murrer, ein musikalischer Nürnberger Händler (*Pfragner*), der Quirins Schwager nach dessen Bekunden die Notenwerte beibrachte<sup>36</sup> und dabei auch Quirin Moscherosch kennengelernt haben dürfte.

Mit seinem Text gibt Murrer einen biographischen Hinweis, der in die Stadt Hanau führt. Im Rollensprechen der Braut S. Hübner formuliert er:

Von der Pegnitz übern Mayn/  
übern Rhein/  
sacht und leise  
[...]geh ich nun zur Reise

Offensichtlich ist Q. Moscherosch mit seiner Braut nach der Hochzeit an den Main nach Hanau aufgebrochen, um dort im Dienst des Hanauischen Grafen Friedrich Casimir vorübergehend für einige Monate in dessen Schlosskapelle – damals der einzige Versammlungsort der lutherischen Gemeinde in Hanau<sup>37</sup> – als Präzeptor, Schlosskaplan oder Hilfsdiakon auszuwirken. Damit erklärt sich die Textstelle in Q. Moscheroschs späterem Lobgedicht zur Grundsteinlegung der Johanniskirche in Hanau (1658), wo er auf diese vorübergehende Tätigkeit eingeht:

Trau mir ô großer Printz! Weil Du baust Gottes Reich/  
[...]  
Dann dise Statt/die Du/ den Frommen nach begehrt  
Von neuem aufferbaust [...]  
Wie auch mein Wunsch gewest/ da Ich zum letzten mahl  
Als Gottes Diener lehrt' in deinem Hofe=Sahl.[i.e der Schlosskapelle]

In einem Randvermerk erläutert Q. Moscherosch diese Stelle selbst:

Meine Valet Predig den 8. Julij/ an.1649 daselbst gehalten.<sup>38</sup>

Durch diesen Hinweis wird auch eine akzeptable Begründung geliefert, warum bisher in der Literatur keine genauen Hinweise auf das Antrittsdatum seiner Pfarrstelle in Offendorf angegeben werden konnten und warum trotz seiner Ernennung im Jahre 1648 von Q. Moscherosch erst im Jahre 1649 neue Kirchenbücher in Offendorf angelegt worden sind.

Q. Moscheroschs Ausflug nach Hanau ist jedoch insofern nicht überraschend, da wir inzwischen wissen, dass dort sein Schwager Michael Reichard (Namensvariante: Reichhart) – er war mit Quirins älterer Schwester Maria Jakoba verheiratet – als Präzeptor und Hofprediger bei der von Graf Friedrich Kasimir geförderten lutherischen Pfarrei wirkte (1636–1665),<sup>39</sup> die damals stark angewachsen war. Und außerdem hatte sein Bruder Johann Michael bereits gute Beziehungen zu Graf Friedrich Casimir, in dessen Diensten er später als Rat in Hanau wirkte (1656–1660).

Quirins weitere Verbindung zu Graf Friedrich Casimir, dem Bruder seines hanau-lichtenbergschen Dienstherrn Graf Johann Reinhard, dokumentieren verschiedene nach 1649 von ihm verfasste Widmungsgedichte, darunter insbesondere ein Sonett anlässlich der Aufnahme des Grafen (Gesellschaftsname: der Erhöhende) in die Fruchtbringende Gesellschaft und ein Willkommensgedicht aus Anlass des Besuchs des Grafen und seiner Gemahlin in Offendorf am Rhein, der Pfarrstelle Quirins.<sup>40</sup>

Anschließend folgt in der Festschrift ein 8-zeiliges deutsches Hochzeitscarmen, dessen Autor mit dem Zusatz *Von Altdorf überschickt es seinem vielgeliebten Fr.* und der Namensabkürzung *J.G.* zeichnet. Es ist nicht eindeutig, wer sich hinter diesem Monogramm verbirgt. Der Text selbst und die Auswertung der Altdorfer Matrikel für die Zeit von 1646 bis 1649 geben keine eindeutigen Hinweise. Am ehesten passen würde unter den entsprechenden Namen aus Altdorf – Johannes Ganghöffer (Lichtenau, BA. Ansbach), Johannes Gilles, Wien, und Johannes Gresmann, Nürnberg – der Theologiestudent Johannes Graff<sup>41</sup> (1629–1698, Namensvariante: Gräffius), der 1647 als Alumnus und 1650 als Magister verzeichnet wird. Denn seine Lebensdaten – er wäre als Gratulant 20 Jahre alt gewesen – und seine spätere Tätigkeit als Diakon in St. Sebald lassen sich mit Q. Moscheroschs Biographie seiner Nürnberger Zeit verbinden. In Betracht käme evtl. auch noch der bereits genannte Nürnberger Arzt und Literaturfreund Johann Georg Volckamer, mit dem Q. Moscherosch über 20 Jahre Kontakt hielt.<sup>42</sup>

Mit einem 8-zeiligen gereimten *Nachwunsch* reiht sich *dann Sein treuverbundener Schwager Johann Hübner Musicant* in den Reigen der Gratulanten ein, der – so der Text – für seine Schwester und Quirin auch zur Hochzeit mit der Geige aufspielte. Mit Quirin hatte sich der um 8 Jahre jüngere Schwager Johann Hübner (1631–1676) während Moscheroschs Studienaufenthalt 1646 im Hause seines Vaters angefreundet und er lernte – wie bereits erwähnt – bei ihm das poetische Handwerk.<sup>43</sup> Doch vor allem als *Violist* und *Musicant*, der auf der Straße und bei Festlichkeiten aufspielte, erwarb sich

Hübner einen Namen und wurde in einem um 1670 anonym erstellten Personenverzeichnis (am Beginn steht immerhin Hans Sachs) unter der Rubrik *Cives Honoratiores inferioris ordinis* aufgeführt. Zudem bleibt er in einem Kupferstich in Erinnerung, den Georg Fenitzer d.J. 1670 anfertigte.<sup>44</sup>

Mit Quirin Moscherosch blieb Hübner Zeit seines Lebens verbunden, und wir wissen aus dem Briefwechsel Moscheroschs mit S.v. Birken, dass Hübner in den Jahren 1672–1673 tatkräftige Hilfe bei der Vorbereitung zur Veröffentlichung seines *Poetischen Blumen-Paradiß* leistete.<sup>45</sup> Wohl auch deshalb hat Q. Moscherosch dort ein Widmungsgedicht von Johann Hübner aufgenommen, auch wenn dieser sonst eher musikalisch als poetisch hervorgetreten ist.<sup>46</sup> Gut denkbar ist, dass Quirin seinem Schwager zu dessen Verhehlung 1654 – er heiratete die 28 Jahre ältere Anna Maria Schmid, Tochter des Nürnberger Lautenisten Wilhelm Schmid, und wurde von Pfarrer Peter Limburger, dem Vater des Mitglieds im Pegnesischen Blumenorden, Martin Limburger, getraut<sup>47</sup> – ebenfalls ein Hochzeitsgedicht überbringen ließ.

Die große Verbundenheit mit seinem Schwager und die Dankbarkeit zu seinem Lehrmeister bringt Hübner ausführlich in seinen gereimten Lebenserinnerungen zum Ausdruck, die ohne Quirin Moscheroschs poetische Unterweisungen wohl nicht zustande gekommen wären. Auch wenn er dabei sicher übertreibt, so wird doch deutlich, dass Quirin Moscherosch als talentierter und zu seiner Zeit nicht unbekannter Dichter zu sehen und daher – wie auch W.E. Schäfer (1995) gezeigt hat – als Gelegenheitsdichter am Hof der Hanau-Lichtenberger Grafen hoch geschätzt war:

Soll dieses Lehrers Nam ich ganz und gar verschweigen?  
 Soll ich ihn nicht vielmehr mit grossem Ruhm anzeigen,  
 Der sonsten jedermann in weit und breitem Land  
 Durch seine Dichtkunst ist aufs rühmlichste bekannt?  
 Reiner von Sittenwaldt heist er verblümter Weise,  
 Quirinus Moscherosch mit Wahrheit ich ihn heisse;  
 Zu Bodersweyer Er ein Hirt, der Seelen lehrt,  
 Von der Hanauischen Grafschaft gar sehr verehrt.  
 Dank, Ehre, Preiß und Ehr werd ich auch Ihme geben,  
 So lang ich reden kann, und weil ich hab das Leben.  
 Das starke Engelheer sich stets um ihn her lager'.  
 Daß wohl gesichert sey mein günstiger Herr Schwager,  
 Weil meine Schwester er genommen zu der Eh,  
 Daß Ihm und seinem Hauß lang lebend wohl ergeh.<sup>48</sup>

Ob Quirin Moscherosch jemals von diesem ihn so sehr rühmenden Werk, das um 1670 entstand,<sup>49</sup> erfahren hat und warum es nicht gedruckt wurde (denn es lässt sich vermuten, dass der 1670 gefertigte Kupferstich Hübners in Zusammenhang mit einer geplanten Veröffentlichung stand), ist uns bisher nicht bekannt.

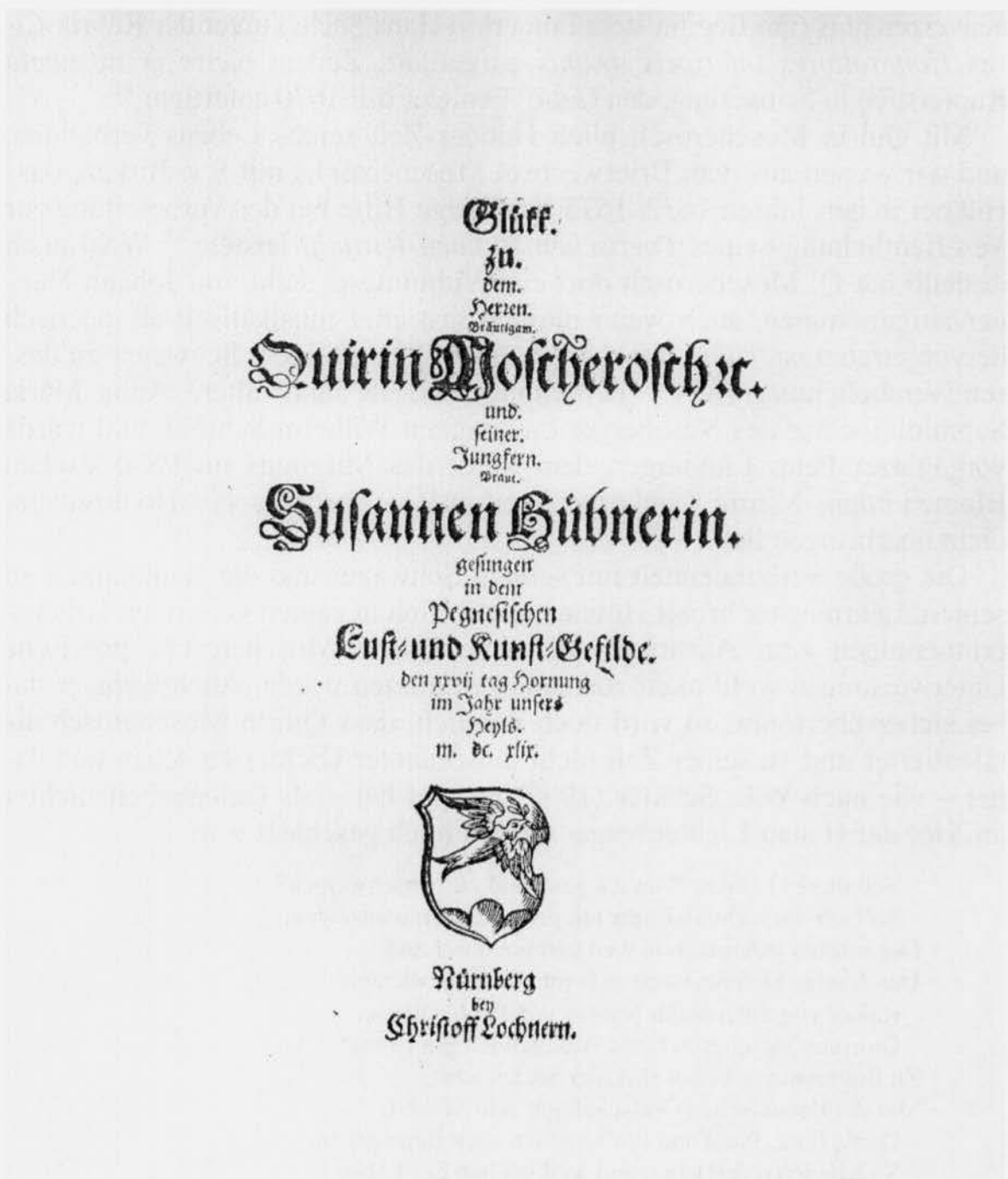


Abb. 2: Titelblatt von Quirin Moscheroschs Hochzeitsschrift (1649)

Die Texte von Quirin Moscherosch selbst nehmen etwas mehr als die Hälfte der kleinen Festschrift zu seiner Hochzeit ein und zeigen ihn einmal mehr als versierten und verspielten Poeten. Sein *Braut-Lied* im Stil der Schäferdichtung umfasst 19 Strophen. Es kann gesungen werden nach der Weise *Wie schön leucht uns der Morgenstern* und thematisiert, wie junge

Eheleute unter den Geboten Gottesfurcht, Keuschheit und Gebet zur Hochzeit laden und beim Freien achten sollen, mit dem Fazit, dass Gott auch die Geschicke der Liebenden lenkt. Damit stimmt er insbesondere mit den gestrengen moralischen Lehren sowohl der Straßburger Kirchenvertreter wie Johann Schmidt, bei dem er studiert hatte, als auch der Nürnberger Tugendverfechter (wie J.M. Dillherr) überein. Q. Moscherosch aber spielt dieses Thema anagrammatisch durch, mit auch einmaligem Bezug auf persönliche Gegebenheiten, so dass es weniger obrigkeitlich streng daherkommt. Dabei stellt er eine ideenreiche Verbindung zwischen dem Vornamen der Braut, Susanne, ihrer Ehegattenwahl und dem Wappen der Moscheroschs her.<sup>50</sup>

Dem stark religiös geprägten Brautlied – Quirin Moscherosch war schließlich Theologe – folgen vier Scherzgedichte, wie sie in der Gesellschaftslyrik der Zeit in Nürnberg und darüber hinaus üblich waren: 1. Anagrammatisches Scherzgedicht, 2. und 3. Rätselgedichte, 4. Verse über das Ehebett. Sie bilden weitere Belege für Q. Moscheroschs Fähigkeit zum Sprachspiel und seine dichterische Variationsfertigkeit, wie er sie von seinen Nürnberger und anderen Vorbildern gelernt hatte.

Von den Beiträgern her ist es eine rein Nürnberger Festschrift, daher fehlen etwa auch die sonst zu erwartende Zuschrift seines Bruders Johann Michael oder diejenige von Straßburger Studienkollegen. Die Form der Hochzeitsschrift ist eher bescheiden, stand Quirin doch erst am Anfang seiner theologischen Laufbahn und musste der Druck sicher in kurzer Zeit fertiggestellt sein. Dennoch zeigt das kleine Werk schon deutlich den festen Willen und das ihm eigene Talent, Leben und Dichtkunst im Rahmen der zeittypischen Gesellschaftsdichtung zu verbinden und zugleich Poesie zu Gottes Ruhm und Ehre zu betreiben. In späteren Jahren wird er diesen Anspruch mehrfach explizit formulieren<sup>51</sup> und auch die durch die Festschrift dokumentierte ganz persönliche Erfahrung, dass besonders in der Freien Reichsstadt Nürnberg „die Musen ihre Gönner [...] haben“.<sup>52</sup>

Ein weiteres neu aufgefundenes Gelegenheitsgedicht (Titel 4) zeigt Quirin (einmal mehr) nicht nur in seiner Rolle als Meister deutscher Kasualpoesie, sondern auch als Theologen, der fest im Beziehungsgeflecht der lutherischen Kirchenvertreter in Nürnberg und vor allem in Straßburg steht. So fehlen seine Epicedien bei keinem der großen Kirchenvertreter und Universitätslehrer der Theologie, zu denen er Verbindungen gehabt hatte (wie in Nürnberg J. Saubert und J.M. Dillherr, in Straßburg J. Dannhauer oder Friedrich Schottel). Ihrer nicht nur privat, sondern literarisch und damit öffentlich zu gedenken, war damals Ehre und Pflicht zugleich.

In diesem sozialen Zusammenhang ist das Epicedium auf Johann Schmidt, den großen Straßburger Theologen, Universitätslehrer und rigorosen Präsidenten des Straßburger Kirchenkonvents einzuordnen, der in einer engen persönlichen Beziehung zu seinem Bruder Johann Michael

stand.<sup>53</sup> Und sicher kannte er dadurch auch Quirin, ja er könnte ihm sogar zusammen mit seinem Bruder bei der Bewerbung um die erste Pfarrstelle in Offendorf behilflich gewesen sein.<sup>54</sup> Außer in dem hier angegebenen Stuttgarter Druck beklagt ihn Quirin Moscherosch auch, wie es damals unter lutherischen Pfarrern nicht ungewöhnlich war, in einem handschriftlichen Eintrag ins Kirchenbuch der Pfarrei Altenheim bei Kehl (1658) sowie in einer 1658 in Straßburg erschienenen Trauerschrift.

Das gesicherte Todesjahr Schmidts, 1658, ist jedoch nicht kompatibel mit der im Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts genannten Jahresangabe des Stuttgarter Drucks (i. e. 1650), die auch den entsprechenden Angaben auf dem Titelblatt – *Anno Chr. CIS. ISC. LVIII* – widerspricht und auf einem Lesefehler beruhen dürfte. Vermutlich ist der Druck noch im Todesjahr Schmidts (1658) oder wenig später erschienen. Der Text des Stuttgarter Abdrucks unterscheidet sich – neben einigen typographischen und orthographischen Abweichungen – nur darin von der Straßburger Erstfassung Quirin Moscheroschs, dass in der Stuttgarter Ausgabe, wo der Beitrag unter Nr. XXVI eingereiht wurde, am Anfang die Textdeklaration und am Ende der Hinweis auf das Todesjahr [*Anno qvo: Johannes Schmidtius à Labore ferlatur. Johannes Schmidt Latet in Vrna*] weggelassen worden sind. Im Übrigen handelt es sich um die Titelangabe jenes lateinischen Beitrags in der Leichenpredigt, der seit 1975 bekannt war.<sup>55</sup>

Mit einem Ehrengedicht zu Johann Rists *Sabbatistische Seelenlust ...* (Titel 5), das sowohl in der Hamburger Erstausgabe 1651 wie in einer Lübecker Ausgabe von 1685 zu finden ist, dokumentiert Quirin Moscherosch erneut – schon in Rists weit verbreitetem *Himmlischer Lieder Sonderbahres Buch* (1650) war er mit einem Beitrag vertreten – seine sozialen Beziehungen zu einem Theologen und Autor (seit 1645 auch als *Daphnis aus Cimbrien* Mitglied des Pegnesischen Blumenorden), dem er schon zu dieser frühen Zeit geistig und literarisch nahe steht. Bei dem Gedicht handelt es sich um ein Sonett, das eingereiht ist in eine Folge „unterschiedlich fürnehmer Herren und wolvertrauter Freunde Ehrengedichte“.<sup>56</sup>

Quirin war damals weder als Poet noch als Pastor weiter bekannt, sondern, wie die Unterschrift ausweist, ein bescheidener „Diener am Worte Gottes zu Offendorf [Quirins erste Amtsstelle] in der Obern Graffschafft Hanau“. Er wusste daher wohl, was er Rist als einem seiner Gönner schuldig war. Seine Ehrerbietung gegenüber Rist formuliert er in der Schlusszeile des Gedichts, indem er ihn mit seinem berühmten Bruder Johann Michael auf eine Ebene stellt:

Mein Rist/ den Ich/ nechst Gott/ und meinem Bruder ehre.

Daher legen Gedicht und Zueignung die Vermutung nahe, dass hier entweder sein Bruder oder vielleicht auch G.Ph. Harsdörffer (erster Beiträger in



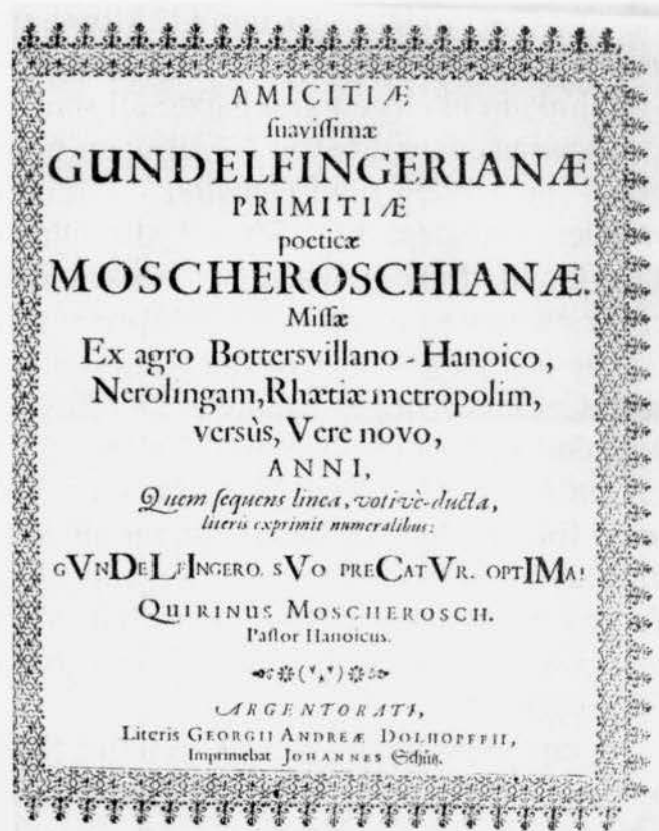


Abb. 3: Titelblatt der Neujahrsschrift Q. Moscheroschs für J.C. Gundelfinger

diesem Band) die Verbindung zu Rist hergestellt hat. Persönlich begegnet sind sich Rist und Q. Moscherosch wohl nicht. Auf jeden Fall dokumentiert der Text Quirin Moscheroschs erneut, dass er – im Verein mit Harsdörffer und S.v. Birken (hier als *Betulius*, *Sigismund*) als weiteren Beitragern – den von ihm hochgeschätzten Nürnberger Kreisen in starkem Maße konzeptionell und formal verbunden war.

Zudem wird Johann Rist, 1653 von Kaiser Ferdinand III. zum *Poeta Laureatus* erhoben und in der Literaturgeschichte als der neben Paul Gerhard bedeutendste evangelische geistliche Dichter des 17. Jahrhunderts bezeichnet,<sup>57</sup> später von Quirin in seiner Gedenkschrift nochmals ausdrücklich als Freund und Gönner angeführt. Sicher dachte Quirin dabei an die ihm gebotene Möglichkeit, in Rists Werken seine deutsch gesinnte und religiös geprägte Dichtung und seinen Namen bekannt zu machen, dazu an den Austausch von Briefen.<sup>58</sup>

Die Neujahrsschrift Q. Moscheroschs an J.C. Gundelfinger (Titel 6) war zwar bekannt, galt aber bisher als verloren.<sup>59</sup> Der angesehene Nördlinger Bürgermeister – sein Bruder hatte ihm die *Insomnis Cura Parentum* gewidmet – hatte in Altdorf studiert, besaß gute Beziehungen zu Nürnberg und nach Straßburg und galt als großer Förderer studentischer und literarischer Talente. Etliche seiner zahlreichen Gelegenheitsgedichte sind in Schriften vertreten, zu denen auch Quirin Beiträge lieferte. Die Beziehungen zwi-

schen J.G. Gundelfinger und Q. Moscherosch sind nicht ganz geklärt, wir wissen aber aus seinen Schriften, dass er – wohl nach seinem Bruder – der von ihm am höchsten geschätzte all seiner Freunde und Gönner war. Er hat ihn wenigstens einmal in Nördlingen besucht, mit ihm korrespondiert und nennt ihn *Vatter*<sup>60</sup> und *Gevatter*. Vermutlich hat er sich stärker an ihn gewendet, nachdem J.G. Styrzel (Rothenburger Bürgermeister und Freund J.C. Gundelfingers wie J.M. Moscheroschs), bei dem Quirin ebenfalls Unterstützung gesucht hatte, gestorben war.

Die Neujahrsschrift ist die erste seiner gedruckten Schriften,<sup>61</sup> die Quirin J.C. Gundelfinger widmete. Der Text im Umfang von 7 Seiten ist überwiegend in Latein abgefasst. Er beginnt mit einem allgemeinen Lob der Freundschaft (*De Amicitia*), der eine *Trias Chronologica* und *Epigrammata* folgen, die J.C. Gundelfinger als Ratsvertreter und Poet hoch rühmen und auch (in Epigramm V) den mit Gundelfinger eng befreundeten Rothenburger Ratsherrn Styrzel preisen. Am Ende steht ein *Votum finale Teutonicum*, das nochmals Gundelfinger lobpreist und ihm und seiner Familie Glück wünscht.

In einem Anhang schließt sich der Student Nicolaus Kobelt den Lobeshymnen und Glückwünschen Q. Moscheroschs an. Nicolaus Kobelt,<sup>62</sup> Sohn eines Schmiedemeisters aus Nördlingen, studierte zu jener Zeit in Straßburg Theologie. Zu seiner Dissertationsschrift hat Quirin zwei Jahre später ein Glückwunschgedicht verfasst und in seiner *Ehrenschrift* zum Gedenken an J.C. Gundelfinger die Förderung Kobelts (*Mein Kobelt*) als Student sowie auch seine eigene Förderung durch Gundelfinger beschrieben.<sup>63</sup>

Die Verbindungen nach Rothenburg und Nördlingen dokumentiert auch die von J.C. Gundelfinger herausgegebene Trauerschrift für Joh. Georg Styrzel (Titel 7), in der Quirin ebenfalls mit einem deutsch-lateinischen Epicedium<sup>64</sup> vertreten ist. Mit Styrzel in Verbindung stand übrigens auch Ernst Bogislaus Moscherosch, Sohn seines Bruders Johann Michael.<sup>65</sup> Styrzel war ein typischer Vertreter der damaligen Gelehrtenschicht, der wie Gundelfinger Jurist, aber zugleich ein großer Philologe und Autor war und einen umfangreichen Briefwechsel führte.<sup>66</sup> Als sich Q. Moscherosch an ihn wendete, war Styrzel bereits alt und erkrankt, so dass die erhoffte länger andauernde Unterstützung nicht mehr zustande kam.

Das im *Luctus Gundelfingerianus ...* (1668) abgedruckte Gedicht geht auf diese erhofften Gunstbeweise nicht ein, sondern thematisiert eher allgemein die Verdienste Styrzels. Abschließend wendet sich Moscherosch in einem 8-strophigen Gedicht an seinen *Hochwehrtigsten/Hertzliebsten Herrn Gundelfingern*, um ihm Trost für den Verlust seines Freundes auszusprechen und gleichzeitig um die weitere Gunst Gundelfingers zu bitten.

Weitere Beiträge in dieser Schrift sind Wagner, Tobias; Westerfeld, Johan Marcellus; Hoefel, Johann; Gundelfinger, Joh. Cunrad; Guldenadler,

Nicolaus; Zieglerus, Christophorus; Haakius, Daniel; Wildeisen, Joh. Melch.; Epplin, Johann Henricus; Höslin, Joh. Conrad.

Aus dem Jahr 1669 stammen zwei neu aufgefunden Gedichte; beide sind in Latein abgefasste Glückwunschgedichte zum erfolgreichen Abschluss von Disputationen in Straßburg.

Das erste dieser Gedichte bezieht sich auf die historisch-theologische Disputation Nicolaus Kobelts (Titel 8, S. 27f.), der unter dem Vorsitz des Straßburger evangelischen Theologen Balthasar Bebel (1632–1686) promoviert wurde. Neben Moscheroschs Text gibt es weitere Beiträge des Straßburger Universitätslehrers Sebastian Schmidt (1617–1696), Theologe und Orientalist, der zu jener Zeit Dekan der Theologischen Fakultät war, und des Pfarrers an der Kirche St. Peter in Straßburg, Elias Kolb (1617–1696).

Kobelt kam, wie schon erwähnt, aus Nördlingen, und Quirin Moscherosch hat ihn sicher bei seinen Studien beraten und in irgendeiner Form auch betreut. Damit konnte er zugleich die Verbindung zu J.C. Gundelfinger aufrecht erhalten und bestärken, da dieser Kobelt gleichfalls unterstützt hatte. Zudem war Quirin vermutlich nicht unbeteiligt, dass Kobelt später im Hanauerland als Pastor sesshaft werden konnte.

Dieses Beziehungsgeflecht äußert sich sowohl im deutschen wie im nachfolgenden lateinisch abgefassten Textteil des Glückwunschgedichts, die beide ausdrücklich auf J.C. Gundelfinger Bezug nehmen und ihn preisen. Auch die als Gesamtüberschrift fungierenden Textzeilen machen deutlich, wie sehr Quirin Moscherosch Gundelfinger als einem seiner wichtigsten Gönner nahe stand, bezeichnet er sich doch einmal mehr als ‚des großen Gundelfingers angenommener Sohn‘:

MAGNI GUNDELFINGERI  
Filius adoptivus  
QUIRINUS MOSCHEROSCH [...]

Erst im zweiten Teil spricht er den zu ehrenden *Nicolaus Cobelt* an (...*mi COBELT* [mein Kobelt!]), dem er eine gleiche Gunst erweisen wollte, wie sie ihm zuvor Gundelfinger gewährt hatte. Die Namen der beiden Geehrten sind anagrammatisch gestaltet, wie wir es von Q. Moscherosch aus zahlreichen anderen Texten kennen. Dazu passt stilistisch das Chronogramm (=1668) am Schluss des Textes, einmal in lateinischer und dann in deutscher Fassung:

Anno  
DoMine. ChrIste. aVXILlare!  
Vel, ut magno Gundelfingero  
placet.  
**MeIn trost VnD hVLff Ist IesVs Christ.**

Das zweite Gedicht ist ein Glückwunsch zur Disputatio Theologica von Johann Gebhard aus Kempten (Titel 9), der unter dem Vorsitz des bereits erwähnten Straßburger Theologen Sebastian Schmidt seine Dissertation verteidigte. Die Schrift liegt in zwei Druckversionen vor (9a, b), die Texte der Beiträger aber sind identisch. Neben Q. Moscheroschs Beitrag stehen kurze lateinische Widmungstexte des Disputationsvorsitzenden Sebastian Schmidt sowie von Johann-Philippus Scheffer und – in französischer Sprache – von Remond Scheffer.

Q. Moscherosch ist auf S. 31 der Disputationsschrift mit einem 8-zeiligen lateinischen Gedicht vertreten, dem ein anagrammatischer Dreizeiler vorangestellt ist. Mit diesem kleinen Text findet sich ein weiterer Beleg für Quirin Moscheroschs Hang zum kreativen Umgang mit Sprache, auch wenn der übrige lateinische Text sich im Rahmen konventioneller theologisch-universitärer Kasualpoetik bewegt, einschließlich der namentlichen Widmung:

[...]  
*Adjiciebat*  
*Manus officiosa*  
 QUIRINUS MOSCHEROSCHII,  
 Pastoris Hanoici.

Mit beiden Glückwunschgedichten werden auch nochmals die andauernden Beziehungen zur Straßburger Universität, an der er selbst studiert hatte, und zu wichtigen Kirchenvertretern in Straßburg deutlich.

Die engen Beziehungen zu J.C. Gundelfinger drücken sich schließlich in dem mit persönlichen Hinweisen versehenen Trauergedicht anlässlich des Todes (1671) von Gundelfingers Sohn Heinrich Gottfried<sup>67</sup> aus (Titel 10). In 15 Strophen beklagt Q. Moscherosch den Verlust des Toten für die Familie Gundelfinger und die Stadt Nördlingen. Dabei kommt er auch auf die große Bedeutung des Vaters für ihn selbst zu sprechen, die man – trotz der üblichen poetischen Überhöhung und rhetorischen Pflichtübung – aus seinen Versen durchaus herauslesen kann:

11.

Ich trag' ein herzlichs Leid mit Euch und Euerm Stammen/  
 Dem ich so hoch verpflichtet. Ja/ wann ich däncke dran/  
 Was Er für Gutthat mir erzeigt/ so schlägt zusammen  
 Ob mir ein Zährenfluß/ so starck er flüssen kann.

...

Am Thränen Sonntag JESu/ mit  
 Thränen aufgesetzt  
 Von  
 Quirino Moscherosch/ Pfarrern  
 zu Battersweyr

Auch die Unterschrift scheint von seiner sonst üblichen in dieser Hinsicht abzuweichen und stärker Emotionalität zu signalisieren. Im Text steht übrigens auch ein Beitrag jenes Nicolaus Kobelt (hier mit der Namensvariante *Kobel*), mit dem zusammen Quirin die zuvor beschriebene Neujahrschrift für den Vater des Verstorbenen verfasste.

Q. Moscheroschs Beitrag zu Theophil Spizels *Templum Honoris Reseratum ... 1673* (Titel 11) dokumentiert Beziehungen auch nach Augsburg. Von dort stammten etliche hanau-lichtenbergische Pfarrer,<sup>68</sup> unter ihnen auch der in Buchweiler residierende kirchliche Dienstherr Q. Moscheroschs, Superintendent Georg Wegelin.<sup>69</sup> Wie diese Beziehungen allerdings zustande kamen und ausgestaltet waren, bleibt vorerst unklar. Bereits 1669 war ein Werk Quirins in Augsburg gedruckt worden, ein *Fasciculus anagrammatus Hanoicorum ...*, erschienen bei Jakob Koppmayer, dem Kompagnon des Druckers Jakob Göbel.<sup>70</sup>

Theophil Spizel (1639–1691) war in jungen Jahren bereits ein berühmter lutherischer Theologe (und daneben auch Sinologe), der zu jener Zeit an der St. Jakob-Kirche in Augsburg als Diakon wirkte.<sup>71</sup> Sein Werk stellt namhafte Theologen in Bild und Text vor, versehen mit ausgewählten (meist bereits vorhandenen) Widmungsgedichten bzw. Trauergedichten und Nachrufstexten. Der in Spizels *Templum Honoris Reseratum ...* (1673) auf der Seite 291 abgedruckte Text ist daher eigentlich auch kein ‚neues‘ Werk Q. Moscheroschs, sondern nur der auszugsweise Wiederabdruck eines lateinischen Textes, den Quirin zusammen mit einem längeren deutschen Gedicht, der „Trias Sonnetica Dannhaweriana“, 1658 als Nachruf auf den Straßburger Theologen und Münsterprediger Johann Conrad Dannhauer verfasst hatte.<sup>72</sup> Q. Moscheroschs Präsenz in Th. Spizels Werk – auch wenn er nur einer von über 50 Beiträgern ist – zeigt aber doch, dass er sich auf dem Gebiet theologisch-gelehrter Kasualpoesie einen Namen gemacht hatte. Unterzeichnet ist der Wiederabdruck mit *Quirin Moscherosch*, ohne einen Verweis auf seine berufliche Stellung wie er in der Vorlage vorhanden ist. Vermutlich zeichnet dafür und für die Textauswahl allein der Herausgeber verantwortlich, der die meist viele Jahre früher erstmals veröffentlichten Epicedien, wie damals durchaus üblich, ohne Rückfrage bei den einzelnen Autoren in sein Werk aufgenommen haben dürfte.

Bei dem letzten der neu aufgefundenen poetischen Werke (Titel 12) handelt es sich um ein Widmungsgedicht für Günter Heilers 1674 bei Georg Andreas Dolhopff in Straßburg erschienenenes religiöses Erbauungsbuch *Süsse Jesus-Gedancken ...*, ausgeschmückt mit bildlichen Darstellungen. Günter Heiler hat es der verwitweten hanauisch-lichtenbergischen Gräfin Anna Magdalena gewidmet, so wie Q. Moscherosch es mit seinem Sammelband *Hanauische Lob- Lied – Lust – Lehr- und Leid-Gedichte* (Straßburg 1668) einige Jahre zuvor getan hatte. Für Quirin Moscherosch war es ohne Zweifel eine besondere Ehre, in einem Werk des aus Halle a.d.S.

stammenden, nun in Buchweiler residierenden hanauischen Hofpredigers und Superintendenten G. Heiler (1645–1707) – er veröffentlichte später noch eine ganze Reihe mehrfach aufgelegter religiöser Werke – vertreten zu sein, und zwar als der erste von zwei Beiträgern (ein dritter – Johann Preusserus – verfasste die Verse zum Porträt Heilers). Denn Heiler – obwohl 15 Jahre jünger als Quirin – war damals sein oberster kirchlicher Vorgesetzter und galt als berühmter Kanzelredner und Gelehrter.<sup>73</sup> Beide kannten sich somit dienstlich, und sie müssen sich auch bei verschiedenen kirchlichen Anlässen und Zusammenkünften der hanau-lichtenbergischen Pfarrer persönlich begegnet sein, etwa 1671 bei dem Begräbnis von Sophia Sybilla Hüffel (sie war die adlige Hofmeisterin der hanau-lichtenbergischen Landesherrin Anna Magdalena, geb. Pfalzgräfin bei Rhein) am Hof in Rheinbischofsheim. Für ihre Trauerschrift hatte jeder von ihnen ein Epihedium beigetragen, wobei Q. Moscherosch umfangreich seine poetischen Fähigkeiten unter Beweis stellte.<sup>74</sup> Mit zu dieser besonderen Auszeichnung durch G. Heiler beigetragen haben dürfte zudem Quirins ein Jahr zuvor erfolgte Veröffentlichung seines *Blumen-Paradiß* (1673) und seine ihm zugleich verliehene Mitgliedschaft im Pegnesischen Blumenorden, auf die er in der Zuschreibung auch explizit verweist:

Zur Bezeugung bereitwilligster Dienste aufgesetzt von Quirino Moscherosch/  
Pfarrern zu Bodersweyer/der Löbl. Blumen=Genoßschafft an der Pegnitz Mitgenoß.

Als Beiträge Quirin Moscheroschs gedruckt wurden zwei deutsche Gedichte, ein vierstrophiges Liedgedicht und ein dreistrophiges anagrammatisches Gedicht, die beide Heilers Werk in überschwänglichen Tönen loben:

3.  
Diese Jesus=Schriften/  
Die Herrn Heilern stiftten  
Liebe und Lob bey später Welt.  
Wer so Jesu dienet/  
Dessen Name grünet/  
Hie und dort im Himmel=Feld  
[...]

Auch die anderen beiden Beiträger waren in hanau-lichtenbergischen Diensten. Johannes Preusser (1636-1701) aus Wittenberg, als Ko-Rektor am Gymnasium in Buchweiler tätig, war gleichfalls ein renommierter Philologe und Theologe und Beiträger in vielen Gelegenheitsschriften der Zeit. Der Pfaffenhofener Pfarrer Georg(ius) Heise (Namensvariante: Heuse) aus Kücheln am Belt (Sachsen-Weissenfels) hingegen scheint literarisch sonst kaum hervorgetreten zu sein, und es ist nur relativ wenig über ihn bekannt.<sup>75</sup> Es mag eine persönliche, landsmannschaftliche Verbindung gewesen sein, die Heiler veranlasste, Heise um eine Zuschrift zu bitten.



Abb. 4: Titelkupfer zum Hochzeitsgedicht für J.L. Beil und C.D. Buchner (1675)

Heilers Werk war später weitaus erfolgreicher als Quirins *Poetisches Blumen-Paradiß*, wurde mehrfach aufgelegt und 1704 auch ins Schwedische übersetzt. Quirins poetische Zuschrift ist aber in den späteren deutschen Ausgaben (Straßburg 1678, 3. Aufl. Straßburg 1681, 4. Aufl. Lüneburg 1684) nicht mehr zu finden und – wie nicht unüblich – durch andere Beiträge ersetzt worden.

Mit diesen beiden Lobgedichten und den anderen von ihm nach 1673 verfassten Gelegenheitsgedichten, die er als Mitglied des Pegnesischen Blumenordens unterzeichnet hat, sowie mit seiner geplanten, aber wohl nicht mehr vollendeten größeren geistlichen Erbauungsschrift erfüllt Quirin jenes Versprechen, das er S.v. Birken nach seiner Aufnahme in den Orden gegeben hat:

Ja, alles was ich künftig noch werde schreiben u. dichten, Zu Gottes Ehr u. Zur Tugend Lehr also schlichten u. richten, da wolerwehnter Löbl. Blumen-Orden meiner keine Schande, sondern Vielmehr Ruhm u. Ehr haben möge; als viel Gott, mit seinem guten Geist, in mir schwachen wird mächtig seyn [...].<sup>76</sup>

Zugleich zeigen diese Beiträge ihn als zunehmend geschätzten und gesuchten Autor der Kasualpoesie. Bis heute ist diese Zuschrift an G. Heiler einer der letzten bekannten und gedruckten literarischen Beiträge von Quirin Moscherosch, auch wenn Q. Moscherosch trotz unruhiger Kriegszeiten bis zu seinem Tod am 22.4.1675 in Straßburg sicher noch über weiteren dichterischen Arbeiten saß.

Zu ihnen gehört das von Jürgensen (1994: 78) im Archiv des Pegnesischen Blumenordens entdeckte Hochzeitsgedicht (Titel 13) für den Kaufmann Johann Leonhard Beil jr.<sup>77</sup> und Catharina Dorothea Buchner.

Dieses Hochzeitsgedicht stellt den letzten uns bisher bekannten gedruckten Text von Q. Moscherosch dar [gedruckt vermutlich in Straßburg 1675]. Das gestochene Titelblatt – es deutet vom Layout auf den Straßburger Drucker Johann Wilhelm Tidemann – zu diesen ‚Ehrenversen‘ trägt die Inschrift *Der Liebe Brunst in Wechsel-Gunst*, auf die sein erster Gedichtbeitrag (*Gedancken Uber das Kupferblat*) Bezug nimmt. Er unterschreibt seine ‚Gedancken‘ mit

So wünschet eilfärtig doch Hertz-brünstig ein verbundener Freund.

Das daran anschließende eigentliche Hochzeitsgedicht, von Q. Moscherosch mit seinem Gesellschaftsnamen *Filander* unterzeichnet, ist mit 168 Zeilen ungewöhnlich umfangreich. Auch vom Inhalt her ist es eher ungewöhnlich, da es fast zur Hälfte aus einer Beschreibung der Schrecken und Einwirkungen des Krieges besteht, die hier mit hoher Wahrscheinlichkeit auch Quirins eigene Erfahrungen widerspiegeln. Abgemildert ist diese Schilderung jedoch durch die Einkleidung in Form des Schäfergedichts, in dem Quirin in der Rolle des Blumen-Hirten *Filander* (so war ja sein Gesellschaftsname im Pegnesischen Blumenorden) die Brautleute, unter Einbezug anagrammatischer Verse, beglückwünscht und hoch leben lässt. Detaillierte Auskunft über die Beziehung Q. Moscheroschs zum Brautpaar erhalten wir aus dem Text aber nicht und es bleibt daher unklar, in welcher Art Verbindung Q. Moscherosch zu J.L. Beil jr., Angehöriger einer angese-



henen Nürnberger Kaufmanns- und Ratsherrenfamilie, stand. Eine reine (und bezahlte) Auftragsarbeit dürfte es aber nicht gewesen sein.

Den Typus des Rollengedichts machen bereits die Eingangsverse deutlich:

I L  
A? Ω!

**S**ter/wo der Ringigflusß so viele tausend Tannen  
führt jährlich in den Rhein / dem edlen Straßburg zu/  
zum Bau und Brücken-Holz/ daß mancher fragt: Von wannen  
sie alle kommen doch? gedachte seiner Ruh  
Filander/ deren er/vor dem/ des Orts genossen/  
wann/unfern Sittewald/er seiner Wollen-Herd  
zur grünen Tafel pfiff ein Liedlein/ das geflossen  
aus Klaros Brunnen-Rinn/ wie er es nur begehrt.  
Ach Du! erseuffet er: wie weit hat es gefehlet  
der Rechnung dieses Lands/ seit ihm die Freuden-Sonn  
begn hohen Tag erlischt/ das Volk zur Schlecth gezehlet/  
das bisher hat gelebt in eitel Freud und Wonn.

A ij.      Waff

In seiner Schäferrolle, die er Jahre zuvor schon bei seinem eigenen Hochzeitsgedicht und demjenigen für S.v. Birken recht virtuos ausfüllte, fühlte sich Q. Moscherosch offensichtlich Zeit seines Lebens poetisch zu Hause. Vom *Pegnesischen Lust- und Kunst=gefilde* seiner eigenen Hochzeitsschrift über das *Lämmerhölzlein Oberweißherd* [i.e. seine Pfarrei Boderßweiher] als Wirkungsort (so im Hochzeitsgedicht an S.v. Birken 1674)<sup>78</sup> ist es nur ein kleiner Schritt zu seiner *Hirten-Hütte/ auf der Oberwiese unfern Sittewald* [i.e. wiederum Bodersweiher bei Willstatt], die er in diesem Gedicht als seine – Filanders – poetische Werkstatt angibt:

Beiden löblich verlobten / zu sonderbaren Ehren / über  
schickte es / aus seiner Hirten-Hütte / auf der Ober-  
wiese unfern Sittewald / kurz vor seinem selb-  
gen End / der Blumen-Girt

(S) (S)      Filander.

Aufhorchen lässt hier der Hinweis auf den Zeitpunkt der Übersendung des Textes, *kurz vor seinem* [i.e. Filanders] *seeligen End*. Möglicherweise schrieb Q. Moscherosch diese für die barocke Dichtung ungewöhnlich persönlich gefärbten Hochzeitsverse schon unter dem Eindruck seiner fiebrigen Krankheit, der er kurze Zeit später im Straßburger Exil erlag.

Ob darüber hinaus noch mehr poetische Texte von Q. Moscherosch erhalten sind, scheint fraglich, zumal seine Ehefrau als mögliche Nachlassverwalterin einen Monat vor ihm verstorben ist und sein ältester Sohn Carl Gottwald, der an der Druckvorbereitung seines *Blumen-Paradiß* in Nürnberg unmittelbar beteiligt war (Besuche bei S.v. Birken),<sup>79</sup> außer Landes wohnte (in Burggräfenhausen bei Friedberg in der Wetterau). Da aber bisher viele der poetischen Werke des Autors an Orten zu finden waren, deren Bestände weder systematisch erschlossen noch für solche Textfunde nahelegend sind, lassen sich weitere vereinzelt Schriftfunde nicht ausschließen.

Am positiven Bild der Beurteilung des Autors Q. Moscherosch und seiner poetischen Grundtendenz dürfte sich jedoch nach den vorgestellten Funden kaum mehr Wesentliches ändern. Früher abqualifiziert als „versifex“ und Anhängsel seines Bruders (mit dem er bis heute noch verwechselt wird),<sup>80</sup> hat die neuere Literaturgeschichtsschreibung seine Verdienste als Mitträger bedeutender sozialer, theologischer und geistig-literarischer Strömungen, als begabten ‚Hofpoeten‘ der Grafen zu Hanau-Lichtenberg und als poetisch kunstfertiges und letztlich verdientes Mitglied des Pegnesischen Blumenordens gewürdigt. Wenn es gelänge, in diesem Zusammenhang durch Brieffunde und Archivmaterialien noch seine Beziehungen zu Grimmelshausen<sup>81</sup> und seinen berühmten Gönnern und Freunden genauer darzustellen und vielleicht sogar noch ein Porträt ausfindig zu machen (von dem wir wissen, dass es Quirin zumindest plante, und das bei seinem Schwager Johann Hübner ja erst im Jahr 2001 wieder bekannt gemacht wurde<sup>82</sup>), wäre sein literarhistorisches Gesamtbild fast perfekt.

#### Literatur

- Aschkewitz, Max (1984): Pfarrergeschichte des Sprengels Hanau („Hanauer Union“) bis 1968. Nach Lorenz Kohlenbusch bearb. von M. Aschkewitz. Teil 1, Marburg 1984 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, 35/ Kurhessisch-Waldeckisches Pfarrerbuch, Bd. 2).
- Battafarano, Italo M. (Hrsg.) (1991): Georg Philipp Harsdörffer. Ein deutscher Dichter und europäischer Gelehrter. Bern u. a. (Ricerche di cultura europea, Bd. 1).
- Batzer, E. (1913): Zur Lebensgeschichte Quirin Moscheroschs. In: Die Ortenau 4, 145–149. BBKL = Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, hrsg. von Friedrich Wilhelm Bautz, fortgeführt von Traugott Bautz [ab Bd. III]. Bde 1–2 Hamm 1990; Bde. 3–17 Herzberg 1992ff.; Bde. 19ff. Nordhausen 2001ff.
- Bircher, Martin/Mannack, Eberhard (Hrsg.): Deutsche Barockliteratur und europäische Kultur. Hamburg 1977 (Dokumente des Int. Arbeitskreises für deutsche Barockliteratur, Bd. 3).
- Breuer, Dieter (Hrsg.): Religion und Religiosität im Zeitalter des Barock. Teil I, II. Wiesbaden 1995 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, Bd. 25).
- Fluck, Hans-Rüdiger (1975): „Ergezigkeit in der Kunst“. Zum literarischen Werk Quirin Moscheroschs (1623–1675). In: Daphnis 4. 1, 13–42.

- (1976): Quirin Moscherosch – ein ‚Nachbar‘ Grimmelshausens. In: *Daphnis* 5. 2–4, 549–566.
- Friedrichs, Christopher R. (1979): *Urban Society in an Age of War: Nördlingen, 1580–1720*. Princeton, New Jersey: Princeton University Press.
- Jürgensen, Renate: *Utile cum dulci. Die Blütezeit des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg 1644 bis 1744*. Wiesbaden: Harassowitz 1994.
- Kosch, Wilhelm (1953): *Deutsches Literatur-Lexikon*. Bd. II, 2. Aufl., Bern.
- Moscherosch, Otto (1951): Zur Genealogie der Moscherosch. Zum 350. Geburtstag des Dichters „Philander von Sittewald“. In: *Hessische Familienkunde* Bd. 1, H.9/10, 197–204.
- Moscherosch, Quirin (1668): *Hanauische Lob= Lieb= Lust= Lehr= vnd Leid=Gedichte aufgesetzt von Quirin Moscherosch*. Straßburg: Johann Wilhelm Tidemann.
- (1670): *Letzter Ehren-Dienst Sieben grossen Gönnern/ und vertrauten Herzens-Freunden/ Sonderlich ..Herrn Johann Cunrad Gundelfingern/..Seinem grösten Herzens-Freunde/ Gönnern und Gutthätern/... erweisen von Quirino Moscherosch.... Nördlingen/ bey Friderich Schultes [1670]*.
- (1673) *Poetisches Blumen-Paradiß/ aus der H. Bibel : Denen I. Büßfärtigen/ II. Gottgelassenen/ III. Jesum liebhabenden Seelen/ Zu ergetzlichen Nutzen gepflanzt/ und mit vielen andächtigen Bildern ausgeziret / von Quirino Moscherosch/ Gräfl. Hanauischen Pfarrern/ und der löblichen Blumenoßschaft Mit-Gliede*. Nürnberg: Fel Becker.
- Röder, Thomas (2001): Noch einmal: Johann Hübner, „Violist“ (1631–1676). In: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg* 88, 187–202.
- Schäfer, Walter Ernst (1982): *Johann Michael Moscherosch. Staatsmann, Satiriker und Pädagoge im Barockzeitalter*. München: C.H. Beck.
- (1985): Quirin Moscherosch als Poet am Hof in Rheinbischofsheim. In: *Die Ortenau* 65, 134–146.
- (1994): Johann Hübner, ein blinder Nürnberger Musiker und Poet, Schüler Quirin Moscheroschs (1631-?). In: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg* 81, 73–92.
- (2002): Quirin Moscherosch und sein älterer Bruder Johann Michael. In: *Die Ortenau* 82, 111–122.
- Schildberg, Gerhard Ch.(1979): *Le Pastorat du comté de Hanau-Lichtenberg de 1618 à 1789. Trois tomes*. Strasbourg [Thèse présentée en vue de l’obtention du doctorat Es-Sciences historiques devant la Faculté d’Histoire de l’Université de Strasbourg].
- (1999): *Die hanauischen Pfarrer von Bodersweier und Zierolshofen*. Kehl-Zierolshofen.
- Schildberg, G.[erhard] Ch. (2002): *Series pastorum, diaconorum et praeceptorum. Comitatus Hanau-Lichtenbergensis ab anno 1545 ad annum 1793, vel 1803*. Kehl-Zierolshofen [Selbstverlag].
- Schilling, Michael (1989): „Der rechte Teutsche Hugo“. Deutschsprachige Übersetzungen und Bearbeitungen der „Pia Desideria“ Hermann Hugos SJ. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift*, NF. 39, 283–300.
- Steinmeyer, Elias von (Hrsg.): *Die Matrikel der Universität Altdorf*. 2 Bde. Würzburg 1912.
- Voges, Dietmar-H. (1998): *Nördlingen seit der Reformation. Aus dem Leben einer Stadt*. München: C.H. Beck.
- Will, Georg Andreas: *Geschichte und Beschreibung der Nürnbergischen Universität Altdorf*. Neudruck der 2. Ausgabe Altdorf 1801 mit Nachträgen von Christian Conrad Nopitsch. [Reprint] Aalen 1975.

## Anmerkungen

- 1 Alle Informationen zur Zielsetzung, den teilnehmenden Bibliotheken und zur Durchführung des Projekts sowie der Recherchezugang finden sich unter der Webadresse <http://www.vd17.de>
- 2 Ich danke insbesondere dem Direktor der Ratsschulbibliothek Zwickau, Herrn Dr. Lutz Mahnke, für die Anfertigung von Textkopien.
- 3 Schäfer (1985, 1994, 2001).
- 4 Die Angabe von Jürgensen (1994: 78), Q. Moscherosch habe 1674 als Pfarrer in „Hanau“ gelebt und sei von dort durch den Krieg vertrieben worden, stimmt so nicht (wenn sie damit nicht ausdrücklich die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, das spätere Hanauerland, gemeint haben sollte).
- 5 Schildberg (2002: 273 u. 275). Damit widerlegt er die Darstellung von Schäfer (1985:135), der die Pfarrstelle in Bodersweier als eine „stattliche Pfarrei“ bezeichnet.
- 6 Dazu jetzt detailliert Schildberg (2002).
- 7 Zur Einschätzung dieser Übersetzung in der langen Reihe der Übersetzungen und Bearbeitungen siehe Schilling (1989, bes. 289ff.).
- 8 Zur Geschichte des Pegnesischen Blumenordens und den Dichtungen seiner Mitglieder siehe die ausführliche Darstellung von Jürgensen (1994).
- 9 Erhalten sind im Archiv des Pegnesischen Blumenordens (heute im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg aufbewahrt) nur die Briefe Moscheroschs, nicht die in S.v. Birkens Tagebüchern verzeichneten Antwortbriefe. Vgl. zu Details dieser Korrespondenz Fluck (1975:33ff.).
- 10 Zur Position, den Aufgaben, der Arbeitssituation und der oft verschleppten Bezahlung der Pfarrer in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg informieren umfassend die aus den Quellen erarbeitete Darstellung von Schildberg (1979) sowie die Einzelbeschreibungen des Autors der hanau-lichtenbergischen Pfarreien (u. a. zu den Pfarrbüchern in Auenheim, Bodersweier, Leutesheim und Freistett). Zu Q. Moscheroschs Pfarrtätigkeit in Offendorf und Bodersweier siehe Schildberg (1999:38ff.).
- 11 Brief an S.v. Birken vom 19. Sept. 1672, zit. nach Fluck (1975:34).
- 12 Vgl. zur Rolle des Neulateinischen, zu Formen und Gehalt pastoraler Dichtung sowie zu Anlässen und Funktionen des barocken Gelegenheitsgedichtes u. a. die einschlägigen Beiträge (insbesondere Bristol, Forster, Garber, Leighton, Wiedemann) in Bircher/Mannack (1977) und zur Rolle von Religion und Religiosität die beiden von Breuer (1995) herausgegebenen Themenbände.
- 13 Einen ersten Hinweis auf diese Schrift gibt Jürgensen (1994:78), die ein Exemplar im Archiv des Pegnesischen Blumenordens [(GNM/ Archiv P.Bl.O. 41 (5)]. eingesehen hat. Sie teilt allerdings nicht mit, dass Quirin Moscherosch selbst mehrere Gedichte zu diesem Werk beigetragen hat.
- 14 Der einzige bisher in der Bayerischen Staatsbibliothek nachgewiesene Druck ist dort verschollen, vgl. Fluck (1975:26).
- 15 Jürgensen (1994:78) gibt nur die Überschrift und die erste Zeile des zweiten Teils – eines Sonetts – dieses Kasualgedichtes an, das als Nr. XXXIII in der Trauerschrift erscheint und mit Einfältiges Traur-Gedanken ... überschrieben ist. Als Quelle benutzt hat sie ein Expl. der Trauerschrift in der Stadtbibliothek Nürnberg (StBN Gen S. 206,2).
- 16 Vgl. dazu Schäfer (1994:76f.).
- 17 Vgl. Jürgensen (1994:74ff.) und Will (1801/1975:170f.).
- 18 Vgl. zu Leben und Werk J.G. Volckamers u. a. Renate Jürgensen in: Literatur-Lexikon, hrsg. v. Walther Killy, Bd. 12, 55.

- 19 Siehe Fluck (1975:18f.) und Schäfer (1994:77).
- 20 Freundliche Auskunft der Berliner Staatsbibliothek (Abt. Historische Drucke) nach einem Vergleich des eingebundenen Blattes mit einer von mir übersandten Textkopie aus Sauberts Trauerschrift.
- 21 Schäfer (1994).
- 22 Bei dem von Schäfer (1994:79) als ‚unbekannt‘ apostrophierten Herausgeber der Wochenschrift handelt es sich um Georg Ernst Waldau (1745–1817), Theologe und Prediger an der Kirche St. Lorenzen in Nürnberg und Mitglied des Pegnesischen Blumenordens. Vgl. dazu Waldaus Amtsbruder Christian Conrad Nopitsch in seiner Fortsetzung von Will's Gelehrtenlexikon, auf die ich durch die Webseite des Pegnesischen Blumenordens mit Hinweisen zur Mitgliedschaft Waldaus (Waldau war des Bücherdiebstahls verdächtig und sollte aus dem Orden ausgeschlossen werden) aufmerksam geworden bin (URL: [http://www.ai.fh-nuernberg.de/Professors/Kuegel/ Blumenorden/TAE-TER.HTM](http://www.ai.fh-nuernberg.de/Professors/Kuegel/Blumenorden/TAE-TER.HTM), 21.11.2003); auf dieser Seite auch ein Auszug der von Nopitsch zusammengestellten Veröffentlichungen Waldaus, mit Hinweis auf zwei Jahrgänge – „1782.1783.12“ – Wöchentliche Unterhaltungen zum Nutzen und Vergnügen. – Hübners Text selbst ist in einer Abschrift (oder auch der Niederschrift, denn Hübner war ja blind) erhalten, die sich in der Nürnberger Stadtbibliothek (StBN, Amb. 624,4) als Anhang einer Darstellung Nürnberger Lebensläufe von Zacharias Händler befindet (Röder 2001, Anm. 1).
- 23 Zitat nach dem Abdruck bei Schäfer (1994:85).
- 24 Schäfer (1985:135) und Fluck (1975:16) geben in Anlehnung an Batzer (1913) noch abweichend an, Quirin habe im Dezember 1649 geheiratet.
- 25 Freundliche Mitteilung von Dr. Jürgen König, Kirchliches Landesarchiv Nürnberg (12.02.2004).
- 26 Hanauische Lob= Lieb= Lust= Lehr= vnd Leid=Gedichte aufgesetzt von Quirin Moscherosch. Straßburg 1668, 57.
- 27 Details bei Schäfer (1982: 135ff. u. bes. 161).
- 28 Vgl. zu diesem amönen Treffpunkt der Pegnitzschäfer und seiner Geschichte Hermann Rusam: Vom Poetenwäldchen zum Irrhain des Pegnesischen Blumenordens. In: Frankenland 54, H. 1, 12–19, und Jürgensen (1994:29ff.).
- 29 Johann Michael Dilherr, Himmel und Erden. Das ist: Ungleiches Sinnen und Beginnen Derer, so Gott, und auch Derer, so die Welt lieben ... Nürnberg 1667.
- 30 Quirin Moscherosch, Letzter Ehren-Dienst Sieben grossen Gönnern/ und vertrauten Herzens-Freunden/ Sonderlich ..Herrn Johann Cunrad Gundelfingern/..Seinem grösten Herzens-Freunde/ Gönnern und Gutthätern/... erweisen von Quirino Moscherosch.... Nördlingen/ bey Friderich Schultes [1670], S. iijr.
- 31 Ebd.
- 32 Vgl. zu Klaj u. a. BBKL III (1992:Sp.1551–1555) und zu Harsdörffer BBKL II (1990: Sp. 571–572) und Battafarano (1991).
- 33 S. Anm. 30.
- 34 Dies gilt für den in der Ratsschulbibliothek Zwickau erhaltenen Druck. Das Exemplar im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg (Archiv PBLO Fasz, 41, Nr. 5) ist dagegen eine revidierte Fassung. Sie enthält zwar immer noch den Druckfehlerhinweis, aber gleichzeitig auch die Korrektur, einen dem Text nun vorangestellten Autorenhinweis (Hertz=wolmeynende setzete folgends auf Johann Klaj...).
- 35 Vgl. in diesem Sinne Schäfer (2002:112).
- 36 Siehe Röder (2001:200, Anm. 57 u. 201).
- 37 Vgl. Aschkewitz (1984:45ff.).

- 38 Hanauische Lob- Lied – Lust – Lehr und Leid-Gedichte (1668:38).
- 39 Biographische Angaben nach O, Moscherosch (1951:197) und Aschkewitz (1984:53).
- 40 Beide Texte in Hanauische Lob- Lied – Lust – Lehr- und Leid-Gedichte (1668:11f. u. 15f.).
- 41 Siehe zum Eintrag „Graff“ Steinmeyer (1912: Bd.1, 278 und Bd.2, 239).
- 42 1673 lässt er ihm ein Exemplar seines Blumen-Paradiß zukommen (Brief an S.v. Birken vom 7. Sept. 1673). Das Besondere dieser Beziehung betont auch Schäfer (1994:75f.).
- 43 Dazu detaillierter Schäfer (1994).
- 44 Beide Hinweise bei Röder (2001:200f.), in dessen Aufsatz auch der genannte Kupferstich reproduziert wird.
- 45 Details bei Schäfer (1994:91f.).
- 46 Immerhin widmete er anlässlich der Friedensfeiern in Nürnberg 1649 ein Gedicht in Form einer selbstkomponierten Arie Karl X. Gustav, dem späteren Schwedenkönig. Dieses Werk konnte er dem Widmungsempfänger persönlich überreichen und erhielt dafür fünf Dukaten ausbezahlt (s. Schäfer 1994:79 und Röder 2001:199).
- 47 Nach Röder (2001:188, Anm. 7).
- 48 Zitiert nach Schäfer (1995:86).
- 49 Röder (2001:187). Röder präzisiert damit den von Schäfer (1994:79) angegebenen Zeitraum „zwischen 1660 und 1673“.
- 50 Q.M. führt poetisch aus, dass seine Braut ihn gewissermaßen durch ihren Namen selbst erwählt habe und gibt dazu folgenden Randvermerk: Susanna zu teutsch eine Ros oder Lilien. Hierinn wird auff das Wappen gesehen/ so einen güldnen Sternen/ in einem grünen Maltheser Kreutz/ mit 4 weissen Rosen umgeben/ führet. – Das Familienwappen der Moscheroschs hat Schäfer (1985:137) folgendermaßen skizziert: „Es sind dies das sogenannte ‚Tatzenkreuz‘, das aus einem achtzackigen Stern und dem Kreuzeszeichen kombiniert ist, der Gitterhelm, die strahlende Sonne, die Rose, [...]“. Das Wappen findet sich auf dem Titelblatt von Quirin Moscheroschs Hanauische Lob- Lied – Lust – Lehr und Leid-Gedichte (Straßburg 1668) und auf dem Titelblatt der Epigrammsammlung seines Bruders Johann Michael Centuria Prima [-Sexta] Epigrammatum. Frankfurt 1665.
- 51 Siehe die entsprechenden Textstellen und Hinweise bei Fluck (1975) und Schäfer (1985).
- 52 Brief an S.v. Birken vom Januar 1674.
- 53 Siehe dazu Schäfer (1982:57f., 123f., 158f.,162f.).
- 54 Vgl. in diesem Sinne die Ausführungen von Schäfer (2002:113).
- 55 Fluck (1975:25 f. mit Anm. 58).
- 56 Es findet sich auf S. 51 des Gesamtwerkes.
- 57 Siehe die Angaben in BBKL, Bd.VIII, 1994, Sp. 388–394.
- 58 Quirin Moscherosch, Letzter Ehrendienst ...1670, S. ijr; der entsprechende Passus ist abgedruckt bei Fluck (1975:30f.).
- 59 Fluck (1975:26).
- 60 Damals Ehrentitel für Förderer und Wohltäter aller Art.
- 61 Die beiden anderen werden mit Textauszügen kurz vorgestellt bei Fluck (1975: 28ff.).
- 62 Zur Vita Kobelts, der 1680 Pfarrer in Kork wurde, s. Schildberg (2002: Bd. 1, 424).
- 63 Was hat der theure Mann [i. e. J.C. Gundelfinger] für Gutthat den Studenten Erwisen da und dort/ die all' Ihn Vatter nennten  
Er wars auch in dem werck/ Wie nur Mein Kobelt diß  
(Der andern nicht gedacht) erfahren; [...] (Letzter Ehrendienst...1670)( ) (ij).

- 64 Auf diesen Text hat zuerst Jürgensen (1994:78) hingewiesen, ohne allerdings den Titel dieser Schrift zu nennen.
- 65 Er ist in einer früheren Trauerschrift auf den Tode der Ehefrau Styrzels mit einem Gedicht vertreten.
- 66 Dazu einige Hinweise bei Fluck (1975:31).
- 67 H.G. Gundelfinger (1638–1671) hatte wie sein Vater in Altdorf studiert, war angesehener Jurist und Konsulent der Stadt Nördlingen und nach 1663 fürstlich württembergischer-weitling. Rat.
- 68 Zur Herkunft dieser Theologen siehe die Übersichten bei Schildberg (1979).
- 69 Zu den Lebensdaten s. Schildberg (2002: Bd. 2, 914), wo auch etliche Schriften Georg Wegelins angeführt sind, die aber offensichtlich verwechselt wurden und seinem Nachfolger Günther Heiler zuzuschreiben sind (z.B. Süsse Jesus Gedancken. Straßburg 1674). Unmittelbaren Einfluss auch auf Q. Moscheroschs Pfarrertätigkeit nahm Wegelins Hanauische Kirchen- und Schulordnung (1659), die ausführlicher ebenfalls Schildberg (1980:Bd. 1, 33) beschrieben hat.
- 70 Der genaue Titel und die Fundstelle bei Schäfer (1985:135 und 146, Anm. 2). Auch Schäfer gibt allerdings keinen Hinweis, warum dieses Werk nicht im nahe gelegenen Straßburg gedruckt wurde.
- 71 Daten zu Leben und Werk Th. Spizels nach BBKL Bd.10 (1995: Sp.1040–1041).
- 72 Ein Exemplar dieser von Johann Georg Wetzel herausgegebenen Trauerschrift befindet sich in der UB Freiburg unter der Signatur K 8784 i, vgl. Fluck (1975:21). In diesem Exemplar steht der Text unter der Überschrift Titulus auf der Seite 87f. – Zu J.K. Dannhauer siehe u. a. Kosch (1953: Bd. II, Sp.984f.).
- 73 Zu seinen Lebensdaten siehe Schildberg (2002: Bd. 1, 303)
- 74 Vgl. zu dieser Schrift und ihrer Bewertung hinsichtlich dieser beiden Beiträge detailliert Schäfer (1985:140ff.).
- 75 Zur Biographie der beiden Autoren siehe Schildberg (2002: Bd. 1, 328 und Bd. 2, 645).
- 76 Brief an S.v. Birken vom 16. Juni 1673, zit. nach eigener Darstellung (Fluck 1975:36).
- 77 J. L. Beil jr. war der Sohn des gleichnamigen Nürnberger Ratsherrn und Kaufmanns (1591–1675), der zu jenen wohlhabenden Kaufleuten gehörte, deren Unterstützung für den Pegnesischen Blumenorden sich S.v. Birken versichert hatte (vgl. Jürgensen 1994: 40). – In der Harold Jantz Collection of German Baroque Literature ist von J.L. Beil jr. ein Epigramm zu einem Porträt von Friedrich Buchner jr. wie folgt verzeichnet:  
Beil, Johann Leonhard, Jr.  
Diß ist das Edle Blut, den Gott und Mensch geliebt.  
[Nürnberg]. 1667  
Jantz No. 470a [3538]; obl. 4. engr.; Four-line epigram under the portrait of Friedrich Buchner, Jr. (1647–1665), landscape background with surveyors, engraved by Joh. Alexander Böner, 1667. Memorial tribute from the brother-in-law of the deceased.  
Reel: 90
- 78 Die komplette Unterschrift bei Fluck (1975:41).
- 79 Die Besuche seines Sohnes und seines Schwagers Johann Hübner sind in den Tagebüchern von S.v. Birken für das Jahr 1673, dem Druckjahr von Moscheroschs Blumen-Paradiß, genau verzeichnet. Z.B. ist für den 2. Juli 1673 zu lesen: „Hübner mit den Jungen Moscher[osch] eingek[ehrt] vom Patre einen Brief u. die 12 Th[a]l[er] pro Felseck[er] zum Dr[uck]“ (Die Tagebücher des Sigmund von Birken, Bd.2, hrsg. von Joachim Kröll. Würzburg 1974, 216).

- 80 So wurde in dem sonst überaus verdienstvollen und uns so hilfreichen „Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts“ erneut (bis Februar 2004) als Verfasser von Quirin Moscheroschs „Kriegessturm und Siegesturm“ (Straßburg 1658) sein Bruder Johann Michael angegeben (diese Verwechslung wurde inzwischen auf einen entsprechenden Hinweis von mir berichtigt).
- 81 Vgl. zur Nachbarschaft der beiden Autoren Fluck (1976).
- 82 S. Anm. 44.



## Unbeachtete oberrheinische Bäder-Lyrik aus dem 17. Jahrhundert

Elias Schads Gedicht über Peterstal und Griesbach (1607)  
und Johann Matthias Schneubers „Über die Sauerbrunnen  
mißbräuch“ (1655/56)

*Peter Heßelmann*

In der frühen Neuzeit erschienen Hunderte von Traktaten, die sich der Balneographie und der Balneologie widmeten.<sup>1</sup> Nahezu über jeden Badeort wurden – zumeist von Medizinern verfasste – Reklameschriften mit den speziellen Vorzügen der jeweiligen Heilquellen veröffentlicht, die man als Gaben des Schöpfers pries. Auch im deutschen Südwesten gab es zahlreiche prosperierende Mineralbäder mit beträchtlichem Fremdenverkehr.<sup>2</sup> Mehrere bäderekundliche Schriften gehen unter anderem auf die Sauerbrunnen in Griesbach und Peterstal sowie die in der Nähe befindlichen von Antogast und Rippoldsau ein.<sup>3</sup> Das Leben in den zum Amt Oberkirch gehörenden Renchtalbädern fand seinen literarischen Niederschlag in den vierziger, sechziger und siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts auch in den Werken von Moscherosch und Grimmelshausen. Dem regen Treiben in den Kurorten hat vor allem Grimmelshausen manche Anregung zu verdanken, die er in seinen Schriften verarbeitete. Die Sauerbrunnen spielen nicht zuletzt in der Biographie des Renchener Schultheißen eine wichtige Rolle.<sup>4</sup>

In der sommerlichen Badesaison suchten Kurgäste Heilung, aber auch Amusement und Abwechslung in den Ortenaubädern. Sie waren etablierte Institutionen der Gesundheitspflege und Orte des ständeübergreifenden geselligen Diskurses. Die Gäste, die sich hier zu Bade- und Trinkkuren einfanden, stammten aus allen sozialen Schichten und Berufsgruppen. Sie kamen von nah und fern, insbesondere jedoch aus dem benachbarten Elsass, aus dem nur wenige Meilen entfernten Straßburg, aus Baden und Württemberg sowie aus der Schweiz. Das keineswegs immer konfliktfreie Zusammenleben in den Kurorten regelten so genannte Badeordnungen, deren Missachtung nicht selten das Einschreiten der Obrigkeit provozierte. Auch für die Renchtalbäder, die besondere Rechtsbezirke waren, erließ die Landeshoheit im 17. Jahrhundert mehrmals der Sozialdisziplinierung dienende Vorschriften.<sup>5</sup> Die Badetraktate enthalten mitunter wichtige Informationen zur lokalen und regionalen Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte.

Zwei Jahre nach der von Herzog Friedrich von Württemberg erlassenen Badeordnung erschien erstmals 1607 in Straßburg eine vom dort praktizierenden Arzt Georg Graseccius (Graseck) verfasste ausführliche Monographie über Peterstal und Griesbach mit dem Titel *Fons Salvus Scatebra Pe-*

*trina: Das ist / GRündtliche Beschreibung der weitberümbten Brunnquellen des Heils / des genandten / Sant Petersthals vnnnd Griefsbachers Sauerwassers.*<sup>6</sup> Über Graseccius liegen nur spärliche biographische Daten vor. Sein Geburtsort und -datum sind unbekannt, er starb 1613 in Straßburg. Der offenbar renommierte Mediziner zählte in der Region am Oberrhein prominente Bürger, Adlige und Hochadlige zu seinen Patienten.<sup>7</sup> Sein Badetraktat ist dem Landesherrn Herzog Friedrich von Württemberg gewidmet und hat als Widmungsdatum den 22. Juli 1607. Graseccius, der auch als Badearzt in beiden Orten wirkte, nahm die auf den 5. April 1605 datierte Badeordnung, für deren Einhaltung der Amtmann zu Oberkirch zuständig war, in seine ausführliche Werbeschrift auf,<sup>8</sup> unterstrich die Nützlichkeit und Heilwirkungen der Brunnen, legte die chemische Zusammensetzung des Wassers und der Mineralien dar, gab die üblichen Anleitungen zum rechten Gebrauch des Bade- und Trinkwassers, zeigte die den Körper reinigende Kraft der Trink- und Badekur auf, erläuterte die Diätetik auf der Grundlage der Galenschen Humoralpathologie und das im Bad angemessene soziale Verhalten. Er weiß von Besuchern aus allen sozialen Ständen – vom Hochadel über die Geistlichkeit und das Bürgertum bis hin zur Unterschicht – zu berichten, die nicht nur aus der näheren Umgebung, sondern auch aus Lothringen, Burgund, der Schweiz und sogar aus Paris in die beliebten Bäder reisten.<sup>9</sup> Der Badearzt hebt die gesundheitsförderlichen Vorzüge einer Kur hervor: bei „guter dawlicher Essensspeiß“ und „annehmlichem Getränck“ solle man möglichst unbeschwert die Zeit mit „Müssiggang“ und „Spatzieren“ in „freundtlicher Gesellschafft“ und „holdseeligem Gespräch“ verbringen. Auf diese Weise könnten die Kurenden „das Gemüt erfrischen vnd die verlohrene Geister allgemach widerumb zu recht bringen: da sie sonst daheim in ihren Häußern / mit sorgen vnd angstbarkeit / vnd vberigen Hauß geschäftten vberflüßig beladen: mit vilfältigen Hadern vnd Zanckrn / die Geister commouirn.“<sup>10</sup> Er empfiehlt frühzeitigen Schlaf, erholsame Betruhe nach den Bädern und mäßige Bewegung in frischer Luft. Bei Straßburger Bürgern galt der regelmäßige Aufenthalt in der Sommerfrische des Sauerbrunnens geradezu als chic. Junge Patrizierinnen legten nach Zeugnis von Graseccius viel Wert auf eine jährliche Badereise, sodass sie eine diesbezügliche Regelung als Bedingung in ihre Ehekontrakte aufnehmen ließen.<sup>11</sup>

Die Werbeschrift von Graseccius enthält ein längeres Gedicht über Peterstal und Griesbach. Der Verfasser des Gedichts, Elias Schad, war im Erscheinungsjahr des Badetraktats von Graseccius (1607) bereits mehrere Jahre tot. So ist es nicht verwunderlich, wenn in seiner Sauerbrunnen-Lyrik ein direkter Bezug auf die Schrift *Fons Salvitis Scatebra Petrina* und ihren Autor fehlt. Der 1541 im sächsischen Liebenwerda geborene Schad war 1593 in Straßburg gestorben.<sup>12</sup> Der protestantische Theologe wurde 1570 Diakon an St. Aurelie zu Straßburg. 1574 verlieh man ihm den Magister-

titel. Von 1577 bis 1586 war er Pastor an der Kirche Alt-St. Peter. 1581 wurde er zum Domprediger ernannt. Im Jahr 1586 erhielt er eine Professur für Theologie und 1589 für Hebräisch an der Universität Straßburg. Schad spielte in den achtziger und zu Beginn der neunziger Jahre des 16. Jahrhunderts im kirchlichen Leben Straßburgs und an der Universität eine bedeutende Rolle. Besonders als Hebraist war er weit über Straßburg hinaus bekannt. Er verfasste mehrere lexikographische und grammatikalische Abhandlungen zur hebräischen Sprache. In einer von ihm eingerichteten Druckerei veröffentlichte er von ihm ins Hebräische übersetzte Texte des Neuen Testaments in hebräischen Buchstaben. Als theologischer Autor setzte er sich vornehmlich für die Bekehrung der Juden zum lutherischen Glauben ein. Schads 1589 verfasstes *Judicium De Theophrasti Paracelsi scriptis Theologicis. Das ist: Ein wolgegründt Vrtheil vber die Theologische Bücher Theophrasti Paracelsi* (erschienen Straßburg 1616) wandte sich vom Standpunkt der lutherischen Orthodoxie aus scharf gegen die Theologica des Paracelsus und seine Anhänger sowie gegen die Rosenkreuzer.<sup>13</sup>

Das Gedicht Schads wurde 1607 dem insgesamt 463 Seiten umfassenden Badetraktat von Graseccius angehängt.<sup>14</sup> Es ist nicht bekannt, in welchem Jahr Schad es geschrieben hat. Aus ihm geht hervor, dass er bis zur Abfassung des Lobgedichts die Bäder Peterstal und Griesbach zweimal besucht und sie nach seinen Kuren „zimlich“ gesund verlassen hatte. Wie es die Prosa einleitung zum Gedicht bereits ankündigt, geht es Schad in seinen Versen um eine poetische Darstellung der „Natur“, „Kraft“ und „Wirkung“ sowie um den rechten Gebrauch der Heilquellen. Zu Beginn des Gedichts hebt der Autor die Bekanntheit der Badeorte und den regen Tourismus hervor. Auch Schad weist darauf hin, dass die Kurgäste aus allen gesellschaftlichen Ständen kommen, um die Wirkung des Wassers zu nutzen und sich von Gebrechen heilen zu lassen. Im Sinne einer Werbung für die Brunnen werden zahlreiche Krankheiten aufgezählt, die man hier erfolgreich therapieren könne. Als Theologe und Prediger gelingt es Schad mühelos, mancherlei Bezüge zwischen dem Heilwasser aus Gottes Schöpfung und einschlägigen Bibelstellen herzustellen. Er erinnert dabei nicht zuletzt an Jesus Christus, der mit einem „Heilbrunnen“ verglichen wird, zu dem man sich wenden solle. Zum rechten Gebrauch der Brunnen sei es notwendig, den Anleitungen der Ärzte zu folgen. Es fehlt auch in Schads Versen nicht die belehrende Warnung vor dem Missbrauch des Kuraufenthalts: „Hüt dich für vberflüssigkeit / Für fressen / sauffen / vppigkeit.“ Der seelsorgerische Impetus des Predigers ist in dem Gedicht unverkennbar.

*Gemeiner Christlicher bericht  
von der Natur / Krafft / Würckung /  
auch rechtem gebrauch / des heilsamen Saur-  
wassers in dem Sant Petersthal vnd Griëß-*

*bach herfür quellendt / Reimensweiß gestelt:  
durch den Ehrwürdigen / Hochgelehrten  
Herren / M. Eliam Schad, Freypredigern  
vnd Professore der Schulen  
zu Straßburg.*

*SAnct Peters Brunn bin ich genandt /  
Sampt Gießbachern gar wolbekannt /  
Im Gbürg vnd Thal / auch weit fürbaß /  
Am Rheinstrom vnd in gantz Elsaß.  
Von welchen Orten etlich mahl /  
Zu vns sind kommen ohne zahl:  
Viel Herren / Frawen / Arm vnd Reich  
An Kranckheit vnd Seuchen vngleich:  
Flüssig im Haupt / Augen vnd Brust /  
Am Rucken / Armen / vnd auch sust.  
Mit andern Blödigkeiten mehr /  
Die fast von Flüssen kommen her.  
Hauptweh / Schwindel / Schlag / Chiragra:  
Krampff / Lämm vnd schmerzlich Podagra.  
Vndäwig schwacher Mage / blöd /  
Vnfreundtlich auffreupfen vnd Söd /  
Auch hitzige vnrichtigkeit  
Die Magen / Lebr vnd Blut thut leydt.  
Die Scharpffe Gilb vnd Cholera  
Miltzsucht vnd Melancholia.  
Leibweh / Darmgicht / Vnfruchtbarkeit  
Vnd andre Weibliche Kranckheit.  
Blasen vnd Nieren schmerzlich weh /  
Von Schleim / Sand / Stein vnd andern meh.  
Flechten / Räud / Krätz / Wunden vnheil  
Auch sonst sehr viel Bresten vnd Feil.  
Abnemen / Schwulst / Giffte lange Seuch /  
Im Leibe / Glidern / Bein vnd Gleich.  
Solcher sind sehr viel kommen her /  
Haben erlangt nach jhrem bger.  
Daß sie mehrertheils ohne Feil /  
Heimzogen sind / Gesund vnd Heil.  
Ob solcher vnser grossen Krafft /  
Man sich verwundert vnd vergafft.  
Man hat vns kocht vnd distilliert /  
Auff Alchimistisch wol probiert /  
Von was Metallen vnd Miner*

Solch Krafft vnd Säwre komme her.  
 Einer sagt diß / der ander das /  
 Welchs man in seim werth bleiben laß.  
 Von vnserm anfang vnd Natur  
 Wir sind nicht mehr dann Wasser pur.  
 Doch wie zu Jerusolyma /  
 Der Teich im Spital Bethesda  
 Ward kräftig / heilsam vnd gesund /  
 Durchs Engels bwegung zu der stund:  
 Vnd zu Mara die bitterkeit  
 Des Wassers ward zur süßigkeit /  
 Durch ein Holtz / welches Moses fein /  
 Auff Gottes bfehl leget darein.  
 Vnd wie der Brunn zu Jericho  
 Fruchtbar ward / als Elisa do /  
 Des Herren Diener vnd Prophet /  
 Ein Schal voll Saltz darinne thet.  
 Vnd auch der gmeine Fluß Jordan /  
 Der nicht sehr weit fleusset davon /  
 Geheylet hat den Naeman  
 Des Syrischen Königs Hauptman.  
 Also wiß / daß der ewig Gott /  
 Vns solche Krafft gegeben hat /  
 Auß lauter milter Gnad vnd gut  
 Dadurch er guts euch Menschen thut.  
 Dann ob jhr wol mit Sünd ohn zahl /  
 Verdienet Kranckheit offermahl:  
 Laßt er doch wachsen auß der Erd /  
 Viel köstlich Kräuter / nicht ongferd /  
 Vnd laßt herquellen warm vnd kalt /  
 Vns heylsam Brunnen mannichfalt /  
 Dadurch mancher von schmertz vnd pein  
 Erlöset wird / gesund vnd rein.  
 Auch daß wir seyen sichtbar Bild /  
 Seiner Brunnlautern gnaden mild /  
 Vnd des rechten Heylbrunnens schon /  
 Welcher ist sein geliebter Sohn /  
 Der euch durch sein Verdienst vnd Huld /  
 Erlöst von Sünd / von Todt vnd Schuld.  
 Wer aber vns recht brauchen will /  
 Der geb wol acht auff dieses Ziel.  
 Erkenn sein Sünd vnd Missethat /  
 Damit er Gott erzürnet hat.

Den rechten Brunnen Jesum Christ  
 Im Glauben brauch zu aller frist.  
 Bitt demnach das Er durch sein Gnad  
 Verzeih sein Sünd vnd Missethat.  
 Vnd daß Er zu der Artzeney  
 Die er braucht / gebe sein gedey.  
 Dann nach seim will vnd wolgefall  
 Müssen sich richten vberall /  
 All Creatu / Artzney vnd Bronn /  
 Vnd was man find vnder der Sonn.  
 Daher kompt es / daß man vom Bad  
 Spricht / einem nutzt dem andern schad.  
 Sonst wie du vns gebrauchen soltst  
 Von Aertzten du erfahren wolst  
 Wie du dich sollest praeparirn /  
 Vnd so es ist von noth purgirn:  
 Wie vnd wievil man trincken soll  
 Wann vnd wems Bad bekomme wol.  
 Dann sie Gotts vnd der Natur knecht /  
 Hierinn dir könne rathen recht.  
 Darzu noth vnd erfahrung auch /  
 Werden dich lehren rechten gbrauch.  
 Eins will ich noch erinnern dich /  
 So du recht wilt gebrauchen mich.  
 Hüt dich für vberflüssigkeit /  
 Für fressen / sauffen / vppigkeit.  
 Maß ist in allen dingen gut /  
 Trinckern vnd Bädern auch wol thut.  
 Hippocrat sagt /  $\pi\acute{\alpha}\nu \tau\omicron \pi\alpha\lambda\acute{\eta}$   
 Γολεμίον ἐστὶ Φύσι  
 Zu Latein / Omne nimium  
 Est naturae inimicum.  
 Wann nun dein Fahrt so ist verricht /  
 Vnd dir nichts sonders mehr gebricht:  
 So zahl den Würt vnd zeihe fort /  
 Mit freuden heimzu / an dein ort.  
 Biß fromm / Gottsförchtig vnd mäßig /  
 Wolthätig / vnd im Bruff fleißig:  
 Vnd sieh daß in dem gsunden Leib /  
 Die Seel gesund sey vnd auch bleib.  
 Gedenck auch an des Herren wort /  
 Daß er sagt zum Betriesen dort /  
 Sieh zu du bist zu dieser stund /

*Von deiner Seuch worden gesund:  
 Fort nicht mehr sündig wie ein Narr /  
 Daß dir nicht ärgers widerfahr.  
 So aber dir nicht würde baß /  
 Wider vns solt fassen kein haß /  
 Sondern denck das dein sey die schuld /  
 Oder daß Gott der Herr gewolt /  
 Mit dem Creutz dich disciplinirn,  
 Oder dein Glauben mit probirn.  
 Denck auch daß wider Todes krafft /  
 Helff weder Brunn noch Kräutleins safft.  
 Zum rechten Brunnen du dich kehr /  
 Wie droben hat gelaut die Lehr.  
 Wolan Gott geb allzeit sein Gnad /  
 Wünscht Magister Elias Schad.  
 In diesem Bade zum Valet,  
 Als ers zweymal gebraucht het:  
 Zoch heim / danckt Gott von hertzen grund /  
 Daß er zimlich worden gesund.*

In Peterstal gab es eine dem heiligen Petrus geweihte Kapelle, in der im 17. Jahrhundert regelmäßig Gottesdienste stattfanden und für die der Pfarrer von Oppenau zuständig war. Graseccius druckte ein Gedicht eines unbekanntenen Verfassers ab, das sich in der kleinen Kirche „auff einem Pergamentenen Täfflein“ befand und dort offenbar von Besuchern gelesen werden konnte.<sup>15</sup> Da auch dieser Text für die Kulturgeschichte des Badeortes relevant ist, werden die Verse des Dankgebetes über die Heilkräfte des Wassers hier wiedergegeben.

*Ein andere Christliche Erin-  
 nerung von des Sant Petersthalers  
 vnd Griëßbachers Saurwassers Geystreichen  
 Krafft / Tugendt vnd Würckung: Durch ei-  
 nen Ehrwürdigen / Andächtigen / Wolgelehr-  
 ten Herren / also zugerichtet: Wie solches in  
 der Kirchen zu Sant Peter allda auff  
 einem Pergamentenen Täfflein /  
 zu lesen.*

*O Allmächtiger Gott vnd Herr /  
 Dir sagen wir danck / Lob vnd Ehr /  
 Vor sovil Gutthaten vnd Gaben /  
 Die wir von dir empfangen haben /*

Von Ewigkeit biß dieser zeit /  
 Auß lauter Gnad vnd Miltigkeit:  
 Dann alles was zu jeder frist /  
 Vns Menschen doch nothwendig ist /  
 Sovil zur Seelen als Leiblich /  
 Hast du vns geben Vätterlich.  
 Neben viel andern hastu auch  
 Zu vnsers Leibs notturfft vnd brauch /  
 Vnd zu Heiligung jnsonderheit /  
 Manch schmerzlich Seuch vnd Kranckheit /  
 Viel heylsamer Quellen vnd Bronnen /  
 So auß der Erdt quellen vnd kommen /  
 Beschaffen vnd vns die gewiesen /  
 In verborgnen Thälern vnd Wiesen:  
 Vnder wöllichen O Herre mein /  
 Die Quellen nicht die geringsten sein /  
 So man vnlang hievor hatt funden  
 Im Griebbach vnd noch baß hierunden /  
 Da mans nennt in Sanct Petersthal /  
 Herrlicher Brunnen zwen zumal:  
 Wellicher Würckung sovil vermögen /  
 Ja Herr durch dein Krafft / Macht vnd segen /  
 Das sehr viel Menschen Jung vnd Alt /  
 So mit Kranckheiten manigfalt /  
 Beladen vnd beschwerlich vmbfangen /  
 Ihre Gesundheit wider erlangen:  
 Darumb thun wir dich nochmals Loben  
 O Herr im höchsten Thron daroben /  
 Wie dann ich auch jnsonderheit /  
 Dich liebsten Gott in Ewigkeit /  
 Lob / Ehr vnd Preiß von hertzen grund /  
 Das ich auch da erlange mein Gsund.  
 Wann vnd aber O Herr mein Gott  
 All vnser Jammer / Angst vnd Noth /  
 Ja vnser schmerzliche Kranckheiten /  
 Vnd jetzschwebende Blödigkeiten /  
 Wie wir dann das bekennen müßen /  
 Allein von vnserer Sünd herfließen:  
 So bitten wir dich hertziglich /  
 Du wöllest vns gantz gnädiglich /  
 All vnser Missethat verzeihen /  
 Vnd vns dein milte Gnad verleihen /  
 Damit wir Bessern vnser Leben /



*Vnd dir nimmermehr widerstreben:  
 Gib auch dein Segen vnd Gedeyen /  
 Das wir solliche herrliche Artzneyen /  
 Brauchen mögen O Gott vnd Herr /  
 Erstlichen dir zu Lob vnd Ehr /  
 Vnd dann mit rechter Danckbarkeit /  
 Zu der Seel vnd Leibs Gesundheit.  
 Das verleih vns O Vatter schon /  
 Durch Jesum Christum deinen Sohn /  
 Der sampt dem Heiligen Geist allzeit  
 Mit dir Regiert in Ewigkeit / Amen.*

Vierzig Jahre nach Graseccius widmete sich auch der berühmte Straßburger Stadtarzt und Professor der Medizin Melchior Sebizius (Sebitz, Sebisich) d. J. 1647 den im Renchtal gelegenen Sauerbrunnen. Ansichten von Griesbach und Peterstal schmücken den unteren Teil des Titelkupfers seiner beim Straßburger Verleger Johann Philipp Mülbe erschienenen *Beschreibung Vnd Widerlegung / Etlicher Mißbräuche vnd Irrthumb / so biß anhero in dem Gebrauch der Saurbrunnen / vnd andern warmen vnd kalten Bädern bey vns fürgangen*.<sup>16</sup> Der 1578 in Straßburg geborene und 1674 dort verstorbene Melchior Sebizius d. J. war ein international angesehener und einflussreicher Mediziner und Naturwissenschaftler, der 1613 als Nachfolger seines Vaters den Lehrstuhl für Medizin an seiner Heimatuniversität erhielt, nicht weniger als zehn Mal zum Rektor der Universität Straßburg ernannt wurde und Dutzende von medizinischen, pharmakologischen und botanischen Abhandlungen verfasste. In seinen Schriften vertrat er dogmatisch den Galenismus.<sup>17</sup>

Hauptanliegen des populärwissenschaftlichen Badetraktats von Sebizius ist es, über Missbräuche während des Kuraufenthaltes aufzuklären. Wenn eine Kur keinen gesundheitlichen Effekt erziele, dann liege das – so Sebizius – nicht an den mangelnden Heilkräften des mineralhaltigen Wassers, sondern am fehlerhaften Verhalten mancher Badegäste und an falschen Erwartungen. Für eine wirkungsvolle Badekur sei es unter anderem unerlässlich, den Instruktionen der Badeärzte Folge zu leisten und Gesundheitsregeln sowie Diätvorschriften während der Kur einzuhalten. Derartige Empfehlungen stellt Sebizius in seinem detaillierten Leitfaden für den Kuraufenthalt bereit. Unbedingt zu berücksichtigen seien die „Ordnung Wie man den Saurbrunnen trincken soll“ und die „Ordnung Wie man baden soll“.<sup>18</sup>

Im Zusammenhang mit den während der Kur üblichen Diäten kommt Sebizius auf eine Peterstaler Spezialität, Pasteten und Torten, zu sprechen. Der Mediziner weist auf die Schädlichkeit des zu Verstopfung führenden Kuchenverzehr hin und erinnert die Badegäste daran, „daß man im gebrauch der Bäder mehr auff die gesundtheit / vnnd die Cur / als auff daß

verschleckte Maul sehen muß.“<sup>19</sup> Ebenso verwahrt er sich gegen das Tanzen, Singen, Springen und Rennen, gegen das Kegeln, Fechten und Ballspiel sowie gegen die Einkehr in Wirtshäuser.<sup>20</sup> In den Bädern seien auch „Grobiani“ anzutreffen, die sich nicht scheuten,

*gantze durchgehente Nächte zu Zächen / zu schreyen / zu jählen / zu raßlen vnd zu spielen / haben auch wol die gantze durchgehente Nacht biß an den hellen liechten Morgen Spiel Leuth bey sich / dadurch andere Badgäste / welche jhre gesundheit suchen / in jhrer Nacht ruhe mercklich vnd schmerzlich verhindert werden.*<sup>21</sup>

Geradezu obligatorisch in den balneologischen Traktaten ist der Hinweis auf die Vermeidung unzüchtiger Lebensweise. Dass Bäder Stätten des Sinnengenusses und der Unzucht seien, zieht sich geradezu wie ein Topos durch die Literatur der frühen Neuzeit. Auch für Sebizius stand ohne Zweifel fest: „Das galanisiren / löfflen vnd buhlen taugt in den Bädern nicht.“<sup>22</sup> Offenbar gab es Badegäste, die nicht aus gesundheitlichen Erwägungen die Bäder aufsuchten, sondern weil sie sich dort ein ausschweifendes Leben voller Sinnenfreude erhofften. Sebizius rekapituliert deren Gründe für einen Aufenthalt im Bad und bemerkt zum lasterhaften Verhalten:

*ES finden sich Personen / so vermeinen / sie könnten nicht leben / wann sie nicht jährlich in dem Saurbrunnen wären. Aber es ist gewißlich mancher Person mehr umb das spatziern / gute gesellschaft / lustiges leben / frembder tractation / faulen Müssiggang / Pracht vnnnd Hoffart in Kleydung / welchen mann allda sehen läßt / vielleicht auch vmb das springen vnd dantzen / oder vmb das löfflen vnd buhlen / dann vmb die Trinck- oder Bad Cur zu thun.*<sup>23</sup>

Der 1655 im Verlag von Josias Städel in Straßburg herausgekommenen, um einen Anhang erweiterten Ausgabe von Sebizii Schrift über die Saurbrunnen wurde auch ein zwölfstrophiges Gelegenheitsgedicht mit dem Titel „Über die Saurbrunnen mißbräuch Welche der hochgelehrte und weltberühmte Herr Melchior Sebiz / der Artznej D. und Professor / entdeket und beschriben“ von Johann Matthias Schneuber beigelegt.<sup>24</sup> Bislang ist man fälschlich davon ausgegangen, dass das Gedicht Schneubers zuerst 1656 im zweiten Teil der Sammelausgabe seiner Lyrik erschienen ist.

Der 1614 im badischen Mülheim geborene Schneuber immatrikulierte sich 1634 an der Universität Straßburg für die Fächer Theologie und Philosophie.<sup>25</sup> Bereits als Student schrieb der 1635 zum poeta laureatus Gekrönte zu festlichen Anlässen zahlreiche Casualcarmina für die wohlhabende

Straßburger Bürgerschaft. 1637 wurde er Praeceptor der Poesie am Gymnasium, 1642 Professor der Poesie an der Universität. 1649 übernahm er die Leitung des Gymnasiums, die er bis zu seinem Tod 1665 innehatte. Er gehörte mit Rompler von Löwenhalt, Johann Freinsheim, Peter Samuel Thiederich und Andreas Hecht dem Straßburger Dichterkreis der „Aufrichtigen Tannengesellschaft“ an. Mit Johann Valentin Andreae, Johann Michael Moscherosch, Johann Heinrich Schill und Samuel Gloner war er befreundet. 1648 fand er auf Empfehlung Georg Philip Harsdörffers Aufnahme in die „Fruchtbringende Gesellschaft“. Neben seiner lyrischen Produktion in deutscher und lateinischer Sprache stehen die Kometenschriften eines astronomisch versierten Fachschriftstellers.

In seinem Gedicht aus dem Jahr 1655 preist Schneuber die Heilquellen am Oberrhein als Geschenke des Schöpfers und erwähnt Baden-Baden, das „lustig Petersthal“, Griesbach und Antogast. Wie im Umkreis deutscher Sprachgesellschaften üblich, werden in der Zuschrift Schneubers patriotische und nationale Perspektiven betont. Er knüpft am Titel und an der leitenden Intention des bäderekundlichen Ratgebers von Sebizius an und wendet sich folglich gegen den „Mißbrauch“ der Bäder durch manche Kurgäste. Bei aus Mutwillen und Unkenntnis resultierendem Fehlverhalten seien Trink- und Badekuren schädlich für die Gesundheit. In diesem Kontext spielt Schneuber auch auf sexuelle Ausschweifungen einer nur ihr Vergnügen suchenden Kurgesellschaft an. In den letzten beiden Strophen wird das für jeden Kurgast nützliche Handbuch empfohlen und sein Verfasser, der erfahrene Arzt, Wissenschaftler und Balneologe Sebizius, gerühmt.

*NEeben andern edlen Gaben /  
So wir in dem Teutschen Land  
Reichlich zu geniessen haben /  
Hat deß Allerhöchsten Hand  
Vns auch Wasser mitgetheylet /  
Welches viel Gebrechen heylet.*

*Andre Länder mögen loben  
Jhren Reichthumm / jhre Schätz' /  
Teutschland ist doch mehr erhoben /  
Weil die fruchtbarliche Plätz' /  
Wo gesundes Wasser quillet /  
Hoch mit Ruhm seind angefüllet.*

*Was ist edlers wol zu preisen /  
Als das Elsaß: wa der Rhein  
Kan auff beiden Seiten weisen /  
Wo die Berg und Thäler seyn /*

*Da man sich pflegt einzustellen /  
Bei den heylsam frischen Quellen.*

*Wie vil Bresten / wie vil Schaden  
Hat das lustig Petersthal /  
Vnd das warme bad zu Baden  
Von den Menschen überall /  
Die dahin sind angekommen  
Mit froloken weggenommen:*

*Jst der Tugend was zugleich /  
Die du / Griëßbach / an dir hast:  
Gold und Silber muß dir weichen:  
Vnd dir / werther Antigast /  
Kan auch kein Metall der Erden  
Würdig vorgezogen werden.*

*Plinius erzählt vil wunders  
Von den Bronnen hin und her; \*  
Jedes Land hat was besunders;  
Wann er hie gewesen wär' /  
Hätt er Teutschland mehr geprisen /  
Als er irgend sonst erweisen.*

*\* lib. 2.  
c. 103.*

*Aber wie sich Gottes Segen  
Hoherfreulich hie erzeygt:  
Also ist man auch hingegen  
Zu dem Mißbrauch sehr geneygt;  
Fehler bringen vil Beschwerden /  
Die hierinn begangen werden.*

*Jch geschweyg der geylen Brüder /  
Vnd der zarten Venus-schaar /  
Welche noch gesunde Glider /  
Vnd keinn mangel gantz und gar /  
Noch Gebrechen an sich fühlen /  
Vnd mit Gottes Gab nur spielen.*

*Da bei Bad vnd Sauer-bronnen  
Vil in dem gesunden Leib  
Eine kranke Seel gewonnen.  
Wo der guten Namen bleib /  
Pflegen sie nicht vil zu fragen /*

*Man mag / was man wolle / sagen.*

*Jrrthumm werden sonst begangen /  
An personen / zeit und maß.  
Mancher hat den Lohn empfangen /  
Da / als wie dem Hund das Graß /  
Jhm sein trinken vnd sein baden  
Jst bekommen / zu seim schaden.*

*Solches / was man irrt und fehlet /  
Zeiget dieses Büchlin an /  
Da vom Sebiz wird erzehlet /  
Wie man sich verderben kan.  
Sebiz / der so hoch erfahren /  
Weißt / wie du dich solst verwahren.*

*Hoch ist dieses zu erheben /  
Daß dem Wasser solche Krafft  
Jst durch Gottes Gnad gegeben:  
Aber diese Wissenschaft /  
Wie wir es gebrauchen mögen /  
Jst nicht minder Gottes Segen.*

*Joh. Matthias Schneuber.*

#### Anmerkungen

- 1 Zur Geschichte und Theorie der Balneologie in der frühen Neuzeit sei verwiesen auf Martin, Alfred: Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen. Nebst einem Beitrag zur Geschichte der deutschen Wasserheilkunde. Jena 1906; Probst, Irmgard: Die Balneologie des 16. Jahrhunderts im Spiegel der deutschen Badeschriften. Münster 1971. (Münstersche Beiträge zur Geschichte und Theorie der Medizin 4); Rudolph, Gerhard: Zwei Beiträge zur Geschichte der Balneologie. Die kulturgeschichtlichen und medizinischen Wurzeln des Bäderwesens. 100 Jahre wissenschaftliche Balneologie. Kassel 1982. (Schriftenreihe des Deutschen Bäderverbandes e. V. 45).
- 2 Vgl. Bitz, Matthias: Bäder und Sauerbrunnen im 17. und 18. Jahrhundert. In: Barock in Baden-Württemberg. Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Französischen Revolution. Ausstellungskatalog. Bd. 2. Aufsätze. Karlsruhe 1981, 183–191. Ferner die ältere Darstellung von Otto Gerke: Die Bäder Mittelbadens in alter und neuerer Zeit. Eine kulturhistorische Studie. In: Badische Heimat 22 (1935), 151–164.
- 3 Ein zusammenfassender Überblick bei Zentner, Josef: Das Renchthal und seine Bäder Griesbach, Petersthal, Antogast, Freiersbach und Sulzbach, im Kinzigkreise im Großherzogthum Baden, heilkundig, geschichtlich, topographisch, statistisch und landwirthschaftlich, mit einem botanischen und geologischen Anhang. Freiburg i. Br. 1827 [Nachdruck Oberkirch 1988]. Ferner von Fahrenberg, Karl Heinrich Freiherr: Die Heilquellen am Kniebis im untern Schwarzwalde: Rippoldsau, Griesbach, Petersthal,

- Antogast, Freiersbach, Nordwasser, Sulzbach [...] Karlsruhe, Baden 1838. Zu Rippoldsau vgl. Schmid, Adolf: Bad Rippoldsau. Geschichte eines Schwarzwälder Kurortes. Hrsg. von der Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach. Bad Rippoldsau-Schapbach 1979. Sowohl Rippoldsau als auch Antogast blieben in ihrer Größe und Bedeutung weit hinter Griesbach und Peterstal zurück. Über die Bäder informieren die Darstellungen von von Weech, Friedrich: Zur Geschichte der Renchbäder Antogast, Freiersbach, Griesbach und Peterstal. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 28 (1876), 438–466; Krauss, Rudolf: Zur Geschichte der drei Renchbäder Griesbach, Peterstal und Antogast unter württembergischer Herrschaft. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N. F. 21 (1906), 601–623; Lederle, Alfred: Bad Griesbach und seine Besitzer im 17. und 18. Jahrhundert. In: Die Ortenau 30 (1950), 142–154; Geierhaas, Emil: Badeleben anno dazumal im Sauerbrunnen. In: Die Ortenau 56 (1976), 194–200; Huber, Bernhard: 400 Jahre Kur in Bad Peterstal-Griesbach. In: Die Ortenau 66 (1986), 467–480; Findekle, Renate: 100 Jahre „Schlüsselbad“ in Bad Peterstal-Griesbach. In: Die Ortenau 80 (2000), 555–576; Schäfer, Walter E.: Die Friedenspredigt in Peterstal 1650. In: Die Ortenau 80 (2000), 245–258; Huber, Bernhard: Das Hintergetöb und seine Bäder während der Herrschaft des Hochstifts Straßburg bis zur Säkularisation im Jahre 1803. In: Vom Fürstbischof zu Straßburg zum Markgraf von Baden: Herrschaft Oberkirch. 200 Jahre Säkularisation der rechtsrheinischen fürstbischöflichen Herrschaft Straßburg 1803–2003. 200 Jahre Ende der 500-jährigen fürstbischöflich-straßburgischen Herrschaft Oberkirch 1303–1803 durch Säkularisation. Begleitbuch zur Ausstellung. Redaktion: Carl Heinz Ciz. Oberkirch 2003, 64–66; Heßelmann, Peter: „Es gung so Kurraschy her!“ – Die Literarisierung der Griesbacher und Peterstaler Sauerbrunnen bei Moscherosch und Grimmelshausen. In: *Simpliciana* XXV (2003), 187–220.
- 4 Dazu Heßelmann, P.: „Es gung so Kurraschy her!“ – Die Literarisierung der Griesbacher und Peterstaler Sauerbrunnen bei Moscherosch und Grimmelshausen (s. Anm. 3), 187–220.
  - 5 Die Badeordnungen von 1605, 1617 und 1637 sind abgedruckt bei von Weech, F.: Zur Geschichte der Renchbäder Antogast, Freiersbach, Griesbach und Peterstal (s. Anm. 3), 453–463. Ergänzend Krauss, R.: Zur Geschichte der drei Renchbäder Griesbach, Peterstal und Antogast unter württembergischer Herrschaft (s. Anm. 3), 601–623. Eine Analyse der Badeordnungen neuerdings bei Heßelmann, P.: „Es gung so Kurraschy her!“ – Die Literarisierung der Griesbacher und Peterstaler Sauerbrunnen bei Moscherosch und Grimmelshausen (s. Anm. 3), 200–206.
  - 6 Graseccius, Georg: *Fons Salvts Scatebra Petrina: Das ist / Gründtliche Beschreibung der weiterümbten Brunnquellen des Heils / des genandten / Sant Petersthal vnd Griebbachers Saurwassers [...] Straßburg 1607* (Exemplar der Universitätsbibliothek Tübingen, Signatur: Ii III 44c). Ebenfalls vom Straßburger Drucker Jost Martin stammt ein Nachdruck aus dem Jahr 1608 (Exemplar der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Signatur: 82.8 Phys. 2). Im selben Jahr erschien in Stuttgart ein Nachdruck, für den Gerhard Grieb verantwortlich zeichnete (Exemplar der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Signatur: Hist. Urb. Germ. 2575).
  - 7 Zu Graseccius vgl. Sitzmann, Edouard: *Dictionnaire de biographie des hommes célèbres de l'Alsace*. Bd. 1. Rixheim 1909, 642; *Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne*. Hrsg. von der Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace. Nr. 13. Straßburg 1995, 1270.
  - 8 Graseccius, G.: *Fons Salvts Scatebra Petrina* (s. Anm. 6), 291–304. Wiederabdruck bei von Weech, F.: Zur Geschichte der Renchbäder Antogast, Freiersbach, Griesbach und Peterstal (s. Anm. 3), 444–452.

- 9 Graseccius, G.: Fons Salvitis Scatebra Petrina (s. Anm. 6), 8f.
- 10 Graseccius, G.: Fons Salvitis Scatebra Petrina (s. Anm. 6), 126.
- 11 Graseccius, G.: Fons Salvitis Scatebra Petrina (s. Anm. 6), 169.
- 12 Leben und Werk von Elias Schade sind bisher nur unzureichend erforscht. In den Darstellungen seiner Biographie befinden sich einige Lücken und widersprüchliche Angaben. Vgl. Horning, Wilhelm: *Magister Elias Schadaeus. Pfarrer an der Alt-St.-Peterkirche, Professor der Theologie und Münsterprediger zu Straßburg. Beitrag zur Geschichte der lutherischen Judenmission in Straßburg (16. Jahrhundert).* Aus unbenutzten Urkunden. Leipzig 1892 (Schriften des Institutum Judaicum in Leipzig 31); Sitzmann, E.: *Dictionnaire de biographie des hommes célèbres de l'Alsace.* Bd. 2. Rixheim 1910, 657; Bopp, Marie-Joseph: *Die evangelischen Geistlichen und Theologen in Elsaß und Lothringen von der Reformation bis zur Gegenwart.* Neustadt an der Aisch 1959 (Bibliothek familiengeschichtlicher Quellen 14), 466; Schindling, Anton: *Humanistische Hochschule und Freie Reichsstadt. Gymnasium und Akademie in Straßburg 1538–1621.* Wiesbaden 1977 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 77), 264f.; 372–374; Bogner, Ralf Georg: *Das „Judicium“ des Elias Schade (1589). Ein frühes Zeugnis der „Verketzerung“ Theophrast von Hohenheims.* In: *Parerga Paracelsica. Paracelsus in Vergangenheit und Gegenwart.* Hrsg. von Joachim Telle. Stuttgart 1991 (Heidelberger Studien zur Naturkunde der frühen Neuzeit 3), 121–139; *Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne* (s. Anm. 7), Nr. 33. Straßburg 1999, 3387f.
- 13 Dazu Bogner, R. G.: *Das „Judicium“ des Elias Schade (1589)* (s. Anm. 12), 121–139.
- 14 Graseccius, G.: Fons Salvitis Scatebra Petrina (s. Anm. 6), 450–455. Unbekannt sind die persönlichen Beziehungen zwischen Graseccius und Schade.
- 15 Graseccius, G.: Fons Salvitis Scatebra Petrina (s. Anm. 6), 457–459.
- 16 Sebizius, Melchior [d. J.]: *Beschreibung Vnd Widerlegung / Etlicher Mißbräuche vnd Irrthumb / so biß anhero in dem Gebrauch der Saurbrunnen / vnd andern warmen vnd kalten Bädern bey vns fürgangen [...]* Straßburg 1647 (Exemplar der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Signatur: Me 310). Die Erstausgabe von 1647 umfaßt 140 Seiten. Auch die um einen Anhang erweiterte Straßburger Ausgabe von 1655 bringt das Titelkupfer mit den Abbildungen von Griesbach und Peterstal.
- 17 Über den Straßburger Mediziner Melchior Sebizius junior vgl. Pagel, Julius: *Sebisch, Melchior.* In: *Allgemeine Deutsche Biographie.* Bd. 33. Berlin 1891, 508–509; Sitzmann, E.: *Dictionnaire de Biographie des Hommes Célèbres de L'Alsace.* Bd. 2. Rixheim 1910, 762–763; Schindling, A.: *Humanistische Hochschule und Freie Reichsstadt. Gymnasium und Akademie in Straßburg 1538–1621* (s. Anm. 12), 335–340; *Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne* (s. Anm. 7), Nr. 35. Straßburg 2000, 3604.
- 18 Sebizius, M.: *Beschreibung Vnd Widerlegung / Etlicher Mißbräuche vnd Irrthumb* (s. Anm. 16), 91–115.
- 19 Sebizius, M.: *Beschreibung Vnd Widerlegung / Etlicher Mißbräuche vnd Irrthumb* (s. Anm. 16), 67.
- 20 Sebizius, M.: *Beschreibung Vnd Widerlegung / Etlicher Mißbräuche vnd Irrthumb* (s. Anm. 16), 71–81.
- 21 Sebizius, M.: *Beschreibung Vnd Widerlegung / Etlicher Mißbräuche vnd Irrthumb* (s. Anm. 16), 84f.
- 22 Sebizius, M.: *Beschreibung Vnd Widerlegung / Etlicher Mißbräuche vnd Irrthumb* (s. Anm. 16), 86.
- 23 Sebizius, M.: *Beschreibung Vnd Widerlegung / Etlicher Mißbräuche vnd Irrthumb* (s. Anm. 16), 89.

- 24 Schneuber, Johann Matthias: *Über die Saurbrunnen mißbräuch Welche der hochgelehrte und weltberühmte Herr Melchior Sebiz / der Artznej D. und Professor / entdeket und beschriben*. In: Sebizius, Melchior [d. J.]: *Beschreibung Vnd Widerlegung / Etlicher Mißbräuche vnd Jrrthumb / so biß anhero in dem Gebrauch der Saurbrunnen / vnd andern warmen vnd kalten Bädern bey vns fürgangen [...]* Straßburg 1655, unpaginiert. Exemplare der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (Signatur: 8° Bal I 529), der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (Signatur: 124. 11 Med) und der Universitätsbibliothek Tübingen (Signatur: T\* 1213). Das Gedicht wurde danach 1656 im zweiten Teil von Schneubers Sammelausgabe seiner Gedichte veröffentlicht, die ebenfalls im Straßburger Verlag von Josias Städel auf den Buchmarkt gelangte. Vgl. Schneuber, Johann Matthias: *Joh. Matthias Schneübers Teütscher gedichten Anderer Theyl*. Straßburg 1656, 278–281 (Exemplar der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Signatur: Yi 3036 R). Bis heute existiert kein Nachdruck der Lyriksammlung Schneubers. Im balneologischen Traktat von Sebizius erschienen Schneubers Sauerbrunnen-Verse noch ohne Titelüberschrift. Die Texte der Editionen von 1655 und 1656 unterscheiden sich in inhaltlicher Hinsicht nicht. In der Schreibweise der Wörter und bei der Groß- und Kleinschreibung gibt es zahlreiche Unterschiede. Das Gedicht wurde 1886 an einem für die Philologie entlegenen Ort wieder publiziert. Textgrundlage war die Edition der gesammelten Gedichte von 1656. Vgl. Radics, P. von: „Über die Saurbrunnen mißbräuch“ – ein Gedicht von 1656. In: *Oesterreichische Badezeitung. Organ für die Interessen der europäischen Kurorte und des Kurpublikums*. XV. Jg. Nr. 8. Wien, 6. Juni 1886, 67f. Radics bringt den Text in einer sprachlich modernisierten Version. Dass das Gedicht über die Sauerbrunnen der zweiten Auflage des Badetraktats von Sebizius 1655 beigegeben wurde, scheint Radics nicht bekannt gewesen zu sein. Ein Hinweis auf das 1655 im Badetraktat des Sebizius veröffentlichte Gedicht Schneubers fehlt in Dünnhaupts Bibliographie. Vgl. Dünnhaupt, Gerhart: *Schneuber, Johann Matthias (1614–1665)*. In: ders.: *Personalbibliographien zu den Drucken des Barock*. Zweite, verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage des Bibliographischen Handbuches der Barockliteratur. Tl. 5. Praetorius – Spee. Stuttgart 1991 (Hiersemanns bibliographische Handbücher 9), 3696–3723. Unerwähnt bleibt es auch im Verzeichnis der Werke Schneubers bei Weber. Vgl. Weber, Alexander: *Johann Matthias Schneuber: Der Ich-Erzähler in Günter Grass' „Das Treffen in Telgte“*. Entschlüsselungsversuch eines poetisch-emblematischen Rätsels. In: *Daphnis* 15 (1986), 117–119.
- 25 Zur Biographie und zum literarischen Schaffen Schneubers vgl. Kühlmann, Wilhelm: *Schneuber, Johann Matthias*. In: *Literatur Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Hrsg. von Walter Killy. Bd. 10. Gütersloh, München 1991, 342; Dünnhaupt, G.: *Schneuber, Johann Matthias (1614–1665)* (s. Anm. 24), 3696–3723; Bopp, Monika: *Die „Tannengesellschaft“: Studien zu einer Straßburger Sprachgesellschaft von 1633 bis um 1670. Johann Matthias Schneuber und Jesaias Rompler von Löwenhalt in ihrem literarischen Umfeld*. Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien 1998 (Mikrokosmos 49), 39–53, 396–442. Zur Straßburger Tannengesellschaft und ihrem sozialen Umkreis auch Kühlmann, Wilhelm; Schäfer, Walter Ernst: *Literatur im Elsaß von Fischart bis Moscheresch. Gesammelte Studien*. Tübingen 2001, 97–159. Näheres zu den persönlichen Beziehungen zwischen Schneuber und Sebizius d. J. ist unbekannt. Es darf als sicher gelten, dass sich die beiden Professoren der Straßburger Universität kannten.



## Straßburg, Heimat der ersten gedruckten Zeitung deutscher Sprache

Walter E. Schäfer



Wo liegen die historischen Ursprünge der vierten Gewalt, der Medien? Schwer zu sagen, wo es mit der Buschtrommel angefangen hat. Doch zumindest für eines der Medien und nicht das geringste, für die Zeitung, lässt sich genau sagen, wo in Deutschland es seinen Anfang genommen hat. Die erste gedruckte Zeitung, noch ein Wochenblatt, ist im Jahr 1605 in Straßburg erschienen. Somit ist an vierhundert Jahre Zeitungsgeschichte zu erinnern. Das sollte ein Gedenken wert sein. Bedeutet doch der Druck und die Verbreitung von Nachrichten für eine breitere Öffentlichkeit ein Durchbrechen eng gezogener Grenzen. Das Wissen um politische Vorgänge war bis

dahin streng gewahrtes Vorrecht der Fürsten und höfischen Beamten. Sie bezogen ihre Nachrichten durch ihre Diplomaten und Agenten. Zum ersten Mal war einem virtuell nicht eingeschränkten Leserkreis der Zugang zu solchem Wissen möglich.

Dennoch wird das Ereignis jetzt, im Zeitalter neuer visueller und digitaler Medien, kaum gewürdigt. In der Tat wurde schon damals die Neuerung in ihrem revolutionären Charakter kaum empfunden, denn ein Nachrichtenwesen älterer Art war schon längst etabliert. Es war getragen von den Interessen der Großkaufleute und Fernhändler und bestand darin, dass auf den offiziellen Postlinien handgeschriebene Notizen über Preisverhältnisse und Absatzmöglichkeiten in verschiedenen Ländern verbreitet wurden, auch über die politischen Verhältnisse und die Gefährdungen auf den Handelswegen. Man nannte diese handschriftlich vervielfältigten Notizen „Avisen“. Sie wurden von Agenten der Handelshäuser und ihrer Kontore zusammengetragen. Am Handel und Warenverkehr Interessierte, Kaufleute, aber auch Magistratsbeamte, konnten sie gegen Entgelt abonnieren.

Der Drucker der nachweislich ersten Zeitung, Johann Carolus in Straßburg (gest. 1634) hatte sich mit dem Geschäft der „Avisen“ schon seit Jahrzehnten befasst und hob in einer Bittschrift vom 21. Dezember 1605 an den Rat der Freien Reichstadt Straßburg die Mühseligkeit und den geringen Gewinn aus seinen wöchentlich versandten Nachrichten hervor:

*Nach dem Ich vor dißem die Wochentlichen gewissen Avisen  
An mich gebracht / hab ich Zu etwas ergötzlichkeit des  
uncostens / so ich Jährlichen dafür Außlegen / unnd anwenden  
muß / dieselbigen etlichen herren / umb ein gewiß Jahrgelt Alle  
Wochen bißhero communiciret unnd mitgetheilet / Dieweil es  
aber mit dem Abschreiben langsam Zugangen / unnd viel Zeit  
darmit Zugebracht werden müßen [...] Als hab Ich nun etliche  
wochen her / unnd jetzt das zwölfte mahl / gleichwol nicht ohne  
sondere mühe / Inn dem Ich Jedes mahl die formen von den  
Presßen Außsetzen muß / Aber allein Zu befürderung unnd  
gewinnung der Zeit / Inn meiner Truckerey dieselbigen setzen /  
ufflegen und trucken laßen ...*

Die Bitte des Druckers ging dahin, ihn vor etwa aufkommender Konkurrenz zu schützen. Offenbar war damit zu rechnen, dass auch andere Verleger die Gewinnmöglichkeiten erkannten, die in dem neuen Medium lagen. Allein durch diese Bittschrift ist die Existenz der „*Relation: Aller Fürnemmen und gedenckwürdigen Historien*“ – so der Titel der frühesten deutschen Zeitung – schon im Jahr 1605 bezeugt. Exemplare aus den Jahren 1605 bis 1609 konnten bisher nicht aufgefunden werden. Allein in der Universitätsbibliothek Heidelberg haben sich Blätter des Jahrgangs 1609 erhalten. Zu dieser Zeit aber stand die Straßburger Zeitung schon in Konkur-

renz zu gedruckten Wochenzeitungen an anderen Orten. So gab es 1609 ein Wochenblatt aus der Residenz der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg in Wolfenbüttel, das sich „Aviso Relation oder Zeitung“ nannte. Am Titel „Aviso“ bemerkt man, dass die alte Form des handschriftlichen Mitteilungsblattes noch nachwirkte und die Neuerung durch den Druck nicht als wesentliche Veränderung wahrgenommen worden ist. Es waren dann zumeist Handelsmetropolen, die dem Beispiel Straßburgs und Wolfenbüttels folgten: 1610 erschien ein gedrucktes Blatt in Basel, 1615 in Frankfurt am Main, 1618 in Hamburg. Diese Städte lagen an den Knotenpunkten der Postlinien. Straßburg hatte darüber hinaus den Vorteil der Nähe zu Frankreich, das für den Fernhandel, zum Beispiel in der Luxusindustrie, bedeutender wurde. So ist es wohl nicht nur ein bloßer Zufall, dass Straßburg der Ruhm der frühesten Zeitung gebührt. Die wirtschaftliche Prosperität vor dem Dreißigjährigen Krieg begünstigte im Übrigen das Entstehen solcher Blätter. Unter den Hemmnissen des Handels während des Krieges wurden nur wenige neue Zeitungen gegründet.

Gemessen am heutigen Stand der Presse waren es unscheinbare Blätter, die nicht mehr als auf vier Seiten unterzubringen war, boten. Immerhin kamen die Meldungen aus ganz Europa. Als Orte der Herkunft einer Nachricht werden – jeweils an der Spitze einer Meldung – genannt: Antwerpen, Den Haag, Brüssel, London, Paris, Madrid, Rom, Mailand, Venedig – also die Regierungssitze der Staaten und die Handelszentren. Dort saßen Diplomaten, Regierungssekretäre an Höfen, Geschäftsleute, die sich verpflichtet hatten, regelmäßig zu berichten. Sie mussten rasch sein, im Niederschreiben und bei der Beförderung der Nachrichten. Denn Aktualität war und ist der Trumpf der Nachrichtenpresse.

Greifen wir eine kurze Nachrichtenfolge des Jahrgangs 1609 heraus:

### Auß Rom/ vom 5. Decemb

Auß Sweitz hat man/ der Französische Ampassator habe den Schwizern die große gefahr vorgehalten/ darinn die Statt Amiens mit den angrenzenden Landen gerathen würde/ wann das Herzogthumb Giltich vnd Elveck in der Spanier Gewalt käme/ daher sie starck ermahnt/ dem König ihren beystand nicht abzuschlagen. In hiesigem Flussess einfahrt sind etliche Barken mit 400. Faß Neapolitanischen Wein zu grund gangen/ vnd auß Spania hat man/ das des Duca di Lerma ältste Tochter mit 200000 Eronen Heurathgut/ dem Prinzen Pereti verprochen worden/ sonst thut hie herum wegen streiten Regenwitters/ das Getraid sehr außschlägen.

Auß

Den modernen Leser wird verwundern, wie da alles durcheinander geht, wie Kraut und Rüben. Eine Vorauswahl und Gewichtung der Nachrichten findet offenbar noch nicht statt. Sie werden gereiht wie sie eingetroffen

sind. Eine politische Nachricht von Vorgängen auf der Ebene der Großmächte steht neben einer römischen Lokalmeldung über einen Unglücksfall, einer Meldung aus dem Zeremoniell spanischer Granden und einer Notiz über den Getreidehandel in Rom. Die erste berührt einen brisanten Konflikt zwischen der Großmacht Frankreich unter Heinrich IV. und den habsburgischen Dynastien in Spanien, den Niederlanden und dem Reich. Nur kurze Zeit vor seiner Ermordung am 14. Mai 1610 fasste Heinrich IV. den „Großen Plan“ (wie ihn Heinrich Mann in seinem biographischen Roman „Die Vollendung des Königs Henri Quatre“ nennt), die Umklammerung seines Königreichs durch die Habsburger im Süden, Norden und Westen militärisch zu durchbrechen. Gelegenheit dazu bot ein Erbfall im Herzogtum Cleve und Jülich am Niederrhein. Das dortige herzogliche Haus war erloschen. Um die Erbrechte stritten sich deutsche Fürstenhäuser und ein Repräsentant der Habsburger, Erzherzog Leopold, dessen Truppen sich in der Festung Lüttich verschanzten. Heinrich IV. plante einen Vorstoß an den Niederrhein und forderte zu diesem Zweck freien Durchmarsch seiner Truppen durch Luxemburg. Die Gefahr eines großen europäischen Krieges stand am Horizont. Frankreich suchte Verstärkung durch Schweizer Söldner zu gewinnen, die als die tüchtigsten Soldaten Europas galten.

Die zweite Meldung betrifft einen Schiffsunfall auf dem Tiber. Sie mag, wie auch die Nachricht von den Witterungsverhältnissen in Rom und die dadurch bedingte Erhöhung der Getreidepreise, die Handelsleute unter den Lesern interessiert haben.

Die dritte Nachricht entspricht in etwa dem Leserinteresse unserer Regenbogenpresse: Eine Tochter aus dem spanischen Hochadel (wohl aus der Familie des ersten Ministers von Philipp III., Francisco Gomez de Sandoval y Riojas) wurde mit einer fürstlichen Morgengabe einem Prinzen verlobt.

Über die Leser, die sich für ein solches Blatt interessierten, ist wenig bekannt. Es waren sicher nicht nur Einwohner Straßburgs und der angrenzenden Gebiete. Andererseits muss man mit einer regionalen Beschränkung der Leserkreise rechnen. Doch hat sich einer der frühesten Leser der *Relatio* in einem seiner Tagebücher zu erkennen gegeben. Johann Michael Moscherosch, der spätere Satiriker, trug unter dem Datum vom 10. Januar 1619 in seinen Schreibkalender ein, er habe die „wochentlichen Avisen“ für einen Gulden und fünf Schillinge abonniert. Er war noch Student, gerade 18 Jahre alt und doch schon an politischen Vorgängen so stark interessiert, dass er die Unkosten für die erste Straßburger Zeitung nicht scheute. Doch so interessant die Verbindung von Pressewesen und Literatur ist, es dürfte sich bei Moscherosch um einen eher atypischen Leser handeln.

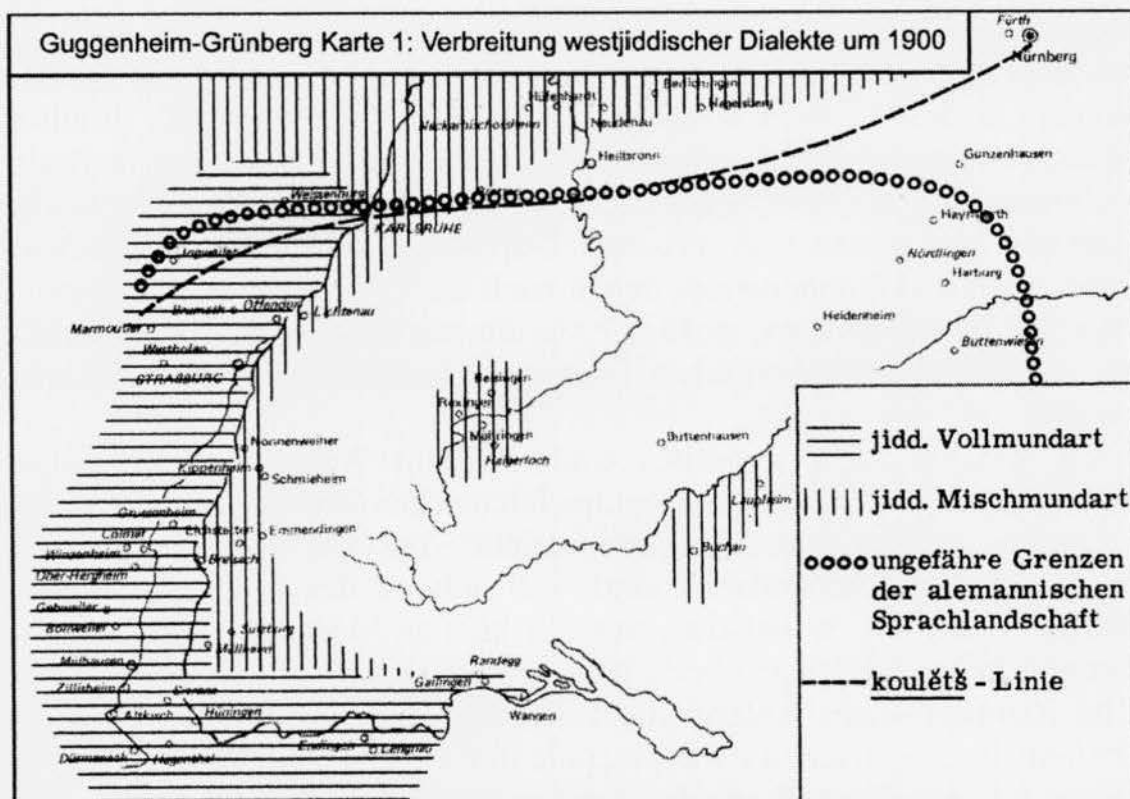
# Kippenheimer Jüdischdeutsch Zur Sprache südbadischer Landjuden

Ein Gespräch mit dem aus Kippenheim stammenden Dr. Kurt Maier

*Rudolf Post und Friedel Scheer-Nahor*

Die Sprache der bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts in Südwestdeutschland, dem Elsass und der Schweiz lebenden Juden wird in der wissenschaftlichen Literatur<sup>1</sup> als „Westjiddisch“, in genauerer Differenzierung bisweilen auch als „Südwestjiddisch“<sup>2</sup> bezeichnet. Dieses Jiddische wird im 20. Jahrhundert vom so genannten Jüdischdeutschen<sup>3</sup> abgelöst, worunter wir hier in diesem Beitrag eine der deutschen Standardsprache angenähere Sprachvariante auf der Basis des Westjiddischen verstehen. Das Westjiddische selbst unterschied sich vom Ostjiddischen, das heute gleichbedeutend mit Jiddisch ist, in bestimmten lautlichen und lexikalischen Eigenheiten, deren wichtigste in dem Westjiddischen Sprachatlas von Beranek und dem Language and Culture Atlas of Ashkenazic Jewry<sup>4</sup> festgehalten sind.

Genauere Einzelheiten des Südwestjiddischen sind in dem Atlas „Jiddisch auf alemannischem Sprachgebiet“ von Florence Guggenheim-Grünberg<sup>5</sup> verzeichnet, der 1973 erschien. Auf Karte 1 dieses Atlases





unterscheidet Guggenheim-Grünberg zwei Gebiete, nämlich ein Gebiet, in dem bis 1900 eine jiddische Vollmundart gesprochen worden sei und dann Gebiete, in denen sie eine jiddische Mischmundart ausweist. Jiddische Vollmundart wurde demnach in der Schweiz, im Elsass, am badischen Hochrhein und in einem schmalen Streifen entlang des Rheins zwischen Müllheim und Breisach gesprochen. Sulzburg, Eichstetten, Schmieheim, Kippenheim und Nonnenweier liegen nach dieser Karte in dem Gebiet mit jiddischer Mischmundart, worunter sie ein stark durch das Hochdeutsche oder durch die landschaftlichen Umgangssprachen beeinflusstes Jiddisch versteht.

Auf welcher Stufe zwischen traditionellem Westjiddisch, regionaler Umgangssprache/Mundart und neuhochdeutscher Standardsprache nun eine konkrete jüdischdeutsche Sprachvarietät von Ortenauer Landjuden zu Beginn des 20. Jahrhunderts stand, soll anhand des folgenden Beitrags untersucht werden, wobei dies nur ein kleines Mosaiksteinchen im Gesamtbild der sprachlichen Wirklichkeit sein kann.

Im Rahmen seines Aufenthalts anlässlich eines Treffens von Schülern der ehemaligen jüdischen Zwangsschule in Freiburg fand der heute in Washington lebende Kurt Maier Zeit, in einem etwa zweistündigen Interview

Auskunft über jüdische Besonderheiten im Wortschatz seiner Familie zu geben. Daneben konnte auch stichprobenartig die Lautung des deutschen Anteils seiner Familiensprache erhoben werden. Das Gespräch fand in der ungestörten Atmosphäre im Nebenzimmer eines Kippenheimer Cafés am 12. Oktober 2004 statt.

Kurt Maier wurde 1930 als zweiter Sohn einer jüdischen Familie in Kippenheim geboren. Seine Eltern, Charlotte und Siegfried Maier, betrieben dort ein Kolonialwarengeschäft. Für die Arbeit im Laden war hauptsächlich die Mutter verantwortlich, während der Vater als Stoffhändler über Land fuhr. Obwohl sich schon bald nach seiner Geburt der Nationalsozialismus in Deutschland durchsetzte, erlebte Kurt Maier zusammen mit seinem Bruder Heinz eine schöne Kindheit, an die er gerne zurückdenkt. An diskriminierende Handlungen durch Nichtjuden kann er sich nur in einem Fall konkret erinnern.

Ob und wie sich seine Sprache von der der nichtjüdischen Klassenkameraden unterschieden hat, kann der heute 75-Jährige nicht mehr sagen, zumal er als Folge der Reichsprogromnacht vom 9. auf den 10. November 1939 die jüdische Zwangsschule in Freiburg besuchen musste. Bis zur Deportation am 22. Oktober 1940 nach Gurs/Südfrankreich verbrachte er von da an, genau wie sein Bruder, nur noch die Wochenenden bei seiner Familie in Kippenheim.

Mit zehn Jahren musste Kurt Maier seinen Heimatort verlassen. Für eine sichere Verwurzelung im Kippenheimer Jüdischdeutsch hätte diese Zeit wohl kaum ausgereicht, wenn ihm, zusammen mit seiner Familie, nicht durch Verwandte die Ausreise aus dem Lager Gurs in die Vereinigten Staaten ermöglicht worden wäre. In New York angekommen, fiel den Eltern das Erlernen der neuen Sprache sehr schwer. In der Familie wurde daher nach wie vor „Kippenheimerisch“ gesprochen.

Emotional war die Familie noch ganz in Kippenheim verhaftet. Das zeigte sich beispielsweise daran, dass die dortigen räumlichen Verhältnisse als Maßstab in der neuen Umgebung herangezogen wurden. Auf die Frage „Wie weit isch des? Wie weit muss ich do gehn?“ konnte die Mutter antworten: „So weit wie von unserem Haus bis zur Schul.“ Oder wenn die Entfernung vom neuen Wohnsitz in New York bis New Rochelles thematisiert wurde, wurde als Vergleich die Entfernung von Kippenheim nach Ofenburg angeführt. Um die Bewohner von Kippenheim, Juden und Nichtjuden, kreisten viele Gespräche, so dass Kurt Maier sowohl mit den örtlichen als auch personellen Gegebenheiten in Kippenheim bestens vertraut war. Bis zum Tod der Mutter im Jahre 1979, der Vater starb 1958, hatte Kurt Maier also durchweg Gelegenheit im jüdischdeutschen Idiom seiner Familie zu bleiben. Mit der neuhochdeutschen Standardsprache ist er bis heute ständig in Kontakt, da er als Senior Cataloger in der deutschen Abteilung der Kongress-Bibliothek in Washington arbeitet.

Sein Familien-Idiom weicht von der Kippenheimer Ortsmundart in bestimmten Eigenheiten ab, hat aber auch Gemeinsamkeiten mit ihr. Anders als im Kippenheimer Ortsdialekt, wo man *Huus* und *Fridig* sagt, verwendet er in diesen Fällen die standardnähere Aussprache *Haus* und *Freidig*. Dies betrifft natürlich alle lautgeschichtlich vergleichbaren Fälle. Auch die für das Alemannische typische *ue* und *iä* in Wörtern wie *guet*, *Schuel* ‚gut, Schule‘ oder *wiä* ‚wie‘ kommen in Maiers Idiom nicht vor. Beim Hilfszeitwort *haben* finden wir *mir hen* ‚wir haben‘ sowohl bei Maier wie in Kippenheim, während seine Aussprache bei *er hot* ‚er hat‘ und *ghet* ‚gehabt‘ vom Kippenheimerischen abweicht, wo man *er hed* und *ghaan* sagt. Abweichend von der Standardsprache und gemeinsam mit dem Kippenheimer Ortsdialekt sind jedoch *isch* ‚ist‘, *mer* ‚wir‘, *noo* ‚dann‘, *gange* ‚gegangen‘, *bekumme* ‚bekommen‘, *ebbis* ‚etwas‘. Hervorzuheben sind die Gemeinsamkeiten bei *genn* ‚geben‘ und *du wursch* ‚du wirst‘, da es sich hier um typische Ortenauer Dialekteigenheiten handelt. Auch lexikalischer Einfluss ist festzustellen: In Maiers Wortschatz finden sich dialektale Wörter wie *Gitzile* ‚Zicklein‘ und *Gutsele* ‚Bonbon‘.

Im Vergleich zur älteren jiddischen Vollmundart, wie sie Guggenheim-Grünberg<sup>6</sup> und andere für das Elsass<sup>7</sup> beschreiben, kann man feststellen, dass die *a*-Aussprache in Wörtern wie *Flaasch* ‚Fleisch‘, *drhaam* ‚dahem‘, *laafe* ‚laufen‘, *kaafe* ‚kaufen‘, *glaabe* ‚glauben‘ bei Maier nicht vorkommt. Eine Ausnahme hiervon finden wir in dem Wort *Haulegraasch*, *Holekreisch*. Ebenso fehlt das Diminutiv-Plural-Suffix *-lich*, z. B. *Bliemlich* ‚Blümlein‘, das für diese ältere Sprachform typisch ist. Gemeinsam mit dem überlieferten elsässischen Jiddisch sind jedoch Diphthongierungen mit *au* aus älterem langem *o*: *Brauche* ‚Segen‘, *Charaute* ‚Reue‘, *Kaunem* ‚Kunden‘, *Rauges* ‚Zorn‘, *schaufel* ‚schlecht‘, *Schlauschem* ‚dreißig‘. Allen drei Sprachvarietäten, der jiddischen Vollmundart, dem alemannischen Basisdialekt von Kippenheim und dem familiären Idiom von Kurt Maier, sind folgende Merkmale gemeinsam: Die Entrundung von *ö*- und *ü*-Lauten, wie in *scheen* ‚schön‘, *Kichle* ‚Küchle‘ und die Verdampfung von altlangen *a*-Lauten zu *o*: *Obend* ‚Abend‘, *nooch* ‚nach‘ usw.

Das hier vorgestellte Kippenheimer Jüdischdeutsch steht also im Spannungsfeld zwischen der alten jiddischen Vollmundart, dem alemannischen Dorfdialekt und fränkischen<sup>8</sup> bzw. neuhochdeutschen Spracheinflüssen. Ob das Maiersche Familienidiom allerdings mit der Sprache der anderen jüdischen Familien in Kippenheim völlig übereinstimmt, müsste noch gesondert untersucht werden.

### *Glossar Kippenheimer Jüdischdeutsch*

Das folgende Glossar bietet vor allem den Sonderwortschatz auf hebräischer Basis in alphabetischer Reihenfolge; wo möglich, sind Beispielsätze



angeführt, die sich im Text wiederholen können, wenn mehrere Hebraismen in ihnen enthalten sind. Nach dem Stichwort folgen Angaben zur Wortart in abgekürzter Form: Adj. = Adjektiv, f. = feminin, Interj. = Interjektion, m. = maskulin, n. = neutrum, Num. = Numerale, V. = Verb. Die etymologischen Angaben haben nur Hinweischarakter. Bei der Angabe „hebr.“ wird nicht unterschieden, ob es sich um biblisches, talmudisches oder rabbinisches Hebräisch handelt. Die Umschrift vom Hebräischen in lateinische Buchstaben ist stark vereinfacht und orientiert sich an der sefardischen Aussprache.

*Aaf* m. ‚Vater‘ (nicht in der Familie für den eigenen Vater gebräuchlich); *des isch der Aaf vunem* ‚das ist sein Vater‘. Hebr. *āw* ‚Vater‘.

*Achile* f. ‚Essen‘; *die Achile bei eich isch gut*. Hebr. *achilāh* ‚Speise‘.

*achle* V. ‚essen‘; *mer achle* ‚wir essen‘. Jidd. *achlen*, hebr. *āchal* ‚essen‘.

*Almúne* f. ‚Witwe‘. Hebr. *almānāh* ‚Witwe‘.

*Áschgenes* n. ‚Deutschland‘; *mer sin als ab un zu ins Áschgenes gange*. Jidd. *aschkenas* ‚Deutschland‘, hebr. *aschkenas* in Gen. 10, 3 ein Enkel des Noah, in Jerem. 51, 27 ein fernes Königreich.

*Bájes* n. ‚Haus‘; *der hot e scheen Bájes* ‚der hat ein schönes Haus‘. Hebr. *bēt*, *bajit* ‚Haus‘.

*Balchidesch* m. ‚Neugieriger‘; *der isch e Balchidesch* ‚das ist ein Neugieriger‘. Zusammensetzung aus hebr. *ba'al* ‚Herr‘ und jidd. *chiddesch*, hebr. *chiddūsch* ‚Neuigkeit‘. – Vgl. auch *Chiduschem*.

*battern* V. ‚loswerden‘; *er isch gut gebattert* ‚endlich sind wir ihn los‘. Jidd. *pattern* ‚frei-, loslassen‘ zu hebr. *pātar* ‚entweichen‘.

*bedamt* Adj. ‚mit auserlesenem Geschmack‘; *des isch e bedamt Mädle* ‚das ist ein feines, geschmackvoll gekleidetes Mädchen‘. Abl. mit dt. *be-* und hebr. *ta'am* ‚Geschmack, Charme‘.

*Behéjmes* n. ‚Vieh‘. Jidd. *beheimes*, Pl. zu hebr. *behemāh* ‚Vieh‘, Pl. *behemot*.

*Behejmeshändler* m. ‚Viehhändler‘; *wenn zwei Behejmeshändler sich getroffe hen: nu, hesch neie Chiduschem for mich?* ‚wenn zwei Viehhändler sich getroffen haben: Nun, hast du Neuigkeiten für mich?‘. Zusammensetzung mit *Behejmes* (s. d.) und dt. *Händler*.

*Bejsegfóres* n.? ‚Friedhof‘; *gesch du mit ufs Bejsegfóres?* ‚gehst du mit zum Friedhof?‘. Jidd. *bejs hakwores*, hebr. *bēt hakworot* ‚Haus der Gräber‘.

*Bejskisse* n. ‚Abort‘. Jidd. *bejs kissē* ‚Abort‘. Aus hebr. *bēt* ‚Haus‘ und *kissē* ‚Sitz, Stuhl‘.

*bekofetig* Adj. ‚ehrbare‘; *bekofetige Leut* ‚ehrbare, vertrauenswürdige Leute‘. Ableitung zu jidd. *kowed*, hebr. *kāwōd* ‚Ehre‘, mit dem dt. Präfix *be-* oder hebr. *be* ‚in‘ und dem dt. Suffix *ig*. – Vgl. *Kofet*.

- bénsche* V. ‚segnen‘; *wenn am Freidigobend der Bappe von der Schul heimkomme isch, no hot er Kidisch gemacht und no hot er die Kinder gebenscht und die Mutter hot uns auch gebenscht* ‚wenn der Vater am Freitagabend von der Synagoge nach Hause gekommen ist, hat er einen Segensspruch gesprochen und dann hat er die Kinder gesegnet‘, *nochem Esse hemmer gebenscht* ‚das Tischgebet gesagt‘. Jidd. *benschen*, das aus dem Romanischen (lat. *benedicere*) kommt.
- Brauche* f. ‚Segen‘; *an dem isch kai Brauche* ‚an dem kann man nichts verdienen‘, *an dere isch kai Brauche* ‚an ihr kann man nichts verdienen‘. Hebr. *berāchāh* ‚Segen‘.
- brauges* Adj. ‚böse‘; *isch er brauges* ‚ist er böse‘. Hebr. *b-* ‚in‘ mit *Rauges* (s. d.).
- Busche* ‚Scham‘ s. *Charbe*.
- Chaddes* m. ‚Lump, Trinker‘; *Chadejsem* Pl. ‚Leute, die ihr Geld verschwenden‘; *der Sohn isch e große Chaddes* ‚der Sohn ist ein starker Trinker‘. Jidd. *chattes*, Pl. *chatejsem*, zu hebr. *chata* ‚sündigen‘.
- Chadeschemune* f. ‚Protestantismus‘; *e chadeschemune Pfarrerle* ‚ein protestantischer Pfarrer‘. Hebr. *chaddasch* ‚neu‘ und *emunāh* ‚Glaube‘. - Vgl. *Chiduschem*, *Emune*.
- Chafrusse* f. ‚Gesellschaft‘; *scheeni Chafrusse* ‚schöne Gesellschaft‘. Hebr. *chawrōtāh* ‚Genossenschaft‘.
- Chaláumes* Pl. ‚Kleinigkeiten, Träume‘; *mit seine Gschäfte macht er Chaláumes* ‚er verdient nichts dran‘. Hebr. *chālōm* ‚Traum‘, Pl. *chalōmōt*.
- Chánigge* ‚das Chanukkahfest‘. Hebr. *chanukkāh*.
- Charaute* f. ‚Reue‘; *sie hot Charaute noch der Chassene bekumme* ‚sie hat es nach der Hochzeit bereut‘, *hot der e Charaute ghet!* ‚der hat es bereut‘. Hebr. *charātāh* ‚Reue‘.
- Charbe* f. ‚Schande‘; *e Charbe-ne-busche* ‚eine große Schande‘. Hebr. *cherbāh* ‚Schande‘ und *buschāh* ‚Scham‘.
- Chasérem* Pl. ‚Schweine, bzw. Leute, die schmutzig sind (z. B. im Haushalt), auch Gesindel‘. Hebr. *chasir* ‚Schwein‘, Pl. *chasirim*.
- Chassen* m. ‚Vorbeter‘. Hebr. *chasān* ‚Vorbeter‘.
- Chassene* f. ‚Hochzeit‘; *sie hot Charaute noch der Chassene bekumme* ‚sie hat es nach der Hochzeit bereut‘. Jidd. *chassene*; hebr. *chatannāh* ‚Hochzeit‘.
- Chejn* m. ‚Geschmack‘; *die hot guter Chejn* ‚die hat einen guten Geschmack‘. Hebr. *chen* ‚Anmut, Gunst‘.
- Chewre kadische* f. ‚Gemeinschaft, die die Toten gewaschen und angekleidet hat‘. Hebr. *chewrāh* ‚Vereinigung, Gesellschaft‘ und *kaddisch* ‚heilig‘.
- Chidúschem* Pl. ‚Neuigkeiten‘; *wenn zwei Behejmeshändler sich getroffen hen: nu, hesch neie Chiduschem for mich?* ‚wenn zwei Viehhändler sich getroffen haben: Nun, hast du Neuigkeiten für mich?‘. Hebr. *chiddūsch* ‚Neuigkeit‘, Pl. *chiduschim*. - Vgl. *Balchidesch*, *Chadeschemune*.

- Chochem* m. ‚Kluger‘; *des isch e Chochem* ‚das ist ein Gescheiter‘. Hebr. *chacham* ‚klug, weise‘.
- choref* Adj. ‚kaputt‘; *er macht alles choref* ‚er macht alles kaputt‘. Hebr. *chārew* ‚zerstört‘.
- Chósen* m. ‚Bräutigam‘. Jidd. *chosen*, hebr. *chātān* ‚Bräutigam‘.
- Chubbe* f. ‚Trauhimmel‘. Hebr. *chuppāh* ‚Baldachin, Trauhimmel‘.
- Chusch* m. ‚Gedächtnis‘; *er hot der Chusch verlore* (wie Alzheimer). Hebr. *chusch* ‚Gedächtnis, Sinn‘. Vgl. auch *verchuschemen*.
- dagguf* Adj. ‚beliebt‘; *er isch bei de Gujim sehr dagguf* ‚er ist bei den Nichtjuden sehr beliebt‘. Hebr. *tākīf* ‚mächtig, angesehen‘.
- Dalles* m. ‚Armut‘; *die hen der Dalles* ‚sie sind arm‘. Hebr. *dallūt* ‚Armut, Elend‘.
- Doches* m. ‚Hintern‘; *du bekummsch noch ebbis uf der Doches* ‚du bekommst gleich den Hintern versohlt‘. Hebr. *tāchāt* ‚der Hintere‘.
- Ejze* f. ‚Rat‘; *mit deine Ejzes bin ich versehn* ‚deine Ratschläge habe ich gehört‘. Hebr. *ezah* ‚Ratschlag‘.
- Émes* m. ‚Wahrheit‘; *i sag der der Emes* ‚ich sag dir die Wahrheit‘. Hebr. *emēt* ‚Wahrheit‘.
- Emune* f. ‚Glaube‘. Hebr. *emunāh* ‚Glaube‘.
- Enájim* Pl. ‚Augen‘; *er stellt die Enájim wie der Zejlemer* ‚er macht Augen wie Hitler‘. Hebr. *ain* ‚Auge‘, Pl. *enājim*.
- fleischige* Adj. ‚fleischig oder mit fleischhaltigen Speisen in Berührung gekommen‘ (Geschirr) nach den jüdischen Speisegesetzen. Zu dt. *Fleisch*. – Vgl. *milchige*.
- Gillach* m. ‚Pfarrer, Priester‘. Hebr. *gallāch* ‚Geschorener, Tonsurierter‘.
- Gitzile* n. ‚Zicklein‘; *am Schabbesmorge nach der Schul hemmer als obe bei de Tante Fanny Gitzile gesse*. Alemannisch *Gitz*, Dim. *Gitzeli* ‚Zicklein‘.
- Grimisile* Pl. ‚Fettgebackenes, Teig in Öl, nach dem Backen mit Zucker bestreut‘. Das Wort ist auch andernorts unter Juden bekannt, seine Herkunft ist jedoch unsicher: nach Klepsch<sup>9</sup> entweder dt. Herkunft, *Krimsel*, *Kremsel* (vgl. alem. *Grumsel*, Dim. *Grimisile* ‚Krumen, Reste in der Pfanne‘ u. ä.) oder eine Nebenform zu jidd. *Frimsele* ‚Nudeln‘.
- Gseres* m. ‚Disput, Streitigkeit‘; *do isch e großer Gseres dezwisehe* ‚(zwischen den polnischen und den deutschen Juden in Amerika) gibt es heftige Auseinandersetzungen‘. Hebr. *gsērāh* ‚Dekret, judenfeindlicher Beschluss‘, Pl. *gsērot*.<sup>10</sup>
- Gsise* f. ‚Todeskampf‘; *jeds liegt sie/er in de Gsise* ‚sie/er ist todkrank‘. Hebr. *gesīsāh* ‚Agonie, Todeskampf‘.
- Gujim* Pl. ‚Nichtjuden‘; *er isch bei de Gujim sehr dagguf* ‚er ist bei den Nichtjuden sehr beliebt‘. Hebr. *goi* ‚(nichtjüdisches) Volk‘, Pl. *gojim*.
- Gutsele* Pl. ‚Bonbons‘. Süddeutsch *Guts*, Dim. *Gutseli* ‚Süßigkeiten‘.
- Hanú* f. ‚Freude‘; *sie hot e groẞi Hanú dran* ‚sie hat große Freude dran‘. Hebr. *hanā’āh* ‚Annehmlichkeit‘.

- Haulegraasch* f. ‚Fest zur Namensgebung mit Bescherung der Kinder‘. Etymologie umstritten: entweder zu frz. *haute la crèche* ‚hoch die Krippe‘, weil bei der Namengebung (von Mädchen) die Wiege hochgehoben wurde (Guggenheim-Grünberg Kt. 51), andere sehen im 2. Bestandteil das dt. Wort *Kreisch*, *kreischen* und im ersten entweder hebr. *chol* ‚profan‘ (weil das Kind seinen profanen Namen bekommt) oder aber hebr. *chole* ‚krank‘ (weil Krankheiten „weggeschrien“ werden sollen) und letztlich *Holle* als Spukgestalt (Frau Holle), die dabei vertrieben werden soll (vgl. Klepsch<sup>11</sup>).
- Iffes* Pl. ‚Beleidigung‘; *der kann nur Iffes genn* ‚der kann nur beleidigen‘. Jidd. *iffes*, aus hebr. *eiwāh* ‚Feindschaft‘, Pl. *eiwōt*.
- Imme* f. ‚Mutter‘. Hebr. *immāh* ‚Mutter‘.
- Ische* f. ‚Frau‘. Hebr. *īschāh* ‚Frau‘.
- Jajin* m. ‚Wein‘; *er hot Kiddisch gemacht mit Jajin* ‚er hat den Kiddusch mit Wein gemacht‘. Hebr. *jajin* ‚Wein‘.
- Jesúrem* Pl. ‚Schmerzen‘; *er hot schreckliche Jesúrem* ‚er hat schreckliche Schmerzen‘. Hebr. *jissurim* ‚Qualen, Leiden‘.
- Jid* m. ‚Jude‘, Pl. *Jidde*. Dt. *Jüde*, eine Umlautform zu *Jude*.
- Jiddebekerei* f. ‚Judenbäckerei‘. Zu dt. *Jüde* und dt. *Bäckerei*.
- Jisroel* m. ‚Israelit, Jude‘. Hebr. (*bar*) *jisrāel* ‚(Sohn) Israels‘.
- Jom Kíbber* m. ‚Jom Kippur, Versöhnungsfest‘. Hebr. *jom* ‚Tag‘ und *kippur* ‚Versöhnung‘.
- Jondof, Jontef* m. ‚Feiertag‘. Hebr. *jom* ‚Tag‘ und *tōw* ‚gut‘.
- jondoftig* Adj. ‚feiertäglich‘; *er hot sich jondoftig angezogen* ‚er hat sich feiertäglich angekleidet‘. Ableitung zu *Jondof* (s. d.).
- Kaal* n. ‚Gemeinde‘. Hebr. *kāhāl* ‚Gemeinde‘.
- kaf* Num. ‚zwanzig‘; *es koschtet kaf*. Hebr. *kaf* ‚zwanzig‘.
- Kalle* f. ‚Braut‘. Hebr. *kallāh* ‚Braut‘.
- Kaunem* Pl. ‚Kunden‘; *mein Fadder hat als gsagt: ich hab keine Kaunem mehr* ‚Mein Vater hat immer gesagt: Ich hab keine Kunden mehr.‘ Hebr. *kone* ‚Käufer‘, Pl. *konim*.
- Kídisch* m. ‚Segensspruch‘; *der Bappe hot am Freidigobend Kídisch gemacht* ‚der Vater hat am Freitagabend einen Segensspruch gesprochen‘, *wenn am Freidigobend der Bappe von der Schul heimkomme isch, no hot er Kidisch gemacht und no hot er die Kinder gebenscht und die Mutter hot uns auch gebenscht* ‚wenn der Vater am Freitagabend von der Synagoge nach Hause gekommen ist, hat er einen Segensspruch gesprochen und dann hat er die Kinder gesegnet und die Mutter hat uns auch gesegnet‘. Hebr. *kiddūsch* ‚Heiligung, Weihesegen‘.
- Kille* f. ‚Gemeinde‘. Hebr. *kehillāh* ‚Gemeinde‘.
- Kinnesinne* f. ‚Neid‘; *sie hot Kinnesinne uf alles* ‚sie ist neidisch auf alles‘. Hebr. *kinah* ‚Neid‘ und *sinah* ‚Hass‘.

- Koach* f. ‚Kraft, Stärke‘; nur in der Wendung: *jesche Koach* ‚mögest du Stärke haben‘ (hebr.: *jischar koach*), wird gesagt, wenn der zum Almemor Aufgerufene herunterkommt; iron. *das isch der jesch Koach* ‚das ist nun der Dank‘, wenn sich jemand als undankbar erweist.
- Kofet* f. ‚Ehre‘; *des war e Kofet* (wenn man in der Synagoge aufgerufen wurde) ‚das war eine Ehre‘. Hebr. *kāwōd* ‚Ehre‘. – Vgl. *bekofetig*.
- Kohanim* Pl. ‚Priester‘. Hebr. *kohēn* ‚Priester‘, Pl. *kohanīm*.
- Kol nidre* m. ‚Vorabend von Jom Kippur‘. *Am Kol nidre Obend isch de Pfarrer in die Schul komme un isch hinte gschtande un er hat Kol nidre zugheert, weil das auf Aramäisch ist, nicht Hebräisch. Und da wollte er hören, wie Jesu die Aussprache, also das Gebet ...* (gesprochen hat). Hebr. wörtl. ‚alle Gelübde‘.
- Kuggel* m. ‚Gebäck mit Fett, Kartoffel, Pfeffer, eingeweichtem Brot, im Ofen gebacken‘ (Übername des Vaters von Kurt Maier). Jidd. *kuggel* ‚eine Art Mehlspeise‘, das entweder zu dt. *Kugel* oder mhd. *gugel* ‚runde Kopfbedeckung‘ zurückzuführen ist (Klepsch<sup>12</sup>).
- Mátzeknepfle* Pl. Zusammensetzung aus jidd. *mazze* ‚ungesäuertes Brot‘ zu hebr. *mazzāh*, Pl. *mazzōt* und süddeutsch *Knepfle* (Dim. zu *Knopf*) ‚Mehlspeise‘.
- Melammed* m. ‚Lehrer‘. Hebr. *mellamēd* ‚Lehrer‘.
- Menúche* f. ‚Ruhe‘. Hebr. *menuchah* ‚Ruhe‘.
- milchige* Adj. ‚milchig oder mit milchhaltigen Speisen in Berührung gekommen‘ (Geschirr) nach den jüdischen Speisegesetzen. Zu dt. *Milch*. – Vgl. *fleischige*.
- Mischpóche* f. ‚Familie‘. Hebr. *mischpāchāh* ‚Familie, Sippe, Gesellschaft‘.
- moneschome* Interj. ‚meiner Seel!‘ (Ausruf). Dt. *mein (ma)* und *Neschome* s. d.
- Mool* m. ‚Beschneider‘. Hebr. *mohēl* ‚Beschneider‘.
- More* f. ‚Angst, Furcht‘. Hebr. *morāh* ‚Furcht‘.
- Nefére* f. ‚Sünde‘; *am Schabbes rauche isch e große Nefeere* ‚am Schabbes rauchen ist eine große Sünde‘; *fürcht der e große Nefeere* ‚gib acht, dass du keine große Sünde begehst‘. Hebr. *ewērāh* ‚Gesetzesübertretung, Sünde‘, das anlautende *N-* vom vorangehenden Artikel (*en efere*) ist zum Wort gezogen worden.
- Neschome* f. ‚Seele‘. Hebr. *neschāmāh* ‚Seele‘.
- Nile* f.? ‚das Schlussgebet von Jom Kippur‘; *s geht Nile zu* ‚jetzt geht es dem Ende zu‘. Hebr. *ne’ilāh* ‚das Verschließen‘.
- ore* V. ‚beten, vorbeten‘; *gort* ‚vorgebetet‘; *Wer hot in der Schul gort?* ‚Wer hat in der Synagoge vorgebetet?‘. Jidd. *oren* ‚beten‘, das aus dem Romanischen (lat. *orare*) stammt.
- Párness* m. ‚Gemeindevorsteher‘. Hebr. *parnās* ‚Hausvater, Vorstand‘.

- Pejsach* ‚das Pessachfest‘; *pejsachtig Gschirr* ‚Geschirr, das nur an Pessach benutzt wird‘. Hebr. *pesach* ‚Vorübergang‘.
- pejsachtige* Adj. ‚für Pessach bestimmt‘. Ableitung zu *Pejsach*.
- Púrem* ‚das Purimfest‘. Hebr. *purim* ‚Lose‘ (wegen der Lose im Buch Esther).
- Púremkichle* Pl. ‚im schwimmenden Fett gebackene Küchle, wie die „american jelly-donuts“‘. Zusammensetzung aus *Purim* und süddt. *Kichle* (Dim. zu *Kuchen*).
- Rauges* m. ‚Wut‘, *er hat ein Rauges* ‚er hat eine Wut‘. Hebr. *roches* ‚Aufregung, Zorn‘. - Vgl. *brauges*
- Risches* m. ‚Antisemitismus‘; hebr. *rischāh* ‚Frevel, Ruchlosigkeit‘.
- Rischeskopf* m. ‚Judenhetzer‘; *er isch e großer Rischeskopf*. Zu hebr. *Risches* (s. d.) und dt. *Kopf*.
- Róscheschoone* ‚Roschhaschannah, (jüd.) Neujahr‘. Zusammensetzung aus hebr. *rōsch* ‚Kopf, oberer, vorderer Teil‘ und hebr. *ha-schannāh* ‚das Jahr‘.
- s Beckehersche* n. Hausname zu *Beck* ‚Bäcker‘ und dem jüd. Namen *Hersch*.
- s Gruselkopfe* n. Hausname der Familie von Inge Auerbacher, zu dt. *Krauskopf*.
- s Kalberhersche* n. Hausname zu dt. *Kalb* (für Viehhändler?) und dem jüd. Namen *Hersch*.
- s Schmules* n. Hausname nach dem jüd. Namen *Schmul* ‚Samuel‘.
- s Treinles* n. Hausname der Familie Maier; nach dem Vornamen *Therese*.
- sarfe* V. ‚brennen‘; *s Haus hot gsarfent* ‚das Haus hat gebrannt‘, *der ghert gsarfent* ‚der sollte verbrannt werden‘. Hebr. *sāraf* ‚brennen‘.
- Sárgenes* n. ‚Totenhemd‘; *am Jom Kippur hot mer e Sargenes an* ‚am Versöhnungstag hat man ein Totenhemd an‘. Jidd. *sargenes* ‚Totengewand‘, das aus ital. *sargano* ‚grobes Leintuch zum Bedecken von Wagen und Vieh‘ übernommen worden sein soll.
- Schabbes* m. ‚der Sabbath‘; *mach der, dass der uf Schabbes fertig wursch* ‚beeil dich, dass du für Schabbes fertig wirst‘, *mer hot sich für Schabbes aangezoge* ‚man hat sich für Schabbes angekleidet‘, *was hener uf Schabbes gesse?* ‚was hat es bei euch zu Schabbes zu essen gegeben?‘, *am Schabbes nochem Esse hen sich die Eltere hingelegt* ‚... ausgeruht‘. Hebr. *schabbāt* ‚Ruhetag‘.
- schabbeskrank* Adj. ‚vorgetäuscht krank (weil man nicht in die Synagoge will)‘; *er isch schabbeskrank* ‚er ist zu faul, oder er will nicht zum Gottesdienst gehen‘. Bildung zu *Schabbes* und dt. *krank*.
- Schabbesmenuche* f. ‚Sabbatruhe‘. Zu *Schabbes* und *Menúche* (s. d.).
- Schádschen* m. ‚Ehevermittler‘. Hebr. *schadchān* ‚Heiratsvermittler‘.
- Schafúes* ‚Schawuoth, Wochenfest‘. Hebr. *schawuot* ‚Wochenfest‘.

- schama beni* Interj., als Ausruf der Überraschung; *o schama beni, do kummt der Kurt*, ‚welch eine Überraschung, da kommt der Kurt‘. Wörtl.: ‚höre mein Sohn‘ (hebr.).
- schama jeskiis* Interj. ‚höre ...‘ als Ausruf der Überraschung (wurde dauernd gebraucht). Hebr. *schema we haskes* ‚höre und vernehme‘.
- Schammes* m. ‚Gemeindediener‘. Hebr. *schamās* ‚Diener‘.
- schaufel* Adj. ‚schlecht‘; *er isch schaufel* ‚er ist schlecht‘, *des isch e ganz Schaufli* ‚das ist eine ganz Üble‘. Hebr. *schāfāl* ‚niedrig, gering‘.
- schechte* V. ‚schächten‘; *er hot gschecht* ‚er hat geschächtet‘. Hebr. *schāchat* ‚schlachten‘.
- Schejz* m. ‚lediger Nichtjude‘. Jidd. *schekez* ‚Christenjunge‘, dies zu hebr. *schēkes* ‚Greuel‘. – Vgl. *Schiksile*.
- Schgórem* Pl. ‚Lügen‘. Hebr. *scheker* ‚Lüge‘, Pl. *schekōrim*.
- Schiddich* m. ‚Geschäft, Vertrag‘; *er macht e guter Schiddich* ‚er macht ein gutes Geschäft‘. Hebr. *schiddūch* ‚Vertrag, Ehevertrag‘.
- Schiff* ‚Messer, Dolch‘. Für dieses Wort in dieser Bedeutung konnte von uns bisher keine Herleitung gefunden werden; eine Bildung aus hebr. *chalif* ‚Schächtmesser‘ ist lautlich sehr unwahrscheinlich.
- Schiffer-lef* n. ‚Traurigkeit, Herzeleid‘; *sie hot ihr Schiffer-lef von dem Suhn* ‚sie hat ihre Sorgen mit dem Sohn‘. Hebr. *schewer* ‚das Brechen‘ und *lēw* ‚Herz‘.
- Schiksile* n. ‚Christenmädchen‘; *desche scheen Schiksile* ‚das ist ein schönes Mädchen‘. Jidd. *schikse* ‚nichtjüdisches Mädchen‘, eine fem. Bildung zu *Schejz* (hebr. *schiksāh*).
- schiwwe-sitze* V. ‚die sieben-tägige Trauerzeit begehen‘. Hebr. *schiwwāh* ‚sieben‘ und dt. ‚sitzen‘.
- Schlauschem* ‚die dreißigtägige Trauerzeit‘. Hebr. *schlōschim* ‚dreißig‘.
- Schlomo ben Schol* m. Synagogename von Kurt Maier *Salomon, Sohn des Saul*.
- Schmus* m., Pl. ‚haltloses Gerede‘; *verzell kai Schmus*. Hebr. *schemū’āh* ‚Gehörtes, Geräusch, Kunde‘, Pl. *schemuōt*.
- schmuse* V. ‚reden‘; *di Leit hen dauernd gschmust* ‚die Leute haben dauernd geredet‘; *Währendem Gottesdienst hen di Leit dauernd gschmust*. Bildung zu *Schmus*.
- Schol ben Eliezer* m. Synagogename von Kurt Maiers Vater (Siegfried Maier) *Saul Sohn des Elieser*.
- Schomer* m. ‚Aufsichtsperson‘. Hebr. *schōmēr* ‚Hüter, Wächter‘.
- Schomer-Schabbes* m. ‚wer den Sabbat beachtet‘; *er isch Schomer-Schabbes* ‚er arbeitet nicht am Sabbat‘. Zu *Schomer* und *Schabbes* (s. d.).
- schtigen* Adj. ‚still‘; *alles im Schtigen* ‚alles im Stillen‘. Hebr. *schtikāh* ‚das Schweigen‘.
- Schtuss* m. ‚geistige Behinderung‘; *er hot e Schtuss* ‚er ist nicht ganz richtig im Kopf‘. Hebr. *schtūt* ‚Unsinn, Torheit‘.

- schuke* V. ‚kosten‘; *Wieviel schukt das?* ‚Was kostet das?‘. Abl. zu hebr. *schūk* ‚Markt‘, das im Jidd. auch die Bedeutung ‚Mark‘ angenommen hat.
- Schul* f. ‚Synagoge‘; *Gesch in di Schul?* ‚Gehst du in die Synagoge?‘; *Wer hot in der Schul gort?* ‚Wer hat in der Synagoge vorgebetet?‘. Gleicher Herkunft wie dt. *Schule* ‚Lehranstalt‘ (lat. *schola*), wobei nicht sicher ist, ob es schon aus dem Romanischen oder erst später aus dem Deutschen in die Sprache der Juden übernommen wurde.
- Simche* f. ‚Freude‘. Hebr. *simchāh* ‚Freude‘.
- Srore* f. ‚feine, vornehme Person, feine Gesellschaft‘; iron. *der glaubt, er isch e groβi Srore* ‚er bildet sich etwas ein‘. Hebr. *srārīm* ‚große Herren‘.
- Súden* m. ‚Teufel, Satan‘; *er hot der Súden in sich* ‚er hat den Teufel in sich‘. Hebr. *sātān* ‚Feind, Widersacher‘.
- Súkes* ‚Sukkot, Laubhüttenfest‘. Hebr. *sukkāh* ‚Laubhütte‘, Pl. *sukkōt*.
- Talles* m. ‚Gebetsmantel‘. Hebr. *tallit* ‚Gebetsschal, -mantel‘.
- Tfillim* Pl. ‚Gebetsriemen‘; *Seitdem meine Mutter gestorbe is, leg ich jeden Morgen Tfillim*. Hebr. *teffillin* ‚Gebetsriemen‘, zu *tefillāh* ‚Gebet‘.
- Tíschebaaf* ‚der 9. Aw, Gedenktag zur Zerstörung des 2. Tempels‘. Hebr. *tischa* ‚neun‘, *be* ‚im‘ und *aw* ‚der Monat Aw‘.
- tuchenen* V. ‚segnen der Priester (aus der Familie der *Kohen*)‘; *es wird an diesem Jontef getuchent* ‚an diesem Feiertag findet der Priestersegen statt‘. ‚In Kippenheim, hat meine Mutter gesagt, hat es sehr wenig *tuchenen* gegeben, denn nur die *Kohen* dürfen *tuchenen*. Und in Kippenheim waren die meisten *Jisroel*. ... Wenn die Männer *tuchenen*, nur Männer dürfen das tun, dann müssen sie die Schuhe ausziehen und dürfen keinen Ring anhaben. Dann tragen sie einen *Talles*. Man soll sie nicht direkt anschauen, ich wende mich immer ab. Sie *benschen* die Gemeinde. Das wird am Ende von einigen Feiertagen gemacht. Vorher gehen die *Kohanim* und die *Levis* raus und die *Levis* gießen Wasser über deren Hände und geben ihnen ein Handtuch.“ – Hebr. *duchan* ‚Erhöhung, Podium‘, also: ‚Priestersegen vom erhöhten Standort aus‘.
- ufrufe* V. ‚aufrufen‘; *bisch ufgerufe wore?* ‚Hast du ein *Alijah* (Aufruf zur Torahvorlesung) bekommen?‘. Dt. *aufrufen*.
- verchuschemt* Adj. ‚vergessen‘; *ich habs verchuschemt* ‚ich habe es vergessen‘. Ableitung zu *Chusch* (s. d.).
- vermassern* V. ‚ein Geheimnis preisgeben, verraten‘; *der vermassert sich nit* ‚er hat ein Geheimnis und will es nicht sagen‘. Abl. mit dt. *ver-* und hebr. *masar* ‚mitteilen, ausliefern‘ oder *māsor* ‚Denunziant‘.
- Zadek* m. ‚Gerechter‘. Hebr. *sadīk* ‚gerecht‘.
- Zarfes* n. ‚Frankreich‘. Hebr. *sārfat* urspr. die phönizische Stadt Sarepta.
- Zarle bas Naftoli* f. Synagogename von Kurt Maiers Mutter (Charlotte Maier) *Sarah/Zerlinde?* (mit dt. Diminutiv *-le*) *Tochter des Naftali*.



*Zedóoge* f. ‚Almosen, Wohltat‘; *er gibt Zedóoge* ‚er gibt Almosen‘. Hebr. *sedākāh* ‚das Gebührende, Wohltat‘.

*Zeilemer* m. ‚Hitler, eigentl. „der Kreuzler“ wegen dem Hakenkreuz‘; *er stellt die Enájim wie der Zeilemer* ‚er macht Augen wie Hitler‘. Ableitung auf *-er* zu jidd. *zelem* ‚Zeichen, Kreuz‘, hebr. *selem*.

*Zoferchor* Pl. ‚Gesindel‘; *des sin Zoferchor* ‚das ist Gesindel‘. Nach Zivy<sup>13</sup> aus hebr. *zōr we chor* ‚die beiden midiantischen Könige Zor und Chor, die sich dem Einzug in Israel entgegenstellten‘.

#### Anmerkungen

### Redensarten in elsässisch-jiddischer Vollmundart

aus: Zivy, Arthur: Elsässer Jiddisch.

Jüdischdeutsche Sprichwörter und Redensarten. Basel 1966

*Z'vill Kufed isch ä halwi Charbe.* Zuviel Ehre ist eine halbe Schande.

*Mit Eizes bin ich verseihe, Bargeld kennt ich broche.* Mit Ratschlägen bin ich versehen, Bargeld könnte ich gebrauchen.

*Chadeisim sin ach Leit.* Arme Leute zählen auch.

*Isch mach'em nimmi lang Jontef.* Meine Geduld ist dahin; ich mache kurzen Prozess.

*Chëin geiht ewer schein.* Anmut geht über Schönheit.

*Brauges met-m ganze-n-Aulem.* Verfeindet mit der ganzen Welt.

*Wenn er beim erschte Schkorem ä Fille wore wär, sau wär er heint an alter Klepper.*  
Wenn er bei der ersten Lüge ein Fohlen geworden wäre, wäre er heute ein alter Klepper.

*Er esst die Schül metsamt-m-Almemor.* Er isst die Synagoge mitsamt dem Vorlesepult. (= ein Vielfraß)

- 1 Vgl hierzu: Beranek, Franz J.: Westjiddischer Sprachatlas. Marburg 1965.  
Timm, Erika: Graphische und phonische Struktur des Westjiddischen unter besonderer Berücksichtigung der Zeit um 1600. Tübingen 1987. – The language and culture atlas of Ashkenazic Jewry; Der jidiser Sprach- und Kultur-Atlas / prepared and publ. under the aegis of an ed. collegium: Vera Baviskar; Marvin Herzog (ed.-in-chief); Uriel Weinreich. – Tübingen 1992 ff. (bisher 3 Bände).
- 2 Klepsch, Alfred: Westjiddisches Wörterbuch. Auf der Basis dialektologischer Erhebungen in Mittelfranken. 2. Bde. Tübingen 2004; 1621.
- 3 Weinberg, Werner. Die Reste des Jüdischdeutschen. 2. Aufl. Stuttgart 1973. (Studia Delitzschiana 12). – Klepsch, Alfred (wie Anm. 2), 1625.
- 4 wie Anm. 1.

- 5 Guggenheim-Grünberg, Florence: Jiddisch auf alemannischem Sprachgebiet. Zürich 1973. (Beiträge zur Geschichte und Volkskunde der Juden in der Schweiz 10).
- 6 wie Anm. 5.
- 7 für den Lautstand und den Wortschatz des Elsässer Jiddischen vgl. Weiss, Carl Theodor: Das Elsässer Judendeutsch. In: Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens. Straßburg 12. 1896, 121–182.  
Faber, C. W.: Zur Judensprache im Elsass. In: Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens. Straßburg 13. 1897, 171–183.  
Levy, Heinrich: Zum Elsässer Judendeutsch. In: Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens. Straßburg 14. 1898, 78–82.  
Zivy, Arthur: Elsässer Jiddisch. Jüdisch-deutsche Sprichwörter und Redensarten. Basel 1966.  
Jung, Edmond: Le Yiddish dans le Dialecte Alsacien. Cahier d'exposition été 1997.
- 8 zu Merkmalen badischer und daran angrenzender jüdischer Sprachelemente vgl. Post, Rudolf: Jüdisches Sprachgut in den pfälzischen und südhessischen Mundarten. In: Kuby, Alfred Hans (Hrsg.): Pfälzisches Judentum gestern und heute. Beiträge zur Regionalgeschichte. Neustadt a. d. Weinstr. 1992, 177–256.  
Scheer-Nahor, Friedel: Hebraismen im Badischen Wörterbuch. (Masch.) Magisterarbeit Universität Freiburg, Deutsche Philologie, Fachrichtung Sprachwissenschaft. Wintersemester 1998/99.  
Matras, Yaron: Zur Rekonstruktion des jüdischdeutschen Wortschatzes in den Mundarten ehemaliger „Judendörfer“ in Südwestdeutschland. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 58. 1991, 267–293.  
Fleischer, Jürg: Surbtaler und Hegauer Jiddisch. Texte und Tonaufnahmen zum Westjiddischen in der Schweiz und Südwestdeutschland. Tübingen 2005 (Beihefte zum Language and Culture Atlas of Ashkenazic Jewry. Band 4).
- 9 wie Anm. 2, 655.
- 10 zur Wortgeschichte, s. Klepsch, wie Anm. 2, 616–619.
- 11 wie Anm. 2, 700.
- 12 wie Anm. 2, 893.
- 13 wie Anm. 7, 81.

Post, Dr. Rudolf, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg  
Deutsches Seminar 1, Arbeitsbereich Badisches Wörterbuch  
Belfortstraße 14, 79098 Freiburg i. Br.

Scheer-Nahor, M.A. Friedel, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg  
Deutsches Seminar 1, Arbeitsbereich Badisches Wörterbuch  
Belfortstraße 14, 79098 Freiburg i. Br.

## Wein, Wohltätigkeit und sozialer Aufstieg: Die Geschichte der jüdischen Familie Durlacher aus Kippenheim

*Uwe Schellinger*

Als im September 2003 anlässlich der Neueröffnung der restaurierten ehemaligen Synagoge in Kippenheim als Gedenk-, Lern- und Begegnungsstätte zahlreiche frühere jüdische Bürgerinnen und Bürger Kippenheims eingeladen waren, war beim Blick auf die Namensliste der jüdischen Gäste eine Lücke feststellbar. Während bei diesem feierlichen Anlass eine Reihe von Mitgliedern der jüdischen Familien Auerbacher, Maier, Wachenheimer und Wertheimer bzw. deren Verwandte oder Nachkommen anwesend sein konnten, suchte man den Namen der früheren Kippenheimer Kaufmannsfamilie Durlacher vergeblich.<sup>1</sup> Zwei Gründe sind dafür verantwortlich: Zum einen fielen die letzten in Kippenheim verbliebenen Angehörigen der Familie der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik zum Opfer. Die Namen von fünf Familienmitgliedern befinden sich auf der Gedenktafel für die Kippenheimer Opfer des Nationalsozialismus, die 1998 in der Vorhalle der ehemaligen Synagoge angebracht wurde.<sup>2</sup> Demzufolge sind heute keine Mitglieder aus der Familie Durlacher mehr am Leben, die das Leben in Kippenheim noch aus eigener Anschauung kennen und darüber berichten könnten.<sup>3</sup> Ein zweiter Aspekt ist die Abwanderung eines größeren Zweiges der Familie in die Großstadt Hamburg gegen Ende des 19. Jahrhunderts, wo es den Durlachers gelang, sich neue ökonomische Möglichkeiten im Weinhandel zu erschließen. Dieser Wegzug trug mit dazu bei, dass die Familie Durlacher im Vergleich zu den anderen genannten jüdischen Familien Kippenheims im 20. Jahrhundert weitaus weniger Mitglieder im Ort umfasste. Der folgende Beitrag versucht, die Entwicklungsgeschichte dieser „vergessenen“ Kippenheimer Familie anhand schon bekannter sowie neu entdeckter Quellen in ihren Grundzügen zu rekonstruieren. Da der nach Hamburg umgesiedelte Familienzweig zudem exemplarisch für den seit langem als Desiderat angesprochenen<sup>4</sup>, bislang aber noch immer nur ansatzweise erforschten Urbanisierungsprozess der oberrheinischen Landjuden steht, soll diesem Punkt ein besonderes Augenmerk verliehen werden. Hier werden Hinweise darauf gesucht, welche Bedeutung der ursprüngliche Heimatort für die Identitätsbildung der verbürgerlichten einstigen Landjuden hatte bzw. es wird der von Heiko Haumann eingebrachten Frage nachgegangen, welche diesbezüglichen Einschätzungen und Ansichten bei den Juden vorherrschten, die die Landgemeinden hinter sich gelassen und ihr Glück in den größeren Städten gesucht hatten.<sup>5</sup>



*Leviten-Kanne auf dem Grabstein von Herz Durlacher, Jüdischer Friedhof Schmieheim (2005, Foto: Michael Nathanson)*

### *Die Generation von Moses Durlacher*

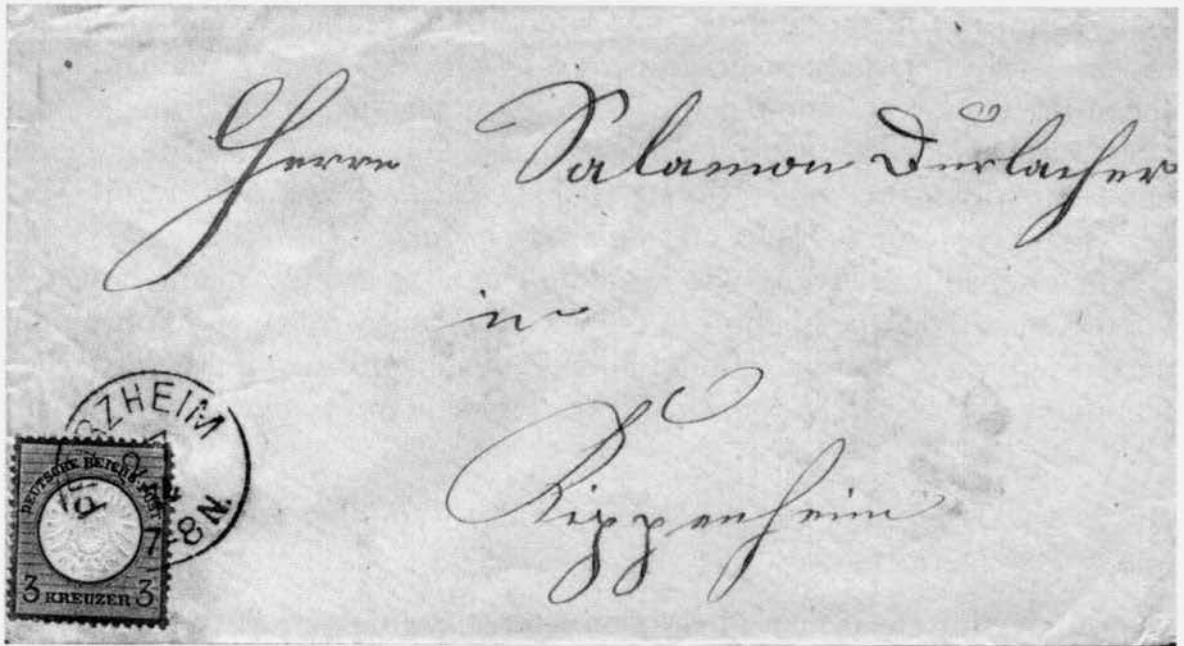
Der Kleiderhändler *Moses Durlacher* (um 1765–1841) kann als Begründer der Kippenheimer Familienlinie angesehen werden. Der übernommene Familienname verweist auf die Herkunft aus dem nordbadischen Durlach in der unmittelbaren Nähe von Karlsruhe. Die vormalige markgräfliche Residenz war bis zur Gründung von Karlsruhe (1715) eine für die badischen Juden wichtige Niederlassung und gewisse Zeit auch Sitz des Oberrabbinats gewesen. Bei der Neubesiedlung der 1689 von französischen Truppen verbrannten Stadt erfolgte ein beträchtlicher Zuzug von Juden. Keine drei Jahrzehnte später verlor Durlach seine Bedeutung durch die Gründung des neuen badischen Zentrums Karlsruhe, wohin im Verlauf des 18. Jahrhunderts die meisten Durlacher Juden zogen.<sup>6</sup> Ob Mitglieder der Familie direkt von Durlach oder erst von Karlsruhe aus in den badischen Süden kamen, ist ungewiss. In der südlichen Ortenau ließen sie sich in den benachbarten Ortschaften Kippenheim, Orschweier und Schmieheim nieder. Moses Durlacher heiratete eine Frau aus der weitverzweigten Familie Weil

und bekam mit ihr zusammen fünf Kinder. Die einfachen Grabmale von Moses Durlacher und seiner Frau *Besla* (um 1779–1851) auf dem jüdischen Friedhof von Schmieheim existieren noch, sie sind allerdings in einem vergleichsweise schlechten Zustand.<sup>7</sup> Die weitaus aufwändigeren Grabsteine ihrer drei ersten Söhne *Herz Durlacher* (um 1803–1866), *Wolf Durlacher* (um 1804–1866) und *Samuel Durlacher* (um 1817–1875) zeigen in anschaulicher Weise das Symbol des Stammes *Levi*, nämlich die Leviten-Kanne. Die männliche Linie der Durlachers wird man demnach auf diesen jüdischen Stamm zurückführen können. *Moses haLevi* dürfte den Familiennamen *Durlacher* nach 1809 in Kippenheim angenommen haben.<sup>8</sup>

### *Die zweite Generation und die Gründung des Weinhandelsgeschäftes „Gebrüder Durlacher“*

Herz und Wolf Durlacher, die beiden älteren Söhne von Moses und Besla Durlacher, übernahmen die Geschäfte des Vaters und handelten weiterhin mit Textilien. Die beiden jüngeren Söhne Samuel und *Salomon Durlacher* (1826–1885) hingegen versuchten sich seit den 1840-er Jahren auf einem anderen Terrain und begründeten einen Weinhandel. Mehrere unlängst im privaten (philatelistischen) Handel aufgetauchte, vom Verfasser jeweils einzeln erworbene Briefe und Briefumschläge geben verschiedene Hinweise auf diese zweite Familiengeneration, insbesondere auf den offenbar recht erfolgreichen Weinhandel der Durlachers. Allem Anschein nach wurde vor nicht allzu langer Zeit ein größeres Nachlasskonvolut von Privat- und Geschäftsbriefen der Familie Durlacher zersprengt und gerät nun nach und nach in Form von Einzelstücken in den privaten Handel. Vom Verfasser konnten zwischen Juni 2003 und Mai 2004 insgesamt sieben dieser verstreuten Stücke aus dem Zeitraum von 1852 bis 1874 angekauft werden, über die Existenz einiger anderer liegen zumindest Hinweise vor.<sup>9</sup> Sehr viel mehr Dokumente dürften allerdings für immer verloren sein.<sup>10</sup>

Aus einigen dieser wieder entdeckten Briefe geht die vergleichsweise gute ökonomische Situation Samuel Durlachers in den 1850er und 1860er Jahren hervor. Die Gründung seines Weinhandels fiel in den Zeitraum der stärksten Prosperität der jüdischen Bevölkerung Kippenheims, die sich in den drei Jahrzehnten seit dem Tod von Moses Durlacher bis zur Reichsgründung mehr als verdoppelte und schließlich rund 15% Prozent der örtlichen Gesamtbevölkerung ausmachte. Den Höhepunkt dieses Etablierungsprozesses bildete der Bau einer neuen, ausgesprochen stattlichen Gemeindegemeinde in der Ortsmitte im Jahr 1852. Anhand der vorliegenden Quellen lässt sich bei dem Kaufmann Samuel Durlacher ein bemerkenswert selbstbewusstes Auftreten beobachten. So zeigte sich der Weinhändler Anfang des Jahres 1852 gegenüber einem Schuldner aus Stadelhofen, dem er für eine Bürgschaft Geld geliehen hatte, trotz dessen Beteuerungen



Briefumschlag „Herrn Salomon Durlacher in Kippenheim“

(Vorlage: Uwe Schellinger)

gänzlich unnachgiebig. Als Durlacher nach einem Jahr noch immer nicht sein entliehenes Geld zurück bekommen hatte, verschärfte er seinen Ton: „Ich ersuche Sie deshalb, mir binnen 8 Tagen mein Guthaben samts Zins & Kosten zu überschicken, als ich sonst genötigt bin, die ganze Geschichte meinem Anwalt zu geben.“<sup>11</sup> Der Brief eines Geschäftspartners aus Riegel vom 27. Oktober 1856 lässt ebenfalls Durlachers Selbstsicherheit erkennen. Dieser war nach einem Geschäftstreffen schon abgereist, doch es blieb ihm offenbar nichts anderes übrig, als sich nach Durlachers Wünschen zu richten und „noch einmal“ nach Kippenheim zu kommen, „um in gewünschter Sache die erforderliche Besprechung pflegen zu können.“<sup>12</sup> Zwei weitere Briefe werfen Licht auf die gute wirtschaftliche Situation Durlachers. Am 2. April 1858 erreichte ihn ein Schreiben des Müllheimer Kaufmanns und Maklers Jakob Elias Meyer (1818–1883), eines Schwagers seiner Frau Sara.<sup>13</sup> Der Brief war die Antwort des Ehepaars Meyer auf eine Zuschrift des Ehepaars Durlacher vom vorhergehenden Tag. Samuel Durlacher hatte Meyer gebeten, Erkundigungen für ihn einzuziehen, da er zuvor mehrere Liegenschaften auf Müllheimer Gemarkung „unter Vorbehalt“ von einem Müllheimer Bürger angekauft hatte. Mit seinem Schreiben riet Jakob Elias Meyer seinem Verwandten aufgrund seiner Recherchen davon ab, die ausgesuchten Grundstücke endgültig zu erwerben. Diese seien in Wahrheit „viel zu teuer“ von dessen Müllheimer Handelspartner angeboten worden. Meyer berief sich bei seiner Einschätzung auf die Auskunft, die er in der Kürze der Zeit „von 2 hiesigen sachkundigen Bauern“ einge-



*Haus Durlacher in Kippenheim (2003, Foto: Uwe Schellinger)*

holt hatte. Er schlug Durlacher deshalb vor, den Preis wenn möglich herunter zu handeln. Der Kontakt zwischen den beiden Männern belegt das ambitionierte Vorhaben Samuel Durlachers, seinen Besitz auszuweiten und auch in anderen Ortschaften der Region Grundeigentum zu erwerben. Der Plan, sich auf Müllheimer Gemarkung in umfangreicher Weise Acker- und Rebland zu kaufen, lässt vermuten, dass Durlacher es mit seinem neu aufgebauten Erwerbszweig inzwischen zu einer gewissen Finanzkraft gebracht hatte.<sup>14</sup> Darauf deutet auch ein weiteres Schreiben hin, das Samuel Durlacher sechs Jahre später, 1864, als Käufer des „Schmittehofes“ in Kirnbach bei Wolfach, ausweist. Offenbar hatte Durlacher zu diesem Zeitpunkt genügend Finanzkraft, um einen Schwarzwaldhof zu erwerben, den er allerdings bald weiter verkaufte.<sup>15</sup> Seinen Weinhandel führte Samuel Durlacher allerdings nicht alleine. Zwei erhalten gebliebene Briefkuverts (leider ohne Briefinhalte) haben als Adressaten seinen jüngeren Bruder Salomon und weisen diesen als Mitinhaber der Weinhandlung aus.<sup>16</sup> Ein Brief vom 14. August 1867 eines Geschäftspartners aus Säckingen (J. Weil) ist an die „Gebr.[üder] Durlacher“ gerichtet, womit der eigentliche Name der Firma genannt sein dürfte. Verhandelt wurde hier über eine lukrative Sendung Durbacher Wein („40 fl. pro Ohm“), die Bestellung eines



*Pfosten an der Hofeinfahrt mit Datum „1875“  
(2003, Foto: Uwe Schellinger)*

reichen Fabrikanten aus Görwihl.<sup>17</sup> Der kaufmännische Mut von Samuel und Salomon Durlacher, im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts in den Weinhandel einzusteigen, hatte sich als Erfolgsweg erwiesen.<sup>18</sup>

### *Die dritte Generation: Der Weg nach Hamburg*

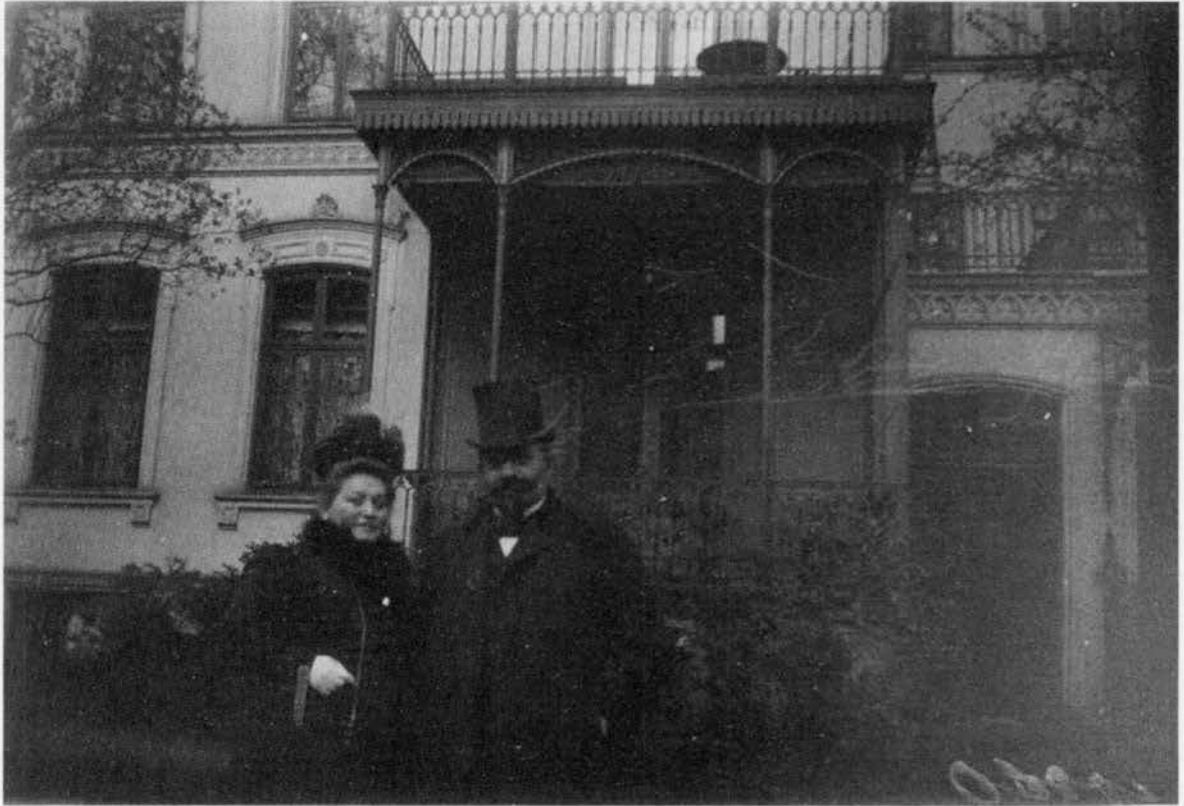
Samuel und Salomon Durlacher gaben ihr Handelsgeschäft an ihre Nachkommen weiter. Nach dem Tod von Samuel Durlacher war es vor allem Samuels ältester Sohn *Moritz Durlacher* (1844–1906), der den Familienbetrieb zusammen mit seinen Brüdern *Simon Durlacher* (1846–1905) und *Leopold Durlacher* (1855–1921) noch mehr ausweiten konnte und dadurch zu einem gewissen Wohlstand kam. Das 1875 neu erbaute stattliche Haus der Durlachers in Kippenheim zeugt vom einstigen Besitzstand der Familie.<sup>19</sup>

Der Kaufmann Moritz Durlacher war im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einer der bestimmenden Protagonisten der Kippenheimer jüdischen Gemeinde. Als einer der ersten Durlachers hatte er eine besondere schuli-



sche Ausbildung an der Höheren Bürgerschule im benachbarten Ettenheim genossen und damit verbesserte Voraussetzungen für eine kaufmännische Laufbahn erlangt.<sup>20</sup> In den 1870-er Jahren avancierte er zum Vorsteher der Kippenheimer jüdischen Gemeinde. Zudem ernannte man ihn später zum Ältesten des Rabbinatsbezirks, in dessen Funktion er sich unter anderem 1884 maßgeblich für eine Erweiterung des jüdischen Verbandsfriedhofs in Schmieheim einsetzte.<sup>21</sup> Im Jahr 1876 wurde Moritz Durlacher auf dreierlei Weise in wohltätiger Weise tätig. Möglicherweise steht dies in Zusammenhang mit seiner Ernennung zum Vorsteher der jüdischen Gemeinde oder aber mit dem Tod seines Vaters im vorangegangenen Jahr. Seine Stiftung einer neuen Torarolle für die Kippenheimer Synagoge war ein herausragendes Ereignis in der Geschichte der jüdischen Gemeinde. Für den Ablauf der Feierlichkeiten wurde ein eigenes Programm gedruckt.<sup>22</sup> Nach dem Gottesdienst am Schabbatabend des 11. August 1876 konnte die neue Torarolle im Haus des Stifters besichtigt werden. Am Schabbatmorgen brachte sich nach dem Frühgottesdienst vor der Synagoge ein Festzug in Position. Der Zug bewegte sich durch den Ort, um am Wohnsitz Durlachers die neue Torarolle aufzunehmen und in die Synagoge zu überführen, wo sie unter feierlichen Gesängen und nach einer Predigt des Bezirksrabbiners ihren Platz bekam. Am Nachmittag lud Moritz Durlacher in seinem Haus zu einem Festessen ein, den Abschluss der Festlichkeiten machten Ballveranstaltungen in zwei Kippenheimer Gasthäusern.<sup>23</sup> Ebenfalls seit dem Jahr 1876 stellte Durlachers Firma für die Bedürftigen Kippenheims, und zwar jeglicher Konfession, 110 Mark pro Jahr zur Verfügung. Schließlich richtete die Firma ein jährliches Legat in Höhe von 620 Mark zugunsten der sechs jüdischen Landgemeinden der Region (Rust, Diersburg, Friesenheim, Nonnenweier, Altdorf und Schmieheim) ein.<sup>24</sup> Mit seinen Stiftungsaktivitäten kam Moritz Durlacher dem religiösen Gebot der „zedaka“ nach, das wohltätige Werke erwartet und dem man sich im Judentum verpflichtet fühlt. Es wäre in diesem Zusammenhang lohnend, sich einmal einen Überblick über die zahlreichen jüdischen Stiftungen im Bereich der Ortenau zu verschaffen, in deren Gesamtkontext sich die wohltätigen Aktivitäten der Durlachers bewegten.<sup>25</sup>

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wagte dieser Teil der Familie Durlacher den Schritt aus dem Dorf heraus und verlagerte sein Unternehmen in die Großstadt Hamburg. Der generell zu beobachtende Rückgang der Kippenheimer Dorfbewölkerung in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts machte sich beim jüdischen Gemeindeteil überproportional bemerkbar. Die jüdische Gemeinde verlor zwischen 1875 und 1900 rund 11 % ihrer Mitglieder, für die Gesamtgemeinde gerechnet waren es nur rund 6 %. Dies erlaubt die These, dass sich die Juden auf dem Hintergrund der Emanzipationsgesetze weitaus schneller zur Abwanderung in die größeren Städte und für neue berufliche Herausforderungen entschließen konnten als



*Simon und Emma Durlacher in Hamburg, möglicherweise vor der Wohnung Mittelweg 159 (Vorlage: Daniel Raye)*

ihre christlichen Mitbürger. In Kippenheim standen vor allem die Durlachers für diese Entwicklung. Neben dem ursprünglichen Geschäft „Gebrüder Durlacher“ errichteten sie in Hamburg als neuen Firmenzweig die „Sociedad Vinicola S. & L. Durlacher“, die im Juni 1884 in das Hamburger Handelsregister eingetragen und in der Folge von Simon und Leopold Durlacher geleitet wurde. Beide Brüder ließen sich zu diesem Zweck 1884 in Hamburg nieder.<sup>26</sup> Der Umzug in die hanseatische Handelsmetropole begünstigte die weitere Expansion des Familienbetriebes. Bald konnte die „Sociedad“ sogar Niederlassungen im spanischen Tarragona<sup>27</sup> und in der britischen Hauptstadt London<sup>28</sup> eröffnen. Anfang März des Jahres 1892 wurde schließlich auch die Kippenheimer Mutterfirma „Gebrüder Durlacher“ ins Hamburger Handelsregister eingetragen<sup>29</sup>, nachdem auch der in Kippenheim allseits geehrte und mit viel Lob verabschiedete Firmeninhaber Moritz Durlacher nach Hamburg umgezogen war.<sup>30</sup> In ihrer neuen Heimatstadt fand die Familie Durlacher allmählich Zugang zu den Kreisen des jüdischen Bürgertums. 1892 findet sich der Name von Leopold Durlacher unter einem Aufruf einer Gruppe Hamburger Juden zur Errichtung der 1895 eingeweihten, konservativ ausgerichteten „Neuen Dammtor-Synagoge“ im Stadtviertel Rotherbaum. Moritz Durlacher trat verschiedenen Ver-



*Simon Durlacher,  
wahrscheinlich mit einem  
Enkelkind (Vorlage: Daniel Raye)*

einen bei, beispielsweise wurde er Mitglied des „Vereins zur Förderung der Bodenkultur unter den Juden“ (gegründet 1898), der die Ansiedlung von Juden in Palästina zum Ziel hatte.<sup>31</sup> Während er selbst seine badische Staatsbürgerschaft bis zu seinem Tod aufrecht erhielt, lösten sich seine beiden Brüder davon und ließen sich 1899 (Leopold) bzw. 1902 (Simon) als Neubürger in den Hamburger Staatsverband aufnehmen.<sup>32</sup> Als Moritz Durlacher 1906 starb, folgte ihm sein ältester Sohn *Leopold* (geb. 1870 in Kippenheim) als Gesellschafter der Firma „Gebrüder Durlacher“. Leopold zog nach Hamburg, wurde ebenfalls Bürger der Hansestadt und nannte sich von da an zu Ehren seines Vaters „Leopold Moritz“.<sup>33</sup> Eine gänzlich andere Berufslaufbahn schlug hingegen sein dritter Sohn *Hermann* (geb. 1873 in Kippenheim) ein, der 1892 ebenfalls nach Hamburg gezogen war und in den folgenden Jahren eine universitäre Ausbildung zum Mediziner absolvierte.<sup>34</sup>

Die Hamburger Neubürger verloren ihren Herkunftsort nicht aus dem Bewusstsein. Aus Anlass des 25-jährigen Firmenjubiläums der „Sociedad Vinicola S. & L. Durlacher“ dachte Firmenmitinhaber Leopold Durlacher<sup>35</sup> an seinen Geburtsort und kündigte über seinen Neffen Leopold Moritz die Stiftung einer größeren Summe zugunsten der Kippenheimer „ortsansässi-

gen Bedürftigen, ohne Unterschied der Confession“ an.<sup>36</sup> In Kippenheim wurde dieser Entschluss mit großer Freude aufgenommen. Man gab Leopold Durlacher allerdings zu verstehen, dass man die in Aussicht gestellte Summe gerne anderweitig verwenden würde, da man das Geld derzeit sehr gut zur Einrichtung eines neuen „Volksbades“ gebrauchen könne. Leopold Durlacher zeigte sich einverstanden und wollte für diesen Zweck anlässlich des bevorstehenden Geschäftsjubiläums „und zum Andenken an die verstorbenen Mitbegründer der Firma, [...] Moritz und Simon Durlacher“ 5.000 Mark überweisen.<sup>37</sup> Die Glückwünsche der Gemeindeverwaltung zum Jubiläum erwiderten die Hamburger Durlachers mit dem Bekenntnis: „[Wir] brauchen [...] Ihnen wohl nicht erst zu versichern, dass [...] wir unser schönes Badener Land nie vergessen werden.“<sup>38</sup> Nach Abwicklung der notwendigen finanziellen Formalitäten konnte alsbald mit den konkreten Plänen für den Bau des „Volksbades“ begonnen werden. Das neue Gemeindebad sollte im Kellergeschoss des Kippenheimer Schulgebäudes (errichtet 1891) eingerichtet werden und über einen „Baderaum für Schulkinder“ sowie, getrennt davon, über einen Raum „mit Wannensäubern“ für Erwachsene verfügen.<sup>39</sup> Als Stifter nahmen die Durlacher für sich in Anspruch, die entwickelten Baupläne und Kostenvoranschläge von eigenen Ingenieuren genau prüfen zu lassen und machten es zudem zur Bedingung, „dass die Benutzung den Schulkindern kostenfrei zusteht.“<sup>40</sup> Anfang Dezember 1910 waren die Arbeiten, die von der Offenburger Firma Otto Zepp durchgeführt wurden, beendet und die neue Kippenheimer Badeanstalt konnte erstmals vorgeführt werden.

Die weitere Geschäftsentwicklung der beiden Hamburger Durlacher-Firmen gilt es noch intensiver zu erforschen. Die Unternehmen wurden in den 1930-er Jahren von nichtjüdischen Inhabern übernommen. In beiden Fällen spielte der Kaufmann Hermann Albert Dorner eine Rolle, der im Dezember 1934 zunächst die Firma „Gebrüder Durlacher“ und zwei Jahre später die „Sociedad Vinicola“ übernahm.<sup>41</sup> Während der erste Betrieb im Juni 1938 erlosch, existierte die Hamburger Neugründung der Durlachers unter einem anderen Namen zumindest noch bis in die 1960-er Jahre.

### *Die Engländer*

Simon und Emma Durlachers ältester Sohn *Samuel* (1875–1949) war am 1. Juni 1875 noch in Kippenheim zur Welt gekommen.<sup>42</sup> Vermutlich wurde er als junger Mann von seinem Vater von Hamburg aus nach England geschickt, um sich dort um die Londoner Niederlassung der Firma zu kümmern. Denn für 1895 ist in London eine Heirat mit Rose Jeanette Kyezor (1876–1908) belegt. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor, offensichtlich ein Zwillingsspaar.<sup>43</sup> Allerdings scheint es danach zur Trennung der Eheleute gekommen zu sein. Während Rose Jeanette im Jahr



*Das Ex-Libris von  
Sam Durlacher  
(Vorlage: Daniel Raye)*

1903 ein zweites Mal heiratete, zog Samuel 1906 wieder nach Hamburg um und heiratete im Jahr 1911 Hedwig Levi (1888–1978), eine Tochter des späteren Vorsitzenden der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg.<sup>44</sup> 1938 emigrierte Samuel Durlacher mit seiner Frau Hedwig und seinen weiteren sechs Kindern in das ihm vertraute England, wo er im Norden des Landes in Carlisle eine Fabrik unterhielt. Nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs kehrte Samuel Durlacher nach London zurück. Dort starb er im November 1949 und wurde auf dem jüdischen Friedhof von Enfield im Norden der Metropole begraben. Der in Kippenheim geborene Sam(uel) Durlacher gilt demzufolge als der Begründer der ihrerseits wieder weitverzweigten englischen Linie der Durlachers.<sup>45</sup> Für seine Büchersammlung hatte Sam Durlacher ein spezielles Ex-Libris entworfen, das anschaulich seine bleibende Verbindung zu seinem südbadischen Heimatdorf Kippenheim zeigt. Denn den Mittelpunkt der Illustration bilden neben dem Kippenheimer Wappen die Abbildungen von zwei heute noch existierenden Kippenheimer Gebäuden: zum einen das Stammhaus der Durlachers in der Oberen Hauptstraße, zum anderen das schmuckvollste Kippenheimer Gebäude und Wahrzeichen des Ortes, das im Renaissancestil gehaltene Rathaus von 1610 in der Ortsmitte.

*Zurück in Kippenheim*

Während demnach mit Ausnahme des unverheiratet gebliebenen *Lippmann Durlacher* (1851–1923) alle Söhne des Firmengründers Samuel Durlacher den Weg in die Hansestadt Hamburg gewählt hatten, waren seine weiblichen Nachkommen in Kippenheim geblieben, wo sie Familien gründeten: Händel verheiratete sich 1862 im Dorf in die Wertheimer-Familie, Mina 1873 in die Weil-Familie. Emilie (1865–1931), das jüngste Kind Samuel und Sara Durlachers, heiratete 1887 den aus Malsch zugezogenen Landarzt Dr. Julius Stern (1861–1908). Ihre zweite Tochter Selma (1890–1981) wurde später als die wohl bedeutendste deutsch-jüdische Historikerin des 20. Jahrhunderts weithin bekannt.<sup>46</sup> Auch die Familien der oben erwähnten anderen drei Durlacher-Brüder der zweiten Generation blieben weiterhin in Kippenheim. Wolf und Mina Durlacher hatten keine Nachkommen. Herz Durlachers Sohn *Salomon* (1836–1923) führte den Kleiderhandel seines Vaters weiter. *Moses* (1853–1937) und *Nathan* (1858–1921), zwei der Söhne des Weinhändlers Salomon Durlacher und dessen Frau Rachel, hielten in entsprechender Weise die familiäre Tradition des Weinhandels aufrecht, die Rolle der Söhne *Heinrich* (1857–1924) und *Jonas* (1861–1937) ist noch ungewiss.

Mit Salomons jüngstem Sohn *Samuel* (geb. 1865) wurde ein neues Kapitel der Familiengeschichte aufgeschlagen. Samuel konnte im benachbarten Ettenheim die Höhere Bürgerschule besuchen und danach ein Universitätsstudium aufnehmen. Gerade mit Blick auf die Jahre seiner Schulzeit wird eine Entwicklung augenfällig, die Ulrich Baumann als „intensives Bildungsengagement“ der oberrheinischen Landjuden in den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bezeichnet hat: mehr als ein Drittel von Samuel Durlachers Ettenheimer Schulkamerad/innen waren Mitte der 1870-er Jahre Juden.<sup>47</sup> Die infolge der neuen Emanzipationsgesetzgebung von 1862 ermöglichte Ansiedlung von Juden in den größeren Städten verbesserte ihre Berufsaussichten im akademischen oder kaufmännischen Bereich. Samuel Durlacher erreichte als promovierter Arzt schließlich als erste Person aus seiner Familie einen Universitätsabschluss. Mit seinem im Jahr 1891 abgeschlossenen Doktorexamen war er möglicherweise sogar der erste ausgebildete Akademiker aus der beruflich fast ausschließlich vom Kaufmannswesen geprägten jüdischen Gemeinde Kippenheim.<sup>48</sup> Der Zugang der Kippenheimer und generell der Ortenauer Landjuden zu akademischen Ausbildungsberufen ist in seiner Entwicklung noch völlig unerforscht. Samuel Durlacher dürfte zu den ersten gehört haben, die diesen Weg in den 1880-er Jahren einschlagen konnten. Über seinen weiteren Lebensweg ist bislang noch nichts bekannt.

Samuels ältester Bruder, der Weinhändler Moses Durlacher heiratete Rebekka Dreifuß aus Oberendingen in der Schweiz und bekam mit ihr

zwei Töchter.<sup>49</sup> Die Brüder Heinrich und Jonas blieben unverheiratet und kinderlos. Nathan und Paulina Durlachers Sohn *Salomon* (1889–1929) führte die Familientradition fort und betrieb eine Wein- und Spirituosenhandlung in der Kippenheimer Oberen Hauptstraße 13. Seine Schwester Zerline (1892–1963) heiratete im Jahr 1912 den Kippenheimer Eisenwarenhändler Hermann Wertheimer.<sup>50</sup>

### *Vergebliche Flucht*

In der ersten Jahreshälfte des Jahres 1937 fanden die letzten Begräbnisse von männlichen Mitgliedern der Familie statt, nachdem im Zeitraum von über 120 Jahren fast 60 Personen mit dem Namen Durlacher auf dem jüdischen Friedhof in Schmieheim begraben worden waren: kurz nacheinander verstarben die beiden Brüder Moses und Jonas Durlacher, Söhne des Firmenmitbegründers Salomon Durlacher. Nur wenige Monate später verließen die letzten Mitglieder der Familie unter dem Druck des nationalsozialistischen Terrors ihren Heimatort in Richtung Frankreich. Die Hoffnung, damit einen Ausweg gefunden zu haben, erfüllte sich jedoch nicht. Für fast alle führte dieser Weg in den Tod. *Jakob Durlacher* (geb. 1874), der Sohn des Textilienhändlers Salomon Durlacher, musste 1937 sein Möbel- und Antiquitätengeschäft schließen. Er zog im August 1938 mit seiner Frau Leonie (geb. 1878) zunächst nach Straßburg. Nach der deutschen Besetzung des Elsass suchte das Ehepaar Zuflucht in Südfrankreich. Dort wurden sie von der Gestapo aufgespürt und danach nach Auschwitz deportiert, wo sie wahrscheinlich im Mai 1944 ums Leben kamen.<sup>51</sup> Nach dem Novemberpogrom von 1938 suchte auch Flora Durlacher (geb. 1897), die Witwe des relativ jung verstorbenen Weinhändlers Salomon Durlacher, mit ihren Kindern Gretel Rina (geb. 1921) und *Johann Nathan* (geb. 1925) sowie mit ihren Eltern Zuflucht in Straßburg. Flora Durlacher hatte nach dem Tod ihres Mannes (1929) noch ein Jahrzehnt lang dessen Weinhandlung weitergeführt. Mit der erzwungenen Aufgabe ihres Geschäftes endete 1938 die etwa hundertjährige Weinhandels-Tradition der Familie Durlacher in Kippenheim. In Frankreich zog die Familie von Straßburg in den Ort St. Junien, wo Flora Durlacher ein Geschäft für Korsett- und Büstenhalterherstellung betrieb. Am 26. August 1942 wurden Flora und Gretel Rina Durlacher verhaftet. Wenige Tage später wurden sie aus dem Sammellager Drancy bei Paris nach Auschwitz verschleppt und dort umgebracht.<sup>52</sup>

Flora Durlachers Sohn Hans (eigentlich Johann Nathan) war gemeinsam mit der ein Jahr älteren Hedy Epstein der letzte jüdische Schüler auf dem Gymnasium im benachbarten Ettenheim.<sup>53</sup> Eines der Hebräisch-Lehrbücher von Hans Durlacher hat als Einzelstück aus dem Besitz der Durla-

2074430

**YAD VASHEM**    **DAF-ED**    **דאָף-עֵד**    **דאָף-עֵד**  
 Martyrs' and Heroes' Remembrance Authority    **A Page of Testimony**    P.O.B. 3477 Jerusalem, Israel

|  |  |                                   |
|--|--|-----------------------------------|
| Photograph, preferably passport size.<br>Please do not attach the photograph with glue. Include the name of the deceased on the back of the photo.   | 1. Family Name<br><i>DURLACHER</i>   |                                   |
|  | 2. First Name<br><i>FLORA</i>  |                                   |
|  | 3. Maiden Name<br><i>EPSTEIN</i>   |                                   |
|  | 4. Date of birth or approximate age<br><i>1898</i>   |                                   |
| <b>THE MARTYRS' AND HEROES' REMEMBRANCE LAW, 5713-1953</b><br>determination in article No. 2 that --<br>The task of YAD VASHEM is to gather into the household material regarding all those members of the Jewish people who laid down their lives, who fought and rebelled against the Nazi enemy and his collaborators, and to perpetuate their memory and that of the communities, organizations, and institutions which were destroyed because they were Jewish. | 5. Place of birth (town, country)<br><i>EICHSTÄTTEN GERMANY</i>  |                                   |
|  | 6. Name of mother of the deceased<br><i>SOPHIE</i>   | 7. Name of father of the deceased |
|  | 8. Name of wife or husband<br><i>SALOMON</i>   | 9. Profession<br><i>MERCHANT</i>  |
|  | 10. Place of residence before the war<br><i>KIPPENHEIM</i>   |                                   |
|  | 11. Place of residence during the war<br><i>FRANCE</i>   |                                   |
|  | 12. Circumstances of death (place, date, etc.)   |                                   |
|  | I, the undersigned<br><i>Ilse Gutmann</i><br>residing at (full address)<br><i>530 W 236 St.</i><br>relationship to deceased<br><i>NIECE</i>                    |                                   |
|  | hereby declare that this testimony is correct to the best of my knowledge.<br>Signature: <i>Ilse Gutmann</i><br>Place and date of registration: <i>9/13/84</i> |                                   |

וְנָתַתִּי לָהֶם בְּבֵיתִי וּבְחֻמּוֹתַי יָד וּשְׁמָם... אֲשֶׁר לֹא יִכָּרֵת...  
 ...even unto them will I give in mine house and within my walls a place and a name... that shall not be cut off...

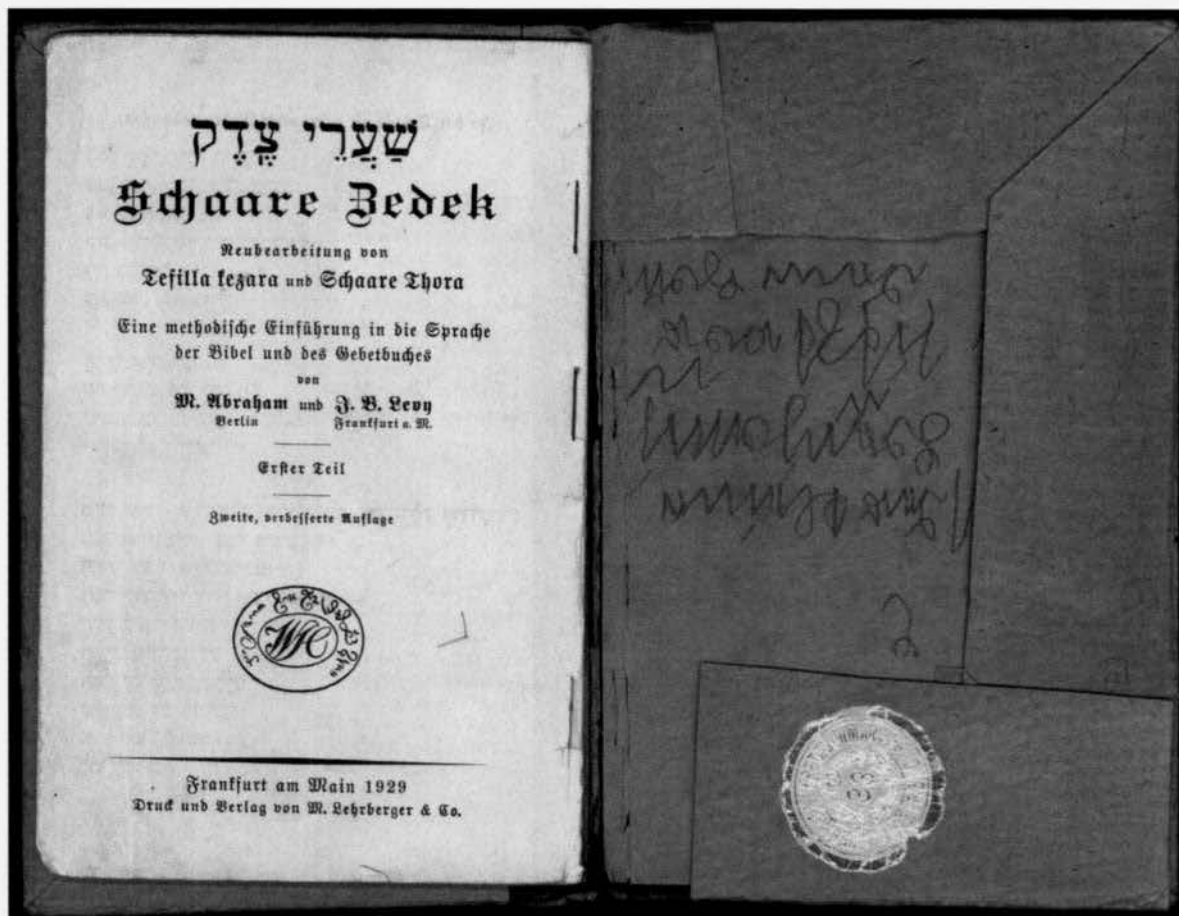
„Testimony“ (1988) von Ilse Gutmann für Flora Durlacher in der Gedenkstätte Yad Vashem (Vorlage: Yad Vashem)

chers die Verfolgungszeit überdauert und ist heute als Ausstellungsexponat im zentralen baden-württembergischen „Haus der Geschichte“ in Stuttgart zu sehen.<sup>54</sup>

Mit Hans Durlacher verließ im Dezember 1938 der letzte direkte männliche Nachkomme der Familie Kippenheim in Richtung Straßburg. Nach seiner Verhaftung war er zunächst in einem französischen Lager interniert. Laut den Angaben von Jürgen Stude<sup>55</sup> verliert sich Hans Durlachers Spur danach in dem oberschlesischen Zwangsarbeiterlager Fürstengrube, einem für die Kriegsrüstung eingerichteten Lager der so genannten „Organisation Schmelt“. Vermutlich gehörte Hans Durlacher zu den zahlreichen Juden, die Mitte 1942 auf Initiative von Albert Speer auf ihrem Transport von Frankreich nach Auschwitz in die Schmelt-Lager umgeleitet wurden, um dort Zwangsarbeit zu leisten. Im September 1943 wurde Fürstengrube in ein Außenlager des Vernichtungslagers Auschwitz umgewandelt. Wahrscheinlich ist Hans Durlacher dort umgekommen.<sup>56</sup>

Als letztes Familienmitglied der Durlachers verließ die Witwe des Weinhändlers Nathan Durlacher, Paulina Durlacher (geb. 1871 in Breisach), Kippenheim. Sie soll im März 1940 in das jüdische Altersheim nach Gailingen gezogen sein.<sup>57</sup> Dort verliert sich jedoch ihre Spur.<sup>58</sup>





„Schaare-Zedek“ von Hans Durlacher (2005, Foto: Haus der Geschichte Baden-Württemberg)

### Schluss und Ausblick

Die rund 150-jährige Geschichte der Durlachers in Kippenheim nahm mit der Vertreibung und späteren Vernichtung der letzten in Kippenheim verbliebenen Familienmitglieder ein gewaltsames Ende. Die hier geschilderte Familiengeschichte kann keine strukturellen Fragestellungen zum südbadischen Landjudentum beantworten, sie soll lediglich dessen Entwicklungsgeschichte an einem konkreten Fallbeispiel nachzeichnen. Diese begann Anfang des 19. Jahrhunderts mit dem einfachen, wahrscheinlich zumeist noch mobilen Kleinhändler Moses Durlacher, setzte sich dann in der Mitte des Jahrhunderts mit dem etablierten, lokal verankerten und aufstrebenden Kleinunternehmen von Samuel und Salomon Durlacher fort und mündete in die Migration und in den ökonomischen Aufstieg der Firma in der Großstadt gegen Ende des Jahrhunderts (Moritz, Simon und Leopold Durlacher). Es konnte beobachtet werden, wie schließlich einzelne Landjuden, nunmehr durch den ökonomischen Erfolg ihrer Elterngeneration abgesichert, sich dazu entschlossen, das angestammte kaufmännische Milieu zu



*Hans Durlacher 1935 (Detail,  
Vorlage: Hedy Epstein)*

verlassen und sich im Rahmen eines regulären Universitätsstudiums den sogenannten freien Berufen zuzuwenden (die Ärzte Dr. Hermann Durlacher und Dr. Samuel Durlacher).<sup>59</sup> Die Geschichte der Durlachers lässt sich somit in großen Teilen als eine Geschichte des sozialen Aufstiegs von Landjuden beschreiben, wozu erst wenige Vergleichsmöglichkeiten existieren. Bislang liegen kaum regionalgeschichtliche Studien vor, die diesen Prozess für Familien und Personen aus der Ortenau beschreiben.<sup>60</sup> Abschließend

wurde aber auch gezeigt, wie wenig ihre inzwischen vollzogene Integration in die Dorfgemeinschaft die in Kippenheim verbliebenen Familienmitglieder davor schützte, von der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik erfasst zu werden. Das Landjudendorf Kippenheim war für sie zur „tödlichen Heimat“ geworden.<sup>61</sup>

Wie bereits angedeutet werden mit der Familiengeschichte der Durlachers mehrere noch offene Fragestellungen zur Geschichte des Ortenauer Landjudentums angesprochen, so beispielsweise die Rolle jüdischer Geschäftsleute im für die Region wirtschaftlich bedeutsamen Weinhandel, der Umfang und Charakter jüdischer Stiftungsinitiativen, der ungenügend erforschte Urbanisierungsprozess der Juden mit seinen Folgen für die Landgemeinden sowie die Frage nach dem Eintritt von Landjuden in die akademischen Berufe.

Schließlich liefert die Geschichte der Durlachers vereinzelte Hinweise auf den Grad der Rückbindung von ins städtische Bürgertum übergewechselten vormaligen Landjuden an ihre sozialen Wurzeln. Es wurde an anderer Stelle schon vorgeschlagen, bei der Erforschung des südbadischen Landjudentums mehr als bisher die Reflexionen und Wahrnehmungen der Abkömmlinge dieser Kultur zu berücksichtigen und das jeweilige „Heimat-Bild jüdischer Emigranten“<sup>62</sup> mit hinzuzuziehen.<sup>63</sup> Im geschilderten Fallbeispiel sind verschiedene Hinweise darauf gegeben, dass sich einzelne Mitglieder der Familie Durlacher auch nach ihrem Wegzug sehr mit ihrer Herkunftsregion verbunden fühlten und diese trotz ihres neuen Lebensumfeldes als bedeutsamen Teil der eigenen Identität betrachteten. Ob aber die fortschreitende Auflösung der landjüdischen Lebenswelt im 19. Jahrhundert von den Erben dieser Kultur tatsächlich so intensiv als Verlustgeschichte wahrgenommen wurde, wie es von verschiedenen Seiten des Öfteren in verklärender und vereinnahmender Weise ausgemalt wird, gilt es zukünftig verstärkt zu erfragen.

#### Anmerkungen

- 1 Siehe die „Dokumentation über den Besuch der ehemaligen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger von Kippenheim in der Zeit vom 6. bis 14. September 2003“ (erhältlich über den Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim e.V.). Der gleiche Befund gilt für ein früheres Besuchsprogramm im Jahr 1990. Siehe „Dokumentation über den Besuch ehemaliger jüdischer Mitbürgerinnen und Mitbürger in Kippenheim vom 22. Oktober bis 28. Oktober 1990“ (erhältlich über die Gemeindeverwaltung Kippenheim).
- 2 Siehe Stude, Jürgen: Die Gedenktafel für die Kippenheimer Opfer des Nationalsozialismus. In: Geroldsecker Land 42, 2000, 64–80.
- 3 Möglicherweise wäre die aus Kippenheim stammende und heute in New York lebende Ilse Gutmann dazu zu befragen, deren Mutter Zerline Wertheimer eine geborene Durlacher war. Ilse Gutmanns Großeltern Nathan und Paulina trugen demnach den Namen Durlacher.

- 4 Schon früh formuliert bei: Richarz, Monika: Die Entdeckung der Landjuden. Stand und Probleme ihrer Erforschung am Beispiel Südwestdeutschlands. In: Vorarlberger Landesarchiv (Hrsg.): Landjudentum im Süddeutschen- und Bodenseeraum. Wissenschaftliche Tagung zur Eröffnung des Jüdischen Museums Hohenems vom 9. bis 11. April 1991, Dornbirn 1992, 11–21, bes. 17. Im Jahr 2000 vermeldete dieselbe Autorin an prominenter Stelle noch immer die vergleichsweise geringe Erforschung der „Binnenwanderung vom Lande in die Stadt“. Siehe Richarz, Monika: Die Entwicklung der jüdischen Bevölkerung. In: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, hrsg. im Auftrag des Leo Baeck Instituts von Michael A. Meyer unter Mitwirkung von Michael Brenner, Bd. 3: Umstrittene Integration 1871–1918, München 2000, 401. Vgl. für die Region Baumann, Ulrich: Zerstörte Nachbarschaften. Christen und Juden in badischen Landgemeinden 1862–1940, Hamburg 2000, 22. In diese Richtung gehend liefern erste Hinweise Stude, Jürgen: Die Lahrer Juden. In: Stadt Lahr (Hrsg.): Geschichte der Stadt Lahr III: Im 20. Jahrhundert, Lahr 1993, 143–167, bes. 145–147 sowie Scheurig, Axel: Diersburger Juden als Gründer der jüdischen Gemeinde Offenburg. In: Historischer Verein für Mittelbaden/Mitgliedergruppe Hohberg (Hrsg.): Diersburg. Die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde 1738–1940, Haigerloch 2000, 72–77.
- 5 So in einem programmatischen Artikel Haumann, Heiko: Wege zur Geschichte der Juden am Oberrhein. In: Allmende 13, 1993 (= Schwerpunktheft „Alemannisches Judentum. Versuche einer Wiederannäherung“), 6–29, bes. 19–22.
- 6 Siehe Asche, Susanne: Geschichte der Juden in Durlach bis 1715. In: Schmitt, Heinz (Hrsg.), Juden in Karlsruhe. Beiträge zu ihrer Geschichte bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung, Karlsruhe 1988, 21–40 sowie dies.: Vom Traditionalismus auf dem Land zur Anpassung in der Stadt. Die Geschichte der Juden in Grötzingen und Durlach 1715–1933. In: ebd. 189–218.
- 7 Es existiert noch das Grab einer schon im Jahr 1813 verstorbenen Pessel Durlacher, Gattin des Mosche Durlacher.
- 8 1809 wurden in Baden die jüdischen Familienoberhäupter zur Annahme erblicher Familiennamen verpflichtet, in Kippenheim namen 10 von 22 jüdischen Familien einen neuen Namen an. Dabei gingen aus dem Stamm „Levi“ u. a. die Durlachers hervor. Siehe Dreifuss, Erwin Manuel: Die Familiennamen der Juden unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Baden zu Anfang des 19. Jahrhunderts, Frankfurt/M. 1927, 39 u. 77.
- 9 Im November 2003 wurde im Internet-Aktionshaus „ebay“ ein Brief aus dem Jahr 1865 mit der Adressaufschrift „Samuel Durlacher in Kippenheim“ verkauft (ebay-Artikelnummer 29263739100). Im Dezember 2003 wurde bei „ebay“ ein Briefkuvert mit Adressaufschrift „Herrn Salomon Durlacher Weinhandlung“ angeboten (ebay-Artikelnummer 2975814272). Am 11. Mai 2004 wurde bei „ebay“ ein Briefkuvert mit Adressaufschrift „Herrn Durlacher Weinhändler in Kippenheim“ verkauft (ebay-Artikelnummer 4167807430). Am 9. Juli 2004 wurde bei „ebay“ ein Brief mit der Adressaufschrift „Herrn Samuel Durlacher“ angeboten und am 19.7.2004 verkauft (ebay-Artikelnummer 5507261266). Im Oktober 2004 wurde bei „ebay“ ein Briefkuvert mit Adressaufschrift „Herr Durlacher Weinhändler“ aus dem Jahr 1858 angeboten und am 13.10.2004 verkauft (ebay-Artikelnummer 5525428814). Schließlich wurde bei „ebay“ am 5.11.2004 ein Brief mit der Adressaufschrift „Samuel Durlacher“ verkauft (ebay-Artikelnummer 5531251238). Es handelte sich bei den Aktionen um unterschiedliche Anbieter.
- 10 Einer der Briefmarkenhändler teilte mir per e-mail am 20.02.2004 mit: „Könnte Ihnen noch 16 weitere Briefe (alle jedoch ohne Inhalt) an die Familie Durlacher/Kippenheim

anbieten.“ Am 24.02.2004 erfolgte auf Nachfrage die Information: „Die Belege stammen aus einer Sammlungsauflösung aus Schleswig-Holstein. [...] Kann jedoch keine genaueren Infos geben, da der Sammler verstorben ist und die Erben keine genauen Angaben machen können, welchen Ursprung die einzelnen Sammlungsteile haben.“

- 11 Siehe den Entwurf eines Antwortschreibens vom 7.2.1852 auf dem vorangegangenen Schreiben des Schuldners Johannes Wilhelms/Stadelhofen vom 2.2.1852 (Sammlung Uwe Schellinger, Freiburg).
- 12 Siehe das am 27. Oktober 1856 in Riegel abgestempelte Schreiben (Sammlung Uwe Schellinger, Freiburg).
- 13 Am 19. Oktober 1842 hatte Samuel Durlacher Sara Weil (1821–1889) geheiratet. Deren Schwester Charlotte (Zerle) (1824–?) hatte sich 1845 nach Müllheim verheiratet. Beide waren sie Großtanten des berühmten Komponisten Kurt Weill (1900–1950).
- 14 2. April 1858: Jakob Elias Meyer/Müllheim an Samuel Durlacher/Kippenheim (Archiv des Leo Baeck Institute im Jüdischen Museum Berlin, LBI-2003/1, Schenkung Uwe Schellinger). Siehe dazu Schellinger, Uwe: Familienbande. Ein Brief von Müllheim nach Kippenheim als Indikator für die Verwandtschaft von Kurt Weill und Selma Stern. In: Das Markgräflerland. Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur 2/2004, 93–113.
- 15 11.2.1865: Bürgermeisteramt Wolfach an Samuel Durlacher/Kippenheim. Der Brief liegt mir nur in Kopie vor. Ich danke Hans-Dieter Zapke/Heilbronn für die freundliche Überlassung derselben. Samuel Durlacher ersteigerte den Hof am 19.5.1864, verkaufte diesen aber schon am 12.7.1864 weiter. Für die Besitzzeit musste er Steuern bezahlen. Siehe Grundbuch Kirnbach, Bd. 6, 611 im Stadtarchiv Wolfach. Ich danke Hans Heizmann für seine Auskünfte bzgl. des Schmittehofs.
- 16 Das eine Schreiben wurde in Freiburg aufgegeben, das andere in Pforzheim (beide Sammlung Uwe Schellinger, Freiburg).
- 17 14.8.1867: J. Weil/Säckingen an Gebr. Durlacher/Kippenheim (Sammlung Uwe Schellinger, Freiburg).
- 18 Über die Bedeutung jüdischer Kaufleute im regionalen Weinhandel gibt es bislang nur verstreute Einzelhinweise. Eine eingehendere Untersuchung darüber fehlt. Vgl. als interessante Vergleichsstudie einen Text von Elmar Schwinger über das fränkische Kitzingen: Die Erfolgsgeschichte der jüdischen Weinhändler (aus: Die jüdische Gemeinde in Kitzingen 1865–1942. Leben zwischen Erfolg und Katastrophe), verfügbar über: <http://www.kitzingen.info/stadt/juedischegeschichte/wein.pdf> [Zugriff: 22.10.2004].
- 19 Das Haus stand auf einem Grundstück, das der Familie schon seit 1872 gehörte. Nach Moritz Durlachers Tod (1906) wurde es an den Zigarrenfabrikanten Wilhelm Weinacker veräußert. Ich danke der Gemeindeverwaltung Kippenheim für entsprechende Auskünfte.
- 20 Siehe Heizmann, Wolfgang: Jüdische Schüler am Gymnasium Ettenheim 1841–1939. In: Historischer Verein für Mittelbaden/Ortsgruppe Ettenheim (Hrsg.): Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust, Orschweier, Ettenheim <sup>2</sup>1997 (<sup>1</sup>1988), 215–226, hier: 220.
- 21 Siehe Uttenweiler, Bernhard: Der jüdische Friedhof bei Schmieheim. In: Historischer Verein für Mittelbaden/Ortsgruppe Ettenheim (Hrsg.): Schicksal und Geschichte (wie Anm. 20), 166–187, hier: 172.
- 22 „Programm für die am 11. und 12. August 1876 stattfindende Thora-Einweihung in Kippenheim“ (Gemeindearchiv Kippenheim, Schenkung Kurt S. Maier).
- 23 Siehe hierzu Baumann, Ulrich/Schellinger, Uwe: Zwischen Konsolidierung und Zerstörung: Die jüdische Gemeinde Kippenheim und ihre Synagoge 1852 bis 1940. In:

- Schellinger, Uwe (Hrsg.): Gedächtnis aus Stein. Die Synagoge in Kippenheim 1852–2002, Heidelberg/Ubstadt-Weiher/Basel 2002, 61–110, hier: 66; sowie zuvor Stude, Jürgen: Geschichte der jüdischen Gemeinde Kippenheim. In: Historischer Verein für Mittelbaden/Ortsgruppe Ettenheim (Hrsg.): Schicksal und Geschichte (wie Anm. 20), 322–362, hier: 345f. Bei der bei Stude an dieser Stelle fehlenden Quellenangabe dürfte es sich um das hier in Anm. 22 erwähnte Festprogramm handeln.
- 24 Siehe 14.4.1909: Leopold M. Durlacher/Hamburg an das Bürgermeisteramt Kippenheim, in: Gemeindegarchiv Kippenheim XVI/11.
- 25 Hier besteht durchaus Forschungsbedarf. Siehe für den badischen Raum Salaba, Marie: Aspekte der sozialen Lage der Juden in Baden im 18. und 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der wohltätigen Stiftungen. In: Oberrat der Israeliten Badens (Hrsg.): Juden in Baden 1809–1984, Karlsruhe 1984, 143–164. Beispiele aus der Region: Rumpf, Michael: „Jüdische Stiftungen“ in Bühl. In: Bühler Heimatgeschichte 15, 2001 (= Schwerpunktausgabe „Jüdisches Leben. Auf den Spuren der israelitischen Gemeinde in Bühl“), 234–244; zu Kippenheim siehe Baumann/Schellinger: Zwischen Konsolidierung und Zerstörung (wie Anm. 23) 63–66.
- 26 Staatsarchiv Hamburg, 231–7/A Band 203 (HRA Nr. 44684).
- 27 Geschäftsadresse: Rebolledo 9.
- 28 Geschäftsadresse: 3 Savage Gardens E.C.
- 29 Staatsarchiv Hamburg, 231–7/A Band 9 (HRA Nr. 2476).
- 30 Siehe Stude: Geschichte der jüdischen Gemeinde Kippenheim (wie Anm. 23) 336.
- 31 Siehe Hirsch, Erika: Jüdisches Vereinsleben in Hamburg bis zum Ersten Weltkrieg. Jüdisches Selbstverständnis zwischen Antisemitismus und Assimilation, Frankfurt/M. 1996, 66, 195 u. 202.
- 32 Staatsarchiv Hamburg: „Acten betr. Gesuch um Aufnahme in den Staatsverband“, Nr. 59092 bzw. Nr. 70213.
- 33 Ebd. Nr. 66656. Siehe hierzu bereits Baumann/Schellinger: Zwischen Konsolidierung und Zerstörung (wie Anm. 23) 66–68.
- 34 Staatsarchiv Hamburg: „Acten betr. Gesuch um Aufnahme in den Staatsverband“, Nr. 59092 bzw. Nr. 87092. Hermann Durlacher promovierte 1899 an der Universität Kiel. Über seinen weiteren Lebensweg ist bislang noch nichts bekannt.
- 35 Leopold Durlacher hatte 1886 Anna Strauß aus Darmstadt geheiratet und mit ihr zusammen drei Kinder (Bianca, Friedrich Samuel und Leonie) bekommen.
- 36 14.4.1909: Leopold M. Durlacher an Bürgermeisteramt Kippenheim, in: Gemeindegarchiv Kippenheim XVI/11. Unterstreichung im Original. Siehe hierzu zuerst Stude: Geschichte der jüdischen Gemeinde (wie Anm. 23) 338.
- 37 19.5.1909: Leopold Durlacher an Bürgermeisteramt Kippenheim, in: Gemeindegarchiv Kippenheim XVI/11.
- 38 16.6.1909: Sociedad Vinicola S. & L. Durlacher an Bürgermeisteramt Kippenheim, in: ebd.
- 39 9.3.1910: Bürgermeisteramt Kippenheim an das Großherzogliche Bezirksamt Ettenheim (Abschrift), in: ebd.
- 40 8.8.1910: Sociedad Vinicola S. & L. Durlacher an Bürgermeisteramt Kippenheim, in: ebd.
- 41 Inwieweit es sich hier um erzwungene „Arisierungen“ handelte, kann an dieser Stelle nicht gesagt werden.
- 42 Simon Durlacher hatte Emma Maier (1853–1921) geheiratet. Das Ehepaar hatte sechs Kinder.
- 43 Leslie Joseph und Gordon Louis wurden beide am 24. Juni 1896 geboren.

- 44 Staatsarchiv Hamburg: „Acten betr. Gesuch um Aufnahme in den Staatsverband“, Nr. 94850.
- 45 Schriftliche Auskünfte von Daniel Raye (Beith Shemesh, Israel) vom 1.10.2003 und vom 24.11.2003 an mich. Ich danke Daniel Raye, der als Urenkel von Sam Durlacher aus der englischen Linie der Durlachers stammt, für seine umfangreiche Unterstützung.
- 46 Siehe Sassenberg, Marina: Das Eigene in der Geschichte: Selbstentwürfe und Geschichtsentwürfe der deutsch-jüdischen Historikerin Selma Stern (1890–1981), Halle 2002. Ich danke Marina Sassenberg/Duisburg für verschiedene Informationen zur Familie Durlacher.
- 47 Siehe Baumann: Zerstörte Nachbarschaften (wie Anm. 4) 100 sowie Heizmann: Jüdische Schüler am Gymnasium Ettenheim (wie Anm. 20) 218–221.
- 48 Samuel Durlacher legte seine medizinische Doktorarbeit 1891 in Freiburg i.Br. vor.
- 49 Die erste Tochter Rachel (geb. 1875) heiratete 1901 den Arzt Dr. Georg Manes und zog mit ihm später ebenfalls nach Hamburg. Rachel Durlacher war 1951 eine der ersten, die in einem Presseartikel offenen Protest gegen die unwürdige Nutzung der ehemaligen Kippenheimer Synagoge als Werkstatt einlegte. Siehe Schellinger, Uwe: Das Prinzip Nützlichkeit. Ausplünderung, „Verwertung“ und Profanisierung der Kippenheimer Synagoge 1938 bis 1956. In: ders. (Hrsg.): Gedächtnis aus Stein (wie Anm. 23) 165–207, bes. 193.
- 50 Hermann Wertheimer war der letzte Vorsteher der jüdischen Gemeinde Kippenheim. Die Familie konnte 1940 noch in die USA auswandern.
- 51 Siehe Stude: Gedenktafel (wie Anm. 2) 74 f. Grundlegend: Klarsfeld, Beate/Klarsfeld, Serge: Le memorial de la deportation des juifs de France, Paris 1978. Hier wird der Transport Nr. 74 am 20.5.1942 mit 1200 Personen von Drancy nach Auschwitz erwähnt, dem Jakob und Leonie Durlacher offenbar zugeteilt waren. Seltsamerweise fehlt ein Hinweis in der nachfolgenden Dokumentation von Barbara Vormeier, die sich auf das Klarsfeld-Buch stützt. Vgl. Vormeier, Barbara: Die Deportierungen deutscher und österreichischer Juden aus Frankreich (1942–1944), Paris 1980. Der Sohn *Heinrich Durlacher* (geb. 1902) war schon 1936 nach Straßburg ausgewandert. Er überlebte das NS-Regime in Frankreich und starb 1953 in Straßburg.
- 52 Siehe Stude: Gedenktafel (wie Anm. 2) 74 sowie Klarsfeld/Klarsfeld: Le memorial de la deportation (wie Anm. 51). Hier ist der Transport Nr. 26 am 31.8.1942 von Drancy nach Auschwitz erwähnt, dem Flora Durlacher und ihre Tochter offenbar zugeteilt waren. Erneut fehlt ein Hinweis bei Vormeier: Deportierungen (wie Anm. 51).
- 53 Über ihn berichtet Epstein, Hedy: Erinnern ist nicht genug. Autobiographie, Münster 1999, 40 f.
- 54 Abraham, Michael/Levy, Josef B.: Schaare-Zedek. Eine methodische Einführung in die Sprache der Bibel und des Gebetbuches, Teil 1, Frankfurt a.M. 1929. Das Gebetbuch beinhaltet die handschriftliche Inschrift „Schaare-Zedek für Hans Durlacher“. Das Buch wurde dem „Haus der Geschichte“ durch den aus Kippenheim stammenden Kurt Maier/Washington übergeben, der es Anfang der 1990-er Jahre im Nachlass seiner Tante Paula Auerbacher fand. Das Stück ist in das Ausstellungssegment „Gemeinsam glauben ... Religionen und Konfessionen“ integriert. Ich danke Bernd Holtwick für seine Auskunft. Siehe auch den entsprechenden Abschnitt in: Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hrsg.): Landesgeschichten. Der deutsche Südwesten von 1790 bis heute. Ausstellungskatalog, Stuttgart 2002, 398–437 (allerdings ohne expliziten Hinweis auf das Objekt).
- 55 Stude: Gedenktafel (wie Anm. 2) 74.

- 56 Siehe Art. „Organisation Schmelt“. In: Jäckel, Ernst/Longerich, Peter/Schoeps, Julius H. (Hrsg.): Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden, Bd. II, München-Zürich <sup>2</sup>1998, 1070 f sowie Konieczny, Alfred: Die Zwangsarbeit der Juden in Schlesien im Rahmen der „Organisation Schmelt“. In: Aly, Götz u. a.: Sozialpolitik und Judenvernichtung. Gibt es eine Ökonomie der Endlösung?, Berlin 1987, 91–110.
- 57 Köbele, Alfred/Siefert, Klaus/Scheer, Hans: Ortssippenbuch Kippenheim, Grafenhau-  
sen 1979, 835.
- 58 Ihr Name taucht weder in der Liste der am 22.10.1940 Deportierten noch in den ver-  
schiedenen Listen nachfolgender Transporte aus Baden und Württemberg auf.
- 59 Bis zum Beginn der Emanzipation war aufgrund fehlender Berufschancen ein Univer-  
sitätsstudium für Landjuden nicht lohnend, so dass sich bis weit ins 19. Jahrhundert  
hinein die berufliche Qualifizierung von Gelehrten aus dem Landjudentum jenseits der  
Kaufmanns- oder Handwerkerberufe vornehmlich im Rahmen rein jüdischer Ausbil-  
dungswege abspielte. Siehe hierzu Kaufmann, Uri R.: Das jüdische Schulwesen auf  
dem Lande. Baden und Elsaß im Vergleich 1770–1848. In: Richarz, Monika/Rürup,  
Reinhard (Hrsg.): Jüdisches Leben auf dem Lande. Studien zur deutsch-jüdischen Ge-  
schichte, Tübingen 1997, 293–326. Vgl. hierzu die wenigen konkreten biographischen  
Studien aus der Ortenau: Schellinger, Uwe: Vom Land in die Stadt, oder: Vom Talmud  
zur Kreuzotter: Leben und Wirken des jüdischen Gelehrten Isaak Blum (1833–1903)  
aus Diersburg. In: Historischer Verein für Mittelbaden/Mitgliedergruppe Hohberg  
(Hrsg.): Diersburg. Die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde 1738–1940, Haiger-  
loch 2000, 200–208; sowie Schellinger, Uwe: Kantor Albert Weill und sein Lebensweg  
von Südbaden nach Israel 1867–1950, Teil 1. In: Dessauer Kalender. Heimatliches  
Jahrbuch für Dessau und Umgebung 46, 2002, 56–69 und Teil 2. In: ebd. 47, 2003,  
38–51.
- 60 1997 formulierte Monika Richarz in einem Überblick: „Die Geschichte des sozialen  
Aufstiegs der Landjuden und seiner Folgen ist noch nicht geschrieben.“ Richarz, Mo-  
nika: Ländliches Judentum als Problem der Forschung. In: Richarz, Rürup: Jüdisches  
Leben auf dem Lande (wie Anm. 59), 1–8, Zit. 8.
- 61 Richarz, Monika: Tödliche Heimat. Zur neueren Ortsgeschichte der Juden. In: Ge-  
schichte im Westen 3, 1988, 198–202.
- 62 In innovativer Weise wurde diese Fragestellung für das Landjudentum aufgeworfen  
bei: Purin, Bernhard: „Ich habe nie aufgehört, ein Vorarlberger zu sein.“ Hohenemser  
Juden in der Fremde. In: Allmende 13, 1993 (= Schwerpunktheft „Alemannisches Ju-  
dentum. Versuche einer Wiederannäherung“), 69–84, Zit. 69.
- 63 Vgl. Schellinger: Familienbande (wie Anm. 14) 106–108.



## „Ich als geborener Badener“

### Wilhelm Hausenstein und die Freundschaft mit Frankreich

*Johannes Werner*

*Die Freundschaft zu Wilhelm Hausenstein war der Weg, auf dem die Freundschaft zu Deutschland sich wieder anbahnte. Sobald irgendwo eine neue Tür vor ihm, dem einzelnen, sich öffnete, trat mit ihm sein ganzes Land ein.*

*P. Jean du Rivau SJ*

Der Anruf aus Bonn kam ungelegen. Denn jetzt, im März 1950, wollte Wilhelm Hausenstein endlich in Ruhe gelassen werden; wollte nur noch lesen, schreiben, auch reisen, kurz: sein eigenes Leben leben, das ohnehin zur Neige ging. Und dass er sich diese Ruhe redlich verdient hatte, konnte keiner bestreiten.

Am 17. Juni 1882 war er in Hornberg im Schwarzwald geboren worden; hatte das Gymnasium in Karlsruhe und die Universitäten in Heidelberg, Tübingen und München besucht; und hatte, nach einer glanzvollen Promotion in mittlerer und neuerer Geschichte, Nationalökonomie und Paläographie, in Paris der ehemaligen Königin von Sizilien als Vorleser gedient und sich dann noch einmal in München in den Hörsaal gesetzt, um Kunstgeschichte zu studieren. Dann war er einer der bedeutendsten Kunsthistoriker, Kunstkritiker, Kunstschriftsteller, auch Reiseschriftsteller seiner Zeit geworden: mit zahllosen Artikeln und Aufsätzen und mit rund 40 Büchern etwa über barocke, expressionistische und exotische Kunst; über Fra Angelico, Giotto, Carpaccio, Rembrandt; über Paul Klee und andere zeitgenössische Künstler, mit denen er bekannt und befreundet war.

Dann, nach 1933, hatte er keine Bücher mehr schreiben dürfen, aber als Redakteur der berühmten ‚Frankfurter Zeitung‘ noch eine Weile überwintern können – aber ohne den Machthabern irgendeine Konzession zu machen; war schließlich doch entlassen worden und dadurch in große Not geraten, auch weil Margot Hausenstein, die er 1919, mit Rilke und Preetorius als Trauzeugen, geheiratet hatte, eine belgische Jüdin war. Die einzige Tochter Renée-Marie hatte mit dem letzten Schiff noch nach Brasilien flüchten können.

Und nun schien das Leben nochmals neu zu beginnen. Was Hausenstein sagte, wurde gehört, was er schrieb, wurde gedruckt, auch was er in den dunklen Jahren heimlich geschrieben und überdies übersetzt hatte. Da kam der Anruf, der ihn ins Kanzleramt nach Bonn bestellte, sehr ungelegen; nun gut, so hieß es, der Kanzler wolle ohnehin nach München fahren und

könne dort mit ihm zusammentreffen. Und erst dort ließ Adenauer die Katze aus dem Sack: wäre Hausenstein vielleicht bereit, die junge Bundesrepublik in Frankreich zu vertreten, d. h. als ihr erster Generalkonsul nach Paris zu gehen?

Hausenstein war wie vor den Kopf geschlagen; er hatte ja andere, literarische Pläne. (Ihretwegen hatte er schon das Angebot der Amerikaner abgelehnt, die Leitung der ‚Süddeutschen Zeitung‘ zu übernehmen.) Adenauer ließ nicht locker: Hausenstein sei zwar, wie er selber sage, kein Politiker, aber er habe an der ‚Frankfurter Zeitung‘ gewiss genug gelernt; dagegen sei er Katholik, Humanist und ‚homme de lettres‘, frankophil und frankophon dazu, und einer der wenigen, die die dunklen Jahre unbefleckt überstanden hatten. „Wir Alten müssen es machen“<sup>1</sup>, meinte Adenauer.

Hausenstein bat um Bedenkzeit. „Ich habe alle Bedenken ausgetragen, Tag um Tag, und war sehr nahe daran, abzulehnen. Zuletzt aber trat dieses Argument vor: wenn es in Deutschland ein einziges Mal geschah, dass ein Amt politischer Repräsentation einem Schriftsteller angetragen wurde, dann durfte er sich in der Tat nicht versagen: dann musste er, persönliche literarische Aufgaben und selbst die ihm dringlichsten mit aller Härte gegen sich selbst zurücksetzend, das Seine beitragen, damit diese grundsätzlich neue und im Prinzip erfreuliche Möglichkeit realisiert werde. Am Osterdienstag 1950 habe ich durch ein Telegramm an den Kanzler im Prinzip zugesagt.“<sup>2</sup>

### *Das Eis ...*

Am 4. Juli wurde Hausenstein offiziell zum Generalkonsul ernannt; am 16. Juli kam er, zusammen mit Margot, an der Gare de l'Est in Paris an, wo ihn der stellvertretende Protokollchef des Außenministeriums „so knapp wie trocken“<sup>3</sup> begrüßte. Bei seiner Ankunft sagte er: „Ich bin einfach gekommen, um meine konsularischen Aufgaben zu erfüllen, die zu einem Großteil wirtschaftliche Aufgaben sind. Aber ich gebe zu, dass ich sehr glücklich sein werde, auch den kulturellen Austausch zwischen unseren beiden Ländern erleichtern zu können, denn ich fühle mich seit je den Ausdrucksformen des französischen Geistes verwandt, seit je habe ich versucht, meinen Landsleuten den Genius Frankreichs verständlich zu machen. Ich möchte Ihnen versichern, dass ich ein Mann guten Willens bin und ein Zeuge des guten Willens der überwiegenden Mehrheit meines Volkes.“<sup>4</sup>

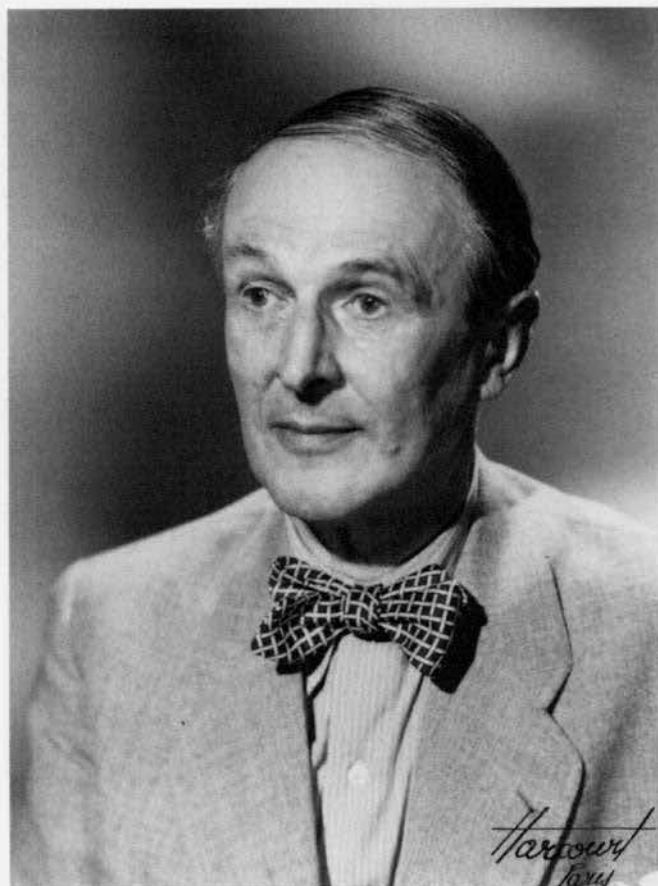
Vorher hatte es noch einigen Ärger gegeben. Die Bonner Bürokraten hatten den Etat der deutschen Vertretung in Paris so weit gekürzt, dass Hausenstein schon an einen Rückzug dachte; von einem Abgeordneten musste er sich sagen lassen, dass man ihm und seinesgleichen „die Gelegenheit vor-enthalten müsse, in Saus und Braus zu leben“.<sup>5</sup> Und in der Tat: Hausenstein arbeitete in einem anfangs unfertigen, unmöblierten und ungeheizten Haus,



*Wilhelm Hausenstein bei der Ankunft in Paris; 1950*

wohnte in zwei Zimmern im Hotel, und wenn er mittags einen Gast zum Essen bat, musste er sich abends zum Ausgleich mit etwas Obst begnügen. Was vom Frühstück übrig war, nahm Margot mit ins Konsulat, damit die Angestellten etwas zu essen hatten. (Adenauer, der dies ungerührt erzählte, wunderte sich, „dass man Leute findet, die für so wenig Geld diese Arbeit auf sich nehmen“.<sup>6</sup>) Dieselben Angestellten schrieben ihre Briefe manchmal mit dem Bleistift, weil sie keine Tinte kaufen konnten.

Auch aus anderen Gründen fiel der Anfang schwer. Deutschland hatte eine Schuld auf sich geladen, die in Frankreich noch lange nicht vergessen war. „Bei meinen Spaziergängen durch Paris, die ich nicht so sehr aus alter Liebhaberei unternahm als vielmehr aus dem durch meine Situation gebotenen Bedürfnis, aus der Atmosphäre die Stimmungen der Pariser, insbesondere gegenüber Deutschland, mit den Antennen zu erspüren, fielen mir an Mauern jene Plaquetten auf, welche die Namen von Angehörigen der Résistance im Gedächtnis der Vorübergehenden befestigen wollten. Das wiederkehrende ‚fusillé par les Allemands‘ traf mich immer und überall so scharf, als trüge ich eine persönliche Verantwortung. Als erster offizieller Vertreter Deutschlands moralisch auf jede Weise exponiert, empfand ich die zufällige Konfrontation mit solchen steinernen Wandschildern und mit den Blumen, die daran geheftet waren, so intensiv, dass ich mir das Blut der Schamröte ins Gesicht steigen fühlte.“<sup>7</sup> Der atmosphärische Druck war



Wilhelm Hausenstein; 1950

so groß, dass Hausenstein sich „mit instinktiver Reaktion immer wieder fragte, ob es einem Deutschen um 1950 in Frankreich erlaubt sei, zu lachen“.<sup>8</sup>

Gelegentlich stieß Hausenstein auch auf demonstrative, provokative Ablehnung. Als Margot, noch im ersten Jahr, einmal in seinem Namen – es ging um eine Ausstellung, die dann doch nicht zustande kam – im Musée d’Art Moderne vorsprach, wurde sie von der Assistentin des Direktors empfangen, in deren Büro ein großes Stück einer Hakenkreuzfahne hing. Und als Margot fragte, ja notgedrungen fragen musste, was dieser Gegenstand bedeuten solle, rief die Dame „mit anzüglichem Pathos“<sup>9</sup> aus, sie habe ihn bei ihrer Befreiung aus einem Konzentrationslager als Trophäe mitgenommen. Und noch im zweiten Jahr, im Sommer 1951, geschah es, dass Hausenstein die vom Bundespräsidenten ausgefertigte Urkunde über den deutschen Beitritt zur Montanunion im französischen Außenministerium zu überreichen hatte. Als er aber, in Begleitung seines persönlichen Referenten, zur vereinbarten Zeit am Quai d’Orsay erschien, ließ man die beiden, trotz mehrfacher Erinnerung, eine Stunde lang im Korridor warten. Dann war der Generalsekretär des Ministeriums endlich bereit, die beiden zu empfangen. „Kein Wort der Erklärung oder gar der Entschuldigung für die ungewöhnlich lange Wartezeit. Ein trockenes ‚Bonjour, Monsieur‘ und

„Au revoir, Monsieur“ war die ganze Konversation während des Übergabekontaktes, und schon waren wir wieder entlassen.“<sup>10</sup> (So der Referent, Paul Frank, im Rückblick; Hausenstein selber hat den Vorfall in seinen Erinnerungen taktvoll verschwiegen.)

Freilich fanden sich auch Helfer, die Hindernisse aus dem Wege räumten. Annette Kolb zählte zu ihnen, die alte Freundin von München her, die jetzt, nach Exiljahren in New York, wieder in Paris lebte; Carl Jakob Burckhardt, der selber als Gesandter in Paris gewesen und ein bedeutender Schriftsteller war; und der Schriftsteller Joseph Breitbach.

... *taut allmählich auf*

Langsam, ganz langsam ging es voran. Die ersten Schritte machte Hausenstein auf kulturellem Gelände. Zwar versuchte er vergeblich, Ausstellungen über das Barock, über bayerische Krippen oder über den Maler Wilhelm Leibl zustande und nach Paris zu bringen; aber eine andere Ausstellung, in deren Mittelpunkt ein in Berlin befindliches Bild von Watteau stand, gelang und wurde ein großer Erfolg. Zur Eröffnung, Anfang 1951, erschien sogar der Außenminister Robert Schuman, der mit Hausenstein, Margot und Renée-Marie angeregt plaudernd durch die Räume ging. Die Reporter der Wochenschauen folgten ihnen auf dem Fuß, aber was sie filmten, wurde nie gezeigt. „Soweit war es noch nicht, dass Reportagen, die den französischen Minister des Auswärtigen mit dem deutschen Generalkonsul in längerer und freundlicher Unterhaltung gezeigt hätten, der Psychologie französischer Öffentlichkeit schon angetragen werden konnten.“<sup>11</sup> Im Herbst 1951 gelang dann eine Ausstellung von Bildern französischer Impressionisten aus deutschen Museen. „Die arbeitsreichen Vorbereitungen dieser Ausstellung wurden von Wilhelm Hausenstein zum größten Teil selbst geleitet. In unzähligen Briefen an Ministerpräsidenten der Länder, Kultusminister und Museumsdirektoren war es ihm gelungen, die Widerstände gegen den Transport dieser wertvollen Bilder ins Ausland zu überwinden. Es gab kein Detail, sei es die Gestaltung der Ausstellung insgesamt oder der Umschlag des Katalogs, auf das er nicht persönlichen Einfluß genommen hätte.“<sup>12</sup> Diese Ausstellung wurde ein noch größerer Erfolg: fast 160.000 Eintrittskarten wurden verkauft. „Das Eis fing an, zu springen, aufzutauen. Aber man mußte diesem Prozeß seine Zeit lassen. Man durfte ihn von unserer Seite her nicht etwa forcieren: denn es konnte nur Sache der Franzosen sein, das Tempo dieses überall und immer heiklen, physikalischen Vorgangs zu bestimmen.“<sup>13</sup>

Aber die Arbeit, die Hausenstein zu leisten hatte, erschöpfte sich nicht im Kulturellen, wie viele von Anfang an glaubten und weiterhin glauben wollten – abgesehen davon, dass das Kulturelle auch und gerade ein Politisches war. Es gab den täglichen konsularischen Kleinkram, Pass- und an-



*Wilhelm und Margot Hausenstein an der Seine in Paris; 1950*

dere Angelegenheiten; und es gab härtere Nüsse zu knacken. Da waren vor allem die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich, die bisher vom Roten Kreuz betreut worden waren; diese Aufgabe fiel nun, am 1. Mai 1951, dem Generalkonsulat zu. Da mussten freilich viele Probleme geklärt und gelöst, musste z.B. auch ein deutscher Hilfsverein gegründet werden, was alles andere als einfach war. Nichts davon wäre gelungen, wenn dem Generalkonsul nicht der Apostolische Nuntius Angelo Giuseppe Roncalli (der spätere Papst Johannes XXIII.) beigestanden hätte. „Die echte diplomatische Tätigkeit“ – so schrieb Roncalli im Rückblick – „gehört zu den edelsten und wertvollsten Dienstleistungen, zu denen ein Bürger berufen werden kann, und dies im Interesse nicht nur seines Vaterlandes, sondern aller Völker. Sie ist ein Dienst, der ihn Tag für Tag in Anspruch nimmt, der von der Furcht Gottes und von der Liebe zu den Menschen getragen und mit Weisheit, Überlegung und Ausdauer ausgeübt werden muß.“<sup>14</sup> Hausenstein hätte diese Sätze unterschrieben, Wort für Wort.

Mit dem Vertrag über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft, der bei den Franzosen schließlich keine Zustimmung fand, war Hausenstein



*Wilhelm und Margot Hausenstein im Hotel St.-James-et-Albany in Paris; 1950*

dagegen nicht befasst: zum einen, weil man in Bonn seine Skepsis nicht teilte, ja sich eher an ihr störte, und deshalb seine Berichte auch nur unwillig zur Kenntnis nahm; und zum anderen, weil man seine Eignung für die eigentlich politischen Dinge noch immer in Zweifel zog. Auch an den Versuchen, die leidige Saarfrage zu lösen, wurde er kaum beteiligt; d.h. die Franzosen schienen ihn beteiligen zu wollen, aber die Deutschen überhörten ihren Wunsch.

Dennoch: die Aufgaben wuchsen, und die deutsche Vertretung wuchs mit ihnen. Schon 1951 war sie zur Diplomatischen Vertretung, Hausenstein selber zum Geschäftsträger aufgerückt; am 4. Juli 1953 wurde er zum Botschafter ‚ad personam‘ ernannt. Im selben Jahr zog er mit seinem Stab, der von anfänglich 20 auf 150 Mitarbeiter angewachsen war, von der Avenue d'Iéna in die Avenue Franklin-Roosevelt um. Auch seine sonstigen Lebensbedingungen besserten sich. Von den zwei Zimmern, die er erst im Hotel Vouillement, dann im Hotel St.-James-et-Albany bewohnte, wechselte er im Februar 1952 in eine Wohnung in der Rue de la Faisanderie und im Herbst in eine andere, bessere in der Avenue Foch. In zwölf Räumen,

mit fünf Dienstboten konnte er, nein: konnten er und Margot, die ihn die ganze Zeit begleitet hatte, ihre oft gerühmte Gastlichkeit entfalten.

### *Freunde und Feinde*

Schon als Hausenstein im Jahre 1952 seinen 70. Geburtstag feierte, schaute die Öffentlichkeit voller Anerkennung auf das Geleistete zurück. Vor allem in deutschen und schweizerischen Zeitungen erschienen große Artikel, die durchweg zum Ausdruck brachten, dass Hausenstein der richtige Mann am richtigen Platz sei, und dies dank seiner besonderen Fähigkeiten, die sie im Einzelnen rühmten. So schrieb auch Annette Kolb in der ‚Festgabe für Wilhelm Hausenstein‘, die zur Feier des Tages erschien: „Als Hausenstein zum ersten Vertreter der Bonner Republik nach Paris berufen wurde und mit Frau Hausenstein eintraf, hieß es hier: ‚Enfin un geste. Enfin un acte de compréhension.‘ Jetzt, nachdem man sie beide kennenlernte, heißt es: ‚On n’aurait pas pu mieux choisir.‘ Diese Worte sind uns Allen aus dem Herzen gesprochen. Herzliche Glückwünsche!“<sup>15</sup> Auch der Staat, dem Hausenstein diente, war unter den Gratulanten; Heuss verlieh ihm das Große Verdienstkreuz mit Stern, und Adenauer dankte ihm brieflich dafür, „dass Sie die Ihnen bis dahin fremde politische Arbeit auf meinen Wunsch hin übernommen haben. Ich verbinde damit meine besondere Anerkennung für die großen Verdienste, die Sie sich um die Pflege und Verbesserung der deutsch-französischen Beziehungen erworben haben.“<sup>16</sup> Auf der anderen Seite war es Robert Schuman, der französische Außenminister, der Hausenstein den „vollständigen Erfolg“<sup>17</sup> seiner Mission bescheinigte: „Dank Ihnen konnten die Beziehungen in der bestmöglichen Weise wieder angeknüpft werden.“<sup>18</sup>

Immer wieder wurde betont, dass Hausenstein ein geschickter Brückenbauer, ein Grenzgänger und Gratwanderer war: nicht nur zwischen Deutschland und Frankreich, sondern auch zwischen Kultur und Politik, und überhaupt. So etwas war eher selten, selbst im diplomatischen Dienst. Gewiss, da gab es etwa die Schriftsteller Chateaubriand, Claudel und Giraudoux, an die fast jeder dachte; oder, weiter zurück, den Maler Rubens, an den fast keiner dachte, obwohl er sich in höchst schwieriger Mission mehrfach bewährte. Er, der sogar einen spanisch-englischen Frieden herbeiführte, ist „ein inniger Sucher des europäischen Friedens und ein großer Pazifist aus dem Herzen“<sup>19</sup> gewesen; und gewirkt haben „der Glanz seiner Erscheinung, der Charme seines Gespräches, die liebenswürdige Souveränität seiner Argumente“.<sup>20</sup> Diese Sätze finden sich in einem Vortrag, der ‚Rubens als Diplomat‘ hieß und den Hausenstein 1929 in der deutschen Botschaft in Belgrad hielt; schon damals trafen sie auf den Vortragenden selber zu, und jetzt, gute zwanzig Jahre später, noch mehr. Dennoch sind auch ihm, wie dem Rubens, „bittere Enttäuschungen auf politischem Boden nicht erspart geblieben“.<sup>21</sup>



Einen Feind hatte Hausenstein ganz gewiss; nämlich Walter Hallstein, der sehr oft nach Paris kam, vor allem, nachdem er zum ersten Staatssekretär im neuen Auswärtigen Amt ernannt worden war. Es ließ sich zwar nicht leugnen, dass er sich durch viele Vorzüge auszeichnete; aber es war sein Auftreten, das Hausenstein abstieß, nicht zuletzt die von ihm „mit einer gewissen Freundlichkeit, ja Herzlichkeit geübte Kunst der Täuschung“.<sup>22</sup> Selbst Adenauer bediente sich seiner, ohne ihn eigentlich zu mögen, und pflegte ihn im kleinen Kreis so sehr zu hänseln, dass Hausenstein und Margot „aus der Verantwortlichkeit der Gastgeber Einspruch erhoben“.<sup>23</sup> Auch die Franzosen mochten ihn nicht sehr.

Hausenstein wurde nicht einmal von der Art beirrt, in der Adenauer ihn schließlich behandelte oder behandeln ließ. Hausenstein war zwar völlig einverstanden, als ihm Adenauer im November 1954 schrieb, er „beabsichtige, auch in der Leitung der deutschen Diplomatischen Vertretung Paris eine Veränderung eintreten zu lassen, die zum 1. Februar 1955 wirksam werden soll“,<sup>24</sup> er hatte ohnehin nur drei, höchstens fünf Jahre im Amt bleiben wollen, und seine Aufgabe, die Normalisierung der Beziehungen, war erfüllt. Aber als Adenauer ihn bat, bis zum 31. März auszuharren, und dann nochmals auf eine weitere, unbestimmte Frist, bot sich eine neue Möglichkeit an. Inzwischen waren nämlich die Römischen Verträge unterzeichnet worden und der Zeitpunkt in greifbare Nähe gerückt, an dem die diplomatischen Vertretungen, auch die in Paris, zu Botschaften aufsteigen sollten, und ihre Leiter zu Botschaftern. Hausenstein meinte, wie er später schrieb, dass er es „nach Jahren überaus schwieriger, sehr anstrengender, aber auch eindeutig erfolgreicher und in ihrem spezifischen Wert weithin anerkannter Arbeit verdient haben würde, noch Botschafter im vollen Sinn des Wortes zu werden, um mich alsdann sofort, nach einer Anstandsfrist von höchstens vier Wochen, zurückzuziehen“.<sup>25</sup> Und wirklich wäre es ein schönes Zeichen gewesen, wenn nicht nur die deutsche Vertretung, sondern auch der deutsche Vertreter als Person den Erfolg seiner Arbeit hätte genießen dürfen. Aber es war wieder Hallstein, der Hausenstein einen Strich durch die Rechnung machte.

### *Der Lohn*

Am 5. Mai 1955 gab Hausenstein zum Abschied einen Empfang, dessen Gäste für die Stellung zeugten, die er sich und seinem Land errungen hatte. Es kamen 180 Personen; so etwa der päpstliche Nuntius, Erzbischof Paul Marella, der als Doyen des diplomatischen Corps die Dankesworte sprach, und der Erzbischof von Paris, Maurice Kardinal Feltin; die ehemaligen Ministerpräsidenten Robert Schuman und Georges Bidault; der Präsident der Nationalversammlung und der Gouverneur der Nationalbank; die in Paris akkreditierten Diplomaten, darunter allein vierzehn Botschafter; hohe



*Wilhelm Hausenstein und André François-Poncet (re.) bei der Grundsteinlegung zum Deutschen Haus in der Cité Universitaire von Paris; 1954*

und höchste Beamte des Außenministeriums; Künstler und Schriftsteller, darunter Raymond Aron und Jean Schlumberger; und andere Vertreter des öffentlichen Lebens. Ein paar Tage später, am 16. Mai, reiste Hausenstein ab; auf der Gare de l'Est erschienen, unter anderen, wieder viele Mitglieder des diplomatischen Corps, wieder mit dem Nuntius an der Spitze, und blieben, bis der Zug abfuhr. Welch ein Unterschied zu seiner Ankunft am selben Ort und vor fünf Jahren, als nur ein einziger und nicht sehr freundlicher französischer Beamter gekommen war! Welch ein Unterschied auch zum Empfang, den sein Nachfolger erhielt: dieser wurde in der Botschaft abgeholt und in den Elysée geleitet, in dessen Innenhof eine Kompanie der Republikanischen Garde das Gewehr präsentierte; dann wurde er vom Staatspräsidenten und vom Ministerpräsidenten empfangen.

Auch die Presse rief dem Botschafter a.D. noch Abschieds- und Dankesworte nach. Der französische ‚Combat‘ tat dies sogar auf seiner Titelseite, und so auch die schweizerische ‚Tribune de Genève‘, die am 23. Mai 1955 abschließend schrieb, Hausenstein sei beim Aufbau von Europa „einer der fähigsten und eifrigsten Werkleute. Bei seiner Abreise von Paris grüßen wir in ihm einen treuen Freund Frankreichs und des Friedens, einen freien und überaus kultivierten Geist, einen geschickten großzügigen und wohlwollenden Diplomaten“.<sup>26</sup> Am 17. September gab ihm der französische Botschafter André François-Poncet, sein Freund, in Bonn ein Bankett,

Herr Adenauer  
 très légèrement assaisonné.  
 volaille, poisson, légume,  
 mets aux oeufs (crème unversée)  
 puddings, crème - doinceurs  
 soupe verte - fruits - riz -  
 tout très léger.

(poule au riz)

Kappelmeister Münchinger  
 pas de poissons

| 11                           |                                 |
|------------------------------|---------------------------------|
| Herr Bundeskanzler Adenauer  | Langouste - riz - mayonnaise    |
| Herr u. Frau von Walther     | Grands vols au vent avec fruits |
| Baron Herwarth               | de mer                          |
| General Speidel              | Salade - fromages               |
| Gesandter Dr. H. vom Etzdorf | Boule de neige                  |
| Herr F. von Eckardt          |                                 |
| Herr Dr. Sachs               |                                 |
| Herr Hans Kilb               |                                 |
| Herr Prof. Dr. C. F. Ophüls  |                                 |

| 15                                 |                                   |
|------------------------------------|-----------------------------------|
| S. K. H. Luitpold Herzog in Bayern |                                   |
| Annette Kolb                       | Quiche lorraine                   |
| Herr v. Tieschowitz                | Filet de boeuf, riz, sauce Madère |
| Herr Dr. Strobel                   | Fromages                          |
| Monsieur le Prof. Vermeil          | Sabaione                          |
| Herr Riedl                         |                                   |
| Monsieur Goléa                     |                                   |
| Monsieur A. Grosser                |                                   |

Aus dem Pariser 'Menubuch'; Eintragung vom 11. und 15. Dezember 1953 mit eingelegtem Merkblatt  
 (Handschrift von Margot Hausenstein)

bei dem er, Hausenstein, seine Ernennung zum ‚Grand Officier de la Légion d’Honneur‘ erhielt. (Die letzte derartige Ernennung eines Deutschen lag lange zurück – volle 43 Jahre.) Am 19. September gab ihm, auf dem Petersberg bei Bonn, der deutsche Außenminister Heinrich von Brentano ein weiteres Bankett.

Noch zwei Lebensjahre waren ihm vergönnt, die ihm die Bonner Bürokraten freilich nach Kräften vergällten. Sie verweigerten ihm die Altersversorgung, die er 1950 zur Bedingung gemacht, aber nicht vertraglich vereinbart hatte. Schließlich bewilligte ihm der Bundespräsident „bis auf weiteres eine laufende, monatlich im voraus zahlbare, widerrufliche Zuwendung im Betrage von 500,- DM aus seinen Verfügungsmitteln“.<sup>27</sup> Sie wollten ihm verbieten, sich ‚Botschafter a.D.‘ zu nennen, und schickten ihm Rechnungen über Glühlampen, die er gekauft, und Geschenke, die er der Concierge des Botschaftsgebäudes zum Neujahrsfest gemacht hatte, und die er aus der eigenen Tasche bezahlen sollte. Sie verhinderten es, dass er, wie vorgesehen, den deutschen Vorsitz in einer deutsch-französischen Kulturkommission übernahm. Schließlich kam es zum Bruch, den der Bundeskanzler in einem Brief vom 10. November 1956 kühl bilanzierte: „Ich bedauere außerordentlich, dass man Ihre so außerordentlich großen Verdienste nicht genügend gewürdigt hat. Dies gilt sowohl bezüglich Ihrer Verabschiedung wie auch hinsichtlich der späteren Verhandlungen wegen der Betreuung der kulturellen Angelegenheiten in Frankreich. Ich kann verstehen, dass Sie unter diesen Umständen nicht mehr mit dem Auswärtigen Amt zusammenarbeiten wollen. Auch hier kann ich nur mein großes Bedauern aussprechen, da Sie der gegebene Mann dafür gewesen wären.“<sup>28</sup> Der Mohr hatte seine Schuldigkeit getan, der Mohr konnte gehen; den Sieg, den er errungen hatte, hefteten sich andere an ihre Fahnen. Aber er durfte sich seiner Sache sicher sein; der Tatsache, „dass mir eine Begegnung Deutschlands mit Frankreich gerade von meinem Standort her je und je selbstverständlich gewesen ist und dass ich als geborener Badener wohl eine natürliche Möglichkeit, ja eine leichte Hand dazu mitbrachte, diese Begegnung verwirklichen zu helfen. Und mehr als eine Begegnung: nämlich eine natürliche Konzeption, in welcher beide Länder, Deutschland und Frankreich, endlich gemeinsam, Hand in Hand, unter die beglückende Fermate des Europäischen, unter seinen befriedenden Himmelsbogen treten würden.“<sup>29</sup>

### *Dank der Herkunft aus Hornberg*

Aber warum – und genau darum geht es hier – glaubte Hausenstein, dass er sich für diese Aufgabe gerade „als geborener Badener“<sup>30</sup> besonders gut geeignet hatte? Nun, er hatte, wie er selber sagte, „seit Kindesbeinen von meiner schwabwäldischen Heimat her immer nach dem Elsaß auf die na-

türlichste und nächste Weise hinübergelebt“;<sup>31</sup> nach dem Elsass, das ihm der Vater auf einer Reise nahebrachte. „Über Colmar droben, im Anlauf der Vogesen, wurde ein Wanderziel erreicht, das den reizenden Namen ‚Drei Ähren‘ trug: wie ein Wappenbild ließ er sich in angeregter Vorstellung nieder. Seltsamer war, dass die nämliche Örtlichkeit von der anderen Seite herüber mit französischen Worten bezeichnet wurde: von dort her nannte man sie ‚Trois Épis‘ – nicht ohne dass die fremde Redeweise auch auf der Colmarer Seite aufgenommen worden wäre. ‚Trois Épis‘: so habe man, erläuterte der Vater, an Ort und Stelle gesagt, ehe die Landschaft umher, als Elsaß in Vergangenheit und Gegenwart berühmt, durch einen Feldzug den Franzosen wieder abgenommen worden sei (...). Während der Franzosenzeit habe sich in diesem Elsaß aber mancherlei an Gewohnheiten, Redeweise, Annehmlichkeiten eingebürgert, das nun zum Wesen der Bewohner zähle und eben darum belassen werden solle, damit das Land zufrieden sei. Dies um so mehr, als nach jenem verlorenen Krieg auch Frankreich sich in eine Republik verwandelt habe, aus welcher immerwährend ein heilsam erregender Wind und Duft der Freiheit ins kaiserlich-deutsch regierte Elsaß herüberwehe: auch über den waldigen Vogesen drüben bezögen die Menschen ihre Ordnung jetzt nicht mehr von einem Thron herab, sondern aus eigenen, ungebundenen Händen – die Beneidenswerten“!<sup>32</sup> In Straßburg stand ein Münster, das, wie der Vater zeigte, dem in Freiburg, ja auch dem in Basel in vielem glich.

Auf „das unbefangene Rhein-Bewußtsein in uns“<sup>33</sup> war Hausenstein besonders stolz. Drüben, jenseits des Rheins, teilte René Schickele diesen Stolz auf den „großen geründeten Garten zwischen Vogesen und Schwarzwald, der so eins und unteilbar ist, dass die politischen Grenzen deutlich als eine Fiktion erscheinen“.<sup>34</sup> (Den anderen Anliegern am Oberrhein fühlte man sich, auch wenn sie Ausländer waren, näher verwandt als den Inländern, die angrenzten. Oft hat Hausenstein erzählt, wie die Hornberger Schulbuben nach Schramberg hinaufstiegen, wo die Grenze verlief, „und den jenseits vermuteten württembergischen Bundesbrüdern ins Blaue hinein Beschimpfungen zuriefen“.<sup>35</sup>) Und wie René Schickele, so war auch René Beeh, der Maler, einer, der beiden Ländern und keinem ganz gehörte; er, der „rechte alemannische Elsässer, wie er von elsässischen Klapperstörchen gebracht wird; ganz deutsch und daher selbstverständlich (auf dialektischen Wegen der Konstitution) ganz und gar gaulois“;<sup>36</sup> einer, von dem Hausenstein aber auch schrieb, dass sich „das Französische in ihm mit dem Deutschen in ihm bekriegte“,<sup>37</sup> was ihm aber zum Guten ausschlug. (Beeh, der in Straßburg geboren wurde und starb, lebte in München.) Albert Schweitzer, neben dem Hausenstein in Günsbach auf der Orgelbank saß und mit dem er alemannisch sprach, zählte zu ihnen, und Robert Minder; und Jean Kuntz aus Colmar, der Hausenstein durch das Elsass fuhr und führte, auch nach Straßburg, wo Deutsches und Französisches ununterscheidbar inein-

anderflossen. Und war das Gebirge, das er vom Münster aus sah, der Schwarzwald, oder waren es die Vogesen?<sup>38</sup> Noch dass ihm seine Übersetzungen, vor allem die der Gedichte Baudelaires, so gut gelangen, schrieb Hausenstein der „Gunst besonderer Umstände“<sup>39</sup> zu, die ihn „von früh auf begleitet hatten“;<sup>40</sup> und er meinte damit die nachbarliche Nähe am Oberrhein, „die ja nicht allein Schranke zwischen deutschem und französischem Dasein ist, sondern auch Übergang von dem einen zum andern“.<sup>41</sup>

Straßburg war für Hausenstein „die eigentliche Hauptstadt meiner Jugend; es war die Großstadt mit dem Zauber der Sünde; es war die Ahnung von Paris“.<sup>42</sup> Es war eine Ahnung, aber auch eine Lockung, der er folgte, sobald er konnte. Die ehemalige Königin von Neapel, die sich nach Paris zurückgezogen hatte, stellte ihn, den frischgebackenen Doktor, als ihren Vorleser ein, gab ihm aber nicht allzu viel zu tun, so dass er sich gründlich umsehen konnte. Hier traf er auf den Maler Albert Weisgerber, der ein Gastwirtssohn aus der Pfalz und ihm insofern ähnlich war. „Meine erste Begegnung mit ihm geschah inmitten des berückenden Pariser Frühlings von 1906 auf dem Boulevard des Capucines. Man spürte den Mai dort stärker, als man in freier Natur ihn empfunden haben würde – so sehr verzauberten die ruhenden Tropfen eines kurzen und lauen Regens, der über die frischen Blätter der Trottoirbäume gewichtlos hingeflogen war, den Augenblick, in dem sich drei Deutsche begrüßten und, Augen, Poren dem köstlichen Dunst der benetzten und leicht durchsonnten Atmosphäre geöffnet, unter den gestreiften Markisen des Café de la Paix sich niederließen, die aussahen wie das ländliche Sommerleinenkleid einer eleganten Frau“.<sup>43</sup> (Der dritte Deutsche war Theodor Heuss, mit dem er in München im selben Hörsaal gesessen hatte.) Was Hausenstein über Weisgerber schrieb, galt in gewisser Weise auch für ihn: „Sein Pariser Erlebnis gab ihm Horizonte, fast Segel und Flügel, und ließ ihm seine persönliche Eigenheit verstärkt zurück, ja trieb ihn wieder auf sie hin.“<sup>44</sup>

Schon der Großvater, der auf der mütterlichen Seite, Gottlob Baumann ‚zum Bären‘ in Hornberg, hatte sich locken lassen und war, auch weil es in der Familie üblich war, nach Paris gegangen, um sich in den Feinheiten und Finessen seines Berufes besser auszubilden. Als Andenken brachte er eine Mütze mit, wie die Revolutionäre von 1830 sie getragen hatten, und ein bunt bedrucktes Taschentuch, das ihre Taten zeigte; er war dabei gewesen und war dann 1848 in Deutschland dabei. Dem Großvater zur Seite stand die Großmutter, die sich Joséphine nannte, „mit einem Akzent auf dem e und dem französisch zu sprechenden Namen, denn so, ein bißchen rheinbündisch noch, hielt man es (...) im Badischen“.<sup>45</sup> Die älteste Tochter der beiden hieß ebenfalls Joséphine, die nächste Nanette Mathilde und die übernächste Sophie Justine. So also hießen die Tanten; und der Urgroßvater hatte Johann oder eben Jean Armbruster geheißen und war „das angesehenste Haupt aller Schiffer im Kinzigtal“<sup>46</sup> gewesen.

Dass es gerade Paris war, das den Großvater wie den Enkel anzog, war auch kein Zufall, hatte auch mit der Herkunft aus Hornberg zu tun. Denn Hornberg lag (wie der ‚Bären‘ selber) an der alten Poststraße, die Paris mit Wien verband. Und wer von Westen kam, der kehrte erst einmal in den hiesigen Rast- und Gasthäusern (etwa im ‚Bären‘) ein, weil wegen der steil ansteigenden Strecke nach Langenschiltach die Pferde gewechselt oder sogar zusätzliche Pferde vorgespannt werden mussten; und es versteht sich, dass der Einkehrende auch etwas zu erzählen hatte. Für den, der in Hornberg aufwuchs, lag Paris fast vor der Tür; und für ihn war es zwar auch nicht leicht, aber leichter als für andere, diese Tür, die zugeschlagen worden war, wieder zu öffnen.<sup>47</sup>

### Anmerkungen

- 1 Hausenstein, Wilhelm; Pariser Erinnerungen. Aus fünf Jahren diplomatischen Dienstes. 1950–1955. 3. Aufl. München 1961, 77.
- 2 Ebd., 18f.
- 3 Ebd., 35.
- 4 Zit. n. Le Monde, 19.7.1950 (Übers. v. Verf.)
- 5 Hausenstein: Pariser Erinnerungen, 28.
- 6 Adenauer, Konrad: Teegespräche. 1950–1954. Hrsg. von Hanns Jürgen Küsters. Berlin 1984, 90.
- 7 Hausenstein: Pariser Erinnerungen, 52.
- 8 Ebd., 53.
- 9 Ebd., 45.
- 10 Frank, Paul: Wilhelm Hausenstein als Diplomat. In: Dieter Sulzer, Der Nachlaß Wilhelm Hausenstein. Ein Bericht. Mit einem unveröffentlichten Essay, Briefen und einer Erinnerung von Paul Frank (= Deutsches Literaturarchiv: Verzeichnisse, Berichte, Informationen Bd.11). Marbach 1982, 151–157; hier 155.
- 11 Hausenstein: Pariser Erinnerungen, 60.
- 12 Frank, a.a.O., 156.
- 13 Hausenstein: Pariser Erinnerungen, 61.
- 14 Roncalli, Angelo (d.i. Johannes XXIII.): Erinnerungen eines Nuntius. Freiburg/Basel/Wien 1965, 27.
- 15 Kolb, Annette: Gruß aus Paris. In: W.E. Süskind (Hrsg.), Festgabe für Wilhelm Hausenstein. Zum 70. Geburtstag, 17. Juni 1952. München 1952, 148.
- 16 Adenauer, Konrad: Brief an Wilhelm Hausenstein, 17.6.1952; Archiv Hornberg.
- 17 Zit. n. Ulrich Lappenküper, Wilhelm Hausenstein – Adenauers erster Missionschef in Paris. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 43 (1995), 635–678; hier 659.
- 18 Zit. n. ebd.
- 19 Hausenstein, Wilhelm: Rubens als Diplomat. In: W.H., Meister und Werke. Gesammelte Aufsätze zu Geschichte und Schönheit bildender Kunst vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München 1930, 82–90; hier 86.
- 20 Ebd., 87f.
- 21 Ebd., 89.
- 22 Hausenstein: Pariser Erinnerungen, 88.
- 23 Ebd., 155.

- 24 Adenauer, Konrad: Brief an Wilhelm Hausenstein, 10.11.1954; Archiv Hornberg.
- 25 Hausenstein, Wilhelm: Brief an Konrad Adenauer, 20.4.1955, Entwurf; Archiv Hornberg.
- 26 Tribune de Genève, 23.5.1955 (Übers. v. Verf.)
- 27 Zit. n. Peter Matthias Reuss, Die Mission Hausenstein (1950–1955). Ein Beitrag zur Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg. Sinzheim 1995, 229 (Anm. 742).
- 28 Zit. n. ebd., 234.
- 29 Hausenstein: Pariser Erinnerungen, 10. – Insges. vgl. auch: Laurence Blanc, Wilhelm Hausenstein (1882–1957). Un médiateur culturel et politique entre l'Allemagne et la France (= Annales Littéraires de l'Université de Franche-Comté Bd. 642). Paris 1997; Dieter Jakob/Johannes Werner/Renée-Marie Parry Hausenstein (Hrsg.), Wilhelm Hausenstein als Wegbereiter der deutsch-französischen Beziehungen. Wilhelm-Hausenstein-Symposium 1998. München 2000.
- 30 Hausenstein: Pariser Erinnerungen, 10.
- 31 Ebd., 224.
- 32 Hausenstein, Wilhelm: Lux Perpetua. Summe eines Lebens aus dieser Zeit. Mitgeteilt von Johann Armbruster. Bd.1 (= Geschichte einer deutschen Jugend aus des neunzehnten Jahrhunderts Ende). München 1947, 107f.
- 33 Hausenstein, Wilhelm: Wanderungen auf den Spuren der Zeiten. Frankfurt a.M. 1935, 25.
- 34 Schickele, René: Himmlische Landschaft. Badenweiler 1955, 10.
- 35 Hausenstein, Wilhelm: Licht unter dem Horizont. Tagebücher von 1942 bis 1946. Hrsg. von W.E. Süskind. München 1969, 14 (Vorwort des Hrsg.).
- 36 Hausenstein, Wilhelm: Einleitung zu: René Beeh. Zeichnungen, Briefe, Bilder. München 1922, 1–8; hier 3.
- 37 Ebd., 8.
- 38 Vgl. Hausenstein, Wilhelm: Reise nach Südfrankreich. Crimmitschau 1927, 2–11.
- 39 Hausenstein, Wilhelm: Charles Baudelaire. Ein Versuch. In: Charles Baudelaire, Ausgewählte Gedichte. Deutsch von Wilhelm Hausenstein. München 1946, 163–271; hier 170.
- 40 Ebd.
- 41 Ebd.
- 42 Hausenstein: Reise nach Südfrankreich, 7.
- 43 Hausenstein, Wilhelm: Albert Weisgerber. Ein Gedenkbuch. Hrsg. von der Münchener Neuen Sezession. München 1918, 4.
- 44 Ebd., 43.
- 45 Hausenstein: Lux Perpetua, 66.
- 46 Hansjakob, Heinrich: Waldleute. Erzählungen. Haslach 1984, 136.
- 47 Hausenstein ist am 3. Juni 1957 in München gestorben. Auf seinem Schreibtisch lag der erste Entwurf zu einem Essay, der ‚1857‘ heißen und davon handeln sollte, dass in jenem Jahr, also vor einem Jahrhundert, drei Hauptwerke der Literatur erschienen waren: Stifters ‚Nachsommer‘, Flauberts ‚Madame Bovary‘ und Baudelaires ‚Fleurs du Mal‘. Es waren Werke, die Hausenstein am Herzen lagen; sie bildeten eine eigenartige Konstellation, eine Konfiguration von deutschem und französischem Leben, Denken und Dichten.



## „Villa Brandeck“ in Hinterohlsbach und die Sozialdemokratie

*Hans-Jochen Schuck*

Ein beliebtes Wanderziel im mittleren Schwarzwald ist die Passhöhe Brandeck-Lindle zwischen Kinzig- und Durbachtal und weiter bergauf zum Brandeckkopf (690 m), wo nicht weit davon Ohlsbach, Offenburg und Durbach aneinander grenzen. Das bezeugt der „dreybännige Gränzstein N 48“ von 1787, der das Wappen der Reichsstadt Gengenbach, Bann Ohlsbach, des markgräflich-badischen Amtes Staufenberg (Durbach) und der österreichischen Landvogtei Ortenau, Gericht Ortenberg, Stab Zell (Offenburg) trägt. Unter der Gerichtslinde auf dem Pass wurden Grenzstreitigkeiten zwischen den Anrainern verhandelt.

Berg und Walddistrikt Brandeck waren namensgebend für ein Landadelsgeschlecht vom klösterlichen Freihof in Ohlsbach, das zwei Gengenbacher Reichsschultheißen stellte: Balthasar von Brandeck (1499) und Junker von Brandeck (1593). Namen auf älteren Grenzplänen und Karten wie „Am langen Acker“, „Hanns Fritschen Gut“, „Joseph Schuler’s Reuthfeld“ oder „Bühlhof“ erinnern daran, dass früher und noch vor hundert Jahren die Landschaft offen war und sich Äcker und Wiesen auf den Höhen und entlang den Hängen erstreckten.<sup>1</sup> Auch zahlreiche Lesesteinhäufen, vor allem die zu einer imponierenden Pyramide aufgeschichteten Steinbrocken nördlich unter dem 1895 errichteten Brandeckturm – „Absaloms Grab“ genannt –, sind ein weiteres Indiz für vormalige Landbewirtschaftung.

Eine dieser seit Mitte des 18. Jahrhunderts nachgewiesenen Hofstätten zwischen Brandeckkopf und Hohem Horn liegt östlich, etwas unterhalb der Passhöhe. Ihr Erbauer oder Besitzer wird vermutlich Stifter des Bildstocks von 1767 nahe der Gerichtslinde gewesen sein. 1813 erwarb der Ohlsbacher Andreas Kimmig das 17 Hektar große Anwesen, das zunächst „Lindle Hof“, später „Hof auf Brandeck-Lindle“ oder einfach „Kimmighof“ genannt wurde. Durch Erbfolge blieb der Berghof in Hinterohlsbach, in dem Baptist Kimmig (1865–1944) und seine Ehefrau Anna um 1930 eine Gaststube eröffnet hatten, über mehrere Generationen im Familienbesitz. Im Dezember 1956 verkaufte Maria Kimmig, Ehefrau des letzten Hofbauern Anton Kimmig (geb. 1904), der aus dem 2. Weltkrieg nicht zurückgekehrt war, das geschlossene Hofgut an die Gemeinde Ohlsbach, da ihr die Fortführung der Land- und Gastwirtschaft zusammen mit ihrem im Krieg schwer verwundeten Schwager Franz Kimmig und dessen Frau Hertha nicht möglich erschien.<sup>2</sup> Nach Grundstücksteilung behielt die Gemeinde Ohlsbach Wiesen und Waldflächen und veräußerte das Hofgebäude 1957



*Kimmighof, 1899 (links Baptist Kimmig. Die 6. Person von links, der Bub mit dem Wuschelkopf, ist Tell Geck (geb. 1894), der spätere Maler und Musiker)*

an den Badischen Turnerbund; seit 1990 befand sich das heutige Berggasthaus „Brandeck-Lindle“ im Besitz einer Offenburger Brauerei, die es 2005 weiterverkaufte. Seit Juli 2005 ist es nach vorübergehender Schließung wieder Stätte froher Wandereinkunft. Bis vor wenigen Jahren stand beim Wirtshaus ein Brunnentrog, der eine mögliche Verbindung des alten Hofes zum Bildstock auf der Passhöhe herstellte: er trug dieselbe Jahreszahl 1767.

Im Jahr 1871 kaufte der Offenburger Arzt Dr. Wilhelm Basler von den damaligen Besitzern des „Brandeck-Lindle-Hofes“, Anton Kimmig (1826–1896) und Ehefrau Marianne, ein 15,30 Ar umfassendes, vom Hofgut grundbuchmäßig abgetrenntes Areal zusammen mit dem Recht, den Wasserbedarf aus dem Brunnen des Nachbarn zu decken.<sup>3</sup> Fünf Jahre später errichtete Basler auf dem sonnigen, vor dem Nordwind geschützten Grundstück ein bescheidenes, eineinhalbstöckiges Blockhaus für seine lungenkranke, an Atemnot leidende Frau. Ein Patient des Arztes, der österreichische Rittmeister a. D. Wilhelm Strehlen, der sich auf der Durchreise das Bein gebrochen hatte, erwarb 1880 für 4.500 Mark Haus und Grund. Er hatte während seiner Genesungszeit das idyllische Fleckchen Erde liebge-

wonnen. Mit Hilfe des Offenburger Baumeisters Josef Haug und beträchtlichem Aufwand wurde das einfache Holzhaus zu einer geräumigen, sturmsicheren Villa mit der charakteristischen, umlaufenden Glasveranda umgebaut, die heute im Originalzustand nicht mehr vorhanden ist. Strehlen, der seine Ehefrau aus Innsbruck in die Einsamkeit nachkommen ließ, war ein begeisterter Natur- und großer Menschenfreund und – für einen pensionierten k.u.k.-Offizier ziemlich ungewöhnlich – offen und aufgeschlossen für die sozialen Probleme der Zeit. Deshalb zählte bald das Häuflein der Offenburger Sozialdemokraten (insgesamt 24) zu seinen Freunden, die hier oben während der Zeit des Sozialistengesetzes (1878–1890) ihren „gemeingefährlichen Bestrebungen“ nachgehen konnten. Die Pflege der Verbindungen und Kontakte untereinander fand bei geheimen Zusammenkünften außerhalb der Stadt, bei Familienfesten und gemeinsamen Ausflügen in die Umgebung statt. So entwickelte sich die „VILLA STREHLEN“, wie große Metallbuchstaben an der Gartenpforte verkündeten, zu einem Treffpunkt der des gewaltsamen Umsturzes verdächtigten Genossen, die zum großen Teil kleine Unternehmer, Handwerker mit größerer Werkstatt und Kaufleute, d. h. keine Lohnabhängigen waren. In Offenburg erwuchs die Sozialdemokratie aus den Kreisen angesehener, bürgerlicher Demokraten, aus Schichten, in denen der Geist von 1847–49 wachgeblieben war. Ihre Anhänger wollten den erstrebten, künftigen Staat auf demokratisch-parlamentarische Weise herbeiführen, gewissermaßen auf dem Weg natürlicher Fortentwicklung, eher evolutionär als revolutionär.<sup>4</sup>

Der Ort im hinteren Ohlsbachtal nahm an konspirativer Bedeutung zu, als im Frühjahr 1886 der Offizier a. D. zurück in seine Heimat Tirol zog und das Anwesen zu großzügigen Konditionen, d. h. für die Übernahme einer Hypothek von 4.000 Mark, was einer Schenkung nahekam, in den Kollektivbesitz der Arbeiterpartei übergang. Rechtsanwalt Oskar Muser schloss den Vertrag am 5. März ab; der Fabrikant Paul Singer, gerade aus Berlin ausgewiesener Führer und Reichstagsabgeordneter der SPD, war laut Grundbuch Eigentümer. Durch Weisung des Badischen Ministeriums des Innern wurde von diesem Zeitpunkt an die „Singer’sche Villa“ (so die Bezeichnung in den annähernd 200 Seiten umfassenden, zum Teil vertraulichen Akten)<sup>5</sup> überwacht, „insbesondere daraufhin, ob sich dort sozialistische Agitatoren aufhalten“. Ausführende Organe am Ort waren der Gendarm Wehrle aus Ohlsbach und der Wachtmeister Sauer aus Gengenbach. In ihren monatlich auf dem Dienstweg vorzulegenden Berichten an das Großherzogliche Bezirksamt in Offenburg waren alle Beobachtungen und Ermittlungen bezüglich der Bewohner und Besucher des Hauses in Hinterohlsbach zu melden. Das beginnt im April 1886 „Singer noch nicht eingetroffen“ (Singer würde auch nicht eintreffen, er ist nie in der „Villa“ gewesen) und endet am 26. September 1892 (zwei Jahre nach Ende des Sozialistengesetzes) „Singer’sche Villa seit drei Tagen von Redakteur Adolf

19/10 1886 2250751

## Ministerium des Innern.

Karlsruhe, den 5. <sup>ten</sup> Oktober 1886.N<sup>o</sup> 18818.Die Bekämpfung der Social.  
Demokratie durch

Geistl. Legationsrath. Offenbürg. setzen wir be-  
züglic auf die dortige Vorlage vom 24. Okt.  
z. H. l. J. 4<sup>o</sup> 19241 unter Rücksicht der außer vor-  
geleiteten Orten in Kenntniß, daß die Gendarm-  
manifestation Offenbürg. auch in der ersten Hälfte  
des laufenden Monats im einen Gendarmen  
verpflichtet werden wird.

Die Leutenanten haben das Amt, die dort.  
ginge auf dem Ringel'schen Landgut in Ginter.  
Achtung fortgesetzt überwachen zu lassen und über  
wichtige Befragungen von Kaputtenverf. ab-  
lichtlich jeweilig Bericht außer vorzulegen.  
Der Ministerialdirektor.

Königsberg

Geistl. Legationsrath  
Offenbürg.

Fischer.

1908 13587

Großh. Landesamt des  
I. Distrikt Freiburg,  
II. Distrikt Offenburg,  
Station Biegenbach  
An den  
2. Gendarmeriebezirk  
I. Offenburg

Biegenbach d. 21. Mai 1908,

Die Villa Singer in  
Hinterohlsbach b. St.

3. Bezirk: Biegenburg  
B. N. 1310.

Dem Bezirk wurde in gütlicher  
Berührung vom 13. August v. J. N.  
N. 2171 gefordert, daß in

Offenburg bezirklichen Distriktamt  
des I. mit dem Anfangen gefür  
samt von Folgen, daß der Gefang.  
während der Verhaftung von sozialistischen  
Wort „Germania“ von für vom  
Donnerstag am 13. d. abendfall  
an demselben Tag, Sonntag  
Schwimmfest, ob diesfalls in  
dieser Villa, nach dem  
die jetzt nicht geworden  
mit Zustimmung über  
man, daß Adolf Geck  
müßte Anfangen die  
das Haus sind, die Villa  
und mit De. Walter  
Offenburg d. 2. Juni 1908.

Lauer, Hauptmann  
Lauer, Hauptmann

von der Villa Brandeck im Laufe  
dieser Woche eine förmliche  
Anzeige von 13. August v. J. N.  
N. 2171 gefordert, daß in  
Offenburg bezirklichen Distriktamt  
des I. mit dem Anfangen gefür  
samt von Folgen, daß der Gefang.  
während der Verhaftung von sozialistischen  
Wort „Germania“ von für vom  
Donnerstag am 13. d. abendfall  
an demselben Tag, Sonntag  
Schwimmfest, ob diesfalls in  
dieser Villa, nach dem  
die jetzt nicht geworden  
mit Zustimmung über  
man, daß Adolf Geck  
müßte Anfangen die  
das Haus sind, die Villa  
und mit De. Walter  
Offenburg d. 2. Juni 1908.  
Weber, Gendarm

*Geck und seiner erst kürzlich angetrauten Frau bewohnt*“. Dazwischen: Vernehmungsprotokolle und die monatlichen Meldungen, meist Nebensächlichkeiten – das politisch Wichtige, Brisante ist den Hütern des Gesetzes wohl entgangen –, die sich z. B. so lesen: „*Es konnten keinerlei Zusammenkünfte ermittelt werden*“; „*Ein Herr Rüdts<sup>6</sup> aus Heidelberg hat über Zell-Riedle die Villa aufgesucht*“; „*Villa steht leer, Schlüssel ist bei Hofbauer Kimmig*“; „*Bestimmtes bezüglich des Briefverkehrs konnte ich nicht ermitteln, da die Briefträger wegen Dienstanweisung jede Auskunft verweigern*“; „*Melde gehorsamst, dass ein Fass Bier von Bierbrauer Karl Wagner ins Landhaus nach Hinterohlsbach verbracht wurde*“. Auch das Kranzwirtshaus in Durbach-Gebirg (Ausweichquartier für Übernachtungsgäste) und das Laubenwirtshaus in Zell-Weierbach wurden sporadisch observiert, deshalb reisten auswärtige Gäste mit der Eisenbahn lieber über Gengenbach an oder ab. Der Laubenwirt, der die Straße übers Fritscheneck zum Brandeck-Lindle gut einsehen konnte, soll zeitweise Informant gewesen sein. Ein Rätsel blieb den Sicherheitsbehörden der Ausländer Strehlen. Was konnte ihn nur bewogen haben, seine wertvolle Immobilie „für'n Appel u'n Ei“ wegzugeben? Wiederholte Einsichtnahmen in das Grundbuch und Gespräche mit dem Ohlsbacher Ratsschreiber Michael Huber sind protokolliert, führten in dieser Frage aber nicht weiter. Im Grunde sind die Dossiers wenig spektakulär, sie ermöglichen aber eine genaue Datierung bestimmter Ereignisse. Am 6.4.1891 erfolgte die Umschreibung auf die Offenburger Sozialdemokraten Glasmaler Eugen Börner und Hutmacher Ludwig Dotter. Der selbstlose und hochherzige Strehlen hatte den Besitz mit dem Wunsch übergeben, „*er möge ein Erholungsort werden zum Wohle der Opfer des Daseinskampfes*“. Damit beginnt die eigentliche Geschichte des jetzt „Villa Brandeck“, „Brandeck“ oder „Villa“ genannten Ortes als Versteck und Stützpunkt der illegalen Sozialisten.

Ein erster prominenter Gast auf der Suche nach einem Unterschlupf war der Arzt Dr. Otto Walther (1855–1919), freisinniger Geist, Duzfreund Bebels, Liebknichts und Engels, ein Sozialidealist, der zusammen mit seiner Frau, der Engländerin Hope Adams (1855–1916), eine Praxis in Frankfurt betrieb. Mrs. Adams, klein und zierlich, war eine der ersten Frauen, die Medizin studiert hatten; die Universität Leipzig konnte sie nur mit einer Sondergenehmigung der Kaiserin Auguste Victoria besuchen, die allerdings nicht ahnen konnte, dass sie sich für eine kämpferische Sozialistin eingesetzt hatte.<sup>7</sup> Examen legte sie in Bern ab, wo sie auch promovierte. Zwischen 1883–1884 übersetzte sie Bebels bekanntestes Werk „Die Frau und der Sozialismus“ ins Englische. Otto Walther war den Behörden schon früh dadurch aufgefallen, dass er als Vertrauensarzt für verschiedene Hilfskassen arbeitete, die „*sozialistischem Einflusse unterlagen*.“ Als das Ehepaar Walther mit den herrschenden Gesetzen immer mehr in Konflikt geriet und einer drohenden Ausweisung aus Frankfurt zuvorkommen wollte,



*Otto Walther*

flüchtete es auf Anraten von Adolf Geck, Kopf der Sozialdemokraten in Offenburg, mit zwei kleinen Kindern ins liberalere Ländle nach Hinterohlsbach und meldete sich am 30.10.1886 auf dem Bürgermeisteramt Ohlsbach an. Grund des Aufenthalts: Kur der lungenkranken Ehefrau, so die Polizeiakte. Die Familie lebte hier drei Jahre, bis Otto Walther nach langem Suchen den idealen Platz für die Verwirklichung seines sozialen Traums gefunden hatte, im September 1889 ins Nordrachtal zog und 1891 mit finanzieller Unterstützung des englischen Verlegers McMillan die erste Lungenheilanstalt in Nordrach-Kolonie eröffnete, an der Stelle, wo einst die Glashütte des Klosters Gengenbach gestanden hatte. Eine Gedenktafel und ein Gedächtnisstein erinnern heute an den Entdecker und Gründer des Kurortes Nordrach und an einen Wohltäter der Menschheit.

Natürlich blieb den großherzoglich-badischen Behörden die Anwesenheit von Fremden in der „Villa“ nicht verborgen. Zahlreiche Hausdurchsuchungen, Gesinnungsschnüffeleien und sechs Wochen Untersuchungshaft waren zu überstehen. Als sehr dienstefrig tat sich dabei der Offenburger Oberamtmann Anton Rasina hervor, der dem gefährlichen Sozialisten Walther immer neue Steine in den Weg legte, aber im Jahre 1908 pünktlich

zur Stelle war, um als inzwischen höherer Beamter und Vorstand der badischen Landesversicherungsanstalt das Lungensanatorium Nordrach mit zahlreichen Gebäuden und 70 Morgen Land dem bespitzelten „Umstürzler“ unter Wert für 300.000 Mark abzukaufen.<sup>8</sup>

Wenn die Obrigkeit ein scharfes Auge auf die „Villa“ hielt, dann deshalb, weil sie hier eine versteckte Druckwerkstatt für politische Flugblätter und Agitationsschriften vermutete. Diese Annahme lag nahe, denn Offenburg war Sammel- und Umschlagplatz verbotener Literatur, vornehmlich Zeitungen, die für eine einheitliche Orientierung und Ausrichtung der einzelnen, im Untergrund arbeitenden Parteigruppen unentbehrlich waren. Vor allem aber erregte Adolf Geck (1854–1942) als Redakteur, Verleger und Drucker einer liberal-demokratischen Zeitung mit 4000-er Auflage Verdacht, die – soweit es die Zensur zuließ und wenn nicht vorübergehend verboten – nach links tendierte. Sollte nicht doch dort oben eine heimliche Druckpresse stehen? Das Haus im hinteren Ohlsbachtal war zwar zu keiner Zeit Druckort, aber es diente – trotz Überwachung – als Agitationszelle und Umpackstation, wo Schriften, mit neuen Deckblättern versehen und umadressiert, zu Einzelsendungen zusammengestellt wurden; es war darüber hinaus ein Hort versteckter revolutionärer Literatur und nahes Fluchtquartier für all jene, die an der phantasievollen Umgehung der Pressezensur beteiligt waren, wozu auch russische Emigranten zählten.

Carl Geck (1833–1915) wäre hier als Erster zu nennen, der um 20 Jahre ältere Bruder von Adolf. Wie alle Mitglieder der großen, gut betuchten Familie Geck ein sozialer Demokrat aus dem Geiste der badischen Revolution von 1847–49, was nicht verwundert. Denn der Vater der insgesamt sieben Kinder, Johann Baptist Geck (1806–1864), war Gemeinderat, gewählter, aber amtlich nicht bestätigter Bürgermeister und Wirt des „Zähringer Hofes“, Hauptversammlungslokal der liberal-demokratischen Freiheitsbewegung sowie Schauplatz des historischen Treffens der badischen Revolutionäre am Vorabend des 13. Mai 1849. Schon er musste sich zusammen mit Gustav Rée wegen Beihilfe zum Hochverrat in Bruchsal verantworten. Die geistigen Einflüsse des Elternhauses und die Tradition Schwarz-Rot-Gold zusammen mit sozialer Verantwortung haben Kinder und Kindeskinde zeitlebens in individueller Weise geprägt.

Carl Geck zog als Fabrikant und Mitbegründer der Offenburger Glasindustrie und ihrer Glasmalerei- und Glasmosaikwerkstätten (Derndinger, Reindle, Schell & Vittali, Eugen Börner, Karl Vollmer) manche Künstler an, die Entwürfe für Kirchen- und Profanfenster lieferten, und verkaufte seine Produkte bis Übersee. In dem während des Sozialistengesetzes aufgebauten und gut funktionierenden Organisations- und Vertriebsnetz für verbotenes Schrifttum, „Rote Feldpost“ genannt, kam ihm eine Schlüsselrolle zu, was manchem Mitstreiter nicht ganz geheuer war. Konnte denn ein Fabrikant auch ein Genosse sein, nicht eher ein Spitzel? Verlagsort der

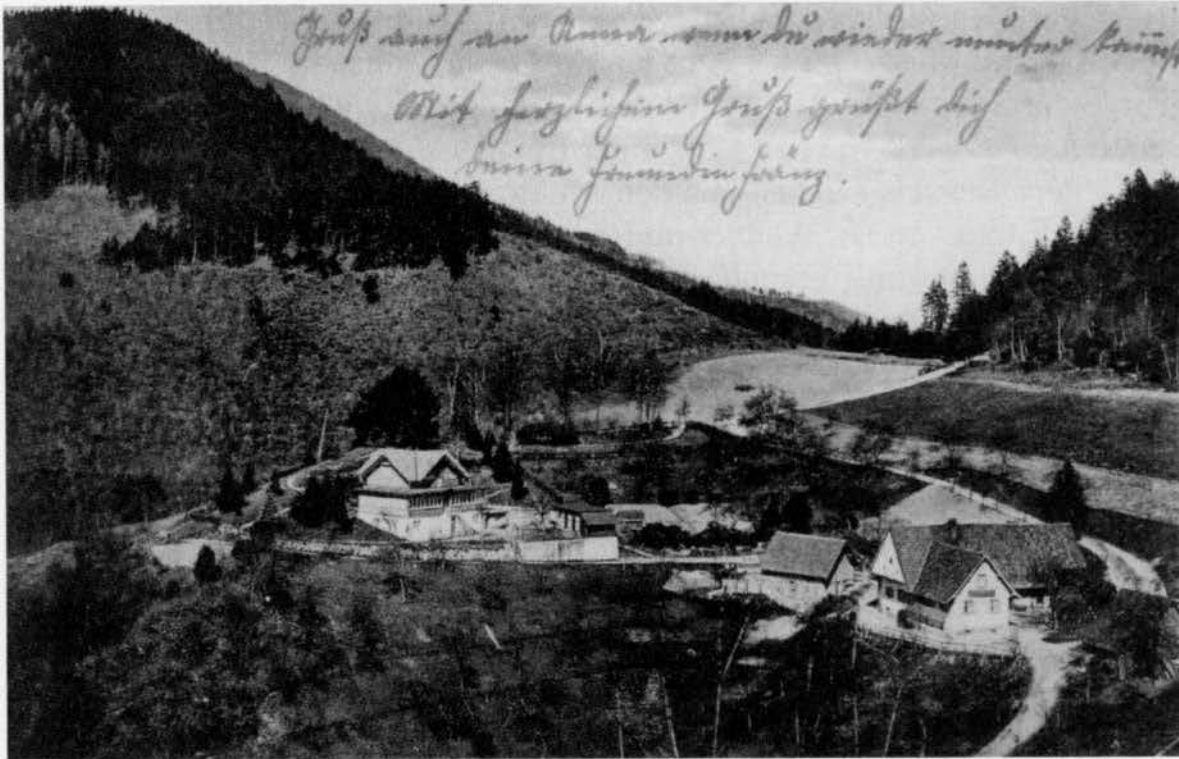


illegalen Literatur war Zürich, Zuflucht vieler verfolgter Sozialrevolutionäre. Von dort gelangten „Der Sozialdemokrat“ und „Vorwärts“ zusammen mit Flugschriften, von emigrierten russischen Intellektuellen als „Exportartikel“ in Kisten verpackt und als „Glaswaren“ an die Offenburger Glasfabrik Carl Geck gerichtet, zunächst bis zur Grenze. Hier trat Joseph Belli (Deckname „Biedermann“) von Kreuzlingen aus in Aktion und schleuste die Ware nach Deutschland. An der Offenburger Güterhalle stand der Kohlenhändler Jacob Autenrieth (1829–1908; einer der ersten eingeschriebenen Sozialdemokraten) mit seinem Fuhrwerk und schaffte die Kisten in die Zähringerstraße 9, wo sich der „Zähringer Hof“ befand<sup>9</sup> – unter seinem Wirt Hermann Geck noch immer traditioneller Sammelpunkt der Gegner einer undemokratischen, repressiven Obrigkeit. Auf der Kegelbahn wurde ausgepackt, auf kleinere Sendungen verteilt, neu adressiert und nach Listen ins ganze Reich weiterversandt. Gleiches geschah in bescheidenerem Umfang auf der „Brandeck“, und alle, die sich gerade dort oben aufhielten, wurden eingespannt: das Ehepaar Walther, die „Parteiklara“,<sup>10</sup> die Offenburger Ludwig Dotter und Karl Lehmann. Bei zu hohem Transportanfall diente die Spedition Ferdinand Hauger als Zwischenlager, was allerdings einmal schief lief. Eine weitere Einschleusungsmöglichkeit bestand darin, Koffer mit unerlaubter Literatur als „Reisegepäck“ bis 50 kg von Basel oder Konstanz nach Offenburg aufzugeben. Natürlich konnte das nicht immer gutgehen; sieben Monate Gefängnis musste Carl Geck (Deckname „Kommerzienrat“) wegen Verbreitung verbotener Schriften absitzen. In den letzten Jahren des Sozialistengesetzes betrug die auf diese Weise von der „Roten Feldpost“ über die Grenze geschmuggelte und weiterverteilte Auflage des 1879 in Zürich gegründeten Parteiorgans „Der Sozialdemokrat“ 10.000–12.000 Exemplare.<sup>11</sup> Die Hauptumschlagplätze Offenburg und Mannheim wurden auf diese Weise zu Führungszentren der badischen Sozialdemokratie, der „Zähringer Hof“ und die „Villa Brandeck“ spielten dabei eine nicht unbedeutende Rolle.

Manager des Schmugglerrings in diesem hervorragend organisierten Verteilerapparat war Joseph Belli (1849–1927), gebürtig aus Rammersweier. Im katholischen Gesellenverein war er mit Lassalle und dem Arbeiterverein in Berührung gekommen, auf seiner Wanderung nach Süden gründete er in Konstanz die einzige Parteizelle im Bodenseegebiet. Von Beruf Schuhmacher agierte er als Vertriebsbeauftragter des Züricher Verlags der Volksbuchhandlung, der einen schwunghaften Großversand von preiswerten Schriften und Volksausgaben sozialistischer Autoren betrieb, später bekleidete er die Stelle eines Prokuristen im Verlag J.H. Dietz, Nachf., Stuttgart. Über seine Rolle in der Zeit der „politischen Inquisition“ veröffentlichte er 1912 ein Büchlein, das Heinrich Hansjakob mit dem Kompliment „so reizvoll niedergeschrieben, wie ich es noch selten gelesen“ bedachte.<sup>12</sup> Belli lebte ab 1919 bis zu seinem Tod bei seiner Tochter

Else, Witwe des Journalisten und späteren bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner, der am 21.2.1919 ermordet wurde, in Gengenbach.<sup>13</sup>

Zu den verschworenen Helfern der „Roten Feldpost“ gehörte neben Ludwig Dotter, Neffe von Adolf Geck, dem Kunstglaser Johann Basler aus Fessenbach und dem Kolonialwarenhändler Ludwig Haueisen, später Mitglied im Gründungsvorstand der SPD-Landesorganisation, auch der Offenburger Karl Lehmann (1865–1915; Deckname „Lederstrumpf“). Eine nicht alltägliche Erscheinung, ein Naturbursche mit rauer Schale, von stattlichem Wuchs, gesellig, trinkfest und zuweilen rauflustig, aber von hoher Intelligenz mit einem genialischen Einschlag. Er sollte in die Fußstapfen seines nationalkonservativen Vaters treten und den etablierten Gerbereibetrieb übernehmen. Doch das war nicht sein Ding – es zog ihn früh in die Welt. In Norwegen, Hamburg und Zürich schlug er sich durch, verdiente im Bergbau an der Ruhr das Geld zum Überleben. Nach ungestümen Jahren, in denen er schon für die SPD gearbeitet hatte, kehrte er zurück, bot der Partei seine Dienste an und kam so auf die „Brandeck“ – laut Meldung des Ohlsbacher Gendarmen regelmäßig ab Oktober 1887. Hope Adams, von den jungen Leuten wegen ihrer Tatkraft und Herzenswärme verehrt und bewundert, erkannte schnell seine schlummernden Fähigkeiten und machte sich zur Aufgabe, ihn bei seinen Aufenthalten in Hinterohlsbach weiterzubilden, zu formen, seine Gaben zu fördern und auf ein Ziel hin auszurichten. So wurde er zunächst in der Aufbauphase des Nordracher Sanatoriums, nach der Eröffnung als Verwalter eingesetzt. Aus den auch hier fortgeführten Orientierungsgesprächen entwickelte sich zwischen Lehrerin und Schüler eine durch Vertrauen gefestigte Beziehung, dann Zuneigung und Liebe, die in der Folge zur späteren Scheidung des Ehepaares Walther führte. Zunächst aber nutzte der einmal auf den Weg gebrachte Gerbergehilfe seine Chance, holte im ersten Anlauf den Schulabschluss nach, studierte ab 1891 Medizin in Straßburg und promovierte mit Auszeichnung 1897 in München.<sup>14</sup> Ein Jahr zuvor hatte der Student seine „Entdeckerin“ Dr. med. Hope Adams geheiratet. Sie führten in harmonischer Ehe eine gutgehende Gemeinschaftspraxis in München, bekleideten Ehrenämter und engagierten sich in Sozialarbeit. 1899 unternahm Karl Lehmann zusammen mit einem Parteifreund eine ausgedehnte Russlandreise, um sich an Ort und Stelle ein Urteil über die herrschenden Verhältnisse zu bilden. Ihre Eindrücke fassten die beiden Autoren in dem 1900 erschienenen Buch „Das hungernde Russland“ zusammen. Das Ehepaar Adams-Lehmann führte ein offenes, gastfreies Haus, in dem Linksintellektuelle wie Kurt Eisner, Rosa Luxemburg, Franz Mehring und russische Emigranten, darunter das Ehepaar Uljanow-Lenin, verkehrten. Lehmanns Anschrift in München war eine der Deckadressen während Lenins Aufenthalt in Deutschland. Die alte Bekannte Clara Zetkin und ihre beiden Söhne gehörten praktisch zur Familie.



Villa Brandeck (links) und Kimmighof (rechts). Postkarte von 1911

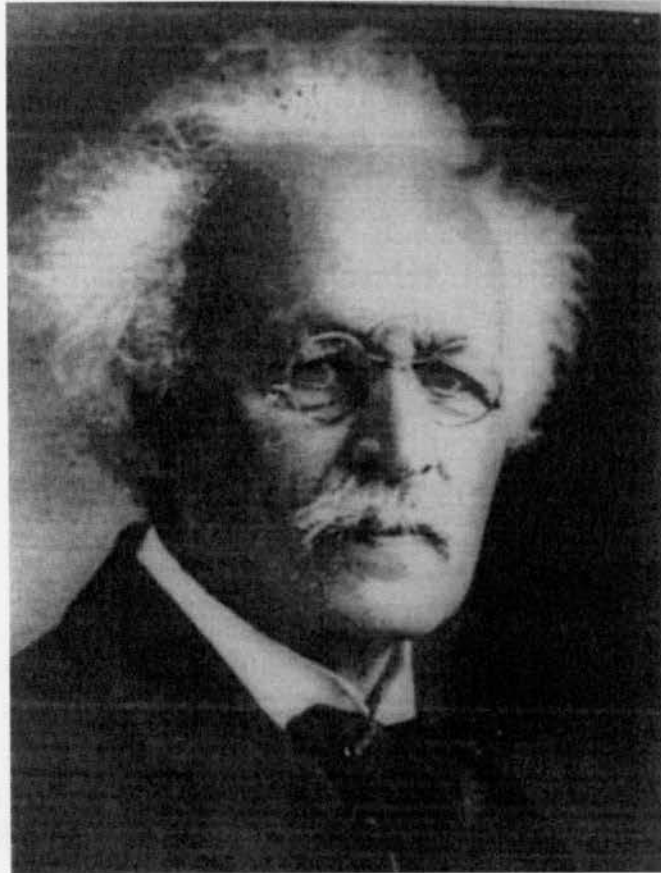
Im November 1914 zog der Arzt Dr. Lehmann als Freiwilliger ins Feld und arbeitete als Chirurg im Frontlazarett von Valenciennes. Von hier übermittelte er Adolf Geck die Namen von eingelieferten verwundeten Offenburger Soldaten, deren Befinden mit entsprechenden Genesungswünschen im „Alt Offenburger“ zu lesen war. So funktionierte noch immer das alte Freundschaftsnetz der verschworenen Gemeinschaft von der „Brandeck“. Aber nicht mehr lange, denn im April 1915 starb Karl Lehmann an einer heimtückischen Blutvergiftung und wurde mit militärischen Ehren in Valenciennes beigesetzt. In den Nachrufen erinnerte man auch an Ludwig Frank: zwei beispielhafte Sozialdemokraten, welche die Mär von den „vaterlandslosen Gesellen“ Lügen gestraft hatten.

Aus dem Jahr 1888 sind Tagebuchaufzeichnungen von Hope Adams erhalten, aus denen hervorgeht, welcher lebhafter Besucherverkehr auf der „Brandeck“ herrschte. Die beiden Söhne von Carl Geck, Oscar und Eugen,<sup>15</sup> waren häufig oben, August Bebel mit Frau Julie und Tochter Frieda weilten als Gäste und trafen hier auf Clara Zetkin. Eugen Börner und Karl Lehmann schafften Lebensmittel hoch, die nicht beim Kimmighofbauern besorgt werden konnten. Kutschpartien der ganzen Bewohnerschaft auf die Moos, nach Durbach-Gebirg oder Reichenbach fanden statt, dabei wurde bei verschwiegene Bauersleuten zu Wein und Most eingekehrt. Erwähnt werden auch gemeinsame Feste in der „Villa“ oder im „Zähringer Hof“,

wenn ein Genosse nach Absitzen seiner Haftstrafe wieder frei war oder Rechtsanwalt Muser ihn vor dem Knast bewahrt hatte. Am 14. August 1887 wurde die Entlassung Bebels aus dem Gefängnis Zwickau mit Böllerschüssen und Feuerwerk von den Höhen der Brandeck gefeiert.

Weitere Besucher gehen aus den Meldungen der beiden Polizisten hervor: die Eltern von Dr. Walther und sein Bruder, „*ein amtsbekannter Sozialist*“, Verwandte und Freunde von Hope Adams aus England, die beiden Töchter von Oskar Muser. Längere Zeit wohnten auf der Höhe: die Witwe des Offenburger Spitalverwalters König mit Kindern und Dienstmädchen, die Damen Amalie und Bertha von Pretz aus Karlsruhe (Freunde von Muser) mit Köchin, das Ehepaar Eugen Börner mit vier Kindern. Ein späterer Beleg für die bunt gemischte Gästeschar um die Jahrhundertwende stammt aus unvermuteter Quelle. Den Erinnerungen eines verdienten Postlers<sup>16</sup> an die mit der Zustellung verbundenen Fußmärsche im ausgedehnten Bereich Ohlsbach ist zu entnehmen: *„Viel schwieriger gestaltete sich die Leistung des Briefträgers für Ohlsbach, als sich auf der „Brandeck“ Wochenendgäste befanden, die auf den Empfang ihrer Post und Zeitungen nicht verzichten wollten. Dies war der Fall, wenn der Reichstagsabgeordnete Adolf Geck seinen Sommeraufenthalt dort verbrachte. Oft war auch der sozialdemokratische Führer Bebel sein Gast. Aber auch die Gattin des Herrn Geck verrichtete daselbst die Redigierung des Wochenblatts „D'r alt Offeburger“. Bald kam ein besonderer Gast auf die Höhe, ein Professor des tierhygienischen Instituts der Universität Straßburg, der neben dem Berghaus ein Behältnis für mehrere Affen (Gorillas und Schimpansen) schuf, an denen er wissenschaftliche Versuche anstellte. Das ging mehrere Monate bis zu dem Tag, da der Professor von einem wütend gewordenen Gorilla in den Arm gebissen wurde.“*

Ein politisch gemäßigter Besucher in Hinterohlsbach war Hermann Hambrecht (1851–1930), gebürtig aus Mannheim, Inhaber der Offenburger Buchhandlung Hermann Hambrecht & Co. Er war ein „Bündler“ wie Oskar Muser, Georg Monsch und die Brüder Geck, d. h. Mitglied im liberaldemokratischen Männerkreis, „Alter Bund“ genannt, der Freundschaft, Geselligkeit und immerwährenden Beistand auf seine Fahne geschrieben hatte und die „Rote Feldpost“ unterstützte. Hambrecht und Adolf Geck hatten im April 1881 zunächst gemeinsam die demokratische Zeitung „Der Volksfreund“ herausgegeben, ein Jahr später überließ Hambrecht dem Mitverleger seinen Anteil und ging wenig später über Wien in die Schweiz. Während des 1. Weltkrieges schickte Geck seine 1899 gegründete Heimatzeitschrift „D'r alt Offeburger“ an den inzwischen zum Sortimentsdirektor des schweizerischen Buchhändlervereins avancierten „Bündler“ in Olten. Dieser leitete die Exemplare, mit neuen Deckblättern in „Oltener Bote“ umbenannt, von der neutralen Schweiz an Bezugsadressen im jetzt feindlichen Ausland. So blieb die Zeitschrift während des Krieges eine Brücke



*Oskar Muser*

für viele Offenburger in der Welt, was auch zur Folge hatte, dass z. B. aus Amerika Anfragen beim Herausgeber eingingen, wie man alten Bekannten mit Liebesgabenpaketen helfen könne. Als Kantonsrat, einflussreicher Bürger und sozialdemokratisches Mitglied des Gemeinderats sorgte der treue Freund aus alter Heimatliebe dafür, dass im Hunger- und Entbehrensjahr 1924 Olten zur Patenstadt von Offenburg erklärt wurde und die Oltener Bürgerschaft Hilfsgüter zum Überleben spenden konnte, was reichlich geschah.<sup>17</sup>

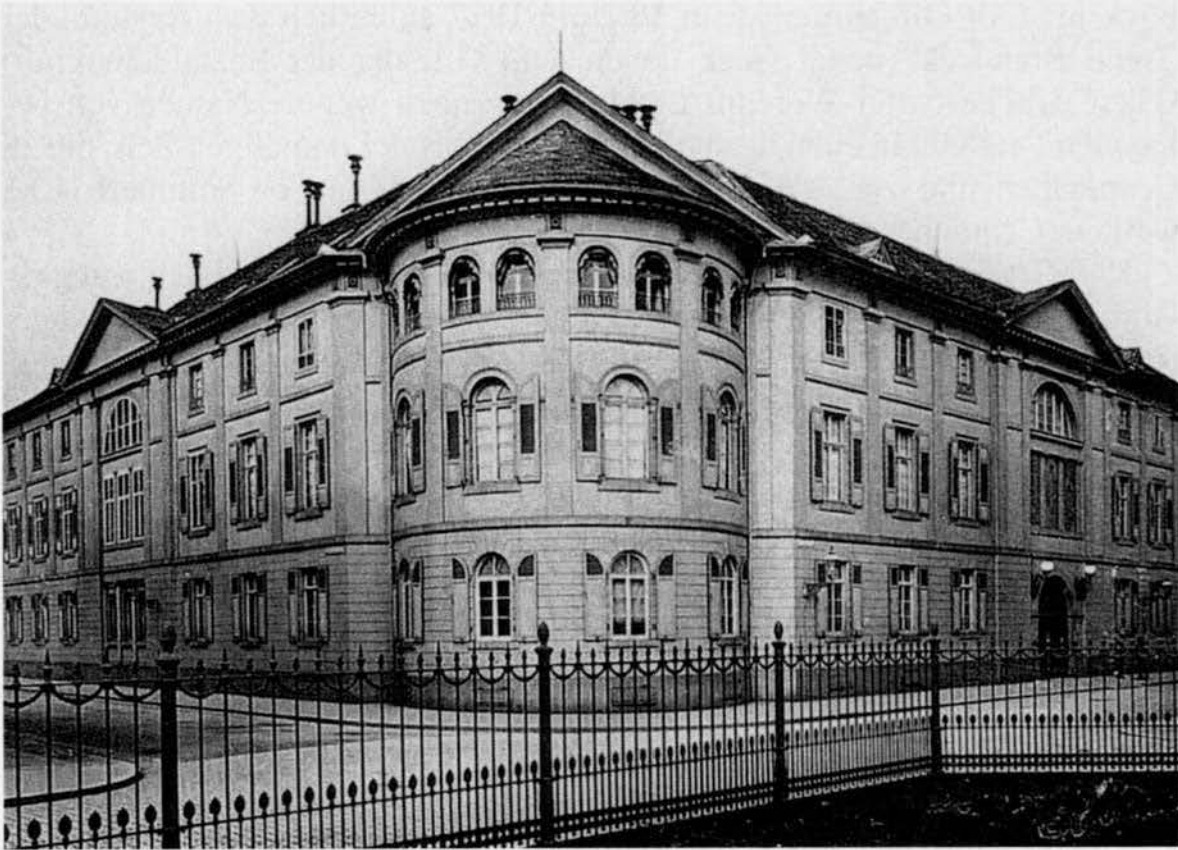
Obwohl das Großherzogtum Baden noch als liberal – verglichen mit anderen Regionen galt – war Adolf Geck in den Jahren zwischen 1878–1892 insgesamt über ein Jahr inhaftiert, sei es wegen des Verstoßes gegen das Pressegesetz oder Verbreitung verbotener Schriften, sei es wegen Geheimbündelei oder Majestätsbeleidigung. Rechtlich unterstützt wurde er von Oskar Muser (1850–1935), geboren in Freiburg, seit 1876 Rechtsanwalt in Offenburg, der sich auf Prozesse im Zusammenhang mit dem Sozialistengesetz spezialisiert hatte und auch Georg Monsch, Carl Geck, Jacob Autenrieth, Ludwig Haueisen und andere in sprachlich geschliffener Rede vor den Schranken des Gerichts vertrat und manchen freibekam.

Zur Schärfung des rechtsstaatlichen Bewusstseins verfasste er eine mit aktenkundigen Beispielen aus seiner Anwaltspraxis belegte Studie, welche

die Polizeiwillkür bei der Anwendung des Gesetzes aufzeigte und noch im Jahr ihres Erscheinens vier Auflagen erlebte.<sup>18</sup> Der Obersekundaner Muser war 16 Jahre alt, als er dem vier Jahre jüngeren Adolf Lateinunterricht erteilte, als dieser direkt in die zweite Klasse des Gymnasiums überwechseln sollte. Der Hauslehrer bekam ein Vesper mit  $\frac{1}{2}$  Liter Wein und drei großen Scheiben Brot mit Käse, serviert von der Wirtin des „Zähringer Hofes“.<sup>19</sup> Aus diesen Lateinstunden erwuchs eine enge Freundschaft und Kampf-gemeinschaft für Freiheit und Recht. Beide trugen wie Hansjakob und Franz Huber den breitkrepigen, schwarzen Hut der 48er-Demokraten. Die jeweilige Verteidigungsstrategie wurde mit den Klienten auf der einsam gelegenen „Brandeck“ ausgeklügelt. Wie schnell man mit den Gesetzen in Konflikt kommen konnte, mögen zwei Beispiele zeigen: Als die Zimmerleute am Richtkranz des neuen „Häusle“ von Adolf Geck in der Zähringerstraße 13 aus purem Übermut ein rotes Tuch befestigt hatten, wurde solches Tun mit 5 Mark bestraft; das Summen der „Marseillaise“ oder das Verteilen des deutschen Liedtextes zum Mitsingen dagegen schon mit 20 Mark geahndet. Allerdings ging der Strafvollzug in Baden etwas gemütlicher als in Preußen vonstatten. Wegen eines Familienfestes durften die „Politischen“ das „Grabenhotel“ (d. h. das Gefängnis in der Grabenstraße) schon mal verlassen, um mitfeiern zu können.

Oskar Muser gehörte nicht zu den Sozialisten; im Gegenteil, er suchte die Auseinandersetzung mit ihnen und ihrem Programm und brachte dabei neue, wertvolle Gedanken ein. Sein Engagement in den Prozessen gegen Sozialdemokraten entsprang der tiefen Überzeugung, dass das Sozialistengesetz – in seinen Augen ein Willkürakt – auch eine Provokation für alle Demokraten und Liberale war. Der feinsinnige, geistreiche, literarisch und musisch hochgebildete Jurist vertrat von 1889–1918 die Demokratische Volkspartei im badischen Landtag, zeitweise war er Vizepräsident. In der Geschichte des Ständehauses wird er als einer der profiliertesten Vertreter der bürgerlichen Demokratie und als politische Persönlichkeit zusammen mit Karl von Rotteck, Karl Theodor Welcker und Ludwig Frank genannt. Neben der Tätigkeit im Offenburger Bürgerausschuss und seiner Anwaltskanzlei fand er noch Zeit, Beiträge und Schriften zu verfassen, u. a. über Bildungswesen, Kulturpolitik und die Stellung der Frau im Staat. Im Alter gewann der in ihm schlummernde Gelehrte die Oberhand: Er hielt Vorträge über Philosophie und Ethik, vor allem Kant hatte es ihm angetan. Für die über Offenburg hinausreichende Bedeutung des noblen, liberalen Politikers spricht nicht zuletzt, dass der junge Theodor Heuss ihn zuweilen in seinem Haus in der Wilhelmstraße 3 zum geistigen Austausch aufsuchte.

Am 30. September 1890 lief das Sozialistengesetz aus, für eine Verlängerung hatte sich im Reichstag keine Mehrheit gefunden – damit nahmen die Unterdrückung der Arbeiterpartei, ihrer Organisationen, Versammlungen und Presseerzeugnisse sowie die Ausweisung von Personen aus be-



*Ständehaus in Karlsruhe, Sitz des badischen Landtags (im Krieg zerstört, später abgerissen)*

stimmten Gebieten mit gebotener bürokratischer Verzögerung ein Ende. Das Gesetz hatte sich letztlich als wirkungslos, als Schlag ins Wasser erwiesen. Zwar konnten etwa 1.500 Genossen und Genossinnen mit dem Gefängnis unliebsame Bekanntschaft machen, bis zu 1.200 Schriften waren verboten worden, doch hatten die Sozialdemokraten bei Aufhebung des Gesetzes gut dreimal so viele Wähler wie bei seiner Einführung.<sup>20</sup> Der „Roten Feldpost“ und ihren Helfern in der Umschlagstation Offenburg hat August Bebel, der im Volk geachtete und beliebte Parteiführer und anlässlich der späteren Besuche in seinem Wahlkreis Straßburg häufig Gast bei „Adolfus“ (Freundesname für Adolf Geck), in seinen Erinnerungen ein kleines Denkmal gesetzt.<sup>21</sup> Die „Villa“ verlor ihren Nimbus als Verschwörerversteck und Basis für illegales Treiben und trat in den heiteren Abschnitt ihrer Geschichte ein: Sie wurde ein Ort der Erholung und Entspannung, ein Wanderstützpunkt für die wachsende Geck'sche Sippe, ein Ferien- und Urlaubsdomizil für befreundete Mitglieder der Reichstags- und Landtagsfraktion und nicht zuletzt Inbegriff alemannischer Gastlichkeit und guter Gespräche auf ausgedehnten Wanderungen rund um die Moos. Es soll sogar Pläne gegeben haben, im hinteren Ohlsbachtal ein Kur- und Erholungsheim für Parlamentarier einzurichten. In einem kurzen Rück-

blick im „Alt Offeburger“ vom 18. Juni 1927 anlässlich des Verkaufs der „Villa Brandeck“ nennt Geck neben dem Gründer der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Wilhelm Liebknecht<sup>22</sup> noch weitere Namen von bekannten Persönlichkeiten des politischen Lebens der damaligen Zeit, die zu Gesprächen und zur Aktivierung der Parteiarbeit in der Sommerfrische weilten: Grillenberger, Kunert, Dreesbach, Ehrhart.

Karl Grillenberger (1848–1897) kam aus Zirndorf und hatte Schlosser gelernt. Auf seinen Gesellen-Wanderjahren früh den Sozialdemokraten beigetreten, wurde er nach dem Krieg von 1870/71 Arbeiterführer. Als Werkmeister in einer Fabrik redigierte er nach Feierabend kleine Parteiblätter und lernte auf diese Weise die Pressearbeit von Grund auf kennen. 1878 gründete er die „Fränkische Tagespost“, die er so geschickt als „politisch unverdächtig“ tarnte, dass sie die Jahre der Presseunterdrückung überleben konnte. Nebenbei organisierte er den Nachschub und die Verteilung des durch die „Rote Feldpost“ eingeschmuggelten „Sozialdemokrat“, den er sogar für begrenzte Zeit heimlich nachzudrucken wagte. In dieser brisanten Angelegenheit hielt er sich laut Meldung des Ohlsbacher Gendarmen im Juli 1886 für zwei Wochen in der „Villa“ auf; später kam er als Mitglied der Parteiführung zu Kundgebungen. Ein abseits der Straße verlaufender Abkürzungsweg zwischen Zell-Riedle und Fritscheneck auf der Route Offenburg – Hinterohlsbach soll seinerzeit nach ihm benannt worden sein. Grillenberger konnte sein bereits 1881 gewonnenes Reichstagsmandat mit stetig wachsender Stimmenzahl mehrmals verteidigen; ab 1893 gehörte er auch dem bayerischen Landtag an. Er zählte zu den besten Rednern der Fraktion. Mit mächtiger Stimme, angeeignetem Wissen, Geist und Humor konnte er die Zuhörer fesseln. Der beliebte fränkische Politiker gab als Verleger preiswerte Nachschlagewerke und Lexika zur Förderung der breiten Volksbildung heraus. Ein Schlaganfall riss ihn allzu früh mitten aus dem Leben. Kein Fürst sei je so geehrt zu Grabe getragen worden wie Grillenberger, schrieben die bürgerlichen Zeitungen in der allgemeinen Trauer.<sup>23</sup>

Während seiner Zeit als Parlamentarier in Berlin, besonders in den Jahren 1900–1912, unterhielt Geck herzliche Beziehungen zu vielen Fraktionskollegen und badischen Landsleuten, die ihn in der Hauptstadt besuchten. Der geistreiche Offenburger galt als Verkörperung des gemüt- und humorvollen alemannischen Wesens, er war ein gern gesehener Gast auf Geselligkeiten und Festen – überliefert ist seine gesanglich-mimische Darbietung auf dem 70. Geburtstag seines ihm auch menschlich nahestehenden Mentors Bebel<sup>24</sup> – und eine gute Werbung für den Schwarzwald, den er besonders durch Empfehlung der Renchtalbäder bekannt machte. Von dort nach Offenburg war es nicht weit. Geck besaß die besondere Gabe, echte Freundschaften zu schließen und ein ganzes Leben hindurch aufrechtzuerhalten und zu stärken in Begegnungen und Briefen. Bei diesen engen Banden konnte ein Gefühl der Vereinsamung oder politischen Isolierung





*Adolf und Marie Geck  
als junges Paar*

rung so schnell nicht aufkommen, obwohl er in seiner kompromisslosen, demokratischen Radikalität in Baden oft allein dastand. Liberale und gemäßigte Ansichten blieben ihm weitgehend verschlossen.

Zu den Parteifreunden, die er sehr schätzte, gehörte sein Altersgenosse Fritz Kunert (1850–1931) aus Ostpreußen. Er war Lehrer gewesen, hatte den preußischen Schuldienst quittiert und sich einige Jahre als freier Schriftsteller und Pädagoge in Südosteuropa aufgehalten. Zurück in Berlin, wurde er 1888 ins Stadtparlament gewählt. Ab 1894 war er für die nächsten 23 Jahre als verantwortlicher Redakteur beim „Vorwärts“ tätig, was als Berufsrisiko einige Gefängnisstrafen für Pressedelikte einschloss. Von 1890–1924 war Kunert mit zwei kürzeren Unterbrechungen Mitglied des Reichstages (zwischen 1917–22 für die USPD), bis er sich als 74-Jähriger weitgehend zurückzog. Seine Ehefrau Marie (1871–1957), ebenfalls Lehrerin und dem Journalismus zugewandt, übersetzte Presseberichte und Arbeiterliteratur aus dem Englischen und Französischen und schrieb – wie auch Marie Geck – Beiträge für Clara Zetkins Frauenzeitschrift „Die Gleichheit“. Anfang der 1920er-Jahre in den preußischen Landtag, Ende der 1920er in den Reichstag delegiert, emigrierte sie 1933 – obwohl wiedergewählt – in Vorahnung der kommenden Ereignisse in die Schweiz, wo sie sich bis zu ihrem Lebensende sozial engagierte.<sup>25</sup> Man kann sich leicht vorstellen, wie gut die Kollegen Geck und Kunert miteinander har-

moniert haben; beide mit Leib und Seele dem Journalismus verschrieben, schriftstellerisch begabt und bis ins hohe Alter politisch auf linksaußen aktiv. Die enge Verbindung schloss auch die wesensverwandten Ehefrauen und die Kinderschar mit ein, die sich in den Ferien wechselweise in Berlin oder auf der „Brandeck“ aufhielten: Für die Provinzler die unbekannte Millionenstadt, für die Großstädter die unermessliche Freiheit in Wald, Feld und auf dem Kimmighof.

Der Rheinländer August Dreesbach (1844–1906) wurde nach Lehr- und Wanderjahren in Süddeutschland und Österreich 1874 als selbstständiger Schreinermeister in Mannheim ansässig. Seine politische Heimat war Lassalles Arbeiterverein, was für sein mäßiges, ausgleichendes Wirken und die Akzente, die er als Führerfigur der südwestdeutschen SPD setzte, von Bedeutung sein sollte. Als Redakteur und Verlagsleiter betreute er das „Pfälzisch-Badische Volksblatt“, das erste Parteiorgan der SPD in Baden überhaupt – allerdings nach nur zehn Monaten aufgrund des Sozialistengesetzes verboten. Unter dem Zeitungstitel stand das Motto *„Alles für das Volk, alles durch das Volk“*. Dreesbach, ab 1884 Mannheimer Stadtrat, blieb dem Journalismus treu und bekleidete nach Auslaufen des Gesetzes den Posten eines Direktors der parteieigenen Aktiendruckerei. Er war einer der zwei ersten SPD-Abgeordneten (der andere war Dr. Rüdtt), die dem badischen Landtag angehörten, später acht Jahre Fraktionsführer. Er vertrat den Wahlkreis Mannheim im Reichstag von 1898 bis kurz vor seinem Tod.<sup>26</sup> Sein Nachfolger, der jüdische Rechtsanwalt Ludwig Frank aus Nonnenweier, holte 1907 den Wahlkreis mit sensationellen 51% der abgegebenen Stimmen, die er später noch steigern konnte. Dreesbachs Standort war ganz auf Seiten der Reformer, der „Revisionisten“, d.h. er vertrat die kompromissbereite Richtung innerhalb der Partei, und musste über kurz oder lang mit dem durch marxistisches Denken bestimmten orthodoxen Flügel, verkörpert in der Person Gecks, aneinander geraten. Das geschah bei der Unterstützung des Zentrumsantrags, der darauf abzielte, katholische Orden und Missionen in Baden wieder zuzulassen. Der peinliche und in der Parteipresse unterschiedlich kommentierte innenpolitische Konflikt über diese Frage – Ausdruck des historischen Richtungskampfes zwischen „Gemäßigten“ und „Radikalen“ – landete vor dem Parteitag, der durch Einfluss Bebels die Angelegenheit schlichtete. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Parteiliebenden, auch über Wahlkompromisse, Budgetbewilligung und die Blockbildung mit den Nationalliberalen, wurden auf langen Wanderungen um die Moos in extenso diskutiert. Der ruhige, verbindlich-pragmatische Mannheimer hat seinem Fraktionskollegen in der Öffentlichkeit stets die Stange gehalten. Nach Dreesbachs Ausscheiden aus dem badischen Landtag wurde Geck Fraktionsvorsitzender.

Geht man in der kleinen, südpfälzischen Weinbaugemeinde Eschbach zur Madenburg hinauf, ist eine zum 750-jährigen Ortsjubiläum aufgefrischte Erinnerungstafel an einem schmalen Gehöft kaum zu übersehen:

„Franz Joseph Ehrhart, 1853–1908, Begründer der pfälzischen Sozialdemokratie“. Als uneheliches Kind einer Magd fiel er der Gemeinde zur Last, erlebte eine triste Kindheit, genoss eine dürftige Schulbildung. Wanderjahre in Bayern, Lehre in Fürth als Tapezierer. Wegen verbotener Parteiagitation Flucht nach Belgien (in Brüssel persönliche Begegnung mit Marx), Frankreich und England. In London Sekretär des Arbeiterbildungsvereins. Zurück in Deutschland Mitbegründer der anarchistisch angehauchten Zeitung „Freiheit“, die nach wenigen Monaten verboten, aber trotzdem illegal verteilt wurde, deshalb drei Monate Haft. Zum 50. Jahrestag des Hambacher Festes hisste Ehrhart mit Gleichgesinnten die rote Fahne auf dem Bergfried der Hambacher Burgruine, was erneut Arrest einbrachte. Der leidenschaftlich agierende Hitzkopf fand in dem besonnenen, realistisch denkenden Reformler Dreesbach einen Freund und politischen Lehrmeister. In der Folge: Einrichtung einer Tapezier- und Möbelwerkstatt in Ludwigshafen, Wahl in den Stadtrat, 1893 in den bayerischen Landtag, wo er sich mit Grillenberger anfreundete, dann 1898 mit Unterstützung des Zentrums in den Reichstag, dem er bis zum Tod 1908 angehörte.<sup>27</sup> Er war – ebenso wie Geck – Mitglied der Kontrollkommission, dem drittgrößten Parteigremium. Die beiden mochten einander, sie waren im Wesen ähnlich: Urwüchsige, kernige, farbige Charaktere, begabt mit Mutterwitz, zuweilen polemisch-derb, volksnah und stark verwurzelt in der Heimat und im Brauchtum. Dank seines großen Einflusses, seiner Vertrauenswürdigkeit und unangefochtenen Stellung nannte man Ehrhart respektvoll und anerkennend den „roten Pfalzgrafen“. Er stand für das spezifisch Pfälzische und ermunterte in Berlin, ähnlich wie Geck, die Parlamentskollegen, seine schöne Heimat zum Auftanken der Kräfte zu besuchen und dabei dem Pfälzer Wein Reverenz zu erweisen. Da Ehrhart Reformler und Realpolitiker war, also auch dem im Südwesten vorherrschenden „revisionistischen“ Parteiflügel nahestand, ist gut vorstellbar, welche temperamentvollen Auseinandersetzungen beim Wein auf der „Brandeck“ geführt wurden.

Der häufigste Gast in Hinterohlsbach, zeitweise über Monate ein Dauerbewohner, war zweifellos Geck selbst: 40 Jahre waltete er als Hausherr. Schon in seinen Briefen an Marie aus der Verlobungszeit schrieb er begeistert von den Wanderungen auf der Brandeck und ihrer Umgebung. Seine tiefe Beziehung zur Natur, sein Eingewurzeltsein in der Landschaft des mittleren Schwarzwalds sprechen aus jeder Zeile. Es wird berichtet,<sup>28</sup> er habe Vogelstimmen so täuschend ähnlich nachahmen können, dass von überall her Antwort zurück schallte und die Vögel sogar angefliegen kamen, wenn man sich ruhig verhielt.

Für die Erledigung der vielen Funktionen, die vor allem der Politiker Geck in der Mitte seines Lebens wahrnahm, stellte die Bergvilla eine steti-ge Quelle neuer Kraft dar. Es sei an folgende Daten der Biografie erinnert, die den Aufgabenkatalog widerspiegeln:



*Villa Brandeck als Jugendheim des Bad. Turnerbunds mit neuem Gästehaus, 1940*

- 1886–1922 (mit dreijähriger Unterbrechung): Mitglied im Bürgerausschuss der Heimatstadt Offenburg
- 1897–1918 (mit zweijähriger Unterbrechung): Abgeordneter im badischen Landtag; zeitweise Fraktionsführer; zwei Jahre einer der Vizepräsidenten
- 1898–1912 und 1920–1924: Abgeordneter im Reichstag
- 1882–1898: Verleger, Chefredakteur, Drucker der Zeitung „Der Volksfreund“
- 1899–1933: Verleger, Chefredakteur, Drucker der Zeitung „D'r alt Offenburger“
- Daneben: 15 Jahre Mitglied der Kontrollkommission der SPD; Parteiführer und Wahlkämpfer; Vater von fünf Kindern; Hauptträger und Erneuerer der heimischen Fasent, Gesangsvereinsdirigent, Heimatkundler, Autor von Dialektgedichten, Sketchen, Fastnachtsspielen, Kinderstücken.

Erst in letzter Zeit ist erkannt und gewürdigt worden, welche große Rolle Ehefrau Marie (1865–1927) bei der Bewältigung dieser Herkulesarbeit gespielt hat, als Redakteurin und Geschäftsführerin von Verlag und Drucke-

rei, dem „G’schäftle“, wie ihr Ehemann die gemeinsame ökonomische Basis zu nennen pflegte.

Gecks imposante Erscheinung lässt nicht ahnen, dass er häufig krank war und mit ernststen, gesundheitlichen Problemen zu kämpfen hatte, wie z. B. 1901/1902, als er 56 Sitzungen des badischen Landtags versäumte. Seine labile Gesundheit machte ihm zeitlebens zu schaffen. 1905 brach er ohnmächtig auf der Straße zusammen, 1912 konstatierten die Ärzte ein schweres Herzleiden. In solchen Krisen-, Anspannungs- und Schwächeperioden schwor er auf die Genesungs- und Heilkraft der fast 500 m hoch gelegenen „Villa“, wohl mit einiger Berechtigung – so könnte man meinen –, denn er wurde 88 Jahre alt. Hier verbrachte er unzählige Tage der Ruhe und Besinnung, sofern ihn die Politik nicht nach Karlsruhe oder Berlin rief, was mit großen, finanziellen Opfern verbunden war. *„Mein Alterle einsiedelt noch auf der Brandeck, und wir hoffen, die Bergeinsamkeit möge ihm wieder die abgenützte Nervenkraft stärken; die Kinder brauchen den Vater noch so nötig“*, schreibt Marie am 19.3.1913 an Heinrich Hansjakob und beleuchtet damit eine typische Situation der Jahre vor dem 1. Weltkrieg.<sup>29</sup> Adolfs und Mariés innige Beziehung zur Landschaft um das Brandeck-Lindle soll sogar eine Rolle bei der Namengebung ihres 1893 geborenen ersten Sohnes gespielt haben, dem sie den möglicherweise von *Brandeck* abgeleiteten Namen *Brandel* gaben.<sup>30</sup> Ebenso wahrscheinlich könnte die Herkunft als verkürzter Kosenamen von Hildebrand, Hadubrand, Wilbrand u. ä. gedeutet werden, denn das Germanische entsprach dem Geist der Zeit, wie auch die Namen der anderen Geck’schen Kinder Freya, Erika und Rohtraud zeigen.

Das Refugium der Sozialdemokraten am Ende des Ohlsbachtals muss im Umkreis allgemein bekannt gewesen sein, anders ist die um 1910 spielende Begebenheit nicht zu erklären, die Marie Luise Kaschnitz in ihren Erinnerungen schildert:<sup>31</sup> Wie sich der junge Onkel und seine studentischen Freunde am Hang oberhalb der „Villa“ ausruhen, doch plötzlich aufspringen, sich wie toll aufführen, mit den Füßen stampfen und immer wieder im Chor „Sozzengeck, Sozzengeck“ brüllen und dieser Beschimpfung Steine folgen lassen, die das Haus aber verfehlen und keinen Schaden anrichten.

Mit dem Verzicht auf eine erneute Aufstellung als Kandidat für die Reichstagswahlen im April 1924 begann Geck, auch andere politische Ämter aufzugeben, sich nur noch dem „Alt Offeburger“ zu widmen und in sein „Häusle“ zurückzuziehen. Für das Haus in Hinterohlsbach fanden sich keine jüngeren Leute, die es mit neuem Leben hätten füllen können. So wurde das bebaute Grundstück am 8. Januar 1927 vom letzten eingetragenen Grundbucheigentümer Ludwig Dotter für 18.000 Mark an den Badischen Turnerbund verkauft, der das Anwesen als Jugend- und Wanderheim nutzte. Auf älteren Karten wird es sogar offiziell als Jugendherberge be-



*Willy Brandt auf Brandeck-Lindle (von links: Harald B. Schäfer, Willy Brandt, Erhard Eppler, Martin Gruber, OB Offenburg, Otto Fellhauer, Bg Gengenbach)*

zeichnet. Kurz vor dem 2. Weltkrieg errichtete der Turnerbund an der Grenze zum Kimmighof noch ein Gästehaus. In den 1970er-Jahren verlor die abgelegene Freizeiteinrichtung der Turner aufgrund der Neuorientierung der Sportverbände auf moderne, schnell erreichbare Leistungszentren an Attraktivität, sie war nicht mehr gefragt, die Unterhaltung zu teuer. Die Gebäude kamen 1974 durch Verkauf in Privathand und wurden vom neuen Besitzer den persönlichen Bedürfnissen entsprechend umgebaut. Das war zwar schade, aber verständlich.

Noch einmal erwachte das „Brandeck-Lindle“ zu politischem Leben – genauer gesagt – zur schönen Erinnerung daran, als im August 1977 Willy Brandt mit Parteiliebesfreunden auf einer dreitägigen Urlaubswanderung durch den Schwarzwald am letzten Tag von Oberkirch herkommend im Berggasthaus zu ausgiebigem Vesper einkehrte. Die Tagesetappe hatten Liselotte und Dietrich Klettner vom Gengenbacher Ortsverein mit Bedacht und historischem Gespür festgelegt. Man wollte den hohen Gast über die alten Wege der Sozialdemokraten rund um die Moos führen und dabei an originaler Stelle die politischen Persönlichkeiten – archetypische, mutige Sozialisten früher Prägung –, die „Rote Feldpost“, die Rückschläge und Erfolge in der kämpferischen Zeit der Bismarck’schen Unterdrückung in Erinne-

rung rufen. Als Zeitzeugin stieß Rohtraud Weckerle-Geck, 79-jährige jüngste Tochter des Ehepaars Geck, später noch zu der Wandergruppe. Sie war es, die die Geschichte dieses Ortes aus eigenem Erleben wieder lebendig werden ließ, z. B. die Besuche der Weggefährten ihres Vaters, die nervenberuhigenden Wanderungen gestresster Abgeordneter mit der Geck'schen Kinderschar auf den Kammwegen zwischen Durbach- und Kinzigtal und die nie endenden Diskussionen darüber, wie das Ideal einer friedlichen, sozial gerechten Weltordnung zu erreichen sei – hier auf den Höhen allerdings leichter, freier und weniger verbissen geführt. Sie gedachte auch dankbar der stets hilfsbereiten Freunde und Nachbarn auf dem ehemaligen Kimmighof. Der Bedeutung dieses Ortes als bescheidenem Kapitel in der Biografie der SPD konnte sich wohl niemand entziehen.

Bebel hatte sich gewünscht, *Adolfus* würde die einfache und undramatische Geschichte der „Villa Brandeck“ und ihrer Menschen einmal im Gesamtzusammenhang der Partei in Baden aufschreiben. Dazu ist es leider aus verschiedenen Gründen nicht mehr gekommen.<sup>32</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Kreuzt, Gernot: Einfache Kulturdenkmale an der östlichen Waldgrenze von Offenburg, in: Die Ortenau 57, 1977, 107–110.
- 2 Ich möchte Frau Rose Seger aus Ohlsbach, Tochter von Franz Kimmig, an dieser Stelle für ihre wertvollen Auskünfte und die Überlassung der historischen Fotos vom Kimmighof und der „Villa Brandeck“ sehr herzlich danken.
- 3 Diese und weitere Angaben sind entnommen der Ausgabe vom 18. Juni 1927 der Zeitschrift „D'r alt Offeburger“.
- 4 Schadt, Jörg: Die Sozialdemokratische Partei in Baden von den Anfängen bis zur Jahrhundertwende, Hannover 1981, 155, 159.
- 5 Staatsarchiv Freiburg, G 21/10 Nr. 5: Die Singer'sche Villa in Hinterohlsbach. – Frdl. Hinweis von Dr. Martin Ruch.
- 6 Dr. Ph.A. Rüdts und August Dreesbach, Mannheim, waren die ersten Abgeordneten der SPD im badischen Landtag.
- 7 Walther, Gerda: Zum anderen Ufer, Remagen 1960, 18.
- 8 ebd., 80.
- 9 Ursprünglich hieß die außerhalb der Stadtmauer verlaufende Straße Ortenauer Straße. Sie wurde 1891 nach dem 1831 eröffneten „Zähringer Hof“ umbenannt. Es passt in die Tradition dieser historischen Stätte, dass die Offenburger Standortkommandantur 1883 allen Militärpersonen den Besuch der Gastwirtschaft verbot und hier am 11. August 1917 die Gründungsversammlung der „Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (USPD)“ stattfand, die aufgrund ihrer Protagonisten Adolf Geck und Georg Monsch in Offenburg zunächst großen Zulauf fand.
- 10 Clara Zetkin (1857–1933), der Familie Geck in lebenslanger Freundschaft verbunden und häufig Gast auf der „Brandeck“ (aber in keiner polizeilichen Meldung vermerkt), ist vor allem als sozialistische Vorkämpferin der Frauenemanzipation hervorgetreten. Lehrerin, Mitarbeiterin beim „Sozialdemokrat“ in Zürich, Gründerin und 25 Jahre Chefredakteurin der Frauenzeitschrift „Die Gleichheit“, in der vor dem 1. Weltkrieg

- kleine journalistische oder literarische Arbeiten von Marie und Brandel Geck erschienen. Für die KPD von 1920–1933 Mitglied im Reichstag; als Alterspräsidentin eröffnete sie am 30.8.1932 das Parlament und warb in ihrer Rede leidenschaftlich für eine gemeinsame Front gegen den drohenden Hitler-Faschismus.
- 11 Dittler, Erwin: Adolf Geck, in: *Die Ortenau* 62, 1982, 212.
  - 12 ebd., 213.
  - 13 Über das Schicksal von Else Eisner, geb. Belli, berichtet Frank Flechtmann: *Das Haus an der Stirn*, in: *Die Ortenau* 72, 1992, 303–339.
  - 14 Diese und weitere Angaben finden sich verstreut in: Dittler, Erwin: *Erinnerungen an Dr. Karl Lehmann und Dr. Hope Adams-Lehmann*, unveröffentlichte Manuskripte, 1993, Stadtarchiv Offenburg.
  - 15 Die Brüder gingen später als Journalisten und sozialdemokratische Politiker ihren Weg: Oscar (1867–1928) als Redakteur der Mannheimer „Volksstimme“ und langjähriger Reichstagsabgeordneter (ab 1914 als Nachfolger von Ludwig Frank); Eugen (1869–1931) als Verlagsleiter des Karlsruher „Volksfreund“, Stadtrat in Karlsruhe (27 Jahre) und Mitglied des badischen Landtags.
  - 16 Ruch, Friedr.: *Erinnerungen*, hschr. ca.1965, freundlicherweise mitgeteilt von Dr. Martin Ruch.
  - 17 Dittler, Erwin: *Der „Alte Bund“ in Offenburg*, in: *Die Ortenau* 70, 1990, 329.
  - 18 Muser, Oskar: *Sozialistengesetz und Rechtspflege*, Karlsruhe 1889.
  - 19 Diese und weitere Angaben sind enthalten in: Haselier, Günther: *Adolf Geck als Politiker und Mensch im Spiegel seines schriftlichen Nachlasses*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins*, 115. Bd., Heft 2, Karlsruhe 1967.
  - 20 Mann, Golo: *Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, Frankfurt 1958, 445.
  - 21 Bebel, August: *Aus meinem Leben*, Berlin 1980, 571.
  - 22 Der aus Gießen gebürtige Liebknecht (1826–1900) hatte mit 22 Jahren im September 1848 als Freischärler und radikaler Demokrat an Struves gescheitertem Versuch einer republikanischen Erhebung in Baden und im Mai/Juli des folgenden Jahres als Adjutant Struves an der badischen Revolution teilgenommen. Von daher rührte seine besondere Beziehung zu Baden und den 48/49er-Revolutionären bzw. deren Nachfahren. Als einer der ersten „roten“ Reichstagsabgeordneten und Redakteur des „Vorwärts“ besuchte er die Offenburger Sozialdemokraten und die „Brandeck“ zur Koordinierung des Zeitungsschmuggels in den ersten Jahren des Sozialistengesetzes. Später kam er zu Kundgebungen.
  - 23 Osterroth, Franz: *Biographisches Lexikon des Sozialismus*, Hannover 1960, 102f.
  - 24 Haselier, a.a.O., 391f., 405.
  - 25 Schröder, Wilhelm Heinz: *Sozialdemokratische Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen 1867–1933*, Düsseldorf 1995, 572.
  - 26 ebd., 415.
  - 27 Steinel, Günter (Hrsg.): *Eschbach – Dorfbuch zur 750-Jahrfeier*, 2004.
  - 28 Walther, a.a.O., 21.
  - 29 Dittler, Erwin: *Marie Geck und Heinrich Hansjakob*, in: *Die Ortenau* 67, 1987, 81.
  - 30 Haselier, a.a.O., 354.
  - 31 Kaschnitz, Marie Luise: *Orte*, Frankfurt 1982, 164.
  - 32 Haselier, a.a.O., 426.



## Ein Kinzigtäler kämpfte beim Herero-Aufstand

Im fernen Afrika verlor Emil Reiß sein Leben

*Kurt Klein*

In der Obhut des um das Allgemeinwohl sehr verdienstvollen Geheimen Commerzienrates Ferdinand Reiß und seiner Gemahlin Pauline, Besitzer des weithin bekannten Gutshofes Hechtsberg in der damaligen Gemeinde Sulzbach bei Hausach, wuchsen vier Töchter und sechs Söhne auf. Von der mütterlichen Seite, einer Adligen von Seutter geprägt, gehörte es zur Familientradition, dass die Söhne dem Vaterland als Soldaten bzw. als Offiziere dienten. Nur einer sprengte diese Regel, Rudolf Archibald, der deshalb als „Schwarzes Schaf der Familie“ immerhin als „Kommissar im weißen Mantel“, als Kriminologe, weltweit Anerkennung fand. Alle anderen fünf Söhne folgten der Tradition.



*Emil Reiß aus der Gemeinde Sulzbach bei Hausach begann als Fahnenjunker seine militärische Laufbahn*



*Das Ehrenmal zum Gedenken an die Gefallenen der deutschen Schutztruppe in Windhuk, auf dem auch der Name „Emil Reiß“ vermerkt ist.*

*Aufnahme: H.G. Litsche*

So leistete Wilhelm seine Wehrpflicht ab, wurde allerdings Forstmann, stand aber dann weiterhin als Reserveoffizier zur Verfügung. Friedrich Maximilian – nur „Fritz“ genannt – versank als Kapitän zur See, als „Kapitän aus dem Schwarzwald“, zusammen mit Gorch Fock auf dem von ihm befehligten Kreuzer „Wiesbaden“ bei der Schlacht im Skagerrak in den Meeresfluten. Hans Leopold verpflichtete sich als Berufsoffizier dem kaiserlichen Heer und sein Bruder Karl Alexander brachte es über den Bataillonskommandeur bis zum Polizeioberstleutnant.

Der im Jahre 1872 geborene Ferdinand Emil Reiß reihte sich nach dem Abitur als Fahnenjunker und Leutnant in den Kreis der Soldaten ein. Als 1896 Freiwillige zur Verstärkung für den Dienst in der unruhigen deutschen Kolonie Südwest-Afrika (heute Namibia) gesucht wurden, ließ er sich zunächst für drei Jahre verpflichten. Bevor er nach vier Jahren mit vielen Erfahrungen nach Deutschland zurückkehrte, bekleidete er dort das Amt des stellvertretenden Landeshauptmanns.

Als sich im Winter 1903/04 die verzweifelten Hereros zum blutigen Aufstand erhoben, eilte Oberleutnant Emil Reiß im Februar 1904 als Stabsoffizier im Expeditionsheer nach Afrika zurück. Im April zog er dann mit seiner Kompanie gegen die schwarzen Einwohner vor und wurde in die Auseinandersetzung bei Onganijira verwickelt. Wenige Tage später, am 13. April, stieß seine Abteilung durch das Swakoptal gegen die Aufständischen vor. Beim Tränken der ermatteten Pferde griff plötzlich eine Überzahl von berittenen Hererokämpfern von beiden Flanken links und rechts die Gruppe hart an. Dabei starb der Kompanieführer mit drei anderen Kameraden. Erst vierzehn Tage später konnten die Toten an Ort und Stelle im Busch bestattet und ihre Gräber mit schweren Steinen und Dornhecken gegen wilde Tier geschützt werden.

Als wenige Jahre darauf allgemein wieder Ruhe in das schwer umkämpfte Land eingekehrt war, ließ man die Gräber der vier Toten mit einem eisernen Gitterhag umfriedeten. Sogar ein Denkmal mit den Namen der hier ruhenden Soldaten sollte fernerhin an das mörderische Ereignis an der nahen Wasserstelle erinnern. Seither hält der jeweilige Besitzer der „Oviumbo-West“-Farm sein Augenmerk auf die einsame Stelle auf seinem Eigentum. Unterstützt wird er dabei seit Jahren von der Deutschen Kriegsgräberfürsorge. Wer in Swakopmund das dortige Marine-Ehrenmal etwas genauer in Augenschein nimmt, wird auch den Namen des Oberleutnants Emil Reiß darauf entdecken, der fern der Heimat in der heißen Erde Afrikas ruht.

## Im KZ geschunden, unter Aktendeckeln begraben

### Erfolgloser Kampf des KZ-Opfers Elsa Santo und ihrer Tochter Johanna um Wiedergutmachung

*Gerhard Finkbeiner*

Bitterkeit empfindet Johanna F., geb. Santo, wenn sie an die vielen rhetorisch ausgefeilten Reden denkt, die am 27. Januar 2005 von Politikern zum 60. Jahrestag der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz gehalten wurden. Keiner der Volksvertreter vergaß, an die Opfer von Nazi-Deutschland zu erinnern. Die KZ-Opfer nicht zu vergessen, nie mehr Unrecht auf deutschem Boden zu dulden, war Inhalt aller Gedenkansprachen. Doch war die moralische Entrüstung, die Einforderung von Toleranz und Humanität im gesellschaftlichen Zusammenleben immer auch ein ernst zu nehmendes Anliegen der Redner? Entsprangen die lautstark vorgetragenen Anklagen stets auch einer edlen Gesinnung?

Die Mutter von Johanna F., Elsa Santo, war vom 24. November 1944 bis zum 28. April 1945 als politisch Verfolgte im Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück inhaftiert. Eine Wiedergutmachung hat sie als Opfer des Faschismus trotz ihrer Anträge und Eingaben an die zuständigen Behörden im Land Baden-Württemberg nie erfahren. Aktenunterdrückung und Rechtsbeugung haben jegliche Wiedergutmachung verhindert. Dieter Wiefelspütz (MdB), Innenpolitischer Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion, fasst sein Unverständnis und seine Empörung über die Vorgehensweise der Behörden gegenüber Johanna F. in einem Schreiben vom 8. September 2000<sup>1</sup> in folgenden Worten zusammen:

*„Ihr Schicksal und das Ihrer Mutter haben mich tief berührt und Ihr Leidensweg durch die bundesdeutsche Gerichtsbarkeit erfüllt mich mit Zorn und gleichzeitig mit Ohnmacht.“*

Nachfolgend eine Dokumentation zu dem Schicksal von Frau Elsa Santo und ihrer Tochter Johanna.

#### *Elsa Santo heiratet einen Brauereibesitzer*

Am 4. Juni 1906 wird Elsa Santo in Grafenhausen/Ortenau geboren. Ihre Eltern sind wohlhabende Bauern, die ihrer einzigen Tochter etwas „Besseres“ wünschen. Sie schicken sie nach Abschluss der Volksschule in ein hauswirtschaftliches Internat.

Danach lässt sich Elsa Santo im Hotel „Laubfrosch“ in Freiburg zur Köchin ausbilden. Bei einer Festlichkeit im Hotel wird ein Brauerei- und Gaststättenbesitzer von der Schwäbischen Alb auf die junge Frau aufmerk-



*Elsa Santo im Alter  
von 23 Jahren*

sam. Für Hans Link konnte es sich nicht günstiger fügen: Eine gelernte Hauswirtschafterin und Köchin, die seine Brauereigaststätte „Zum Ochsen“ in Möhringen (heute ein Stadtteil von Tuttlingen) führen kann, eine ordentliche Aussteuer mitbringt und dazu noch vorzeigbar ist. Was könnte sich der Brauereibesitzer noch mehr wünschen! Als Elsa 23 Jahre alt ist, wird sie von ihren Eltern verheiratet. Liebesheiraten waren damals auf dem Land nicht die Regel.

#### *Unterschiedliche Meinung über die NS-Ideologie führt zur Trennung*

Vier Jahre später kommt Hitler an die Macht. Elsas Ehemann wird ein Anhänger des „Führers“. Immer häufiger streiten sich die Eheleute über Politik und die NS-Ideologie. Der Überfall auf Polen wird von Elsa Link verurteilt. Die unterschiedlichen Ansichten über die Nazis führen zu lautstarken Auseinandersetzungen, die auch die Wirtshausgäste mitbekommen. Zum endgültigen Zerwürfnis zwischen den Eheleuten kommt es, als Elsa Link

und ihre Bedienung die in der Brauerei und im landwirtschaftlichen Familienbetrieb beschäftigten polnischen Zwangsarbeiter mit dem gleichen Essen und Trinken versorgen wie die deutschen Arbeitskräfte. Einzelne Gäste drohen Frau Link, sie wegen ihrer Nazi-Gegnerschaft und Abhörens ausländischer Sender anzuzeigen.<sup>2</sup>

Bald darauf kommt es zwischen den Eheleuten zur Trennung. Die Scheidung erfolgt im Mai 1941.

### *Elsa Santo verliebt sich in einen Polen*

Elsa Link nimmt wieder ihren Mädchennamen „Santo“ an und arbeitet auf dem Bauernhof ihrer Eltern in Grafenhausen. Um den Abgabeverpflichtungen des NS-Reichsnährstandes nachkommen zu können, wird der Bauernfamilie Santo ein polnischer Zwangsarbeiter zugeteilt. Wladislaw Maslyk, geboren am 11. September 1909 in Glinik-Karzewski/Polen, genießt Familienanschluss; er ist ein fleißiger Mann mit guten Umgangsformen.<sup>3</sup> Elsa Santo, einzige Tochter des Bauernehepaars Berthold Santo/Frieda Santo, verliebt sich zum ersten Mal in ihrem Leben. Über Monate hinweg können Wladislaw und Elsa ihre Beziehung verbergen, bis Elsa ein Kind erwartet.

Aus Angst vor dem Rasseschandegesetz und der Befürchtung, dass sie in Schutzhaft genommen und Wladislaw zur „Sonderbehandlung“ abgeführt, d. h. erhängt oder erschossen werden könnte, flieht Elsa Santo im Oktober 1942 nach Polen.<sup>4</sup> Die Vorstellung, im Elternhaus von Wladislaw Zuflucht zu finden und nach dem Krieg den Vater ihres Kindes heiraten zu können, erfüllt sich für Elsa Santo nicht. Der Vater von Wladislaw ist von den deutschen Soldaten ermordet worden und die Mutter wegen ihrer jüdischen Abstammung nach Frankreich geflüchtet. Dennoch bleibt Elsa in Polen.

Durch Zufall erfährt Elsa Santo, dass der frühere Bürgermeister von Möhringen, ihrem Wohnort zur Zeit ihrer Ehe mit Hans Link, als Landeskommis­sar in Wlodawa in Polen im Einsatz ist. Es gelingt Elsa Santo, mit Unterstützung dieses Mannes in Wlodawa eine Gaststätte, das „Deutsche Haus“, eigenverantwortlich mit polnischem Personal zu führen.

### *Elsa Santo wird denunziert – Verhaftung des Polen Maslyk*

Am 1. März 1943 bringt Elsa Santo in Wlodawa, Kreis Cholm (Distrikt Lublin), das Mädchen Johanna zur Welt. In einem Brief an ihre Eltern berichtet Elsa Santo, einen Säugling, ein Mädchen, gefunden zu haben, welches sie adoptieren wolle. Die Briefneuigkeit bleibt in Grafenhausen nicht lange geheim. Die Dorfbewohner schweigen jedoch, obwohl sie die Wahrheit ahnen. Eine nahe Verwandte nutzt die Gelegenheit. Sie erzählt den örtlichen NS-Behörden von dem Verhältnis zwischen Elsa und dem polni-



*Wie das Familienfoto zeigt, hatte der polnische Zwangsarbeiter Wladislaw Maslyk (links außen mit Kind auf dem Arm) bei der Bauernfamilie Albert Santo in Grafenhausen Familienanschluss (Elsa Santo 2. Person von rechts außen)*

schen Zwangsarbeiter Wladislaw Maslyk und weist darauf hin, dass Elsa Santo wegen der Schwangerschaft nach Polen geflüchtet sei. Die NS-Behörden gehen den Anschuldigungen nach, verhören den polnischen Zwangsarbeiter und Elsas Eltern auf dem Rathaus in Grafenhausen und stellen fest, dass die Angaben der Informantin zutreffend sind.

Auf Grund der Denunziation wird Wladislaw Maslyk verhaftet und in Handschellen aus dem Dorf geführt. Wenige Tage nach der Verhaftung erreicht die Menschen in Grafenhausen die Nachricht, dass Wladislaw Maslyk in Durbach bei Offenburg erschossen worden sei.<sup>5</sup>

Während ihres Aufenthalts in Polen beklagt Elsa Santo in Briefen an ihre Eltern wiederholt die Grausamkeiten, die von den Nationalsozialisten an Polen und Juden verübt werden. Nach Kenntnisnahme vernichtet Elsas Mutter die Briefe, jedoch einzelne Postsendungen werden abgefangen und dem NS-Ortsgruppenleiter Josef Kasper zugespielt. Die Gestapo erteilt daraufhin gegenüber der örtlichen Poststelle die Auflage, alle weiteren Postsendungen der Elsa Santo zurückzuhalten und der Gestapo auszuhändigen. (Vgl. das Schreiben von Irma Pelz-Kasper, Tochter des Josef Kasper, vom 5. Dezember 1994, das dem Beitrag als Anlage beigelegt ist).



*Elsa Santo führte in Wlodawa/Polen die Gaststätte „Deutsches Haus“. Auf dem unteren Foto Elsa Santo (3. v.r.) mit polnischem Gaststätten-Personal. Fotos vom April 1943*

Am 20. Juli 1944 verlässt Elsa Santo Wlodawa, da die russischen Truppen rasch nach Westen vordringen und Polen besetzen. Frau Santo flüchtet mit ihrer knapp 18 Monate alten Tochter Johanna nach Jena/Thüringen. Dort findet sie am 18. Oktober 1944 bei der Familie Erich und Maria Sichtung, Spitzenweg 29/II, ein Zimmer. Da Elsa Santo aus Angst, von den deutschen Behörden aufgefunden zu werden, ihren neuen Wohnsitz nicht anmeldet, hat sie auch keinen Anspruch auf Lebensmittelkarten. Sie schreibt nach Hause und bittet ihre Mutter um die Zusendung von Lebensmitteln. Aufmerksam registriert die Gestapo den Postverkehr und erfährt so den neuen Aufenthaltsort von Elsa Santo.

*Mit der Häftlingsnummer 95137 im KZ Ravensbrück*

Am 22. November 1944 wird Elsa Santo überraschend von der Geheimen Staatspolizei in der Wohnung der Familie Sichtung verhaftet. Ein Haftgrund wird ihr nicht genannt. Frau Sichtung fragt den Mann und die Frau von der Gestapo, was gegen Elsa Santo vorliege. Sie bekommt zur Antwort, dass der Haftgrund schon lange Zeit zurückliege, sie (Frau Santo) möge sich nur daran erinnern.

Die Gestapo erklärt weiter, dass für das Kind schon eine „andere Unterbringung“ vorgesehen sei. Frau Sichtung und ihr Mann, welcher gerade auf Fronturlaub zu Hause ist, bestehen jedoch darauf, dass das Mädchen Johanna dableibe, bis Frau Santo zurückkommt.

Weinend und schweren Herzens nimmt die Mutter von ihrem Kind Johanna Abschied. Niemand ahnt, welch ein Leidensweg Elsa Santo bevorsteht.

Zuerst kommt Frau Elsa Santo in Weimar, dann in Halle und in Berlin nach stundenlangen Verhören in Haft und wird schließlich am 24. November 1944 in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück verbracht. Frau Santo erhält die Häftlingsnummer 95137, wird mit dem Roten Winkel als politischer Häftling gekennzeichnet und im Block 32 bei den politisch Verfolgten untergebracht.

Elsa Santo wird im Außenkommando „Straßenbau“ eingesetzt – im Sinne von „Vernichtung durch Arbeit“. Um Verschnaufpausen zu verhindern, lassen die KZ-Aufseherinnen ihre scharfen Hunde auf die Gefangenen los. Elsas Beine sind bald voller Bisswunden. Als Frau Santo eines Tages zusammenbricht und danach zur schweren körperlichen Arbeit nicht mehr taugt, werden an ihr medizinische Experimente vorgenommen. Elsa Santo wird Kälte- und Hitzeschocks ausgesetzt. Infolge von Injektionen ist ihr Körper bald von zahlreichen eiternden Wunden bedeckt.



IRMA PELZ-KASPER

Hauptstr. 137, 77966 Kappel - Grafenhausen  
Tel. 07822-6224

5. Dez. 1994

An

Frau Johanna [REDACTED]  
[REDACTED]  
[REDACTED]

Lehr verehrte, liebe Frau [REDACTED]

Anlässlich der Beerdigung der Mutter Ihres Mannes, habe ich Kenntnisse erhalten, über die beim Landtag vorliegende Petition.

Mit 21 Jahren kam ich in leitende Führung bei der NS-Frauenenschaft, als Kreisjugendgruppenführerin, was ich im Kreis Lehr, Bismarckstr. 9 im Kreis Emmendingen, Markgrafenstr. eingesetzt. Ebenfalls als stellv. Jugendgruppenführerin im Karlsruhe - Bismarckstr. tätig. -

Mein Vater war Ortsgruppenleiter in Grafenhausen, er erfuhr ich immer die Geschehnisse im Dorf.

Somit weiß ich von damals, daß Ihre Mutter aus politischen Gründen, wegen ihrer Regiererschaft vom 3. Reich verfolgt, verhaftet und in das KZ, Ravensbrück verbracht wurde. Diese Tatsache ist mir heute noch gegenwärtig, daß ich es jederzeit beideln kann.

Es verbleibt mit Grüß,

Frau Irma Pelz-Kasper.

Frau Irma Pelz-Kasper bestätigt noch 1994, dass Elsa Santo nach Aussage ihres Vaters, des ehemaligen Ortsgruppenleiters in Grafenhausen, aus politischen Gründen in das KZ Ravensbrück verbracht wurde.



*Aus: Jack Morrison, Ravensbrück – Das Leben in einem Konzentrationslager für Frauen 1939 – 1945, Pendo-Verlag GmbH Zürich 2002*

Nationalsozialistische Konzentrationslager



*Aus: Jack Morrison, Ravensbrück – Das Leben in einem Konzentrationslager für Frauen 1939 – 1945, Pendo-Verlag GmbH Zürich 2002*

Die wichtigsten Außenlager des Konzentrationslagers Ravensbrück Ende 1944



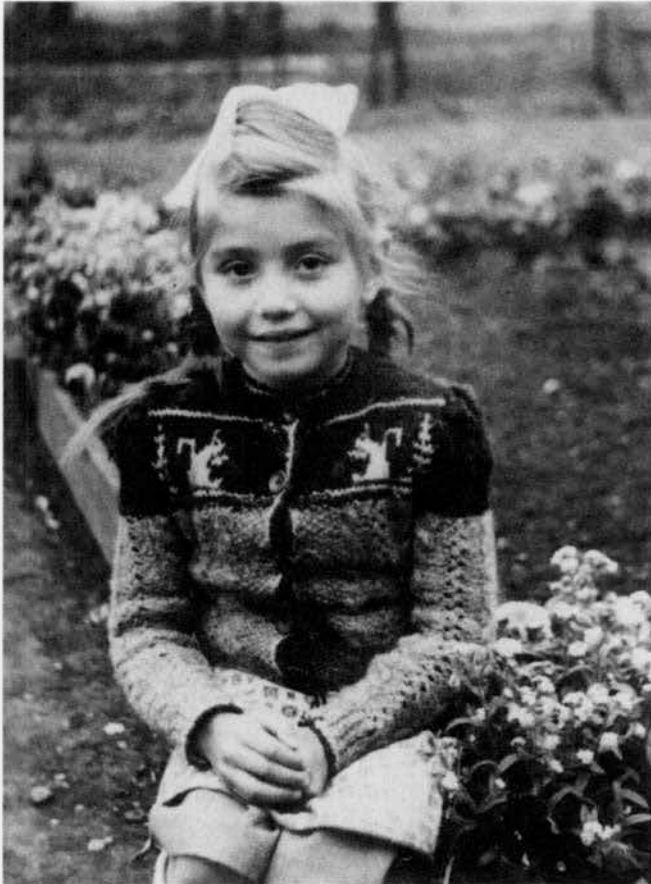
*Häftlinge beim Straßenbau – Foto aus dem SS-Propaganda-Album des Frauen-KZ Ravensbrück 1940–41  
Sammlung der MGR/SBG*

### *Elsa Santo überlebt die Hölle Ravensbrück*

Als sich die alliierten Truppen im April 1945 Berlin nähern, beginnen die Nazis, das KZ Ravensbrück aufzulösen. Die Räumung des Frauenkonzentrationslagers beginnt am 22. April 1945 und wird den Häftlingen offiziell als „Umverlegung“ begründet.

Kranke und gehbehinderte Frauen werden gruppenweise in den Wald getrieben und erschossen. Häftlinge, die auf dem Todesmarsch liegen bleiben, werden an Ort und Stelle erschlagen oder durch Genickschuss getötet. Gegen Ende der „Umverlegung“ lässt man jedoch die aus körperlicher Schwäche zu Boden stürzenden Frauen einfach liegen. Diesen Umstand nutzt Elsa Santo gemeinsam mit den Mitgefangenen, Frieda Waldkircher aus Krenkingen bei Waldshut und Emma Fischer aus Ettenheim/Baden, am 28. April 1945 zur Flucht, indem sie sich in den Straßengraben fallen lassen und tot stellen. Wochenlang halten sich dann die drei Frauen in Heuschobern versteckt, bis sie schließlich mit Verspätung erfahren, dass der Krieg beendet ist.

Elsa Santo kehrt nach Jena zurück. Maria Sichtung, ihre ehemalige Vermieterin, schreibt später in einer eidesstattlichen Versicherung vom 30. August 1954 vor dem Notariat Jena:<sup>6</sup>



*Johanna Santo, Tochter von Elsa Santo und Wladislaw Maslyk, im Alter von 5 Jahren*

*„Es war im August 1945 in der Mittagszeit (...), als ich durch einen lauten Schrei und einen Knall in der Küche erschreckte. Ich lief zur Tür und sah auf der Treppe eine Person sitzen, die laut weinte.*

*Auf dem Rücken des Mantels standen groß die Buchstaben „KZ“. Die Haare waren abgeschoren, das Gesicht, die Hände waren alles eine Eiterkruste, welche noch nässte. Erst als ich ihr gegenüberstand und ihr ins Gesicht schaute, erkannte ich sie wieder.“*

Der Gedanke an ihre Tochter Johanna hat Elsa Santo am Leben erhalten. Mutter und Tochter sehen sich wieder. Beide sind von da an unzertrennlich. Maria Sichtung hat sich selbstlos um die kleine Johanna gekümmert. Mutig hat sie über Monate hinweg das Kind vor der Gestapo verleugnet und in Kellern versteckt. In den feuchten Kellerräumen wurde das Kind schwer krank und musste in die Carl-Zeiss-Kinderklinik Jena eingeliefert werden. Das war ihr Glück. Denn die Gestapo suchte gegen Kriegsende fieberhaft nach der kleinen Johanna.

Im Januar 1946 kehrt Elsa Santo ins Badische zurück. Ihr Vater war zwischenzeitlich verstorben, die Landwirtschaft der Eltern an den Bruder Albert Santo und dessen Ehefrau Anna Santo übergeben. Für Elsa Santo und die Altbäuerin bleibt ein wenig Land übrig, das sie mit Hilfe anderer Bauern bestellen können. Mit ihrer Tochter Johanna lebt Elsa Santo in gro-

ber Armut. Sie kann kaum arbeiten. Ihren erlernten Beruf als Köchin kann sie nicht mehr ausüben, denn auf ihrem Körper bilden sich immer wieder eitrige Geschwüre. Ärztliche Hilfe kann Elsa Santo nicht in Anspruch nehmen, da sie nicht krankenversichert ist. Psychisch und physisch schwer gezeichnet, stellt Elsa Santo am 10. Mai 1946 beim zuständigen Finanzamt und bei der Vermögenskontrolle in Offenburg einen Entschädigungsantrag als politisch Verfolgte.

### *Der Leidensweg durch die Behörden beginnt*

Nach dem badischen Entschädigungsgesetz (BadEG) müsste über den Antrag von Elsa Santo innerhalb eines Jahres entschieden werden. Ihr Antrag auf Wiedergutmachung wird jedoch erst vier Jahre später, im Herbst 1950, befürwortet. Elsa Santo wird als politisch Verfolgte anerkannt.<sup>7</sup> Zehn Monate später, am 28. August 1951, wird Frau Santo auf das Wiedergutmachungsamt in Freiburg zur Anhörung einbestellt. Das Amt begründet dies damit, dass zur Vervollständigung der Akte die Antragstellerin noch ein Schreiben unterzeichnen müsse; vorher könne keine Auszahlung der beantragten Entschädigung erfolgen. In dem Schreiben wird Elsa Santo ihre antifaschistische Haltung gegenüber dem Nazi-Regime bestätigt. Des Weiteren wird ihr in dem Aktenvermerk vorgegeben, dass sie wegen des Verhältnisses mit dem Polen ins KZ gekommen und dass der Pole, der Vater ihres Kindes, aus dem Gerichtsgefängnis Offenburg entflohen und auf der Flucht erschossen worden sei. Davon, so der vorgefertigte Text, habe Frau Santo erst 1946, nach der Rückkehr nach Grafenhausen, erfahren. „Wehen Herzens“, aber gutgläubig unterschreibt Elsa Santo den vorformulierten Aktenvermerk. Elsa Santo weiß nicht – einen Anwalt kann sie sich in ihrer finanziellen Not nicht leisten –, dass sie sich mit der Unterschrift unter diese ihr vorgegebene Aussage von allen Ansprüchen auf eine Entschädigung als politisch Verfolgte ausschließt.

Hätte Frau Santo darauf bestanden, aus politischen Gründen inhaftiert worden zu sein, hätte ihr eine finanzielle Wiedergutmachung zugestanden. Dass sie sich immer wieder lautstark gegen den Nationalsozialismus ausgesprochen, und dass sie im KZ den Roten Winkel der politisch Gefangenen getragen hat, wird nicht berücksichtigt. Auch die Folgen der medizinischen Versuche, die an Elsa Santo im KZ Ravensbrück vorgenommen wurden, interessieren die Behörde nicht. Mit Beschluss des bad. Ministeriums der Finanzen – der zuständigen Wiedergutmachungsbehörde - vom 5. Oktober 1951<sup>8</sup> wird der Entschädigungsantrag mit der Begründung abgelehnt: „*Der Haftgrund lag im Umgang mit dem polnischen Zwangsarbeiter.*“

Am 9. November 1951 reicht Elsa Santo mit Hilfe des Dorfpfarrers Wilhelm Keller von Grafenhausen beim Amtsgericht Offenburg Klage gegen den Ablehnungsbescheid vom 5. Oktober 1951 ein.

Nachfolgend die Erklärung von Elsa Santo zur erhobenen Klage:

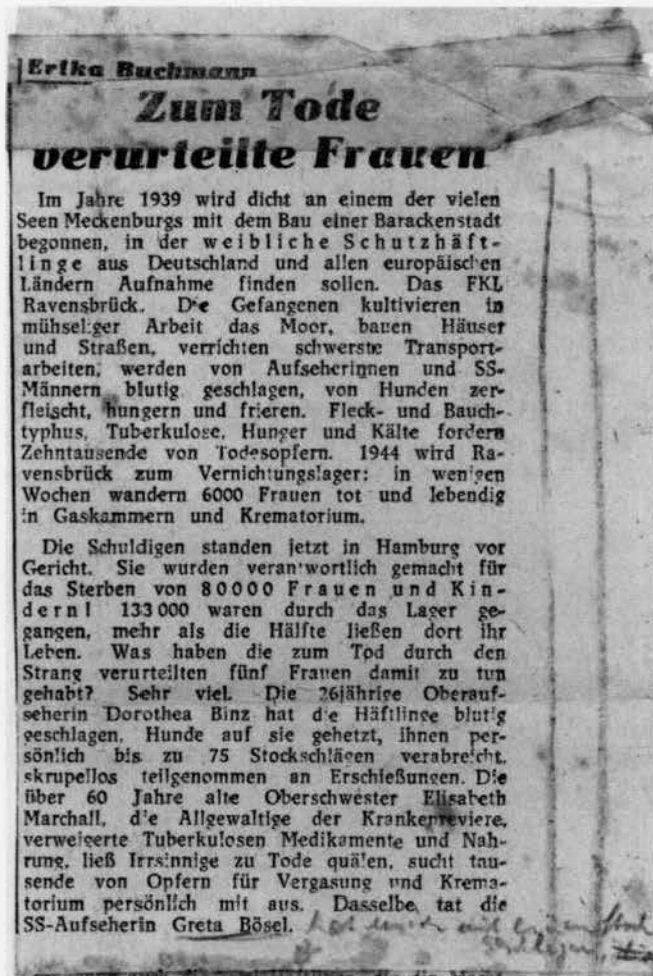
*„Ich wurde von den Nazis verfolgt und 1944 in der Wohnung von Frau Maria Sichtung von der Gestapo verhaftet. Auf Fragen nach dem Haftgrund wurde nur erklärt, dieser liege schon längere Zeit zurück, ich müsse nur darüber nachdenken. So wurde ich ins KZ Ravensbrück verschleppt, wo ich vom 24.11.1944 bis 28.4.1945 zusammen mit Frau Fischer und Frau Waldkircher inhaftiert war. Ich war im Block 32 mit der Häftlingsnummer 95137 inhaftiert und benenne Frau Maria Sichtung als Zeugin meiner Verhaftung in ihrer Wohnung. Ich benenne für die Inhaftierung als politisch Gefangene, Frau Emma Fischer, Ettenheim, Amt Lahr, Muschelgasse 10, und Frau Frieda Waldkircher, Krenkingen bei Waldshut, als Mitgefangene im KZ Ravensbrück, mit denen ich am 28.4.1945 der Hinrichtung entkam.*

*Auch die Rückkehr aus dem KZ und mein sehr schlechter Gesundheitszustand kann von den drei Frauen bezeugt werden. Im KZ wurde ich als politisch Gefangene mit dem Roten Winkel gekennzeichnet, mit den politisch Verfolgten in der Baracke untergebracht und zum Straßenbau eingesetzt, bis ich regungslos zusammenbrach und nicht mehr konnte. Ich war sehr geschwächt und herzleidend, hatte Bißwunden an den Beinen von den Hunden der SS-Aufseher, die hin und wieder auf uns losgelassen wurden. Die Bißwunden heilten nicht mehr zu, weil Behandlungen nicht durchgeführt wurden. Danach wurden an mir medizinische Versuche durchgeführt, bis sich an meinem ganzen Körper eitrige Geschwüre gebildet hatten.*

*Aus diesem Grunde habe ich 1946 einen Entschädigungsantrag an das Finanzamt, Dienststelle für Vermögenskontrolle und Wiedergutmachung, in Offenburg gestellt. Mein Antrag wurde nach einer Bearbeitungsdauer von 4 Jahren bewilligt und mit Datum vom 18.10.1950 zur Annahme empfohlen, mir Entschädigung zu gewähren, an das Wiedergutmachungsamt weitergeleitet. Am 28.8.1951 wurde ich auf das Amt bestellt, zur Anhörung wurde gesagt. Eine Zahlung von Entschädigung könne erst nach Anhörung erfolgen. Besonderen Wert legte das Amt auf die Erklärung, daß der Vater meines Kindes aus dem Gerichtsgefängnis Offenburg entflohen und auf der Flucht erschossen worden sei, und daß ich davon erst 1946 nach der Rückkehr nach Grafenhausen erfahren hätte.*

*Weiter legte das Amt Wert auf meine Erklärung, daß der Haftgrund auf dem Verhältnis mit dem Polen beruhe. Alle diese abverlangten Angaben kamen mir sehr seltsam vor, doch ich konnte sie nicht richtig deuten. Ich habe die mir in den Mund gelegten Angaben wehen Herzens unterschrieben, um endlich Hilfe und eine Entschädigung zu bekommen, weil ich nicht mehr weiter wußte, obwohl ich längst wußte, wie mir meine Mutter schrieb, daß der Vater meiner Tochter in Handschellen abgeführt und ermordet worden ist.*

*Nach 1945 wurden die Verbrechen einzelner Aufseherinnen des Frauen-KZ Ravensbrück juristisch geahndet. In Elsa Santos Unterlagen fand sich u. a. obiger Zeitungsausschnitt. Den Zeitungsbericht versah Elsa Santo mit nachfolgender handschriftlicher Anmerkung betr. der SS-Aufseherin Greta Brösel: „hat mich mit einem Stock geschlagen“ (Prügelstrafe, d. h. 25 oder mehr Stockhiebe auf das nackte Gesäß, war im KZ Ravensbrück bei kleinsten Verstößen gegen eine sehr willkürlich ausgelegte Lagerordnung an der Tagesordnung.)*

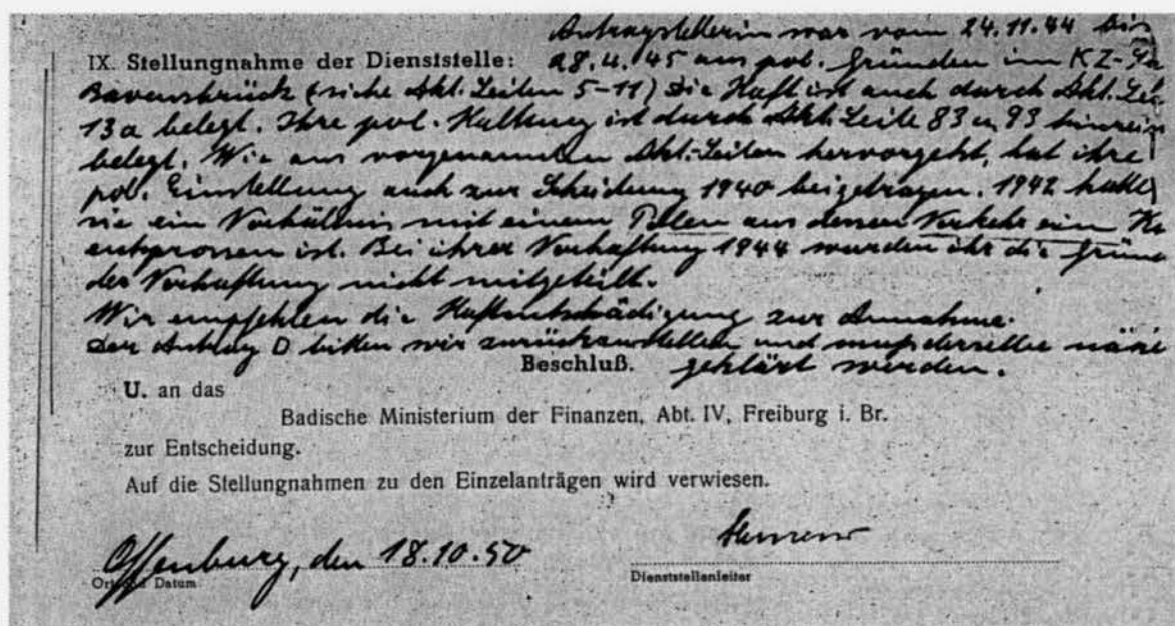


*Anstatt der dringend erwarteten Entschädigung wurde mir dann völlig überraschend der Bescheid vom 5.10.1951 zugeschickt und der Haftgrund allein auf den Umgang mit dem Zivilpolen nach den mir vom Amt in den Mund gelegten Angaben hingestellt, was nicht entschädigbar sei. Erst nach Zugang dieses Bescheides vom 5.10.1951 bin ich mir über den Inhalt der zweifelhaften Anhörung vom 28.8.1951 bewußt geworden und habe die Klage eingereicht ...“*

*Verfahrensakte nicht mehr auffindbar*

Die Justiz lässt sich viel Zeit. Die erhobene Klage wird von der Justizbehörde mit dem Aktenzeichen „AR“ versehen und als allgemeine Rechtssache behandelt. Wiedergutmachungsverfahren mussten aber gemäß § 45 Abs. 2 Bad. Entschädigungsgesetz als beschleunigtes Verfahren behandelt werden und waren nicht, wie geschehen, mit dem Aktenzeichen „AR“ zu versehen, sondern mit dem Aktenzeichen „Cw“.

Auf diese Weise wurde ein Gerichtsverfahren verhindert, das spätestens im November 1952 als beschleunigtes Verfahren hätte abgeschlossen werden müssen.



Am 18. Oktober 1950 wird Elsa Santo von der „Dienststelle für Vermögenskontrolle und Wiedergutmachung“ in Offenburg als Opfer des Nazismus anerkannt. Dem badischen Ministerium der Finanzen wird empfohlen, der Antragstellerin eine Haftentschädigung zu gewähren

Nachdem am 18. September 1953 das Bundesergänzungsgesetz (BEG) in Kraft getreten ist, war das Amtsgericht Offenburg gem. § 108 BEG verpflichtet, das seit 1951 rechtshängige Wiedergutmachungsverfahren an das Landgericht Freiburg zur weiteren Bearbeitung und Entscheidung abzugeben. Doch das Amtsgericht Offenburg zieht sich nach wiederholten Versprachen von Elsa Santo im April 1954 mit der unwahren Behauptung aus der Verantwortung, dass ihre Verfahrensakte nicht mehr auffindbar sei – und dies, obwohl der Verfahrensvorgang zu diesem Zeitpunkt sowohl bei Gericht als auch beim beklagten badischen Ministerium der Finanzen noch vorhanden ist. Denn die Gerichtsakten lagen nachgewiesenermaßen dem Kreisjugendamt Lahr und dem Vormundschaftsgericht Ettenheim 1962 zur Einsichtnahme und Prüfung vor und wurden mit Verfügung vom 14. November 1962 vom Kreisjugendamt Lahr an das Amtsgericht Offenburg zurückgegeben.<sup>9</sup> Verzweifelt bricht Elsa Santo bei dieser Nachricht über den Verlust der Akten im Gerichtsgebäude zusammen.

Erst fünf Monate später hat Frau Elsa Santo wieder die Kraft, einen erneuten Antrag aufgrund des am 18. September 1953 in Kraft getretenen Bundesergänzungsgesetzes (BEG) zu stellen. Dieser zweite Antrag an das Badische Ministerium der Finanzen als zuständige Wiedergutmachungsbehörde vom 24. September 1954<sup>10</sup> wird zur Bearbeitung und Entscheidung angenommen, ohne auf das noch immer anhängige Klageverfahren in gleicher Sache beim Amtsgericht Offenburg hinzuweisen. Unberücksich-



tigt bleibt dabei, dass der zweite Antrag nur dann zulässig ist, wenn über das vorausgegangene Verfahren nach dem Badischen Entschädigungsgesetz ein rechtskräftiger Bescheid oder ein rechtskräftiges Urteil vorliegt. Diese gesetzliche Voraussetzung ist jedoch nicht gegeben.

Erneut gehen Jahre ins Land. Elsa Santo lebt mit ihrer Tochter immer noch auf dem elterlichen Bauernhof in unveränderter Armut. Auch dem Mädchen Johanna geht es nicht gut. Da Elsa Santo durch das ihr im KZ zugefügte Leid schwere Depressionen hat, spricht sie nur wenig. Das Mädchen ist emotional vereinsamt, zumal auch die Großmutter nicht mit ihr spricht. Die Oma hasst die Enkelin und gibt ihr die Schuld an allem Elend. Sie nennt das Kind „Polakenbastard“. Immer wenn Elsa Santo das Haus verlässt, um sich um ihre Wiedergutmachungsangelegenheiten zu kümmern, bleibt Johanna mit der Oma allein zu Hause. Diese zieht dann alle Fensterläden zu und sperrt das Mädchen ohne Nahrung im Dunkeln ein. Die Großmutter hat für ihre Enkelin nie ein gutes Wort, geschweige denn ein Geschenk zum Geburtstag.

Am 1. September 1957, also elf Jahre nach der ersten Antragstellung, schreibt Elsa Santo wieder an die Wiedergutmachungsbehörde:

*„Ich nehme an, daß ich in Vergessenheit geraten bin (...) Sie werden begreifen können, daß ich nicht geschrieben hätte, wenn ich mich nicht in größter Not befände.“*

Die Wiedergutmachungsbehörde antwortet am 6. September 1957:

*„Ihr Entschädigungsantrag ist nicht in Vergessenheit geraten. Es stehen aber die Anträge der Anspruchsberechtigten des Geburtsjahrgangs 1906, dem Sie angehören und nach dem die Anträge im allgemeinen bearbeitet werden, noch nicht zur Bearbeitung an. Ausnahmen in der Rangfolge können nur bei Nachweis einer akuten Notlage, bedingt durch schwere Erkrankung des Antragstellers selbst oder einer Person, der Unterhalt gewährt werden muß, gemacht werden. Eine solche Tatsache ist in Ihren Akten nicht nachgewiesen worden. Wir werden zur gegebenen Zeit auf die Angelegenheit zurückkommen und bitten Sie höflichst, sich bis dahin noch zu gedulden, es sei denn, Sie weisen eine Notlage nach.“*

Am 21. November 1958<sup>11</sup> teilt das Landesamt für Wiedergutmachung dem KZ-Opfer schließlich mit, dass auch der Antrag vom 24. September 1954 abgelehnt wurde, da die Antragstellerin nicht aus politischen Gründen im KZ gewesen sei. Die weitere Begründung in dem Bescheid musste Elsa Santo geradezu als Verhöhnung ihrer leidvollen Vergangenheit im KZ empfinden:

*„Für das Verbot des Umgangs mit Polen waren nicht die sich aus der nationalsozialistischen Ideologie ergebenden Verfolgungsgründe maßgeblich, sondern militärische Erwägungen. Als kriegsbedingte Abwehr- und*

Grafenhäuser, 1. Sept. 1957.

An das Landesamt

EF 1906

Abtl. Wiedergutmachung

Freiburg i. Brsgl.

Maria-Theresienstr. 10.

Wiedergutmachung

2. SEP. 1957

III 74

Da ich seit 27. Sept. 1954 den Antrag auf Entschädigung für Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung gestellt habe, in bei Ihnen unter der Nr. E.F. "1906" registriert bin, habe ich bis zum heutigen Tage, noch keine Antwort von Ihnen erhalten, ich nehme an; daß ich in Vergeßtheit geraten bin. Meine Unterlagen, welche bei Ihnen sind, werden ja genügend, nicht mehr einmal meine Notlage zu schildern. Sie werden begreifen können, daß ich nicht wieder geschrieben hätte, wenn ich nicht in größter Not befände. Eine weitere persönliche Aussprache bei Ihnen, bin ich gerne bereit. Würde Sie höflichst in. Dingen bitten, mir bald möglichst eine wohlwollende Antwort zu geben.

Achtungsvoll grüßt

Frau Elsa Santo

Grafenhäuser

Amt Lehr

Kindstr. 18.

Am 1. September 1957, elf Jahre nach der ersten Antragstellung, wendet sich Elsa Santo in großer Not erneut an die Wiedergutmachungsbehörde – und wird weiterhin gesetzwidrig hingehalten

*Sicherungsmaßnahmen richtete sich dieses Verbot an alle (...) Das Verbot war daher keine nationalsozialistische Gewaltmaßnahme (...) Gegen die Antragstellerin ist auch nicht etwa aus Gründen politischer Gegnerschaft zum Nationalsozialismus mit besonderer Härte verfahren worden.“*

Infolge ihres stark geschwächten Gesundheitszustandes und ihrer finanziellen Notlage bringt Frau Santo nicht mehr die Kraft auf, gegen die Entscheidung des Landesamts für Wiedergutmachung ein Rechtsmittel einzulegen.

Abgesehen von der völlig falschen Tatsachenwürdigung ist die Formulierungsbegründung für das KZ-Opfer verletzend und eines Rechtsstaates unwürdig. Dass Frau Santo aber inzwischen nach dem Allgemeinen Kriegsfolgegesetz zweifelsfrei eine Wiedergutmachung zusteht, erwähnt die zuständige Entschädigungsbehörde von Baden-Württemberg in ihrem ablehnenden Bescheid vom 21. November 1958 nicht. Die Landesbehörde leitet den Zweitantrag auch nicht an die für das Allgemeine Kriegsfolgegesetz (AKG) zuständige Oberfinanzdirektion Freiburg weiter.

Sechszwanzig Jahre später bemerkt das Finanzministerium Baden-Württemberg in einer Stellungnahme vom 9. September 1994<sup>12</sup> zum Fall Elsa Santo trocken an:

*„Es konnte von den Entschädigungsbehörden nicht verlangt werden, daß sie die zahlreichen in jener Zeit sich ständig verändernden Regelungen über Wiedergutmachungsleistungen mit jeweils verschiedenen Behördenzuständigkeiten und Antragsfristen kannten und detaillierte Informationen gaben.“*

Nachdem alle Versuche, eine Wiedergutmachungsleistung zu bekommen, gescheitert waren, stirbt das im KZ-Lager geschundene und in den Nachkriegsjahren von den Behörden menschen- und rechtsunwürdig behandelte Nazi-Opfer am 18. April 1961, im Alter von 55 Jahren an den Folgen der im Lager erlittenen körperlichen und seelischen Qualen.

### *Nach dem Tode ihrer Mutter bittet die Tochter Johanna um Überprüfung des Wiedergutmachungsverfahrens*

Als die Mutter stirbt, ist Johanna gerade achtzehn Jahre alt geworden. Nun ist sie Vollwaise und als damals noch Minderjährige dem Kreisjugendamt Lahr als der staatlichen Amtsvormundbehörde unterstellt. Diese holt sie aus ihrem erlernten Beruf als Steuerfachgehilfin heraus und setzt sie als Putzhilfe im evangelischen Altersheim „Jammstift“ in Lahr ein, wo sich zu der betreffenden Zeit noch mehrere Vollwaisen im Einsatz befinden. Dem bisherigen Arbeitgeber und Johanna Santo gegenüber rechtfertigt sich das Kreisjugendamt damit, dass es eben das Schicksal derer sei, die keine Eltern mehr haben. Man benötige billige Putzkräfte, da ansonsten die Altersheime nicht mehr zu finanzieren seien.

Auf Bitte von Johanna Santo prüft das Kreisjugendamt noch einmal das Wiedergutmachungsverfahren ihrer Mutter. Obwohl beide Akten, sowohl die erste, angeblich beim Amtsgericht Offenburg 1954 verschwundene, als auch der Wiederholungsantrag vom 24. September 1954, überraschend wieder zur Verfügung stehen, kommen der beim Kreisjugendamt Lahr damit befasste Jurist<sup>13</sup> als auch der vom Kreisjugendamt mit der Prüfung beauftragte Rechtsanwalt Dr. Werner Schalk von Lahr<sup>14</sup> übereinstimmend zu dem Ergebnis, dass „kaum die Möglichkeit gegeben (sei), Frau Santo eine Entschädigung zukommen zu lassen“ und ein Antrag auf Wiedereinsetzung in den vorigen Stand (wegen der Nichteinlegung eines Rechtsbehelfs gegen den ablehnenden Bescheid vom 21. November 1958) nicht in Betracht kommt. Dabei war aus den vorliegenden Akten des Amtsgerichts Offenburg (AZ.: AR 61/51) erkennbar, dass über die Klage vom 9. November 1951 überhaupt noch nicht verhandelt und entschieden war. Auf diesen Sachverhalt weist das Kreisjugendamt Lahr bei der Rückgabe der Gerichtsakten an das Amtsgericht Offenburg jedoch nicht hin.

Das Vormundschaftsgericht Ettenheim begnügt sich mit der – objektiv gesehen – fehlerhaften Aktenprüfung durch das Kreisjugendamt und Dr. Werner Schalk und weist das Kreisjugendamt an, die Akten (AZ.: AR 61/51) an das Amtsgericht Offenburg zurückzugeben.

Ohne jede Frage hätten zu der damaligen Zeit noch alle Ansprüche, auch solche nach dem Allg. Kriegsfolgegesetz, für den Mündel Johanna geltend gemacht und die noch immer rechtshängige Klage beim Amtsgericht Offenburg durchgeführt werden können, da Ansprüche einer politisch Verfolgten auf die Kinder übergehen. Nicht genug, dass Johanna Santo durch die Ermordung ihres Vaters durch den NS-Staat und die körperlichen Schäden ihrer Mutter, die zu ihrem vorzeitigen Tod geführt haben, in Armut aufwächst, ist es 1962 für den staatlichen Amtsvormund und das Vormundschaftsgericht Ettenheim wohl immer noch nicht opportun, für die Rechte eines Abkömmlings eines polnischen Zwangsarbeiters einzutreten.

### *Versäumnisse des gesetzlichen Vertreters*

Am 25. April 1969 stellt Johanna Santo, die sich inzwischen verheiratet hatte, erneut einen Antrag auf Entschädigung. Die Wiedergutmachungsbehörde, das Landesamt Baden-Württemberg, weist auch diesen Antrag am 20. Oktober 1970 ab und begründet dies mit Fristversäumnissen und Versäumnissen des gesetzlichen Vertreters, der es unterlassen habe, die Ansprüche von Johanna Santo spätestens 1962 fristgemäß anzumelden. Für Versäumnisse des gesetzlichen Vertreters sei aber die Wiedergutmachungsbehörde nicht verantwortlich. Die gegen den ablehnenden Bescheid vom 20. Oktober 1970 erhobene Klage wird vom zuständigen Landgericht Stuttgart mit dem Argument abgewiesen, die Klagebegründung sei mit ei-

nem Tag Verspätung (statt Freitag, den 29.01.1971, erst am Samstag, den 30.01.1971) bei Gericht eingegangen.<sup>15</sup> Unabhängig davon war jedoch noch immer die unerledigte Klage AR 61/51 beim Amtsgericht Offenburg anhängig, die vor jedem weiteren Rechtsweg zu bescheiden war.

### *Weitere Bemühungen um Wiedergutmachung*

Mit einem weiteren Antrag vom 16. März 1989 an die Oberfinanzdirektion Köln begehrt Johanna F., geb. Santo, einen Härteausgleich. Die OFD Köln gibt den Antrag an die zuständige OFD Freiburg weiter. Dort erkennt der stellvertretende Finanzpräsident, Regierungsdirektor Föge, die Schiefelage des Falles und stellt fest, dass Amtshaftungsansprüche sehr wohl gegeben sind, die das Land Baden-Württemberg betreffen. Regierungsdirektor Föge bietet für die Ermordung des Vaters und den KZ-bedingten vorzeitigen Tod der Mutter nach dem AKG eine Entschädigung an.<sup>16</sup> Durch Einholung eines Gutachtens von Seiten der OFD, so Regierungsdirektor Föge, soll ermittelt werden, welche Entschädigungsleistungen infolge der rechtsfehlerhaften Verfahren durch die Landesbehörden verhindert wurden. Gleichfalls soll durch das Gutachten geklärt werden, welche Entschädigungsansprüche gegebenenfalls nach dem Allgemeinen Kriegsfolgegesetz (AKG) bestanden hätten, wenn bei der Durchführung des rechtshängigen Klageverfahrens keine politische Verfolgungseigenschaft durch Urteil bestätigt worden wäre.

Bei diesem Verfahrensstand wird Regierungsdirektor Föge in die neuen Bundesländer abgeordnet. Seine Nachfolgerin, Frau Hülsmann, zeigt Einsicht in die Schwere und Tragweite des Falles, lehnt jedoch auf Weisung des Bundesministers der Finanzen eine Entschädigung nach dem AKG aus Gründen der Verjährung mit Bescheid vom 21. Mai 1992 ab.<sup>17</sup>

Die hiergegen beim Landgericht Freiburg eingereichte Klage wird mit der Begründung der Verjährung möglicher Entschädigungsansprüche am 30. Dezember 1993 zurückgewiesen.<sup>18</sup>

### *Petition an den deutschen Bundestag und an den Landtag von Baden-Württemberg*

Eingaben an den Petitionsausschuss des Deutschen Bundestags und an den Landtag von Baden-Württemberg bleiben ebenfalls erfolglos. Der Petitionsausschuss des Deutschen Bundestags teilt am 30. April 1993 mit, dass er sich der Rechtsauffassung des Bundesministers der Finanzen angeschlossen habe: „*Der Deutsche Bundestag und die Bundesregierung haben sich stets der historischen Verantwortung für die menschenverachtenden NS-Gewalttaten und den hieraus resultierenden Folgen gestellt. Der Petitionsausschuß verkennt nicht, daß die Mutter der Petentin und die Petentin*

*selbst ein schweres Schicksal durch die Gewalttaten des NS-Regimes erlitten haben, umso mehr bedauert er, die Petentin nicht in ihrem Anliegen unterstützen zu können. Die von der Mutter der Petentin gestellten Entschädigungsanträge nach dem Bad. Entschädigungsrecht 1950 und nach dem BEG von 1954 obliegen den Bundesländern. In ihrem Falle sind die Wiedergutmachungsbehörden von Baden-Württemberg zuständig. Dem von der Petentin gerügten Fehlverhalten dieser Behörden kann der Petitionsausschuss deshalb nicht nachgehen. Er kann insbesondere nicht prüfen, ob die damals ablehnenden Entscheidungen des Bad. Entschädigungsamtes vom Oktober 1951 und nach dem BEG im November 1958 zu Recht ergingen.*

*Für eine parlamentarische Prüfung ist insoweit der Landtag von Baden-Württemberg zuständig. Ebenso wenig steht dem Petitionsausschuß das Recht zu, zu untersuchen, ob das Amtsgericht Offenburg die von der Mutter der Petentin 1951 erhobene Klage falsch behandelt und verschleppt hat. Handlungen oder Versäumnisse von Richtern bei der Durchführung von Gerichtsverfahren können allenfalls von dem zuständigen Landesjustizminister im Rahmen der Dienstaufsicht überprüft werden. Für eine parlamentarische Prüfung ist auch insoweit der Landtag von Baden-Württemberg zuständig.“*

Die Ausführungen und Hinweise des Petitionsausschusses des Deutschen Bundestags führen am 20. Juni 1994 zur Einleitung einer Petition an den Landtag von Baden-Württemberg. Um eine Klärung bemüht, bittet der Petitionsausschuss des Landtags das Finanzministerium Baden-Württemberg um eine Stellungnahme. Zu der Petition von Frau Johanna F., geb. Santo, nimmt am 9. September 1994 das Finanzministerium insoweit Stellung, als sein Geschäftsbereich bezüglich der Wiedergutmachung nach dem Bundesergänzungsgesetz (BEG) angesprochen ist. Ausführlich geht das Finanzministerium auf die Sach- und Rechtslage der Petition ein und kommt schließlich zur nachfolgenden Erkenntnis:

*„Schon aufgrund ihres Alters konnte sie (die Petentin Johanna F.) nicht Gegnerin des Nationalsozialismus gewesen sein, sie war auch keinem Freiheitsentzug ausgesetzt. Die Petentin kann auch keine Verfolgteneigenschaft aus der Gleichstellungsvorschrift für Angehörige herleiten, weil sie nicht Angehörige eines Verfolgten im Sinne des BEG ist und nicht von Verfolgungsmaßnahmen im Sinne des BEG mitbetroffen war ... Zusammenfassend ist festzuhalten, daß die Petentin durch Unrechtsmaßnahmen der NS-Macht-haber für die Dauer von circa 1 Jahr (1944/45) die Anwesenheit ihrer Mutter vermissen mußte und sie ihren Vater nicht kennenlernen konnte ...*

*Das Finanzministerium ist in Übereinstimmung mit der Auffassung der Entschädigungsbehörde zu dem Ergebnis gelangt, daß die abgeschlossenen Verfahren nach dem BEG, einschließlich des Verfahrens über Härteausgleich, nach den geltenden bundeseinheitlichen Bestimmungen nicht mit*

*Erfolg wieder aufgegriffen werden können. Die verstorbene Mutter der Petentin war zweifellos durch Unrechtsmaßnahmen betroffen, deren Entschädigung jedoch allenfalls nach dem AKG durch die zuständige Bundesbehörde in Betracht gekommen wäre. Insoweit wird auf das vom Deutschen Bundestag abgeschlossene Petitionsverfahren verwiesen, welches leider nicht zu einer, wie auch immer gearteten Härte- oder Billigkeitsleistung geführt hat ...“*

Mit Schreiben vom 13. Februar 1997 teilt der Petitionsausschuss des Landtags von Baden-Württemberg Johanna F. schließlich mit, dass die Petition abgelehnt worden ist und weist auf die Veröffentlichung im Staatsanzeiger 11/4002 der Landesdrucksache 12/603 hin.

Der ablehnenden Stellungnahme zur „Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts“ schickt der Petitionsausschuss folgenden Wortlaut voraus:

*„Das Schicksal der Mutter der Petentin sowie der Petentin selbst und ihr Leiden unter dem nationalsozialistischen Regime haben den Ausschuß tief getroffen. Der Ausschuß hat keine Zweifel an der Schwere ihres Schicksals. Er bedauert daher, daß es nicht möglich ist, die Gesetze, die nach dem Ende des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik Deutschland erlassen wurden, um – soweit möglich – das NS-Unrecht wieder gutzumachen, auf ihren Fall anzuwenden...“*

*Die Mutter der Petentin erhob beim Amtsgericht O(ffenburg) Klage gegen den Ablehnungsbescheid. Aus heutiger Sicht ist nicht mehr nachprüfbar, warum dieses Klageverfahren vom Gericht nicht weiter betrieben wurde und warum die Akte 1954 nicht mehr auffindbar war. Dennoch ergibt sich hier kein Hinweis für eine Amtspflichtverletzung. 1985 wurde die Akte vernichtet...“*

Der Petitionsausschuss des Landtags bezieht sich in seiner ablehnenden Entscheidung im wesentlichen auf die Stellungnahme des Finanzministeriums vom 9. September 1994. Eine Überprüfung dieser Stellungnahme durch den von Frau Johanna F. beauftragten Rechtsanwalt Matthias Kurbjuhn, Waldkirch, vom 25. Januar 1995 kommt zu dem Ergebnis, dass zahlreiche Rechtsfragen vom Finanzministerium unberücksichtigt bzw. unbeantwortet geblieben oder falsch interpretiert worden sind. Obwohl dem Petitionsausschuss die Stellungnahme von Rechtsanwalt Matthias Kurbjuhn zugesandt wird, finden die bemängelten Sach- und Rechtslagebeurteilungen in der Entscheidung des Landtags keine Berücksichtigung.

#### *Antrag auf Wiederherstellung der Klageakte beim AG Offenburg*

Auf Empfehlung des ehemaligen Justizministers von Baden-Württemberg, Dr. Rudolf Schieler, welcher bedauert, dass ihm die Wiedergutmachungsangelegenheit nicht während seiner Amtszeit als Justizminister vorgelegt

worden ist, wird beim Amtsgericht Offenburg im Jahre 1990 die Fortsetzung des seit 1951 rechtshängigen Klageverfahrens, verbunden mit dem Antrag auf Wiederherstellung der angeblich in Verlust geratenen Gerichtsakten, beantragt. Das Amtsgericht Offenburg lehnt diesen Antrag mit Bescheid vom 13. Dezember 1990 mit der Begründung ab, dass die Klageakte nach Ablauf der Liegefrist vernichtet worden sei. Auch das entsprechende Archiv-Verfahrensregister von 1951, in dem die Klage und die Kontrollblätter geführt wurden, sei mitvernichtet worden. Daher ergebe sich auch kein Hinweis auf die Abgabe an ein anderes Archiv.<sup>19</sup>

#### *Beschwerde beim Landgericht Offenburg*

Auf die hiergegen gerichtete Beschwerde teilt der Präsident des Landgerichts Offenburg, Dr. Kampmann, Johanna F. am 22. Februar 1993 mit, dass das Verfahren nicht mehr beim AG Offenburg anhängig war. Wie sich aus dem Schreiben von Dr. Schalk vom 12. Juli 1962 an das Kreisjugendamt Lahr ergebe, war die an das AG Offenburg gerichtete Klage AR 61/51 zurückgewiesen worden. Das Verfahren vor dem Amtsgericht Offenburg war somit rechtskräftig beendet. Die Akten seien also nicht, wie von der Beschwerdeführerin vorgetragen, in Verlust geraten. Auf Wiederherstellung der Akten, die nach rechtskräftigem Abschluss eines Verfahrens vernichtet worden sind, bestehe kein Anspruch.<sup>20</sup>

#### *Beschwerde beim Oberlandesgericht Karlsruhe*

Auf die weitere Beschwerde an das Oberlandesgericht Karlsruhe schreibt der Präsident des OLG, Dr. Jordan, hingegen am 7. Juni 1993 an Rechtsanwalt Dr. Schieler, Freiburg, dass sich aus dem Schreiben von Dr. Schalk vom 12. Juli 1962 nicht ergebe, dass die 1951 beim Amtsgericht Offenburg erhobene Klage rechtskräftig beschieden worden sei. Der Inhalt der beigezogenen Akten beim beklagten Landesamt für Wiedergutmachung spreche sogar gegen eine Bescheidung der Klage. Auch sind nach Auffassung des Oberlandesgerichtspräsidenten noch nicht alle Erkenntnisquellen ausgeschöpft worden, um dem unerledigten Verfahren den Fortgang zu geben. Der Oberlandesgerichtspräsident verweist daher die Sache zur nochmaligen Entscheidung an das Amtsgericht Offenburg zurück.<sup>21</sup>

Der Direktor des Amtsgericht Offenburg, Linder, bittet daraufhin mit Schreiben<sup>22</sup> vom 23. Juli 1993 Rechtsanwalt Dr. Schalk um Auskunft:

*„Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt,*

*die inzwischen verstorbene Frau Elsa Santo, Grafenhausen, hat am 17.6.1950 beim Amt für Wiedergutmachung in Freiburg Antrag auf Haft-*



entschädigung wegen nationalsozialistischer Verfolgung gestellt. Dieser Antrag wurde durch Beschluß des Amts für Wiedergutmachung vom 5.10.1951 zurückgewiesen.

Ein zweiter Antrag mit gleichem Ziel wurde durch Beschluß vom 21.11.1958 abgewiesen.

Gegen die erste Entscheidung vom 5.10.51 hat Frau Santo Klage beim Amtsgericht Offenburg erhoben. Dies wurde vom Gericht am 23.11.51 gegenüber dem Badischen Ministerium der Finanzen – Vermögenskontrolle und Wiedergutmachung – bestätigt. Das Verfahren wurde unter dem Aktenzeichen AR 61/51 geführt. Diese Akten sind nach Ablauf der 30-jährigen Liegefrist vernichtet worden.

Die Tochter der Frau Santo, Frau Johanna F., geb. Santo, ... hat nun die Wiederherstellung der Akten des Amtsgerichts Offenburg AR 61/51 beantragt. Am 12.7.1962 waren diese Akten möglicherweise zur Einsichtnahme in Ihrer Kanzlei. Sie haben jedenfalls in Ihrem Schreiben vom 12.7.62 an das Kreisjugendamt Lahr die im Jahre 1951 beim Amtsgericht Offenburg anhängige Klage erwähnt und darin wörtlich mitgeteilt: Gegen diesen Beschluß (von 1951) hat dann Frau Santo auch rechtzeitig Klage vor dem Amtsgericht Offenburg erhoben. Gegen diesen Beschluß ist dann der Antrag erneut zurückgewiesen worden.

Falls noch möglich, bitte ich um Angaben zu folgenden Fragen:

1. Ist über die im Jahre 1951 beim Amtsgericht Offenburg anhängige Klage entschieden worden und mit welchem Ergebnis?

2. Die Klage wurde unter dem Aktenzeichen „AR“ geführt. Wiedergutmachungsverfahren hatten aber regulär das Aktenzeichen „Cw“. War die Klage ordnungsgemäß anhängig bzw. warum ist sie nicht unter dem normalen Aktenzeichen „Cw“ weitergeführt worden?“

Wie das nachfolgende Antwortschreiben von Rechtsanwalt Dr. Werner Schalk an das Amtsgericht Offenburg (23) belegt, ermöglicht das Erinnerungsvermögen des Lahrer Anwalts keine zufrieden stellende Beantwortung der brisanten Anfrage. Dr. W. Schalk schreibt:

„Sehr geehrter Herr Direktor,

Ihre Fragen kann ich leider nicht beantworten ... Soweit rememberlich erfolgte keine Beauftragung durch Frau Santo. Wir wissen also nicht, ob im Jahre 1951 beim Amtsgericht Offenburg über eine anhängige Klage entschieden worden ist ... Es ist auch nicht rememberlich, ob die Akte unter dem Aktenzeichen „AR“ geführt wurde und nicht unter „Cw“.“

| Tag des<br>Eingangs<br>der ersten<br>Schrift | Name des   |                               | Gegenstand<br>und Grund des<br>Anspruchs | Jährlich fortlaufende  |   |                            |
|--|--|-------------------------------|--|--|---|----------------------------|
|  | Antragstellers<br>(Klägers)  | Antragsgegners<br>(Beklagten) |  | CW.<br>Gewöhnliche<br>Prozesse (Wüte-<br>und<br>Streitverfahren) | D<br>Urkunden-,<br>Wechsel- und<br>Scheidprozesse | E<br>Entmündi-<br>gungsaf. |
| 1  | 2a   | 2b                            | 3  | 4  | 5   | 6                          |
| 24.10.                                       | Maier Magdalena<br>Haslach   | Land Baden                    | Niedergutmach.                           | 56.  |   |                            |
| 19.10.                                       | Steiert Emil<br>Kehl a. Rh.  | "                             | "  | 57   |   | 0                          |
| 30.10.                                       | Baumann Elisabeth<br>Oberentersbach<br>Baumann Justina<br>Oberentersbach | "                             | "  | 58   |   |                            |
| 1.11.  | Hammer Herbert<br>Sand Ks. Kehl.   | "                             | "  | 59.  |   |                            |
| 3.11.  | Kranz Georg<br>Berghaupten   | "                             | "  | 60   |   |                            |
| 9.11.  | Santo Else<br>Grafenhäuser   | "                             | "  | 61   |   |                            |
| 10.11.                                       | Broghammer Peter<br>Hornberg   | "                             | "  | 62   |   |                            |
| 12.11.                                       | Wagner Frau Konrad<br>Hornberg   | "                             | "  | 63   |   |                            |
| 14.11.                                       | Riedel Theresia<br>Helmzingen / Kehl.                                    | "                             | "  | 64   |   |                            |

Verfahrensregister, das unter dem Aktenzeichen „Cw“ eine Klagerücknahme (28.11.1952) aufweist, obwohl eine Klagerücknahme durch Elsa Santo nie stattgefunden hat

| Nummer der Rechtsangelegenheit |   |  | Es ist   |   | Bemerkungen;<br>Angabe des Jahres der<br>Weglegung                            |
|--------------------------------|---|--|--|---|---|
| F<br>Aufgebotsachen            | G<br>Arreste und einstweilige Verfügungen | H<br>Entzüge außerhalb eines bei dem Gericht anhängigen Güter- oder Streitverfahrens | a) ein dem Einspruch unterliegendes Verfallsurteil ergangen am | b) das Ruhen des Verfahrens angeordnet am |   |
| 7                              | 8   | 9  | 10   |   | 11  |
|                                |   |  |  |   | 1952 <i>Urteil d. Nicht</i><br>25.10.52 <i>Wahl</i><br><i>zur Wahlgenosse</i> |
|                                |   |  |  |   | <i>Urteil</i> 14.7.52   |
|                                |   |  |  |   | <i>Urteil</i> 28.7.52   |
|                                |   |  |  |   | " 28.7.52   |
|                                |   |  |  |   | " 28.7.52   |
|                                |   |  |  |   | <i>Urteil</i> v. 23.11.53   |
|                                |   |  |  |   | <i>Rekrutierung der Klage</i><br>am 28.11.1952                                |
|                                |   |  |  |   | <i>Urteil</i> d. 24.11.52   |
|                                |   |  |  |   | <i>Urteil</i> v. 28.7.52  |
|                                |   |  |  |   | <i>Klage zurückgenommen</i><br>20.12.1952                                     |

Auf wiederholten schriftlichen Hinweis,<sup>24</sup> dass Verfahrensregister grundsätzlich nicht vernichtet werden, legt das Amtsgericht Offenburg am 27. April 1998 überraschend einen Registerauszug vor, der für die 1951 geführte Klage unter dem Aktenzeichen „Cw“ (bisher war ausschließlich das Aktenzeichen „AR“ genannt) eine Klagerücknahme im Februar 1952 aufweist, obwohl eine Klagerücknahme nie stattgefunden hat.<sup>25</sup> Das vom Amtsgericht Offenburg zugestellte Kontrollblattregister weist an der fraglichen Stelle handschriftliche Korrekturen auf. Der Name einer Antragstellerin Sauter Ilse vom 9. November (ohne Jahresangabe) wurde in Santo Else überschrieben. In der Spalte „Angabe des Jahres der Weglegung“ der Wiedergutmachungsakte weicht die handschriftliche Eintragung in der Schriftgestaltung von allen anderen „Bemerkungen“ ab.

Während die zeitgleichen Eintragungen von 1952 alle denselben Schriftzug aufweisen, also von einer Hand stammen, ist die auf Elsa Santo bezogene Eintragung „Rücknahme der Klage am 28.II.1952“ eine völlig andere Handschrift. Die Art und Weise der Buchstabengestaltung und der Schriftzug deuten graphologisch in die jüngste Gegenwart, als vom Amtsgericht Offenburg eine Klagerücknahme durch Elsa Santo im Jahr 1952 nachzuweisen war.

Gestützt auf diesen „nachkorrigierten“ Eintrag wird der Antrag auf Wiederherstellung der Klageakte und Fortsetzung des unerledigten Verfahrens vom Amtsgericht Offenburg erneut zurückgewiesen.

### *Unterrichtung von Bundesbehörden*

Im Jahre 2000 werden von Frau Johanna F. verschiedene Bundesbehörden von den teils fragwürdigen, teils widersprüchlichen Rechtsentscheidungen unterrichtet. Mit Ausnahme des Präsidenten des Deutschen Bundestags sind weder das Bundeskanzleramt, noch der Bundespräsident Johannes Rau zu einer Stellungnahme bereit. Der Präsident des Deutschen Bundestags, Wolfgang Thierse, gibt den an ihn gerichteten Vorgang an den innenpolitischen Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion, Dieter Wiefelspütz, mit der Bitte weiter, in der Sache entsprechend tätig zu werden.

Der SPD-Abgeordnete Wiefelspütz reicht den ihm überlassenen Vorgang an die Bundesjustizministerin Herta Däubler-Gmelin weiter. Diese teilte mit Schreiben vom 6. Oktober 2000 mit:

*„Sehr geehrte Frau F., von dem Mitglied des Deutschen Bundestags, Dieter Wiefelspütz, habe ich von Ihrem bewegenden Schicksal erfahren. Sie schildern sehr eindringlich Ihre jahrzehntelangen Bemühungen, eine Entscheidung der zuständigen Gerichte Baden-Württembergs über die Anerkennung Ihrer Mutter als politisch Verfolgte des NS-Regimes und über eine angemessene Entschädigung für erlittenes Unrecht zu erhalten.*

*Da Ihr Anliegen in den Aufgabenbereich der Länder fällt, den diese in eigener Zuständigkeit und Verantwortung wahrnehmen, kann ich selbst in Ihrer Sache nicht tätig werden. Ich habe jedoch Ihr Schreiben an den Justizminister des Landes Baden-Württemberg, Herrn Professor Dr. Goll, weitergeleitet und ihn gebeten, sich Ihres Anliegens anzunehmen ...“*

Justizminister Goll antwortet mit Schreiben vom 23. Oktober 2000:

*„Sehr geehrte Frau F., Ihre Eingabe vom 18. März 2000 ist uns von dem Bundesministerium der Justiz übersandt worden. Wir bedauern sehr, dass Ihre Anträge auf Wiedergutmachung bisher nicht zu dem von Ihnen gewünschten Ergebnis geführt haben. Leider ist es uns jedoch verwehrt, die von Ihnen geschilderten Vorgänge zu überprüfen. Zuständig für Wiedergutmachungsanträge nach dem Bundesentschädigungsgesetz ist nach der landesinternen Zuständigkeitsverteilung das Finanzministerium. Wir haben Ihr Schreiben dorthin weitergeleitet ...“*

Mit Schreiben vom 22. November 2000 teilt das Finanzministerium Frau Johanna F. mit:

*„Ihr Schreiben an den Herrn Bundestagspräsidenten vom 18.03.2000 ist nunmehr dem Finanzministerium zur Beantwortung zugeleitet worden. Das Finanzministerium kann eine Antwort dazu nur geben, soweit Entschädigungsangelegenheiten in die Zuständigkeit des Landes fallen.*

*Ihr Anliegen wurde seinerzeit im Rahmen einer Petition von der Entschädigungsbehörde des Landes sowie vom Justiz- und Finanzministerium sehr eingehend geprüft. Das Finanzministerium ist zu dem Ergebnis gelangt, dass die abgeschlossenen Verfahren nach dem BEG nicht wieder aufgegriffen werden können. Ihre verstorbene Mutter war zweifellos durch Unrechtsmaßnahmen betroffen, deren Entschädigung jedoch nicht nach dem BEG durch Landesdienststellen, sondern allenfalls nach dem AKG durch die zuständige Bundesbehörde in Betracht gekommen wäre. Der Landtag von Baden-Württemberg hat sich ausführlich damit befasst und am 05.02.1997 beschlossen, dass seitens des Landes nicht abgeholfen werden kann.“*

### *Kritische Nachbetrachtung*

Das Finanzministerium Baden-Württemberg unterstellt noch in seinem Schreiben vom 9. September 1994 an den Petitionsausschuss des Landtags, dass die Antragstellerin Elsa Santo gegen den zweiten Ablehnungsbeschluss vom 21. November 1958 keine Klage mehr erhoben habe, da sie gewusst habe, dass sie durch die intime Beziehung zu einem Polen gegen die Strafvorschriften des NS-Regimes von 1939 verstoßen hat. Mit dieser



*Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück. Vor der Mauer der Nationen, der ehemaligen Lagermauer, die Frauengruppe von Willi Lammert.  
Foto: Heinz Heuschkel, Berlin*

Begründung überdeckt das Finanzministerium die beim Amtsgericht Offenburg seit dem 9. November 1951 anhängige Klage.

Die Behörde überdeckt ferner, dass aufgrund der anhängigen Klage der zweite Entschädigungsantrag von 1954 nach § 91 Abs. 4 BEG unzulässig war. Voraussetzung war, dass die gegen den ersten Ablehnungsbeschluss vom 5. Oktober 1951 beim Amtsgericht Offenburg anhängigen Klage vorher durch Urteil zu bescheiden war, was nie erfolgt ist. Auch wurde das rechtshängige Klageverfahren nach dem Inkrafttreten des BEG vom 18. September 1953 nicht, wie in § 108 BEG vorgeschrieben, an das Landgericht Freiburg übergeleitet, sondern mit einer unwahren Schutzbehauptung als verlorengegangen unterdrückt.

Aus diesen Rechtsgründen konnte der zweite Ablehnungsbeschluss vom 21. November 1958 nach § 210 BEG auch keine Bestandskraft erlangen. Bescheide, die einen rechtshängigen Anspruch erneut ablehnen, sind nach der Rechtsprechung des Bundesgerichtshofs LM BEG. § 210 Nr. 41 unwirksam.

Es besteht der begründete Verdacht, dass die am 9. November 1951 beim Amtsgericht Offenburg erhobene Klage absichtlich mit einem falschen Aktenzeichen versehen wurde, um das Verfahren nach Belieben zu

verzögern. Die Möglichkeit, dass die Klägerin aufgrund ihrer gesundheitlichen Beeinträchtigung bald versterben könnte, war abzusehen.

Auf diese Weise hätte sich das Verfahren von selbst erledigt und es wären keine überleitenden Entschädigungsansprüche für die Tochter Johanna entstanden. Dieselben Überlegungen dürften bei der unterlassenen Überleitung des Verfahrens im Jahre 1953 an das Landgericht Freiburg eine Rolle gespielt haben.

Die gleiche Verschleppungsabsicht trifft vermutlich auch für den unzulässig angenommenen Zweitantrag zu, welcher ebenfalls über Jahre hinweg zeitgewinnend verzögert wurde.

Im Ergebnis ist festzustellen, dass das rechtshängige Klageverfahren unter Verstoß gegen die in Art. 19 Abs. 4 des Grundgesetzes gewährleistete Rechtsweggarantie unterdrückt worden ist, was den Straftatbestand der Rechtsbeugung erfüllt. Auf diese Weise wurde jegliche Entschädigung erfolgreich verhindert.

Warum der Petitionsausschuss des Landtags diese erkennbaren Rechtsverletzungen im vorliegenden Falle nicht selbst geprüft hat, sondern der rechtsfehlerhaften Beurteilung des Finanzministeriums folgte, ist nicht nachzuvollziehen.

### *Schlussbetrachtung*

Zwischen 1939 und 1945 sind 132 000 Frauen und Kinder, 20 000 Männer und 1 000 weibliche Jugendliche des „Jugendschutzlagers Uckermark“ als Häftlinge des Konzentrationslagers Ravensbrück registriert worden. Die nach Ravensbrück Deportierten stammten aus über 40 Nationen, unter ihnen Jüdinnen und Juden sowie Sinti und Roma. Zehntausende wurden ermordet, starben an Hunger, Krankheit oder durch medizinische Experimente. Nach dem Bau einer Gaskammer Ende 1944 ließ die SS zwischen 5 000 und 6 000 Häftlinge in Ravensbrück vergasen.

Elsa Santo gehörte zu den Entwürdigten und Geschundenen, die die Hölle von Ravensbrück überlebt haben. Im KZ Ravensbrück trug Elsa Santo einen blaugraugestreiften Rock mit dem Roten Winkel der politisch Verfolgten und auf dem linken Arm die Häftlingsnummer 95 137.

Der Kampf des KZ-Opfers Elsa Santo und die Bemühungen ihrer Tochter Johanna um Wiedergutmachung blieben erfolglos. Unwillkürlich stellt sich dem um Objektivität bemühten Leser die Frage: Kann man es den Betroffenen und deren Angehörigen verargen, wenn sie durch die Häufung von Verfahrensfehlern, den unerklärlichen Verlust der Gerichtsakten, die fehlerhafte Beurteilung und unterbliebene Rechtsbelehrung durch die Behörden und Gerichte ihr Vertrauen in den Rechtsstaat verloren haben?

In seinem Schreiben vom 25. Januar 1995 an Johanna F. bringt es Rechtsanwalt Matthias Kurbjuhn, Waldkirch, auf den Punkt. Er schreibt:

*„Die Rechtsweggarantie in Art. 19 Grundgesetz wurde in Ihrem Fall mit Füßen getreten. Gerichtsverfahren wurden unterdrückt, gesetzliche Verweispflichten missachtet. Außerdem wurden Ihre Mutter und Sie von den Behörden – bewusst oder unbewusst – falsch beraten. Die Unkenntnis der Behörden wird entschuldigt, Ihre angeblich eigenen sollen unnachtsichtig zum Verlust Ihrer Rechte führen.“*

Wie formulierte der innenpolitische Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion, Dieter Wiefelspütz, im Schreiben vom 8. September 2000 sein Empfinden über die bundesdeutschen Behörden in der Wiedergutmachungsangelegenheit Elsa Santo und ihrer Tochter Johanna?

*„Ihr Schicksal und das Ihrer Mutter haben mich tief berührt und Ihr Leidensweg durch die bundesdeutsche Gerichtsbarkeit erfüllt mich mit Zorn und gleichzeitig mit Ohnmacht.“*

Man erinnere sich: Dr. Eugen Gerstenmaier (CDU) wurde am 16. November 1954 Parlamentspräsident. 1969 erhielt Herr Gerstenmaier 280000 DM Wiedergutmachung dafür, dass ihm unter den Nazis vorübergehend die akademische Laufbahn verwehrt worden war.

#### Anmerkungen

- 1 Schreiben von Dieter Wiefelspütz an Johanna F., geb. Santo, vom 8. September 2000.
- 2 Eidesstattliche Erklärung von Frau Monika Koschinski vom 4. Oktober 1950 vor dem Bürgermeisteramt Neustadt/Schw.
- 3 Wladislaw Maslyk wurde am 6. August 1940 vom Kriegsgefangenenlager Wildberg nach Grafenhausen verbracht. Vom 8. August 1940 bis 30. November 1942 arbeitete der polnische Zwangsarbeiter bei dem Landwirt Albert Santo in Grafenhausen. In den Herbst- und Wintermonaten war W. Maslyk beim Forstamt Ettenheim als Holzmacher beschäftigt.

Dokumentiert ist Maslyks Aufenthalt in Grafenhausen u.a. durch eine Meldung des Gend. Hauptwachtmeisters Faller vom Gend. Posten Kappel a.Rh. Am 30. Oktober 1940 berichtet dieser an den Landrat in Lahr:

„Am Mittwoch, den 30. Oktober 1940, gegen 7.45 Uhr, habe ich auf der Hauptstraße in Grafenhausen den polnischen Zwangsarbeiter (ehem.poln. Kr.Gef.) Waldemar (Anm. d. Verf.: richtiger Vorname ist Wladislaw) Maslyk, geb. am 11. September 1909 in Glinik-Karzewski, wohnhaft und beschäftigt bei Landwirt Albert Santo, Grafenhausen, Kirchstr. 18, auf einem Damenfahrrad fahrend angetroffen.

Maslyk erklärte, dass das Fahrrad seinem Arbeitgeber Santo gehöre und er nur einen Brief zur Post gebracht habe.

Santo Albert erklärte auf Vorhalt, dass er wohl wisse, dass man den Polen kein Fahrrad zum Fahren geben solle. Der Pole sei aber nicht auswärts gefahren und (der Unterzeichnete) werde doch nicht glauben, dass der Pole aufs Feld läuft, wenn er (Santo) mit dem Fahrrad hinaus fahre.“ (Staatsarchiv Freiburg, Bestand G 16/1 Nr. 755).

- 4 Wie sehr die Befürchtung von Frau Elsa Santo berechtigt war, beweist die Hinrichtung des polnischen Landarbeiters Iwan Mronzek in Freiamt. Der Landrat von Emmendingen erlässt am 14. Juli 1942 folgende Anordnung:



„Am Freitag, den 17. Juli 1942, morgens, wird das Urteil an einem polnischen Civilarbeiter wegen Geschlechtsverkehr mit einer deutschen Frau durch Erhängen vollstreckt. Die polnischen Civilarbeiter (nur Männer, keine Kriegsgefangenen, keine Russen) aus der Umgebung haben restlos beizuwohnen.

Diese Polen haben morgens um 6 Uhr 45 beim Rathaus in Freiamt (Sägplatz) eingetroffen zu sein.

Der Herr Bürgermeister wolle sofort die erforderlichen Anordnungen treffen und für gesammelten Anmarsch der Polen aus Ihrer Gemeinde nach Freiamt Sorge tragen ...“ Iwan Mronzek wurde im Beisein zahlreicher Augenzeugen erhängt. Nach der Erhängung mussten die polnischen Zwangsarbeiter um den erhängten Iwan Mronzek herumlaufen und wurden von einem Deutschen in polnischer Sprache darüber aufgeklärt, dass es jedem Polen so ergehe, der sich mit einer deutschen Frau einlasse. (Vgl. Heimatbuch Freiamt- Reichenbach, 1994).

Aber auch Elsa Santo selbst war in Gefahr, auf Grund ihres Verhältnisses mit dem Polen Maslyk strafrechtlich verfolgt zu werden. Lt. § 4 der „Verordnung zur Ergänzung der Strafvorschriften zum Schutz der Wehrkraft des deutschen Volkes“, die am 25. November 1939, wenige Wochen nach der Besetzung Polens, erlassen wurde, wurden deutsche Frauen, die eine Beziehung zu Kriegsgefangenen hatten, aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen. So heißt es in der Verordnung:

„Wer (...) vorsätzlich mit einem Kriegsgefangenen in einer Weise Umgang pflegt, die das gesunde Volksempfinden gröblich verletzt, wird mit Gefängnis, in schweren Fällen mit Zuchthaus bestraft.“ (Vgl. Bernd Boll „... das gesunde Volksempfinden auf das Gröbste verletzt.“ Die Offenburger Strafjustiz und der „verbotene Umgang mit Kriegsgefangenen“ während des 2. Weltkriegs, in: Die Ortenau 71/1991, S. 645 ff.).

- 5 Nach der Festnahme soll Wladislaw Maslyk – er wurde von einem Polizisten in Handschellen aus dem Dorf geführt – erschossen worden sein, so die „Erklärung“ von Frau Frieda Kölblé, geb. Santo, vom 3. August 1986. Frau Kölblé ist die Tochter von Albert Santo und zum Zeitpunkt des Geschehens 11 Jahre alt.

Dass Wladislaw Maslyk im Gerichtsgefängnis Offenburg inhaftiert und auf der Flucht erschossen worden sei, wie dies das Wiedergutmachungsamt Freiburg Frau Elsa Santo am 28. August 1951 in einem Aktenvermerk vorgibt, ist durch nichts belegt.

Laut Mitteilung der Staatsanwaltschaft Offenburg (6Js 78/92) vom 2. August 1994 „konnten die näheren Umstände des Todes von Wladislaw Maslyk nicht geklärt werden.“

- 6 „Eidesstattliche Erklärung für den KZ-Häftling Elsa Santo vom Lager Ravensbrück mit dem Ersuchen um gerichtliche Bestätigung“ von Maria Sichtung vom 30. August 1954 auf dem Staatlichen Notariat Jena.
- 7 Laut Mitteilung des Finanzamtes Offenburg vom 18. Oktober 1950 war die politische Verfolgung nach Aktenlage (Seite 83–93) nachgewiesen.
- 8 Beschluss vom 5. Oktober 1951, AZ.: II-138-253-49, OZ: Abt. IV/1906
- 9 Schreiben des Kreisjugendamtes Lahr vom 14. November 1962 an das Amtsgericht Ettenheim, unterzeichnet von Kreisamtmann Dallinger, Beauftragter Vormund.
- 10 Antrag vom 24. September 1954 auf Grund des Bundesergänzungsgesetzes zur Entschädigung für Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung (BEG) vom 18. September 1953.
- 11 Bescheid vom 21. November 1958 (EF 1906-III/41) in der Entschädigungssache der Elsa Santo wegen Schadens an Körper und Gesundheit, an Freiheit, an Vermögen sowie im beruflichen Fortkommen.

- 12 Stellungnahme des Finanzministeriums Baden-Württemberg vom 9. September 1994 betr. Petition der Frau Johanna F., geb. Santo, wegen Entschädigung nach dem BEG aus eigenem Recht und als Hinterbliebene. Seite 9, 10 u. 11.
- 13 Aktenvermerk von Kreisamtmann Dallinger vom 20. August 1962.
- 14 Schreiben von Dr. Werner Schalk an das Kreisjugendamt Lahr vom 12. Juli 1962.
- 15 Urteil in Sachen Johanna F., geb. Santo, verkündet am 8. Juli 1971, Landgericht Stuttgart, AZ: I EGR 19 694, ES 31 477.
- 16 Schreiben der Oberfinanzdirektion Freiburg (AZ.: VV 5027-65/89-BV 142) vom 22. Februar 1990 an Frau Johanna F.
- 17 Schreiben der Oberfinanzdirektion Freiburg vom 21. Mai 1992 an Johanna F. (AZ.: VV 5027-65/89-BV14).
- 18 Urteil der 1. Zivilkammer des Landgerichts Freiburg, verkündet am 30. Dezember 1993 (AZ.: 10611/92).
- 19 Schreiben des Amtsgerichts Offenburg an die Anwaltskanzlei Dr. Rosset und Kollegen in Freiburg vom 13. Dezember 1990.
- 20 Schreiben des Landgerichts Offenburg an Frau Johanna F. vom 22. Februar 1993 (AZ.: E 140).
- 21 Schreiben des Oberlandesgerichts Karlsruhe an Rechtsanwalt Dr. Schieler, Freiburg, vom 7. Juni 1993 (AZ.: 313 III/ 9-15). (Zur „Wiederherstellung von Wiedergutmachungsakten und ordnungsgemäßer Erledigung des Verfahrens AR 61/51“ liegen dem Autor umfassende Stellungnahmen bzw. Beurteilungen von Rechtsanwalt Dr. Schieler, ehemals Justizminister von Baden-Württemberg, vom 8. April 1993 an das Landgericht Offenburg und vom 30. Juli 1993 an das Oberlandesgericht Karlsruhe vor. Nach gründlicher Analyse kommt Dr. Schieler zu der vernichtenden Feststellung: „Die Akten von Frau Elsa Santo sind unerledigt vernichtet worden.“)
- 22 Schreiben des Direktors des Amtsgerichts Offenburg an Dr. Werner Schalk vom 23. Juli 1993 (AZ.: E 145 a).
- 23 Schreiben von Rechtsanwalt Dr. Werner Schalk an das Amtsgericht Offenburg vom 1. Juli 1993.
- 24 Schreiben der Johanna F. an das Amtsgericht Offenburg vom 3. April 1998 und 16. April 1998.
- 25 Am 27. April 1998 schreibt der Direktor des Amtsgerichts Offenburg, Linder, betr. Wiedergutmachungsakte Elsa Santo an Frau Johanna F., geb. Santo:  
„Sehr geehrte Frau F. auf Ihr obengenanntes Schreiben (vom 16.4.1998) wurde eine erneute Überprüfung der hiesigen Registratur vorgenommen. Dabei wurde das bisher nicht präsenste Prozeßregister für Wiedergutmachungssachen des Jahrgangs 1951 aufgefunden. Darin ist unter dem Aktzenzeichen Cw 61/51 das Verfahren von Elsa Santo mit Eingang am 09.11.1951 eingetragen. In der Spalte „Bemerkungen; Angabe des Jahres der Weglegung“ ist die Rücknahme der Klage am 28.02.1952 vermerkt. Ich füge eine Ablichtung der entsprechenden Seite des Registers zu Ihrer Kenntnisnahme bei. Eine Entscheidung ist in diesem Verfahren demnach nicht ergangen. Die Akten selbst wurden nach Ablauf der Aufbewahrungsfrist ausgeschieden. Ich bedaure, daß Ihnen diese Information erst jetzt zugänglich gemacht werden kann, nachdem das Prozeßregister aus nicht mehr nachvollziehbaren Gründen bisher nicht eingesehen wurde.“

## In Memoriam Charles Hermand

(24. März 1900–12. April 1945): Opfer des Massakers  
in der Offenburger Artillerie-Kaserne

*Martin Ruch*

Wo der Ort dieses schrecklichen Verbrechens vom 12. April 1945 war, ist merkwürdigerweise lange Zeit unklar gewesen. Merkwürdig deshalb, weil ein Zeitzeuge eindeutig die Artilleriekaserne in der Prinz-Eugen-Straße als Lager der Gefangenen benannt hatte.<sup>1</sup> Auch der Historiker Uwe Schellinger schrieb 1998 in seiner Arbeit über die Ihlenfeld-Kaserne, das Massaker sei „aller Wahrscheinlichkeit nach nicht in der Ihlenfeldkaserne, sondern in der 1939–1941 erbauten Artilleriekaserne verübt worden“.<sup>2</sup> Doch in der Öffentlichkeit standen zwei Kasernen zur Diskussion, die Ihlenfeld- und die Artilleriekaserne: 41 Kriegsgefangene, Juden, Katholiken, Orthodoxe, Protestanten aus Polen, Belgien, Frankreich und anderen Nationen sind damals, drei Tage vor dem Einmarsch der französischen Truppen in die Stadt, also kurz vor der endgültigen Befreiung, in einem Kasernenkeller bestialisch erschlagen worden.

### *Ein Zeitzeuge*

Der ebenfalls kriegsgefangene Sohn eines der Opfer, der polnische Jude Sigmund Nissenbaum, hat auf der Suche nach seinem Vater Leib Nissenbaum den Tatort selbst gesehen und darüber 1981 im Rahmen einer Gedenkveranstaltung auf dem jüdischen Friedhof Offenburg für die Opfer des Massenmordes berichtet:

*„Als im Jahre 1933 Adolf Hitler in Deutschland an die Macht kam, war mein Vater Leib Nissenbaum 35 Jahre alt. Er lebte mit seiner Frau und fünf Kindern friedlich und in bescheidenem Wohlstand in Warschau, wo er eine Ziegelei betrieb. (...) Als im Herbst 1939 Hitlers Armeen in Polen einmarschierten, war ich gerade 12 Jahre alt. Damit war mit einem Schlag meine unbesorgte Kindheit zu Ende. Was folgte waren fünfeinhalb Jahre des Grauens, ausgefüllt mit Elend, Hunger, Quälerei und Mord. Im Jahre 1941 wurde unsere Familie ins Warschauer Ghetto gebracht, wo zu dieser Zeit ca. 500 000 Juden aus ganz Polen zusammengetrieben wurden. (...) Als das Ghetto von der SS zerstört wurde, blieben schließlich noch 26 000 Menschen übrig, die dann in das Vernichtungslager Treblinka deportiert wurden. Von unserer Familie waren noch fünf übrig, meine Eltern, ein Bruder, eine Schwester und ich. (...) In Treblinka wurde unsere Familie getrennt. Meine Mutter und meine Schwester wurden in die Gaskammern geschickt*

## 4.Reihe Gräberfeld 19a jüdischer Friedhof.

////////////////////

Nr. Nation, Häftl.Nr., Name u. Vorname, Geb. Datum, Geb. Ort, Beruf, Rel., Stand, Ki

| Nr. | Nation                                       | Häftl.Nr. | Name u. Vorname   | Geb. Datum                                       | Geb. Ort         | Beruf  | Rel.   | Stand | Ki |
|-----|--|-----------|---|--|------------------|--|--|-------|----|
| 30  | Pole<br>Franzose                             | X V       | ✓ Zielinski Antoni,<br>✓ Bosseau Alfred,                                      | 10.5.1912<br>17.11.1913                          | gest.<br>"       | 6.4.45.<br>6.4.45.                           | Beerdigt am:                                 |       |    |
| 31  | Tscheche<br>Franzose<br>Franzose             | X X X     | ✓ Gorzelka Adolf,<br>✓ Pretesche Gustave,<br>X ✓ Sacchie Emile,               | 8.6.1903<br>8.4.1905<br>26.12.1893               | "<br>"<br>"      | 8.4.45.<br>8.4.45.<br>7.4.45.                | 8.4.45.<br>8.4.45.<br>8.4.45.                |       |    |
| 32  | Russe<br>Ung. Jude                           |           | ✓ Jwan Jakuschenko,<br>✓ Kaufmann Sandor,                                     | 12.12.1900<br>29.7.1925                          | "<br>"           | 8.4.45.<br>8.4.45.                           | 9.4.45.<br>9.4.45.                           |       |    |
| 33  | Pole<br>Poln. Jude<br>Pole                   | X V       | ✓ Wojciechowski Marian,<br>✓ Rosenberg Lewa,<br>X ✓ Kucharczyk Franz,         | 26.1.19.<br>15.5.1905<br>10.2.1908               | "<br>"<br>"      | 10.4.45.<br>9.4.45.<br>10.4.45.              | 10.4.45.<br>10.4.45.<br>10.4.45.             |       |    |
| 34  | Tscheche<br>Franzose<br>Tscheche<br>Franzose | X X X     | ✓ Urezowsky Alois,<br>✓ de Sutter Camille,<br>✓ Rezek Vaclav,<br>✓ Sap Henri, | 14.1.1894<br>15.3.1922<br>19.9.1910<br>21.2.1900 | "<br>"<br>"<br>" | 12.4.45.<br>11.4.45.<br>12.4.45.<br>12.4.45. | 12.4.45.<br>12.4.45.<br>12.4.45.<br>12.4.45. |       |    |
| 35  | Poln. Jude                                   | 15702     | ✓ Nissenbaum Leib,  | 15.1.08.   | W-schau Spritz.  | mos. verh.                                   | 5  |       |    |
| p   | Pole   | 29739     | ✓ Grzybowski Wladysl.   | 14.4.18.   | Szamotozny H.    | arb. kath. led.                              | -  |       |    |
| B   | Poln. Jude                                   | 40029     | ✓ Druzniak Szama,   | 13.7.91.   | Kielce           | " mos. verh.                                 | 3  |       |    |
| 39  | Italien                                      | 43591     | X ✓ Gardella Lorenzo,   | 10.8.07.   | Genua            | Mechan. kath.                                | "  | 2     |    |
|     | Tscheche                                     | 44399     | ✓ Palaschek Jan,  | 27.12.97.  | Lutopec Schloss. | kath.  | "  | 3     |    |
|     | Russe  | 44879     | ✓ Luschniak Jakiw,  | - . - . 09.                                      | Werbka           | H. arb. orth.                                | "  | 4     |    |
|     | Pole   | 48707     | ✓ Serek Mieczyslaw,   | 1.7.21.  | Niedzil.         | Dreher kath. led.                            | -  |       |    |
|     | F. Jude                                      | 49550     | ✓ Stern Frank,  | 10.6.22.   | Paris            | Maler mos.                                   | -  |       |    |
|     | R. e. Kgf.                                   | 80755     | ✓ Miljanenko Michael,   | 9.9.14.  | Witebsk Schloss. | orth. verh.                                  | 1  |       |    |
|     | "  | 80756     | ✓ Sikun Piotr,  | 15.7.21.   | Winiza           | Arzt   | " led.                                       | -     |    |
|     | "  | 80765     | ✓ Smelkow Sergey,   | 12.11.09.  | Obdulín          | Techn.                                       | " verh.                                      | -     |    |
|     | P. Jude                                      | 81176     | ✓ Flammholz Moise,  | 15.5.02.   | Brzeziny         | Schneid. mos.                                | "  | 3     |    |
|     | Pole   | 86359     | X ✓ Skrzypczak Edward,  | 23.12.23.  | L.-Stadt         | Maler kath. led.                             | -  |       |    |
|     | Belgien                                      | 83377     | ✓ Broinig André,  | 21.11.96.  | Brünce           | H. arb.                                      | " verh.                                      | "     |    |
|     | "  | 86385     | ✓ Hermand Charles,  | 24.3.00.   | Baconfes         | Prof.  | " "  | 3     |    |
|     | "  | 86386     | ✓ Ragnier Paul,   | 1.11.15.   | Lougie           | Beamter                                      | " "  | -     |    |
|     | Franzose                                     | 86389     | ✓ Hubert Georges,   | 2.5.07.  | Lourail          | H. arb.                                      | " "  | 2     |    |
|     | Belgien                                      | 86399     | ✓ Aubeg Eugene,   | 25.9.04.   | Loezir           | " "  | " "  | 3     |    |
|     | "  | 86502     | ✓ Janssens Gerard,  | 19.10.12.  | Ostkerk          | Angest.                                      | " "  | -     |    |
|     | "  | 86504     | ✓ Bovijn Joseph,  | 24.1.05.   | Secloc           | Beamt.                                       | " "  | 3     |    |
|     | Franzose                                     | 86511     | X ✓ Bosquet Gabriel,  | 19.7.02.   | Aresmes          | Angest.                                      | " "  | -     |    |
|     | R. e. Kgf.                                   | 86546     | ✓ Gusew Jwan,   | 22.12.13.  | Molotow          | Schloss. orth.                               | "  | 2     |    |
|     | "  | 86578     | ✓ Bassow Sergej,  | 15.9.08.   | Saratow          | " "  | " "  | 3     |    |
|     | Belgien                                      | 86686     | ✓ Perez Roger,  | 7.5.17.  | Liedz            | Schneid. kath. led.                          | -  |       |    |
|     | Tscheche                                     | 88843     | ✓ Sourek Frantisek  | 4.12.05.   | Dux Bergm.       | " gesch.                                     | 2  |       |    |
|     | R. e. Kgf.                                   | 80769     | ✓ Lazhtakow Boris,  | 6.5.17.  | Gorkij           | Techn. orth. led.                            | -  |       |    |
|     | Franzose                                     | 86370     | ✓ Malgrani Pierre   | 1.5.15.  | Froinz           | Polizist kath.                               | "  | -     |    |
|     | Belgien                                      | 86376     | ✓ Borlee Lucien   | 16.9.03.   | Mamue            | H. arb.                                      | " verh.                                      | 2     |    |
|     | "  | 86694     | ✓ Languette Gilbert   | 1.10.11.   | Sart.            | Beamt.                                       | " "  | 1     |    |
|     | Pole   | 28479     | X ✓ Chruscik Piotr  | 15.12.00.  | W-schau          | Schloss.                                     | " "  | 1     |    |
|     | "  | 28537     | ✓ Gorka Josef   | 4.7.96.  | Grojec           | H. arb.                                      | " "  | -     |    |
|     | Tscheche                                     | 38771     | ✓ Adlt Miloslaw   | 10.5.11.   | Kladno           | Schloss.                                     | " "  | 1     |    |
|     | U. Jude                                      | 45504     | ✓ Adler Morton  | 17.2.25.   | Tiszakar         | " mos. led.                                  | -  |       |    |
|     | Belgien                                      | 86699     | ✓ Aerts Joseph  | 23.4.21.   | Herenth.         | Schneid. kath.                               | "  | -     |    |
|     | U. Jude                                      | 46656     | ✓ Klein Dese  | 24.8.99.   | Neuenkane        | Schloss. mos. verh.                          | ?  |       |    |
|     | "  | 48988     | ✓ Braunstein Miklas   | 21.3.27.   | Bereg.           | " "  | " led.                                       | -     |    |
|     | P. Jude                                      | 48974     | X ✓ Berenstein David  | 25.5.97.   | Chrzanow         | " "  | " verh.                                      | 2     |    |
|     | "  | 47675     | ✓ Orenbach David  | 12.12.27.  | Wonschitsa       | " "  | " led.                                       | -     |    |

Nr. 253

C

Offenburg , den 10. Mai 19 45

Der Professor Charles H e r m a n d \_\_\_\_\_

wohnhaft in Offenburg, Lager Prinz-Eugen-Straße \_\_\_\_\_

ist am 12. April 1945 \_\_\_\_\_ um \_\_\_\_\_ Uhr \_\_\_\_\_ Minuten

in Offenburg, Lager Prinz-Eugen-Straße \_\_\_\_\_ verstorben.

Der Verstorbene war geboren am 24. März 1900 \_\_\_\_\_

in \_\_\_\_\_ Geburtsort unbekannt. \_\_\_\_\_

(Standesamt \_\_\_\_\_ Nr. \_\_\_\_\_)

Vater: Namen und Wohnort der Eltern unbekannt. \_\_\_\_\_

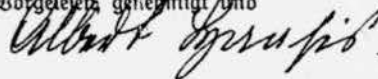
Mutter: \_\_\_\_\_

Der Verstorbene war ~~nicht~~ verheiratet \_\_\_\_\_


Die Todesstunde ist unbekannt. \_\_\_\_\_

Eingetragen auf mündliche ~~schriftliche~~ — Anzeige des Friedhofverwal-  
ters Albert Haasis, wohnhaft in Offenburg. \_\_\_\_\_Der Anzeigende ist bekannt und erklärte, daß er von  
dem Sterbefall aus eigener Wissenschaft unterrichtet  
sei. \_\_\_\_\_

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben



Der Standesbeamte

In Vertretung: 

Todesursache:

Erschließung des Verstorbenen am \_\_\_\_\_ in \_\_\_\_\_

*und umgebracht. Mein Vater, mein Bruder und ich gehörten zu jenen 320 Häftlingen, die damals nicht ums Leben kamen.(...) Von Lublin wurden wir nach Deutschland in das KZ Flossenbürg verbracht, wo wir in einem Steinbruch arbeiten mußten. Hier wurde uns auch das KZ-Zeichen eintätowiert. Ich bekam die Nummer 15 699, mein Bruder 15 701, mein Vater 15 702. (...) Ende März 1945 wurde ein Transport von etwa 800 KZ-Häftlingen zusammengestellt und nach Offenburg verschickt, darunter mein Vater, mein Bruder und ich. Die Stadt Offenburg war bombardiert worden und wir wurden eingesetzt, um Bomben zu entschärfen und die beschädigten Bahngleise zu reparieren. Untergebracht waren wir in einem Lager innerhalb der Artilleriekaserne in der Prinz-Eugen-Straße. Während mein Bruder und ich außerhalb des Lagers bei der Arbeit eingesetzt wurden, wurde mein Vater am 10.4.1945 krank und kam in die Krankenstube. Als ich ihn am 12.4. bei der Rückkehr von der Arbeit wieder besuchen wollte, fand ich ihn nicht mehr vor. Der Arzt sagte mir, er sei mit den anderen Kranken zusammen in das Krankenhaus nach Offenburg verlegt worden. Ein Häftling, der als Friseur tätig war, teilte mir jedoch mit, daß dies eine Lüge sei. Die Kranken seien umgebracht worden und lägen noch im Keller. Ich war so verzweifelt, daß mir alles egal war; ich stellte die zwei wachhabenden SS-Leute zur Rede und sagte, sie hätten meinen Vater umgebracht. Darauf schleppten sie mich ebenfalls in den Keller und zeigten mir einen Berg von etwa 40 Leichen, die offensichtlich mit der Axt erschlagen worden waren. Sie drohten mir, wenn ich noch ein Wort sagen würde, sei ich als nächster dran. Es war mir nicht möglich, noch irgend etwas zu tun. Kurz darauf wurden die blutüberströmten Leichen auf Leiterwagen geworfen und auf den Offenburger Friedhof transportiert, wo sie einfach am Zaun abgeladen wurden. Der Friedhofswärter hat sie dann einfach in ein Massengrab gelegt.“*

#### *Artilleriekaserne Offenburg: Außenstelle des KZ Natzweiler*

Das Arbeitskommando, das im KZ Flossenbürg (Bayern) zusammengestellt worden war, bestand ursprünglich aus 635 Häftlingen aus Belgien, Italien, der Sowjetunion und Polen. Darunter waren auch Juden wie die Nissenbaums, die die Liquidierung des Warschauer Ghettos überstanden hatten, aber auch Zivilisten und Kriegsgefangene aus dem Westen Europas. Am 22. März<sup>3</sup> 1945 hatte sich das Kommando Richtung Offenburg auf den Weg gemacht, mehrere Tage dauerte die Fahrt, während der einige Häftlinge bereits starben. Als der Zug Offenburg am 25. oder 26. erreichte, waren weitere 12 Menschen gestorben.

Hier in Offenburg wurden sie also in der 1941 fertiggestellten Artilleriekaserne in der Prinz-Eugen-Straße, einem Außenlager des elsässischen KZ Natzweiler, untergebracht und von etwa 40 SS-Leuten bewacht.<sup>4</sup> Zwei Ar-

beitskommandos zu je drei Hundertschaften wurden auf dem benachbarten Gelände der Reichsbahn zu Aufräumarbeiten eingesetzt und beim Entschärfen von Blindgängern. Fast täglich waren Todesfälle zu verzeichnen, oft aufgrund von Misshandlungen. Ein ehemaliger Häftling berichtet, dass Gefangene, die nicht mehr arbeiten konnten, von SS-Bewachern niedergeschossen worden seien. Ein anderer wurde, weil er einen Fluchtversuch unternommen hatte, bewusstlos geschlagen und an einen Pfahl gefesselt, wo er nach zwei Tagen verstarb. Wieder ein anderer wurde erschossen, weil er aus der Marschkolonne ausbrach, um einen Apfel aufzuheben.<sup>5</sup>

### *Bericht des Staatsanwalts*

Im Jahr 1965, 20 Jahre nach dem Verbrechen, schrieb ein ehemaliger KZ-Häftling, der sowjetische Staatsbürger Nikolai Leonow, in einem Brief an die Deutsche Botschaft in Moskau, er sei Zeuge von Ermordungen in Offenburg geworden. Daraufhin leitete die Staatsanwaltschaft Ermittlungen ein, die mit einem ausführlichen, 54-seitigen Bericht am 23. Mai 1972 abgeschlossen wurden.<sup>6</sup> Diesem Dokument und den darin festgehaltenen Zeugenaussagen verdanken wir das Wissen um die genauen Umstände des Verbrechens. Auch über die Täter und ihre Bestrafung durch ein französisches Militärgericht unterrichtete diese Dokumentation: „In jahrelangen Ermittlungen in Deutschland, in Europa und Übersee ist es gelungen, die damaligen Ereignisse weitgehend aufzuklären, die Verbrechen sichtbar zu machen und den Kreis der Verantwortlichen und der Täter abzugrenzen. Allerdings ist dabei der Eindruck entstanden, daß diese Ermittlungen nur die ‚Nachlese‘ jener Untersuchungen waren, die von den französischen Behörden schon unmittelbar nach Kriegsende und der Befreiung der Häftlinge des hier interessierenden Transportes geführt worden sind. Es erscheint auch merkwürdig, daß die nach Kriegsende ermittelnden französischen Dienststellen den Hauptverantwortlichen (SS-Sturmbannführer Maier), was die Tötungen in Offenburg anging, anscheinend unbehelligt ließen und bezüglich des Nächstverantwortlichen (Hauptscharführer) Pauli<sup>7</sup> an die Schweizer Verfolgungsbehörden lediglich einen Hinweis gaben, der zu einer Strafverfolgung wegen der Offenburger Vorfälle offenbar nicht ausreichte. Nach diesem Ermittlungsverfahren ist nun festzustellen, daß die beiden Hauptverantwortlichen jetzt nicht mehr zur Verantwortung gezogen werden können, weil sie verstorben sind. Die an der Tat beteiligten Kapos Michels, Lemke und Rinkel sind ebenfalls nicht mehr am Leben, nämlich umgebracht, verstorben und hingerichtet.“ Der untersuchende Staatsanwalt, Landgerichtsdirektor Kenck, hatte für seine Nachforschungen Einsicht nehmen können in die Gerichtsakten der französischen Behörden und daraus den Tatablauf rekonstruiert.<sup>8</sup>

### *Das Massaker vom 12. April 1945*

Das Verbrechen, die gezielte Ermordung der kranken, alten und nicht mehr marschfähigen Häftlinge geschah im Zusammenhang mit der bevorstehenden Räumung des Lagers. Die französische Armee stand nämlich bereits vor Rastatt. Die Transportfähigen wurden mit der Bahn Richtung Donau-eschingen gebracht. *„Morgens zwischen 10 und 11 Uhr ließ die Lagerleitung zwei Kanister Schnaps in die Stube des Lagerältesten schaffen. Danach brachten SS-Leute auf einem Karren Äxte und Eisenstangen in den Keller des Häftlingsblocks. Mehrere Kapos holten die Kranken aus dem Revier und schleiften sie an den Füßen in den Keller. Im Kellerflur mußten sie sich in einer Reihe vor dem Waschraum aufstellen, in den sie dann einzeln gestoßen wurden. Hier erwarteten sie SS-Leute, Kapos, Lager- und Blockälteste, um sie der Reihe nach zu töten. Manche Häftlinge erhängten sie an Wasserhähnen, andere warfen sie zu Boden, legten ihnen eine Stange auf den Hals und stellten sich darauf, wieder andere erschlugen sie mit Keilhauen. Wer sich wehrte, wurde wie ein Tier totgeschlagen – viele Leichen waren verstümmelt und blutüberströmt. Das Massaker muß von Mittag bis gegen 15 oder 16 Uhr gedauert haben. Die Hilferufe und Schmerzensschreie der Opfer hallten pausenlos durch den Bau. Mehrere Häftlinge begegneten auf den Treppen betrunkenen und blutverschmierten SS-Leuten und Kapos.“*<sup>9</sup>

### *Die Liste der Toten*

Die Namen der Ermordeten vom 12. April hat die Friedhofsverwaltung unmittelbar nach dem Krieg aufgezeichnet. Aus diesem Dokument geht auch hervor, dass die 41 Toten am selben Tag noch beerdigt wurden. Eine Stichprobe beim Standesamt Offenburg im März 2005 ergab für alle überprüften Namen den Wohn- und Sterbeort „Lager in der Prinz-Eugen-Straße“.<sup>10</sup> Es waren (auf einer mit 38 Namen nicht ganz vollständig vorliegenden Liste) neun Juden, 22 Katholiken, sieben Orthodoxgläubige, zehn Polen, zehn Belgier, sieben Russen, vier Franzosen, drei Ungarn, drei Tschechen und ein Italiener. Menschen aus ganz Europa starben also damals hier in Offenburg. Bestattet wurden sie zwischen 19 und 20 Uhr, so melden es die Sterbebücher der Stadt.

Wir wissen außer den Namen und Daten aus der Liste des Friedhofverwalters fast nichts über die einzelnen Opfer. Der Bericht Sigmund Nissenbaums über seine Familie war bislang die einzige Quelle.<sup>11</sup> Doch zu fast keinem der Gefangenen sind darüber hinaus gehende Informationen bekannt.<sup>12</sup>





*Charles Hermand, vor dem Krieg, als Lehrer für Romanistik am College Saint-Michel in Brüssel*

*Ein Opfer des Massakers: Charles Hermand*

Aber gelegentlich hilft auch nach 60 Jahren noch der Zufall und neue Informationen werden bekannt: Im Januar 2005 erhielt der Verfasser per E-Mail die Anfrage eines Charles Hermand aus Belgien. Dieser war auf der Suche nach Informationen über seinen Großvater Charles (dessen Name er von den Eltern zur Erinnerung erhielt), von dem er weiß, dass er damals in einem Offenburger Keller erschlagen wurde.

*(Übers.): „Mein Großvater Charles Hermand wurde am 12. April 1945 in Offenburg durch die SS ermordet. Er war Katholik und wurde zusammen mit anderen katholischen belgischen Gefangenen (politische Gefangene) ein Opfer des Massakers vom 12. April. Die Leichname der drei Belgier wurden auf dem Jüdischen Friedhof in Offenburg bestattet. 1961 wurde der Leichnam meines Großvaters von Offenburg nach Belgien überführt. Es war allerdings nicht möglich, mit Sicherheit zu sagen, dass es die sterblichen Überreste meines Großvaters waren, denn auch in Papieren des Roten Kreuzes stand, dass eine Identifikation sehr schwer sei. So denkt unsere Familie, dass das eigentliche Grab nach wie vor in Offenburg ist.*



*Familienbild: Links Charles Hermand, sein Bruder Paul, die Schwester Marie mit Baby, sitzend die Eltern*



*„Der Offizier, den Sie auf dem Foto sehen, lebt noch. Er heißt Vladimir Ursan und er war Fotoreporter für die Fremdenlegion, die zuerst in Offenburg, später in Straßburg stationiert war. Er heiratete die Schwester meines Vaters, und das ist der Grund dafür, dass er am 24. Juni 1952 auf den Friedhof in Offenburg ging, um Fotos vom Grab zu machen für unsere Familie“ (Charles Hermand, 2005)*

Mme Charles Hermand,  
 son épouse :  
 M<sup>me</sup> Vlady Ursan-Hermand  
 et leur fils Dominique,  
 M. et Mme Jean Hermand-Rosier  
 et leur fils Charles,  
 Mlle Ninie Hermand,  
 ses enfants, beaux-enfants  
 et petits-enfants :  
 Les familles Hermand-Reding,  
 vous font part du rapatriement de  
**MONSIEUR**  
**Charles HERMAND**  
 Médaille du prisonnier politique  
 1940-1945 (« Trois Etoiles »)  
 Chevalier de l'Ordre de Léopold  
 avec palmes  
 Croix de Guerre avec palmes  
 Médaille commémorative 1940-45  
 Médaille « Bayard » 1940-45  
 Croix du Lion Belge  
 Lieutenant S.R.A.  
 Chef de Réseau du M.N.B.  
 Groupe RIVERT  
 Professeur au collège St-Michel  
 à Bruxelles  
 Capitaine de réserve  
 né à Baconfoy le 25 mars 1900, mort  
 par pendaison au camp de concen-  
 tration d'Offenburg, le 12 avril 1945.  
 Les funérailles auront lieu jeudi  
 2 février à 11 heures, en l'église ca-  
 thédrale de Namur.  
 L'inhumation aura lieu dans la  
 Pelouse d'Honneur au cimetière de  
 Namur.  
 Réunion au Palais du Gouverne-  
 ment provincial de Namur à 10 h. 30  
 Cet avis tient lieu de faire-part.  
 Namur, 30, rue Eugène Thibaut.

Pressemitteilung zur  
 Rückführung der sterblichen  
 Überreste von Charles Hermand  
 nach Belgien, 1961

*Ich trage den gleichen Namen wie mein Großvater in Erinnerung an ihn, und ich schreibe ein Buch über sein Leben im Krieg. Mein Großvater Charles Hermand wurde in Namur (Belgien) am 10. März 1944 von der Gestapo verhaftet. Er war Anführer der NMB, einer aktiven Widerstandsgruppe in Namur gewesen. Sofort nach der Verhaftung wurde er mit dem Zug ins Lager Flossenbürg deportiert. Mein Großvater erhielt in Flossenbürg die Nummer 86385, und er verließ, wahrscheinlich mit einem Zugtransport, das KZ am 22. März in Richtung Natzweiler-Offenburg.“*

*„Vielen Dank für die erschütternden Bilder (vom aktuellen Zustand der ehemaligen Kasernengebäude. Anm. Ruch), gerade auch jene aus dem In-*



*Trauerfeier für Charles Hermand in der Kathedrale von Namur, Belgien,  
2. Februar 1961*

*uern des Kasernen-Gebäudes. Ich habe nun das Gefühl, in Verbindung mit meinem Großvater zu sein in diesen fürchterlichen letzten Stunden seines Lebens. Der Mensch hält sich an Reales, um zu verstehen, was geschehen ist, und deshalb sind die Texte und Bilder, die Sie geschickt haben, sehr wichtig, um Frieden zu schließen mit dieser schlimmen schwarzen Geschichte unserer Familie. Sie wissen, es waren Menschen von überall her, die zum Spielball eines verrückten politischen Systems wurden. Heute bin ich froh, zu sehen, dass alle diese Opfer nicht umsonst gestorben sind. Ihr Tod bleibt bis heute eine Botschaft des Friedens und wir können ihre Stimmen hören, die sagen: „Nie, nie mehr!“*

Charles Hermand sen. wurde am 24. März 1900 in Baconfez (Belgien) geboren.

Er war verheiratet mit Anna Reding (1899–1968), der Tochter eines Hoteliers in den Ardennen. Sie hatten drei Kinder: Marie-Louise Hermand (1928–1997), Jean Hermand (Lehrer; 1931–1998; der Vater des jungen Charles Hermand) und Emilie Hermand (1934, lebt heute in Namur). Als

*Luftaufnahme der Alliierten,  
28. Februar 1945.  
Artilleriekaserne im hellen  
Dreieck Rammersweierstr. /  
Prinz-Eugen-Str./ Moltkestr.,  
oben die Bahnlinie.  
Quelle: Die Ortenau 79, 1990  
(Beilage)*



Lehrer (Professor) unterrichtete Charles Hermand von 1921 bis 1941 am Jesuiten-Gymnasium Saint Michel in Brüssel Romanistik. Er war Hauptmann der Reserve und ein großer Patriot gewesen. Im Krieg leistete er aktiven Widerstand gegen die deutschen Besatzer. Am Abend des 10. März 1944 wurde er in der Stadt Jambes im Hotel „As Vim Timps“ gefangen genommen. Mehrere Gestapofahrzeuge hatten zuvor das Hotel umstellt, um ihn festnehmen zu können.

### *Die Kaserne*

Zur Offenburger Artillerie-Kaserne, die von 1939 bis 1941 gebaut wurde, stellten die französischen Streitkräfte nach Kriegsende eine Gebäudeliste zusammen:

„Vor dem 1.1.45 Waffenmeisterschule, jetzt besetzt, 10 Gebäude in Ordnung, 5 Gebäude beschädigt, Unterbringung für 500 Mann. 1 Stabsgebäude, 1 Wirtschaftsgebäude, 4 Mannschaftsgebäude, 9 Fahrzeughallen und Werkstätten. Die Gebäude haben alle Kriegsschäden erlitten.“<sup>13</sup> Ein Luftbild der alliierten Streitkräfte vom 28. Februar 1945 zeigt die Kasernengebäude nahe der Bahnlinie.

Am 3. November 1945 schrieb der Offenburger Nachkriegs-Bürgermeister Heß an den Landrat: „Soviel mir bekannt, wurden von den deutschen Truppen einige Zeit vor dem Einmarsch der französischen Truppen in der neuen Artilleriekaserne Personen verschiedener Staatsangehörigkeit



Betretenes Schweigen: Charles Hermand, Emilie Hermand, Martin Ruch und Schüler der Erich-Kästner-Realschule bei der Schweigeminute für Charles Hermand.

Foto: Pascal Carnes

*Zeitungsbericht über die Gedenkfeier am 12.4.2005 in der ehemaligen Artilleriekaserne. V.l. Charles Hermand jun., Emilie Hermand (Tochter von Charles Hermand)*

untergebracht. Eine Liste dieser Inhaftierten besitze ich nicht. In Anlage übersende ich eine Liste der auf dem hiesigen Friedhof beerdigten Personen, die von den deutschen Truppen aus der Artilleriekaserne dorthin zur Beerdigung verbracht wurden.“<sup>14</sup> Es ist jene Liste der Opfer des Massakers vom 12. April 1945, auf der auch der Name Charles Hermand steht.

Wenige Monate früher hatte sich der Bürgermeister allerdings noch genauer erinnern können. In einem Schreiben vom 29. Mai 1945 „An den Herrn Kommandanten“, also an die Französische Militärverwaltung Offenburg, hatte er geschrieben:

„Heute früh wurde mir gemeldet, daß in der **Artilleriekaserne, Bau 3, ein Konzentrationslager** (Hervorhebung Ruch) gewesen sei und gleichzeitig wurde mir mitgeteilt, daß noch am 15.4.45 Todesfälle vorgekommen sind. Ich habe sofort den Kasernenwärter Wesp kommen lassen und zur Rede gestellt. Er erwiderte mir, daß er davon wußte, aber keine Meldung gemacht habe. Dies bringe ich hiermit zur Meldung.

Gleichzeitig wurde mir die Liste der Insassen vorgezeigt, welche Kasernenheizer Rendler durch Herrn Ing. Meyer von der Firma Meiko übergeben ließ.



*Gebäude der ehemaligen Artilleriekaserne, Offenburg. Zustand April 2005*

Die Toten wurden, soviel mir mitgeteilt wurde, in Bombenlöchern beerdigt. Auch wurde mir unterbreitet, dass auf dem Transport, welcher zu Fuß ging, 28 Tote hierher gebracht wurden, welche auf dieselbe Art und Weise beerdigt wurden.“<sup>15</sup>

### *Schweigeminuten*

60 Jahre nach dem Massaker fand auf dem Areal der ehemaligen Artilleriekaserne, die nach dem Krieg eine französische Kaserne war (La Horie) und inzwischen unterschiedlichen zivilen Nutzungen zugeführt wurde, eine Gedenkfeier statt, an der auch die Tochter Emilie und der Enkel des Charles Hermand teilnahmen. In der Erich-Kästner-Realschule begann um 11 Uhr eine Schulstunde mit mehreren Klassen über die Vorgänge in der Kaserne. Danach versammelten sich um 12 Uhr Bürgerinnen und Bürger der Stadt zu Schweigeminuten vor der Anne-Frank-Schule, dem Ort der einstigen Kaserne, wo „um die Mittagszeit“ das Verbrechen stattgefunden hatte.



*Sterbebild Paul Regnier*

### *Nachtrag*

Mit Charles Hermand starben in Offenburg seine belgischen Mitkämpfer und Freunde Paul Regnier und Louis Dreze.

Auch über diese beiden wissen wir mittlerweile Näheres zu berichten. Als nämlich in der belgischen Presse über die Offenburger Gedenkminuten vom 12. April 2005 berichtet wurde, meldete sich eine junge Frau bei Charles Hermand und teilte mit, ihre Mutter sei die Schwester von Paul Regnier gewesen. In einer Schachtel bewahrte sie Familienfotos auf, auch Bilder von Paul Regnier. Außerdem teilte sie die folgende Erzählung ihres Onkels mit, die anschaulich begründet, warum die Familie stets wusste, dass die Gebeine der Ermordeten nicht nach Belgien überführt worden waren: Als 1961 der mutmaßliche Leichnam von Paul Regnier im einfachen Sarg ankam, wollte die Familie einen besseren und schmuckvolleren Sarg.





*Grabsteine von Charles Hermand (v.) und Louis Dreze (h.re.) in Namur, Belgien*

Doch als man die Umbettung vollziehen wollte, fand man nur ungefähr 70 kg Kalk in Beuteln im Transportsarg vor und keinen Leichnam.

*Charles Hermand: „Paul Regnier war ein Freund meines Großvaters. Er wurde am 1. November 1915 in der Stadt Lonzeé, nicht weit von Namur entfernt, geboren. Im Zweiten Weltkrieg war er Offizier des Geheimdienstes. Auch er war katholisch, war verheiratet, und lebte zuletzt in Saint-Denis-Bovesse. Sie wurden beide ungefähr um die gleiche Zeit in Belgien von den Deutschen gefangen. Zusammen waren sie im Gefängnis in Namur und kamen dann nach Flossenbürg (die Häftlingsnummer von Regnier war 86386) und schließlich gemeinsam nach Offenburg, wo sie am 12. April im Keller ermordet wurden. Auch Regniers Leichnam wurde im Februar 1961 zusammen mit den sterblichen Überresten von neun weiteren belgischen Kriegsgefangenen in die Heimat überführt. Dort liegt er nun im Familiengrab der Regnier auf dem Friedhof von Lonzeé.“*

Und was Louis Dreze betrifft: Auch er starb in der Offenburger Artilleriekaserne, jedoch schon am 26. März 1945. Todesursache: „Durch den Strang hingerichtet“. Geburtsort und -datum sind unbekannt. Es soll einen Bericht über ihn geben im „Ecole Royale des Cadets“ in Laeken (Bruxelles). Er war Offizier in der Belgischen Armee und diente wie Regnier als Offizier im Geheimdienst. Am 14. Juni 1944 wurde er von der SS in Namur nach einem Schusswechsel gefangen. Bevor er nach Deutschland deportiert wurde, folterte man ihn. Er war verheiratet und Vater eines Kindes.

1932 besuchte er die Französische Kadetten-Schule in Namur und anschließend ab 1935 die Königliche Militärschule in Brüssel. Auch sein Leichnam (?) kam 1961 nach Belgien zurück. Das Grab von Louis Dreze liegt in unmittelbarer Nähe des Grabes von Charles Hermand auf dem Friedhof in Namur.

#### Anmerkungen

- 1 Rede Sigmund Nissenbaum 27.4.1981 in Offenburg. Abgedruckt in: Mitteilungsblatt des Oberrates der Israeliten Badens. Karlsruhe, Jg. 34, Nr. 6, Juni 1981
- 2 Schellinger, Uwe: Eine Kaserne und ihre Menschen. Dokumentation zu einem Ort Offenburgs Geschichte. Werkstattbericht aus dem Stadtarchiv Offenburg, Bd. 3. Offenburg 1998, 109
- 3 KZ-Gedenkstätte Flossenbürg: Häftlingsnummernbücher des KZ Flossenbürg: „Belg. 2a – 86385 – Hermand, Charles – Baconfloy, 24.300 – 22.3.45 Natzweiler-Offenburg“. – Frdl. Hinweis von Uwe Schellinger
- 4 Schellinger, Uwe: Sklavenarbeit in Offenburg: Der Weg des KZ-Häftlings Marko Moskowitz. In: Die Ortenau 84, 2004, 383–394, hier 387
- 5 vgl. Boll, Bernd: Das wird man nie mehr los. Ausländische Zwangsarbeiter in Offenburg 1939–1945. Pfaffenweiler 1994, 321 ff.
- 6 Bundesarchiv B 162/1511
- 7 Über Johann (Johannes) Pauli siehe auch Christine Glauning, in: Wehrmacht und KZ. In: Glauning/Pflug (Hrsg.): Arbeit und Vernichtung. Das Außenlagersystem des KZ Natzweiler-Struthof. Dokumentation der Jahrestagung 2002 der LAG Gedenkstätten und Gedenkstätteninitiativen Baden-Württemberg. Stuttgart 2004; hier S. 29, bezogen auf das Außenlager Bisingen: „Der Lagerführer und frühere Soldat, SS-Hauptscharführer Johannes Pauli, galt – nicht nur unter den Häftlingen – als der „schlimmste Schläger von allen“. Er hat in vielen Situationen rücksichtslos die Häftlinge mißhandelt, im Lager und auf der Baustelle.“
- 8 „Hauptverdächtiger für dieses Massaker ist der damalige Sturmbannführer Emil Maier. Maier war der Kommandant des Transportes und unmittelbar für die Häftlinge verantwortlich. Er war der ranghöchste SS-Offizier und hatte die alleinige und volle Befehlsgewalt inne. Ohne seine ausdrückliche Zustimmung konnte die planmäßige Tötung dieser Häftlinge nicht erfolgen. Nach dem Ergebnis der Ermittlungen war es Maier selbst, der die Tötung der arbeitsunfähigen und zum Teil wohl auch transportunfähigen Häftlinge angeordnet und die Vorbereitungen dazu veranlaßt hat.“ (Bundesarchiv B162/1511, S. 41)
- 9 Boll, 323 (Quelle Ermittlungsakte)
- 10 Mündliche Auskunft 17.3.2005, Standesamt Offenburg, Frau Kaufmann, an den Verfasser
- 11 Inzwischen sind wir über den Bericht des jüdischen Häftlings Marko Moskowitz informiert. – Siehe Schellinger: Sklavenarbeit
- 12 Schellinger, 383
- 13 Stadtarchiv Offenburg (= StA OG) 5/6.734
- 14 StA OG 5/6.736
- 15 StA OG 5/6.614

## 1938: Die Neumühler Frauen

*Stella Dammbach*

Widerstand gegen das Regime der Nationalsozialisten im Hanauerland? Diese Bewertung geht Zeitzeugen zu weit. Aber Auflehnung gegen das so genannte Dritte Reich hat es gegeben. Neumühl, 1938: Die Kinderschwester Gertrud Hammann wird mitten aus dem Spiel mit den Kindergartenkindern gerissen. Auf Geheiß des Bezirksamtes muss der Bürgermeister der damals 28-Jährigen vor den Kindern eröffnen, dass er sie wegen ihrer jüdischen Abstammung sofort entlassen müsse und der Kindergarten zu schließen sei. Fünf Jahre hatte sie davor zur Zufriedenheit der Neumühler Frauen, insbesondere des Evangelischen Frauenvereins, und in guter und vertrauensvoller Zusammenarbeit mit dem damaligen Bürgermeister in dieser Einrichtung gearbeitet. Die Diakonisse und ihr Mutterhaus in Mannheim hatten Stillschweigen bewahrt über den Vater Gertrud Hammanns, ein Jude, der zum evangelischen Glauben übergetreten war. „Irgendein Menschenkind vom Ort hat meine halb(!)-jüdische Abstammung entdeckt und an entsprechender Stelle bekannt gegeben“, schrieb Hammann in ihren Erinnerungen. Und sie berichtete weiter: „So wie damals, als ich in den Ort kam, von den Frauen im geschmückten Landauer abgeholt, so begleiteten sie mich jetzt an die Bahn, wo ich zurück in mein Mutterhaus fuhr.“

Die Neumühler Frauen waren erzürnt. Und sie wollten Gertrud Hammann ihr Mitgefühl und ihre Solidarität demonstrieren. So fuhren etwa sechs Wochen nach der Entlassung der Kinderschwester 45 Frauen des Evangelischen Frauenvereins Neumühl nach Mannheim, um „ihre“ Kinderschwester zu besuchen. Nach einer Schlossbesichtigung scharten sich die Neumühlerinnen zum Gruppenbild um Gertrud Hammann. Das Bild hatte Folgen: Jemand spielte es der nationalsozialistischen Zeitung „Der Stürmer“ in die Hand, der es mit der Unterschrift „Artvergessene deutsche Weiber besuchen eine Jüdin und lassen sich mit ihr fotografieren“ veröffentlichte. In jenem Artikel hetzte „Der Stürmer“: „Es ist ein Skandal, dass sich heute noch deutsche Frauen in so schandbarer Weise zu Judengenossen erniedrigen.“

In diesem Bericht heißt es auch, dass die Neumühlerinnen die von den Nationalsozialisten eingesetzte Kindergärtnerin „boykottieren, wo sie nur können“. Das aber sahen Zeitzeugen anders. Hans Köbel, inzwischen verstorbener Sohn der damaligen Vorsitzenden des Neumühler Frauenvereins, betonte in einem Gespräch: „Die Landfrauen waren doch froh, dass sie ihre Kinder dort unterbringen und in Ruhe auf den Feldern arbeiten konnten.“



1938, Ausflug zum Heidelberger Schloss. Die Kindergarteneltern aus Neumühl mit der entlassenen Kinderschwester Gertrud Hammann (1. Reihe, sechste von rechts). Bild: Hans Köbel, Kehl-Neumühl

Er unterstrich auch, dass sich die Auflehnung der Neumühler Frauen insbesondere gegen die örtliche Parteispitze gerichtet habe, nicht generell gegen das Regime.

In Neumühl selbst blieb die Atmosphäre zunächst vergiftet und von Misstrauen geprägt. Der Gesangverein ging für einige Zeit auseinander. Denn der Dirigent war in Verdacht geraten, die Kinderschwester denunziert zu haben. Wer tatsächlich hinter der Denunziation steckte, wurde nie geklärt. Vermutet wurde allerdings, dass es der Hauptschullehrer war, der gleichzeitig auch die Funktion des Ortsgruppenleiters inne hatte.

Gertrud Hammann blieb die Unterstützung seitens der Neumühler Frauen immer im Gedächtnis. „Ich kann nur von tapferen Frauen reden, die in jener Zeit wagten, sich regimewidrig zu verhalten. Sie halfen mir auch, Verbindungen zum Elsaß aufzugreifen, denn in Deutschland gab es für mich keine Möglichkeit, eine neue Position zu finden“, heißt es in ihren Erinnerungen. Die Nationalsozialisten haben gegen die 45 Neumühlerinnen, die sich gemeinsam mit der Diakonisse fotografieren ließen, nie etwas unternommen.

Doch Gertrud Hammann konnte dem Zugriff der Nationalsozialisten durch ihre Flucht über das Elsass bis nach Südfrankreich nur für kurze Zeit entgehen. Denn bei Beginn des Frankreichfeldzuges im Mai 1940 wurden alle Deutschen interniert, die in Frankreich lebten, und so kam Gertrud Hammann ins Camp de Gurs am Fuße der Pyrenäen. In den letzten Oktobertagen dieses Jahres kamen die badischen Juden ebenfalls in dieses Lager. Die Kinderschwester erreichte, dass ihr eine leer stehende Baracke zur Verfügung gestellt wurde, in der sie mit den jüdischen Kindern sang und spielte. Sogar vor das Lager in den angrenzenden Wald durfte sie mit ihnen. Und sie brachte ihnen „ein bisschen von meinem spärlichen Französisch“ bei, wie sie bei einem Gespräch mit der evangelischen Zeitschrift *Aufbruch* erzählte. Im Dezember 1940 wurde Gertrud Hammann aus Gurs entlassen dank der Fürsprache des Leiters des Konservatoriums von Montpellier, der für die junge Frau eine Bürgschaft übernahm und sie nach ihrer Entlassung bei sich aufnahm. In jenem Winter starben im Lager Gurs 800 Menschen. Ab August 1942 wurden die Überlebenden nach und nach in die Konzentrationslager des Ostens deportiert. Die Kinderschwester aus Neumühl war einige der wenigen Überlebenden dieses Lagers.

Die Verbundenheit mit den Neumühler Frauen blieb auch nach Ende des Zweiten Weltkrieges bestehen. Gertrud Hammann kehrte 1947 nach Deutschland zurück und arbeitete als Landesfürsorgerin im Dienst der Badischen Landeskirche. 1955 wurde sie mit der Geschäftsführung des Evangelischen Frauenwerks in Karlsruhe betraut. Vor etwa 20 Jahren, so erinnert sich die Neumühlerin Lisa Scholz, die bei Gertrud Hammann den Kindergarten besuchte, hat Hammann in Neumühl eine Predigt gehalten. Und in Gesprächen hat sie von ihrem Schicksal und jenem der nach Gurs deportierten badischen Juden erzählt.

Gertrud Hammann starb in der Nacht des 12. Juni 1990 in Karlsruhe. Zeitzeugen jener Ereignisse im Jahre 1938 in Neumühl gibt es kaum noch. Die Geschichte der mutigen Neumühler Frauen und des Schicksals der Diakonisse Gertrud Hammann darf nicht in Vergessenheit geraten. Hammann selbst hat sich nach eigenem Bekunden nie ein anderes Leben gewünscht. Sie sei dankbar dafür, dass die Selbstsicherheit der jungen Diakonisse, die sie damals war, so gründlich zerbrochen worden sei. Daraus habe sie ein neues Verständnis für ihre Mitmenschen entwickelt, habe Toleranz gelernt. Das Gruppenbild der 45 Neumühler Frauen, die sich aus Solidarität um Gertrud Hammann geschart haben, existiert bis heute und wird zumindest in der Familie von Lisa Scholz und des verstorbenen Hans Köbel noch immer in Ehren gehalten. Eine Reproduktion davon ist im Besitz des Hanauer Museums in Kehl.

## Anhang

### *Ein sonderbarer Frauenverein*

*Lieber Stürmer! Neumühl, eine alte Hochburg des Nationalsozialismus im Hanauerland, hatte jahrelang im Gemeindecindergarten eine jüdische Kinderschwester, ohne daß die jüdische Abstammung der Schwester hier irgend jemand bekannt war. Das Mutterhaus, welches diese Schwester geschickt hatte, wußte allerdings davon, hat dies aber der Gemeinde absichtlich verschwiegen. Kürzlich stellte sich nun heraus, daß der Vater der Schwester ein nach Holland ausgewanderter Vollblutjude ist. Auf Grund dieser Tatsache schloß das Bezirksamt mit sofortiger Wirkung den Kindergarten. Die Nationalsozialisten des Ortes freuten sich, daß nun endlich der Weg für eine NS-Kindergärtnerin frei war. Die Frauen des Neumühler Frauenvereins (der dem Roten Kreuz angeschlossen ist), waren aber schwer gekränkt. Unter reichlichem Tränenfluß wurde die Jüdin von den Vorstandsfrauen zur Bahn gebracht.*

*Das unglaublichste kommt aber noch. Diese sonderbaren deutschen Frauen boykottieren heute die NS-Kindergärtnerin wo sie nur können. Ein reger Briefwechsel setzt ein und jeder Kinderschüler bekommt das Bild der Jüdin geschickt. Nach nicht sechswöchentlicher Abwesenheit der Jüdin besuchte der Frauenverein in einer Stärke von 45 Teilnehmerinnen zum Protest gegen die Verfügung des Bezirksamtes die Jüdin in ihrem Mannheimer Mutterhaus. Sie wurden dort mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Vor lauter Rührung und Mitleid wurde eine Sammlung veranstaltet, die 45 Mark ergab. Diese Summe überreichte man dann der Jüdin feierlich. Zum Schluß ließen sich die „deutschen“ Frauen mit ihrer Jüdin noch photographieren, um so ihre Zusammengehörigkeit und Verbundenheit zum Ausdruck zu bringen. Es ist ein Skandal, daß sich heute noch deutsche Frauen in so schandbarer Weise zu Judengenossinnen erniedrigen. O.*

*(Bildunterschrift:) Artvergessene deutsche Weiber besuchen eine Jüdin und lassen sich mit ihr photographieren*

*(Aus: Der Stürmer, 1938. Der Redaktion liegt nur die undatierte Kopie des Zeitungsberichtes vor, in dem über die mutigen Neumühler Frauen berichtet wird)*

## Johann Gottfried Tulla und die Korrektion des Oberrheins

*Hermann Ebeling*

Das Leben des Johann Gottfried Tulla, Pfarrerssohn und Ingenieur, war nicht spektakulär. Und ebensowenig spektakulär ist sein Lebenswerk, die Rektifikation, die Begradigung des Oberrheins. Der fließt heute so selbstverständlich durch die Landschaft, als wenn er schon immer so geflossen wäre. Wasserbau war ein eher unauffälliges Geschäft, nicht zu vergleichen mit prächtigen Kirchen, neugotischen Brauereien oder wuchtigen Fabrikhallen, wie sie das 19. Jahrhundert liebte. Dennoch: die Kunst oder die Technik des Wasserbaus hat – und sicher nicht zufällig exakt in der Zeit Tullas – einen beredten Fürsprecher gefunden, der dem nüchternen Schaukeln in der Erde, dem Buddeln im Schlamm seine menschliche Würde und seinen poetischen Glanz verliehen hat. Faust, zweiter Teil, fünfter Akt. Ein gewaltiger Dammbau soll neues Land gewinnen. Faust zu Mephisto:

*„Wie das Geklirr der Spaten mich ergetzt!  
Es ist die Menge, die mir frönet,  
Die Erde mit sich selbst versöhnet,  
Den Wellen ihre Grenze setzt,  
Das Meer mit strengem Band umzieht.“*

Mephisto zu Faust:

*„Du bist doch nur für uns bemüht  
Mit Deinen Dämmen, deinen Buhnen;  
Denn du bereitest schon Neptunen,  
Dem Wasserteufel, großen Schmaus.  
In jeder Art seid ihr verloren; –  
Die Elemente sind mit uns verschworen,  
Und auf Vernichtung läuft's hinaus.“*

Die Szene spielt an einer nicht genannten Küste und Goethe hat sie in seinen allerletzten Lebensjahren geschrieben. Der junge Goethe aber hat als Student in Straßburg die Landschaft am Oberrhein kennengelernt und natürlich auch den Rhein selbst, den damals noch wilden, ungebändigten Strom. In seinen Lebenserinnerungen „Dichtung und Wahrheit“ erzählt er, wie man vom Sesenheimer Pfarrhaus zum Rhein hinaus wanderte oder fuhr: *„Die Rheininseln waren öfters ein Ziel unserer Wasserfahrten. Dort brachten wir ohne Barmherzigkeit die kühlen Bewohner des klaren Rheins*

*in den Kessel, auf den Rost, in das siedende Fett, und hätten uns hier, in den traulichen Fischerhütten, vielleicht mehr als billig angesiedelt, hätten uns nicht die entsetzlichen Rheinschnaken nach einigen Stunden wieder weggetrieben.“*

Zugegeben, die Rheinschnaken sind eine Plage, auch heute noch, aber der Wasserteufel, von dem Mephisto spricht, hat noch grausamere Waffen in seinem Arsenal, Hochwasser vor allem, das die Städte und Dörfer am Rhein immer wieder heimsuchte.

Gerade einen Spaziergang von Sesenheim und seinem Pfarrhaus entfernt liegt das Dorf Schirrhofen, in dem zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Schriftsteller Alexander Weill aufgewachsen ist. Diese kleine dörfliche Welt wird zum Thema seiner Erzählungen – aber natürlich bricht auch das mörderische Hochwasser über diese Welt herein: *„Das Wasser stürmte flutend und schäumend gegen (die) Häuser an. Es wuchs nicht langsam und allmählich, sondern es stürmte plötzlich heran, woraus man wohl mit Recht schloss, dass der Rhein irgendwo einen Damm durchbrochen habe. Das Sturmläuten aus der Ferne schien dies zu bestätigen, und die Furcht steigerte sich umso mehr, als niemand wußte, wo hinaus.“*

Vom Rhein – so heißt es zuvor in der Geschichte – fürchtete man nicht eben viel, seit ihn Napoleon bei Thaluntenheim hatte eindämmen lassen. Aber: Ehre, wem Ehre gebührt. Wohl hatte Napoleon eine kaiserliche Rheinkommission gebildet, „le Magistrat du Rhin“, aber die eigentlich treibende Kraft saß wohl auf der anderen Seite des Rheins in Karlsruhe: der Oberingenieur und Major Johann Gottfried Tulla. Irgend etwas muss ihn mit unwiderstehlicher Kraft zum Wasser gezogen haben, etwas „Faus-tisches“ gewissermaßen, aber Tulla hätte es sicher weit von sich gewiesen, mit jenem Magier und Schwarzkünstler in Verbindung gebracht zu werden. Er war kein Zauberer, kein Himmelsstürmer, er war ein Organisator, ein Pionier, ein „Schaffer“, wie man hierzulande sagen kann.

Vorgezeichnet freilich war ihm ein ganz anderer Weg. Während des Dreißigjährigen Krieges hatte der aus Holland stammende und in schwedischen Diensten stehende Cornelius Tulla in Augsburg einen Sohn Justus bei Pflegeeltern zurückgelassen, als die schwedischen Truppen weiterzogen. Die Pflegeeltern lassen das Soldatenkind Theologie studieren, Justus Tulla wird Pfarrer in Augsburg. Sein Sohn Johannes Tulla wird auch Pfarrer in Augsburg. Der Erstgeborene der nächsten Generation heißt Johann Gottfried Tulla und wird Pfarrer. Der Erstgeborene der nächsten Generation (wir kommen jetzt ins 18. Jahrhundert) heißt Johann Gottfried Tulla und wird Pfarrer im badischen Rötteln. Sein Sohn – wir ahnen es – heißt Johann Gottfried und wird Pfarrer. Und jetzt kommt unser Tulla, geboren in Karlsruhe 1770, Johann Gottfried bei der Taufe, Gymnasium mit dem Ziel, die Familientradition fortzuführen, ein Johann Gottfried IV. wäre er geworden, Pfarrer in der sechsten Generation.





*Johann Gottfried Tulla*  
 (1770–1828)  
 (GLA Karlsruhe J-Ac-T / 11)

Es ist anders gekommen, aber offenbar ohne Kämpfe, ohne Familienzwist; im Pfarrhaus Tulla muss wohl ein eher offener, liberaler Geist geherrscht haben. Eine Art Bestätigung dafür findet man – mangels anderer Quellen – in den Briefen Johann Peter Hebels. Einige Jahre zuvor war Hebel nach Karlsruhe, in die badische Residenz, berufen worden und hat jahrzehntelang als begnadeter Briefschreiber den Freunden und Bekannten im Lande draußen vom Leben und Treiben in der Stadt berichtet. 1796 etwa schickt er einen ausführlichen Brief an den Botaniker Gmelin, der an einer Flora Badens arbeitet und dem es an Unterlagen fehlt, insbesondere an einer topographischen Landesbeschreibung. Hebel hat seine Hilfe angeboten:

*„Ich machte den Plan, dem Pfarrer Tulla etwas wenigstens von Materialien abzulocken. Schon lange hatte er im Format eines Tischtuchs zu 20 Gedecken eine Tabelle über das württembergische Land verfertigt, die in so vielen Rubriken als das Ungeheuer von einer Tabelle zu fassen vermochte, alle Ämter, Städte, Flecken, Flüsse, Bäder, Seen, Berge des Landes, den Quadrat-Inhalt jedes Landes, die Volkszahl, die Merkwürdigkeiten, die Amtsdienste etc. enthielt, und ich wußte, dass er nach Beendigung derselben eine ähnliche über das badische Land zu entwerfen angefangen hatte. Schon seit einigen Wochen buhlte ich daher auf alle mögliche Art um sein Vertrauen, in der Hoffnung, dass er mir seine Arbeit fürs erste zeigen, und wenn ich sie recht lobte und interessant fände, auf einige Tage mittei-*

len würde. Der gestrige Tag war zum Sturmlaufen bestimmt ... Aber wie stand ich da, so verklommen, als ich keine Festung zum Erobern antraf. Ein halbes Dutzend einzelne, nach kreuz und quer linierte Bögen, mit Fächern und Quadraten ohne Zahl, und kaum der sechzehnte Teil von allen notdürftig ausgefüllt.“

Ein Pfarrer also, der sich in der Topographie versucht, in der Ortsbeschreibung seines Heimatlandes. Er ist damit wohl nicht viel weitergekommen. Aber anderthalb Jahrzehnte später, 1812, wird eine topographische Karte Badens erscheinen – bearbeitet von Johann Gottfried Tulla, nicht dem Pfarrer, sondern dem Major und Ingenieur, unserem Tulla. Aber damit greifen wir der Erzählung vor. Noch ist Baden kein Großherzogtum, sondern eine zerstückelte Markgrafschaft, noch ist Tulla kein unentbehrlicher Mann im badischen Staatsapparat, sondern er ist gerade dabei, die Prüfungen abzulegen, um badischer Staatsdiener zu werden. Das klingt ein bisschen nach Routine, aber der Bildungsweg Tullas ist völlig ungewöhnlich und aus dem Rahmen fallend, nur möglich, weil da zwei entscheidende Leute dasselbe wollten: der Eleve Tulla und Karl Wilhelm, der Markgraf, zwei Männer an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Hier die Aufklärung, dort Industrie, Technik, Wirtschaft. Es lohnt darum, den Bildungsweg Tullas etwas genauer zu verfolgen, schließlich gehört Tulla mit dem Architekten Friedrich Weinbrenner zu den Gründern der Karlsruher Polytechnischen Schule, aus der dann die Technische Hochschule und heutige Universität hervorgegangen ist.

Vorerst aber wird der junge Tulla nach dem Elementarunterricht auf das Markgräfliche Lyceum geschickt. Dort müssen sich schnell seine Begabung und sein Interesse für naturwissenschaftliche und mathematische Fragen gezeigt haben. Tulla hat diese erste Hürde des Bildungsparcours mit Bravour genommen. Hans Georg Zier kommentiert: „*So ausgerüstet hätte Tulla zur weiteren Ausbildung eine Technische Hochschule beziehen können – wenn es eine solche 1789 schon gegeben hätte.*“

In der Tat: Hans Georg Zier, einer der wenigen Biographen Tullas, hat Recht, eine Technische Hochschule gab es nicht, weder in Karlsruhe noch anderswo. So wird der anstellige junge Mann vorerst zum Geometer ausgebildet und bekommt bald die Protektion des obersten Landesherren. Die Landeskasse übernimmt Schulden, die Tulla offensichtlich hatte machen müssen (159 Gulden und 21 Kreuzer), und ab Januar bekommt er ein Tagegeld in Höhe von 45 Kreuzern. Als Gegenleistung erwartet man von ihm nur, dass er sich in seinem Metier fortbildet. Aber die Möglichkeit dazu ist in dem Ländchen Baden schnell erschöpft. Also knüpft die badische Administration Kontakte mit dem Salineninspektor Langsdorff im Fürstentum Ansbach an. Er leitete dort die Saline Gerabronn und antwortete zustimmend: „*Wer wird nicht gerne den Wünschen eines Markgrafen von Baden entsprechen.*“

Also wurde Tulla auf Kosten des Markgrafen für die Reise „equipiert“. Der Architekt Arthur Valdenaire, Tullas erster Biograph, resümiert: *„Er kaufte sich bei Jud Mödlin einen Überrock, eine Weste und Hosen für 20 Gulden, bei Jud Levi eine zu seiner Uniform passende Weste und Hose für 11 Gulden, für 10 Gulden einen Koffer, eine Uhr für 21 Florinen, außerdem eine Reihe Bücher: Anfangsgründe der reinen Mathematik, Bürgerliche Baukunst, Praktische Geometrie, Ausmessungen großer Wälder, Vegas Logarithmische Tafeln, Messkunst auf dem Felde, Abt Bossuls Hydrodynamik, Böckmanns Abhandlung über die Kegelschnitte und Wucherers Mathematik.“*

Noch einmal sind diese Bücher aktenmäßig aufgetaucht: als sie nach dem Tod des ohne Leibeserben gestorbenen Tulla versteigert wurden.

Im Juni 1792 traf Tulla nach einer mehrtägigen Reise mit der Postkutsche in Gerabronn ein. Zwischen dem Karlsruher Kammerkollegium und Professor Langsdorff war inzwischen ein Lehrvertrag ausgehandelt worden: Mechanik, Hydrostatik, Hydraulik, Differential und Integral ...

Als Honorar hatte Langsdorff 27 Gulden pro Monat gefordert, Kost und Logis gab's im Hause: *„Der Lehrling bekäme seine eigene Stube, Bett und zugehöriges Weißzeug, Tisch und einige Stühle, Handtuch, Holz und Licht. Ein Kommod müsste er hier sich machen lassen. Morgens bekäme er Kaffee, nachmittags gleichfalls, über den Mittagstisch einen Schoppen Bier, beim Abendtisch einen Schoppen landüblichen Wein. Außer der Zeit, Brot, so viel er begehrt, aber ohne Butter, weil ich kein Vieh halte. Er speiste mit meiner Familie an einem Tisch, nicht schlechter, aber auch nicht besser als ich selbst, dürfte keine Unzufriedenheit blicken lassen, allenfalls er besser zu leben gewohnt gewesen wäre.“*

Nein, das war Tulla sicher nicht. Sein Bruder im Übrigen, Karl Christoph Wilhelm Tulla, hat eine ganz andere Laufbahn eingeschlagen, er wurde Gastwirt auf dem „Darmstädter Hof“ in Karlsruhe. Johann Gottfried muss vorerst mit dem Schoppen Bier beim Mittagstisch vorlieb nehmen. Als exakter Naturwissenschaftler hatte Professor Langsdorff für die Karlsruher Behörden, deren kritische Pingeligkeit er wohl spürte, im Punkte „Verpflegung“ die Fußnote hinzugefügt: *„Wegen der Unbestimmtheit des Kannenmaßes füge ich hinzu, daß hier der Schoppen der vierte Teil eines Maas ist und daß ein Maas zweieinhalb Pfund wiegt.“*

Aus den Berichten und Briefen, die von Gerabronn aus nach Karlsruhe gehen, erfährt man aber auch, dass Tulla dabei ist, sein Thema, sein eigentliches Gebiet zu finden, den Wasserbau. Im März 1793 berichtet er:

*„Mit den hydraulischen Wissenschaften werde ich nächstens den Anfang machen nach einem von Herrn Rat Langsdorff selbst geschriebenen Werk, welches aber noch nicht gedruckt ist. Dieses Werk macht ohnstreitig allen bisherigen hydraulischen Schriften den Rang streitig, es enthält alles Neue, was in dieser Wissenschaft in Französisch und deutscher Sprache er-*

*schienen ist, es wurde alles geprüft, was in dasselbe aufgenommen worden ist, auch hat der Herr Rat mehrere Versuche angestellt, bei welchen ich zugegen war ...*

*Ich freue mich auf diese Wissenschaft, weil sie mein Hauptfach ist, und verspreche mir die schönste Anwendung in der Praxis.“*

Das leichteste Metier hat sich Tulla mit der Hydraulik oder dem Wasserbau nicht gewählt. Und über dem Tor zu den Geheimnissen dieser Wissenschaft könnte ein Stoßseufzer Galileo Galileis stehen: *„Ich habe weniger Schwierigkeiten gefunden in der Entdeckung der Bewegung der Himmelskörper, ungeachtet ihrer erstaunlichen Entfernung, als in den Untersuchungen über die Bewegung des fließenden Wassers, welche doch unter unseren Augen vorgeht.“*

So ist denn die Geschichte der Hydraulik und des Wasserbaus die Geschichte eines jahrtausendelangen Herumprobierens, eines ewigen Versuchsens.

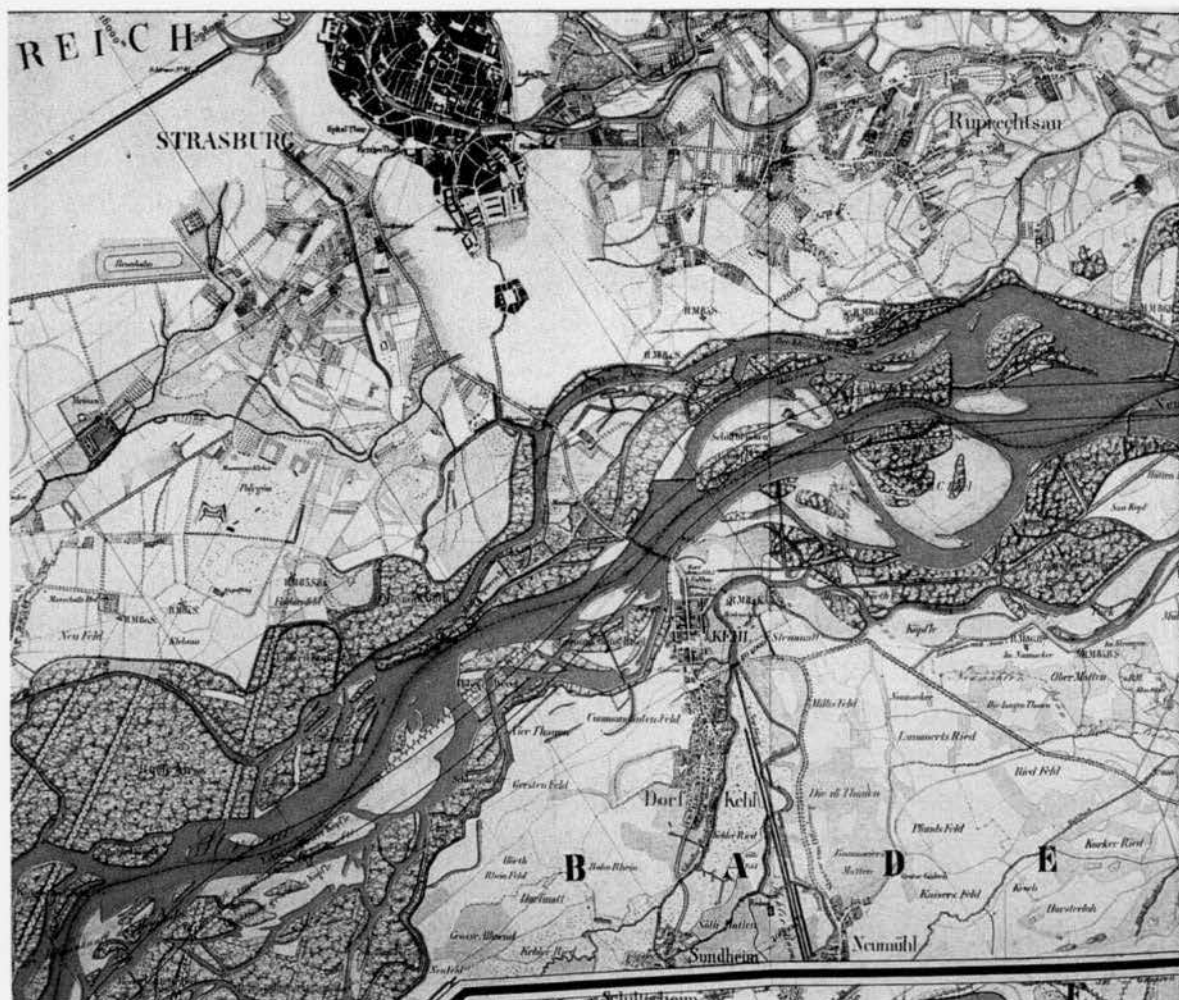
Erst im 18. Jahrhundert gab es dann den – wenn man so will – wissenschaftlichen Durchbruch. In Aurich erscheinen die „Anfangsgründe der Deich- und Wasserbaukunst“, aus Berlin kommt die „Ausführliche Abhandlung der Hydrotechnik“, aus Freiburg „Die ersten Gründe der Wasserbaukunst an reißenden Flüssen“, es gibt eine „Hydrodynamik“ und natürlich sei auch die „Hydraulik“ von Tullas Lehrer Langsdorff nicht vergessen.

Genug theoretisches Rüstzeug also. Aber die Praxis? Wie sah die Wirklichkeit aus? Max Honsell, der in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts die Arbeit Tullas fortsetzte, hat ein Bild des Oberrheins um 1830 gegeben:

*„Von der badisch-schweizerischen Grenze abwärts bot der Rhein das Bild eines Wildstromes, der mit seinen zahlreichen Armen und Gießeln, Inseln und Kiesbänken einen Landstrich von mehreren Kilometern Breite einnahm und, seinen Lauf fortwährend verändernd, bald hier, bald dort ausschweifend, fruchtbare Gelände und Ortschaften zerstörte.*

*Unterhalb der Murg war der Lauf zwar mehr geschlossen, aber in weiten Krümmungen gewunden, in denen Hochwasser und Eisgänge sich stauten und verheerende Überschwemmungen verursachten. In den scharfen Krümmen riß der Strom fort und fort in die Ufer ein, bis er auch hier – oftmals plötzlich die Landzungen durchbrechend – seinen Lauf änderte. Große Flächen mit fruchtbarem Boden bedeckten Landes waren versumpft, der Verkehr mit den Rheinorten zu Wasser wie zu Land war überaus erschwert, die Bewohner litten fast überall unter Fieberkrankheiten und auch hier wurden manche Orte teilweise vernichtet, einige, weil häufig überschwemmt und fortwährender Gefahr ausgesetzt, verlegt.“*

Tulla aber ist vorerst noch in Gerabronn, der ansbachischen Saline. 1794 ging seine zweijährige Lehrzeit zu Ende, aber man holte ihn nicht zum Dienstantritt nach Karlsruhe zurück, er bekam ein Reisestipendium,



*Der Oberrhein bei Straßburg vor der Korrektion  
(GLA Karlsruhe H-c / 62; aus: Honsell, Korrektion des Oberrheines)*

um sich am Niederrhein, in Holland und danach an der berühmten sächsischen Bergakademie Freiberg weiter fortzubilden. Die Order aus Karlsruhe: „Seine Beobachtungen hat er von Tag zu Tag, mit seinen Reflexionen darüber und den erforderlichen Zeichnungen in ein Journal zu bringen, welches bei seiner Zurückkunft vorzulegen ist.“

Dieses Journal, ein Tagebuch, ist erhalten und beweist, dass Tulla seine Zeit nicht vergeudet hat. Überall gibt es etwas zu sehen und zu studieren: das Schiff auf dem Main, die Salzwerke in Nauheim und Salzhausen, Siedehäuser, Gipsmühlen, Feuerspritzen, Abweissteine an den Landstraßen aus Basalt, wasserbauliche Fehlkonstruktionen in Düsseldorf, Vermessungsarbeiten, die Tulla für die niederrheinischen Behörden durchführt, eine „Austiefungsmaschine“ in Emmerich, offensichtlich ein Bagger, Schleusen in Amsterdam, lotrechte und schief liegende Wasserschöpfträder, schließlich bei Eisleben auch eine von einem englischen Maschinenmeister gewartete Dampfmaschine, eine „Feuermaschine“, wie Tulla schreibt.

Dann das Studium an der Bergakademie Freiberg, dazwischen geschoben eine Reise nach Norwegen als Adlatus von Langsdorff: *„Da ich in Dänemark und Norwegen, um ein besseres Ansehen zu haben, unsere Ingenieurs-Uniform, aber militärisch, tragen werde, so wünsche ich einen neuen Paß zu haben, in welchem ich als Ingenieur stehe. Aber auch aus folgendem Grund wünsche ich einen neuen Paß zu erhalten. Weil in dem alten nur meine Reise durch Holland nach Freiberg benannt ist, ich könnte also in der Gegend von Hannover in Verlegenheit kommen.“* In Verlegenheit, denn es herrscht Krieg in Europa, der so genannte Erste Koalitionskrieg, Frankreich gegen Österreich und Preußen. Schon in Holland war Tulla in den Verdacht geraten, ein Spion zu sein, als er einen Eisbrecher abzeichnen wollte.

Dann werden ihm aus Karlsruhe die Aufgaben für eine abschließende Prüfung zugestellt: *„Es soll in einem Tal, durch welches ein Wasser fließt, ein Damm angelegt werden, um ein beständiges Wasserbehältnis zu haben. Man hat bei den stärksten Fluten bemerkt, dass das Wasser im Tal irgendwo einen Querschnitt von etwa 200 Quadratfuß bildet und in diesem Querschnitt eine Geschwindigkeit von 8 bis 9 Fuß in einer Sekunde hat. An einer gegebenen Stelle soll nun der Damm zu 10 Fuß hoch und 100 Fuß lang aufgeführt werden und einen 40 Fuß langen Einschnitt bekommen, durch welchen die stärksten Flutwasser abziehen können.“*

Das klingt natürlich sehr trocken und theoretisch, aber die Herren in Karlsruhe hatten ein ganz bestimmtes Gebiet im Auge, den Nonnenmattweiher am Fuße des Köhlgarten bei Neuenweg im südlichen Schwarzwald. Dort war ein Menschenalter zuvor ein Damm angelegt worden, der sich aber als zu schwach und niedrig erwiesen hatte. Offensichtlich löste Tulla diese und zwei andere Aufgaben Und auch ein Gutachten, das er zu erstellen hatte, fand den Beifall der Behörde: *„Wie der Rhein bei Daxlanden (ein Vorort von Karlsruhe) in Ordnung zu bringen sei.“* Es folgte eine dreistündige mündliche Prüfung, nach der Tulla wieder höchstes Lob bekam. Nur eine feste Anstellung bekam er vorerst nicht. Man beschäftigte ihn aus-hilfsweise bei den Arbeiten am Rhein und gab ihm Vorschüsse auf „sein zu hoffendes Gehalt“. Endlich, im Herbst 1797, wurde er als Ingenieur in den markgräflichen Dienst aufgenommen. Die Bezüge waren den knappen Zeiten angemessen.

So sah er sich auch nach anderen Verdienstmöglichkeiten um – und blieb dabei natürlich ganz in seinem Element: dem Wasser! Er entwickelte Pläne für ein Dampfschiff! Er hatte auf seinen Reisen Dampfmaschinen gesehen und war sicher auch über die Versuche informiert, Dampfboote zu konstruieren, die entweder durch Schaufelräder oder durch Schrauben fortbewegt wurden.

Freilich, auf dem Rhein bei Karlsruhe ist ein Raddampfer wohl verloren. Also wendet sich Tulla, Markgräflich badischer Ingenieur, an die Kö-

nigliche großbritannische Admiralität. Abgesegnet vom Markgrafen und vermittelt durch eine Hamburger Agentur. Tulla schreibt (1799):

*„Die Schwierigkeit, bei konträrem Wind und Strom auf der See und auf Flüssen zu segeln, veranlaßte mich, auf eine Einrichtung zu denken, durch welche man in den Stand gesetzt wird, dem Strom und dem Wind in gerader Richtung entgegen zu fahren ... Die Theorie dieser neuen Einrichtung eines Schiffes beruht auf mathematischen Lehren und ist daher ebenso wahr als diese.*

1. Kann ein solches Schiff zur Ein- und Ausführung großer Schiffe in Seehäfen bei konträrem Wind, indem das zu führende Schiff an ersteres angehängt wird, gebraucht werden, weil man des Lavierens überhoben ist.

2. Kann dieses Schiff als Postschiff bei konträrem Wind und Strömung, und

3. auf Flüssen zur Führung mehrerer Frachtschiffe und großer Flöße mit dem größten Nutzen gebraucht werden.

*Nach einer von mir angestellten Berechnung können auf dem Rhein, dessen Geschwindigkeit per Sekunde 5 englische Fuß beträgt, wenigstens 5 Frachtschiffe, von welchen sonst jedes 4 bis 5 Pferde erfordert, mit einer Geschwindigkeit von 2 Fuß per Sekunde gegen den Strom geführt werden, und ich sage nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß unter gewissen Umständen auch 8 solcher Frachtschiffe geführt werden können.“*

Leider verrät Tulla weder der britischen Admiralität noch uns das Geheimnis seines Dampfbootes. Bei der Admiralität fragt er lediglich an, welche Belohnung ihm für die Eröffnung seiner Erfindung ausgeschrieben werde. Vielleicht hüten die Briten das Geheimnis bis heute!

Zwei Jahrzehnte später aber fuhren dann die ersten Dampfschiffe auf dem Rhein – englische Dampfer. Aber da war aus dem glücklosen Dampfboot-Erfinder längst eine Wasserbau-Kapazität geworden. 1825 erschien in der Karlsruher Hofbuchdruckerei C.F. Müller eine reclamgroße Broschüre mit dem Titel: *„Über die Rektifikation des Rheins von seinem Austritt aus der Schweiz bis zu seinem Eintritt in das Großherzogtum Hessen. Von Johann Gottfried Tulla, Großherzoglich Badischem Oberst und Oberwasser- und Straßenbaudirektor, Ritter des Kaiserlich Russischen St. Wladimir- und des Königlich Bayerischen Ordens der Krone.“*

Man sieht, die Investitionen des ehemaligen Markgrafen, der dann zum Kurfürsten und schließlich noch zum Großherzog geworden war, die Investitionen in den mittellosen Eleven Tulla haben sich bezahlt gemacht. Aus dem Hauptmann Tulla ist 1808 ein Major, 1814 ein Oberstleutnant, 1817 ein Oberst geworden und in einem Brief gesteht er einem Freund und Kollegen, dass er ganz gern auch noch General würde. Das war ihm nicht vergönnt, dafür aber ist er mit der so genannten Rektifikation des Oberrheins eine historische Gestalt geworden. Jahrzehntlang, sein ganzes Berufsleben

hindurch, hat er für dieses gewaltige Flussbauunternehmen gekämpft, das die Landschaft am Oberrhein bis heute einschneidend verändert hat. Viel Privatleben ist da nicht übrig geblieben und es ist schwer, hinter dem Obersten und Ingenieur den Menschen Tulla zu erkennen.

Ging er ins Café-Haus oder in den Lesezirkel? Mochte er Musik? Hat er Karten gespielt? Keiner der Biographen Tullas hat da viel zu erzählen.

Doch auch über dem Plan Tullas zur Rektifikation oder Korrektur des Oberrheins liegt einiges Dunkel. Es gibt keinen Moment, von dem man sagen könnte: Hier hat Tulla etwas begriffen, hier hat es gewissermaßen „Klick“ in seinen Überlegungen gemacht: Doch er wusste: man kommt dem Rhein nicht bei, indem man hier einen Damm baut und einen Deich dort, man wird den Strom nur bändigen, wenn man das Problem grundsätzlich und im Großen angeht. Denn je mehr man am Rhein herumdokterte, desto größer wurden die Übel. Tulla: *„Der Rheinbau stieg und mußte notwendig steigen, weil die Bevölkerung und mit ihr die Kultur zunahm und die Übel empfindlicher wurden; man blieb größtenteils dabei stehen, nur da zu steuern, wo Gefahr drohte. Es wurde nicht dahin gearbeitet, dem Strom nach und nach einen regelmäßigen Lauf anzuweisen und dadurch die Ursachen der Übel zu beheben: es wurde den Ufer-Abrüchen nur an einzelnen Stellen und dieses nicht immer mit dem günstigen Erfolg, Einhalt getan; der größte Teil des Rheinlaufes blieb veränderlich, es mußten Orte versetzt, und öfters die besten Felder dem Strome preisgegeben werden.“*

An Beispielen fehlt es nicht. So lag Breisach, als die Römer ins Land kamen, auf der linken Rheinseite, lag dann im 10. Jahrhundert auf einer Rheininsel, noch einmal im Elsass, dann wieder auf einer Insel und wurde erst im 14. Jahrhundert rechtsrheinisch. Auch Wintersdorf, Ottersdorf und Plittersdorf bei Rastatt waren lange Zeit vom Strom umflossen. Manche Dörfer oder Gehöfte sind ganz verschwunden: Wöllingen bei Wyhl, Iringheim und Hundsfeld bei Kehl, die Klöster Hanau, Arnulfsau und Selz, die Orte Forlach, Unterwörth, Rencherloch und Krench bei Freistett, Bodemshausen, der Hof Thumhausen und das Dorf Muffelheim oberhalb von Plittersdorf. Noch 1813 wurde das Dorf Dettenheim (bei Germersheim) aufgegeben.

Gerade ein Jahr zuvor hatte Tulla für das Karlsruher Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten eine Denkschrift verfasst über *„Die Grundsätze nach welchen die Rheinbau-Arbeiten zu führen sein möchten“*:

*„Wenn die Rheinbau-Arbeiten so geordnet werden sollen, daß der Zustand des Rheines nach und nach verbessert werde, wenn solche ferner zweckmäßig und zu einem Ganzen passend angelegt werden sollen, so ist ein System oder ein generaler Operationsplan zu Grund zu legen, welchem nicht nur alle Arbeiten untergeordnet werden, sondern welcher auch näher bestimmt, wie und wann mit einem Aufwand der größte Effekt erreicht werden kann.“*





*Der Rhein bei Karlsruhe und Würth vor und nach der Korrektion 1817.  
(GLA Karlsruhe H-c / 62; aus: Honsell, Korrektion des Oberrheines)*

Und als Quintessenz seiner Denkschrift hält Tulla fest: „*Kein Strom oder Fluß, also auch nicht der Rhein, hat mehr als ein Flußbett nötig, oder, welches einerlei ist, kein Strom oder Fluß hat in der Regel mehrere Arme nötig.*“

Die Tullasche Denkschrift stammt aus dem Jahr 1812. Da hatte sich im Vergleich zu Tullas ersten Flussbauarbeiten die Landschaft am Oberrhein gewaltig verändert, nicht die natürliche Landschaft freilich, die war noch immer das Dschungelparadies der Rheinschnaken, sondern die politische Landschaft, die den Flussbau-Maßnahmen mindestens ebenso feindlich gegenüberstand wie die Natur selbst. Das linksrheinische Ufer zwischen Basel und der hessischen Grenze teilten sich im 18. Jahrhundert (von den

Bistümern Worms und Speyer abgesehen) Frankreich und die Kurpfalz. Auf dem rechten Ufer aber hatten acht verschiedene Herrschaften ihr Territorium: das Hochstift Basel, dann kam die Markgrafschaft Baden, dann ein Stück Vorderösterreich, ein bisschen Reichsritterschaft, nassauisches Gebiet, das Hochstift Straßburg, Hanau-Lichtenberg zu Hessen gehörig, dann wieder die Markgrafen, das Bistum Speyer und schließlich, bis nördlich von Mannheim, die Kurpfalz.

Man muss kein Wasserbauer, kein Historiker und kein Regionalpolitiker sein, um sich auszumalen, wie Deich- und Dammbau am Rhein betrieben wurde: jede Herrschaft versuchte ihr Land, ihr Stückchen Rheinufer zu schützen, nach einem abgewandelten Sankt-Florians-Frinzip: 'verschon' mein Land, 'überschwemm' anderswo, flussabwärts oder auch auf der anderen Uferseite. Und natürlich ging es auch um Hoheitsrechte; um Jagd und Fischfang: wo war die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich? Wem gehörten die Rheininseln? Tulla hat sie gezählt: Zwischen Hüningen und Wittenweyer 1225, zwischen Wittenweyer und Kehl 404, zwischen Kehl und Murgmündung 526, zwischen Murgmündung und hessischer Grenze 63.

Summa summarum 2218 Rheininseln. Und im Jahr darauf waren es ein paar Dutzend mehr oder ein paar Dutzend weniger. An der Unzahl der Inseln hatte sich 1812 nicht viel geändert. Politisch aber sah die Oberrheinlandschaft ganz anders aus. Den Löwenanteil am rechten Ufer hatte das Großherzogtum Baden bekommen, den Rest das Großherzogtum Hessen. Linksrheinisch gab es vorerst nur noch das Kaiserreich Napoleons. Günstige Zeiten also für Tulla und die badische Wasserbauverwaltung: Es kam darauf an, die Stunde zu nutzen.

Jetzt zeigte es sich aber auch, welch kluge Voraussicht es gewesen war, dass man Tulla einige Jahre zuvor nach Paris geschickt hatte. Tulla selbst hatte immer wieder auf einen solchen Studienaufenthalt gedrängt – einmal, um die französische Sprache zu lernen, zum anderen, weil technische Studien in Frankreich weitaus fortschrittlicher organisiert waren als in Deutschland. Vor allem die während der Revolutionsjahre gegründete *Ecole Polytechnique* garantierte ein Höchstmaß an theoretischer und praktischer Ausbildung. 1801 trat Tulla die Reise an. Einen Aufenthalt in Straßburg nutzte er, um bei den französischen Ingenieuren Bedenken wegen der höheren Fließgeschwindigkeit nach einer Begradigung des Rheins auszuräumen. Umfangreiches Datenmaterial hatte Tulla auf die Reise mitgenommen. In Paris kam er in die administrative Obhut des badischen Gesandten Reitzenstein, der freilich anderes zu tun hatte, als einem jungen Ingenieur die Wege zu ebnen: es ging in diesen Jahren in Paris um den großen europäischen Länderschacher, aus dem das Ländchen Baden ja dann auch nach den üblichen Schmiergeldzahlungen als Großherzogtum hervorgegangen ist. So musste ein Tulla natürlich knapp gehalten werden; die Finanzbehör-

de in Karlsruhe mäkelte wieder an allen Belegen herum: warum Komödie? Warum Aufwartung? Warum zwei Zimmer? – so dass am Ende der Gesandte Freiherr von Reitzenstein längere Berichte über Tulla nach Karlsruhe schicken musste als über die Geheimverhandlungen mit Tallyrand und der französischen Diplomatie: Paris sei drei- bis viermal so teuer wie Deutschland, Tulla esse schlechter als ein Bedienter in Karlsruhe und Tullas seit – sage und schreibe – zehn Jahren getragener Rock sei dringend eines Ersatzes bedürftig.

Tulla selbst aber verlor auch im fernen Paris den Rhein nicht aus den Augen. Er lernt den Generalinspektor Lebrun kennen, berichtet nach Karlsruhe: *„Herr Lebrun ist sehr für die Rheinkorrektion, und er hat, wie er mir sagt, dem Minister des Innern den Vorschlag gemacht, daß man eine Kommission von deutschen und französischen Ingenieuren ernennen soll, welche Vorschläge machen sollen, wie und auf welche Art der Rhein in Schranken gehalten werden soll und kann. Es ist daher nach meinem Dafürhalten keine Zeit zu verlieren, die Sache in Gang zu bringen, um endlich einmal dahin zu kommen, dass man sämtliche Rheinbauarbeiten nach einem festgesetzten Grundplan behandeln kann.“*

Während Tulla in Paris sein großes Projekt verfolgt, geht am Rhein der Kleinkrieg zwischen rechts und links weiter. Tulla: *„So hat die Gemeinde Selz (linksrheinisch) gegen die Zuschließung des Gänsrheins bei Plittersdorf (rechtsrheinisch) protestiert, und ich für meinen Teil sehe nicht ein, wie man die Unbilligkeit dieser Protestation beweisen kann als dadurch, daß nach allen bis jetzt entworfenen Plänen der Rhein niemals durch den Gänsrhein geleitet werden kann. Sobald ein allgemeiner Plan von deutscher und französischer Seite entworfen und angenommen ist, fallen dergleichen äußerst verdrießliche Einwendungen und Streitigkeiten von selbst weg.“*

Selz gegen Plittersdorf war kein Einzelfall, ähnlichen Ärger hatte es gegeben zwischen dem badischen Auenheim und der Ruprechtsau, dem heutigen Straßburger Vorort Robertsau. Ärger gab es auch auf der Höhe von Wörth und Knielingen – aber hier kam es dann zu badisch-französischer Kooperation. Im Oktober 1812 wird in Straßburg von den französischen Vertretern des Magistrat du Rhin und von Monsieur Tulla, Ingenieur en Chef du grand-Duché, eine Vereinbarung unterzeichnet, nach der sechs Durchstiche vom Knielinger Steinwiesengrund bis zur Schröcker Fährden bisher in weiten Windungen fließenden Rhein in ein gerades oder sanft gebogenes Bett bringen sollten. Die Arbeiten sollten koordiniert werden, die Kosten verteilt, desgleichen das geschlagene Holz. Die neuen Deiche werden parallel verlaufen. Das gemeinsame Rheinprojekt konnte in Angriff genommen werden.

Nein! So einfach hat es die Weltgeschichte dem Oberingenieur Tulla nicht gemacht. Inzwischen ist Napoleons größtenwahnsinniger Russland-

feldzug erbärmlich gescheitert, Moskau hat gebrannt und so beginnt ein mörderischer Rückzug. Drei Jahre später ist Napoleon nur noch ein fernes Gespenst auf der Insel Sankt Helena. Am Rhein haben sich die Grenzen nach den Friedensschlüssen wieder verändert. Für die mit Frankreich ausgehandelten Durchstiche ist jetzt Bayern zuständig. Politikwechsel, Personalwechsel. Aber, man glaubt es kaum, 1817 können die Arbeiten bei Knielingen beginnen.

*„Noch im Frühjahr 1817 ergingen die Aufträge zum Abholzen der in die Durchstiche fallenden Waldflächen, doch scheiterte die Ausführung vorerst noch am Widerstand der Gemeinde Knielingen, der sich auch Daxlanden angeschlossen hatte. Es ging darüber der Sommer hin, bis man sich schließlich genötigt sah, militärische Einquartierung nach Knielingen zu legen und auf diesem Wege die Einwohner zum Aushauen der Korrektionslinie zu zwingen ... Der Anfang zu dem großen, noch über ein halbes Jahrhundert in Anspruch nehmenden Werk der Rheinkorrektion war gemacht. Zu seiner Durchführung waren aber noch große Schwierigkeiten zu überwinden. So waren zum Beispiel für den Durchstich bei Eggenstein täglich 3.000 Mann nötig, (und es) mussten 7–800 Mann von in Urlaub befindlichen Soldaten herangezogen werden. Der Graben eines Durchstiches war etwa 60 Fuß (rund 20 m) breit und reichte bis auf Niederwasserhöhe“* (Heinrich Cassinone).

Je nach der Situation konnte man sich auf schmalere Leitgraben verlassen, Rinnsale in der Achse des zukünftigen Laufes. Die Hauptarbeit aber überließ man dem Rheine: *„Der Durchstich selbst ging derart vor sich, daß man bei hohem Wasserstand die schmale, an der Einmündung stehengebliebene Bank durchstieß. Der Kraft des mit ungeheurer Heftigkeit einströmenden Wassers blieb es überlassen, die Wassergasse nach Breite und Tiefe durch Abschwemmung des Erdreichs nach und nach zu erweitern“* (Arthur Valdenaire).

Offensichtlich kamen die Arbeiten dann schnell voran. Im Januar 1818 wurde der Durchstich bei Eggenstein geöffnet, bis zum Frühjahr folgten der Neuburger, der Pforzer und der Knielinger Durchstich. 8.800 m war die Stromkrümme bei Wörth lang gewesen. 3.300 m lang war der Knielinger Durchstich, der sie ersetzte: Der Rhein war 5 km kürzer geworden. Der Abschluss der Arbeiten am Eggensteiner Durchstich wurde mit Feier und Volksfest begangen und mit Dankesreden auf Tulla:

*„Auf 100 Jahre hinaus rechnen Eggensteins Inwohner, habe Seiner Hoch Edelgeboren Herrn Obrist Leutnant dem Rhein einen Panzer durch den Kanal im Neupforzer Wald angelegt, daß er nicht mehr – wie schon lange Zeit – nicht nur unser Allmend-Land, sondern sogar manchem Bürger sein sauer erworbenes Gut hinweg raffte ... Nun da Ihr Bemühen nicht vergeblich war und das von Ihnen angeordnete Durchschnitstwerk, welches Tausende hohe und niedrige Personen betrachteten, wird Ihr verehr-*

licher Name wie auch der der ganzen Flußbau-Inspektion, so lange eine Ader sich in dem Körper eines Eggensteiners schlägt, ohnvergeßlich sein.“

Wenige Jahre später, 1824, kam es am Oberrhein zu einer Hochflut mit vielerorts verheerenden Folgen. Verschont blieben die sonst häufig überschwemmten Niederungen bei Neuburgweier und Knielingen. Das überschwängliche Lob der Eggensteiner für Tulla war wohl verdient.

Verdient gemacht hat sich Tulla aber nicht nur um die Dörfer und ihre Bewohner am Oberrhein. Sein Aufgabenbereich ging weit über den eigentlichen Wasserbau hinaus. Das Verkehrswesen eines ganzen Staates war aufzubauen und zu organisieren. Das begann etwa bei dem für uns heute selbstverständlichen System der Maße und Gewichte. Cassinone zieht eine Bilanz: *„In den zum Großherzogtum Baden zusammengeführten Landesteilen waren bis dahin gebräuchlich: der badische Fuß, der Mannheimer, der rheinländische, der Nürnberger, der bayerische Fuß, der allgemeine Fuß zu 3/10 Meter und das Meter, die Röttler Ruthe, die Badenweiler, Hochberger, Badisch-Untertländer, Bruchsaler, Pfälzer, Rheinländer und allgemeine Ruthe, ferner der Röttler, Badenweiler und Hochberger Juchert, Bruchsaler und Pfälzer Morgen, der neue französische, der allgemeine und der Rheinländer Morgen.“*

In der Kommission, die das neue einheitliche Maß- und Gewichtssystem ausarbeitete, hatte auch Tulla seinen Platz. Er war gelernter Geometer und kannte natürlich die Vorteile des in Frankreich eingeführten Dezimalsystems. So gelang es ihm, gegen allerlei andere Vorstellungen, als Längeneinheit den „Dezimalfuß“ durchzusetzen, der drei französischen Dezimetern entsprach, so dass die Umstellung auf das metrische System später leichter vollzogen werden konnte.

Johann Peter Hebel hat in seinem Kalender, dem „Rheinischen Hausfreund“ 1812 eine „Standrede des Adjunkten über das neue Maß und Gewicht“ veröffentlicht. Da versucht er seine Landsleute für die Neuordnung zu erwärmen: *„Ist nicht in Frankreich das zehnteilige Maß und Gewicht von einem Meer bis zum andern schon lange im Wert in allen Rechnungen, und wer in Zukunft über den Rhein hinüber einen Verkehr hat nach Hünningen, nach Kolmar oder Strasburg, nach Speyer, Worms oder Mainz, oder wer auf seinem Handwerk in die Fremde geht bis nach Burgliber hinein oder Plobsheim oder Hagenbach oder Oggersheim oder gar nach Paris und hat etwas mit ihnen abzurechnen, der wird bald mit ihnen zurechtkommen. Einem Württemberger oder Bayer wird's nicht so gut.“*

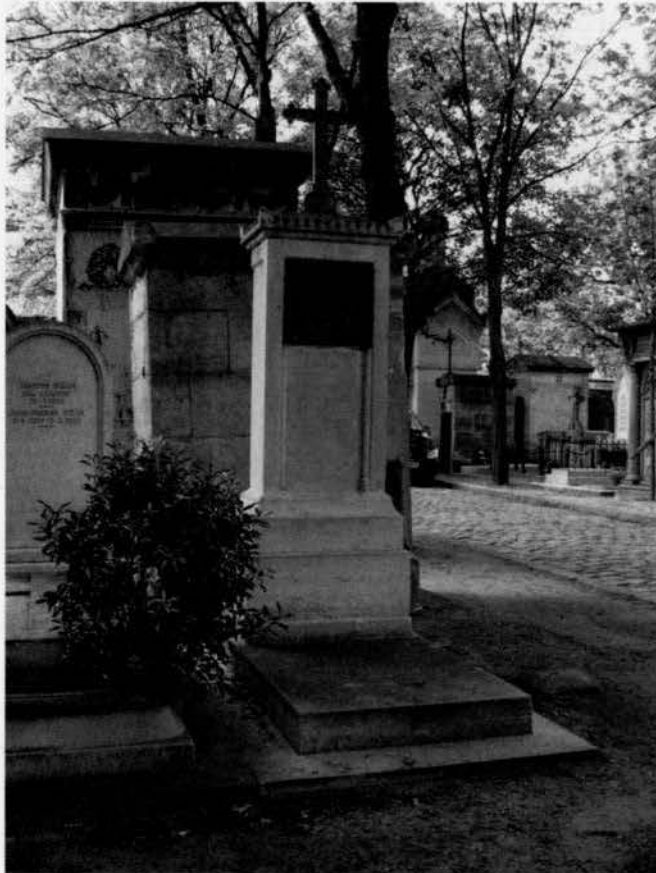
Der geneigte Leser hat sicher gestutzt bei „Burgliber“. Noch nie gehört! Wo mag das liegen? Burgliber ist Bourglibre und Bourglibre ist Saint-Louis an der Schweizer Grenze, das die Revolutionäre umgetauft hatten, um nicht an ihre Könige erinnert zu werden, die ja fast alle Ludwig geheißen hatten. Ein paar Kilometer weiter, in Basel, saß derweil Tulla als „artistisches“ Mitglied in der so genannten Grenzberichtigungskommission.

Nach dem großen Aufräumen hatten jetzt die Geometer und Feldmesser zu tun: „*Es waren langwierige Verhandlungen über die Ansteckung des Grenzzugs an Ort und Stelle durch das Gewirr der Rinnsale, Schluten und Kehlen der Altwasser erforderlich. Die Grenzsteine, welche meist ins Überschwemmungsgebiet zu stehen kamen, wurden jeweils durch auf hochwasserfreien Boden versetzte Rückmarksteine festgelegt und auf die Kirchtürme der Ortschaften eingemessen*“ (Cassinone).

Tulla aber war derweil vermutlich schon wieder an einem anderen Ort, den Rhein auf und ab, um regelmäßige und vergleichbare Messungen der Pegelstände zu organisieren, auf und ab die Straßen des Landes, denn zu seiner Direktion gehörte auch der Straßenbau, der jetzt ebenfalls in größerem Maßstab organisiert werden musste; über den Rhein nach Straßburg, um dort mit dem Magistrat du Rhin, später mit der Präfektur zu verhandeln. Einmal – und es sei erzählt, weil es so wenig Persönliches über Tulla zu berichten gibt – einmal hatte er sogar Contrebande dabei: Schmuggelware, verbotene Literatur! In Johann Peter Hebels „*Rheinischem Hausfreund*“ auf das Jahr 1815 hatte Hebel erzählt, wie ein Wanderbursche auf einer Brücke einem Priester mit dem Allerheiligsten begegnet und niederknien will, zu seinem Entsetzen aber bemerkt, dass aus der anderen Richtung auch ein Priester mit einem Allerheiligsten kommt: vor wem niederknien? Wem den Rücken zukehren? Auf dem beigegebenen Holzschnitt sieht man, wie einer der Priester das Dilemma erkennt und mit der Hand zum Himmel weist: vor dem dort oben soll er niederknien! In dieser Hinsicht verstand die katholische Kirche aber überhaupt keinen Spaß, der Kalender wurde eingezogen, Hebel gab sein Amt als Kalendermann auf. Tulla aber brachte einige Exemplare des verbotenen Objekts zu Hebels Freunden nach Straßburg. Das ist sicherlich der einzige Fleck auf seiner staatsbürgerlichen weißen Weste.

Doch was wiegen diese paar verbotenen Kalender, die Tulla nach Frankreich gebracht hat, gegen die Idee der Ecole Polytechnique, die er aus Frankreich in das Großherzogtum Baden bringen konnte. 1807 hatte Tulla in Karlsruhe eine „*Bildungsanstalt für Ingenieurs*“ gegründet und dafür eine Mathematikprofessur an der Heidelberger Universität ausgeschlagen. Aber es dauerte noch fast zwei Jahrzehnte, bis diese Ingenieurschule Tullas mit der Bauschule des Architekten Friedrich Weinbrenner und anderen Fachschulen zu einer „*Polytechnischen Schule*“ zusammengelegt wurde. 1825 war damit Deutschlands erste Technische Hochschule entstanden.

Tulla und Weinbrenner: das wäre fast ein eigenes Kapitel. Die beiden mochten sich offenbar nicht – ewiger Gegensatz vielleicht zwischen Technik und Kunst. Da hatte der Architekt Weinbrenner einen Zeitungsartikel über Tullas Rektifikationspläne für den Rhein geschrieben und empört schreibt Tulla an seinen hessischen Kollegen: „*Des Herrn Oberbaudirektors Weinbrenners Aufsatz über die Rektifikation des Rheins kenne ich*



*Tullas Grab in Paris,  
Friedhof Montmartre  
(Foto: Hélène Verdier, Paris)*

*nicht, ich finde es aber sehr anmaßend von ihm, da ihm alle theoretische Kenntnisse in der Hydrostatik und Hydraulik mangeln, daß er sich berufen glaubt, über einen Gegenstand zu schreiben, von dessen Ausführung oder Unterlassung, das Wohl und Wehe von mehreren Hunderttausend Menschen abhängt.“ Und überhaupt wollte Weinbrenner seine künftigen Architekten sowieso in der Bauschule behalten; ein Baumeister, so meinte der Oberbaudirektor, brauche „für sein Fach keine große mathematische Kalküle von Integral- und Differentialrechnungen“.*

Tulla hatte mit der „Polytechnischen Schule“ ein wichtiges Ziel erreicht, die Verbindung von Praxis und Theorie in der technisch-wissenschaftlichen Ausbildung.

Seine eigentliche Lebensaufgabe aber, die Bändigung oder Zähmung des Rheins, kam und kam nicht voran. Tulla, 1825: „Wären beide Ufer bairisch gewesen, so wäre man schon längst weiter, auf bayerischer Seite ist Bauinspektor Spatz, welcher beschränkte Ansichten hatte, er sah seine Dämmchen und seine Spörnchen als unsterbliche Kinder an und hat aus Liebe zu seinen Kunstwerken auch Herrn Wiebeking (den Wasserbaudirektor in München) gegen die Rectifikation des Rheins eingenommen und der Erfolg war, daß man sich durch Erbauung großer und prächtiger Schleusen Verdienste erwerben wollte.“

Tullas Hoffnung blieb die Zusammenarbeit mit Frankreich, aber langsam vermutete er auch, dass man die badische Seite mit Verhandlungen nur hinhielt, dass man eher an den eigenen Vorteil dachte als an das Gemeinwohl beider Staaten. Und es muss Tulla schwer getroffen haben, als er eines Tages erfuhr, in Paris trage man sich überhaupt mit dem Gedanken eines Rhein-Seitenkanals von Straßburg bis Lauterburg, weil Tullas Korrektion den Rhein als Schifffahrtsstraße verdorben habe. In der Tat: die Schifffahrt auf dem Oberrhein war ein mühseliges Geschäft. 1825, als Tulla seine Denkschrift zur Korrektion des Rheins veröffentlichte, erschien in Mainz eine andere Denkschrift mit dem Titel „Über die Dampfschifffahrt“. Darin erfahren wir einiges über die tatsächliche Situation auf der Strecke Mainz-Straßburg: *„Von Mainz bis Schröck (das heutige Leopoldshafen) wird die Fahrt wie gewöhnlich mit vorgespannten Halfpferden zurückgelegt. In Schröck muß aber die Ladung, die hier zu 2.000 Zentner angeschlagen wird, auf wenigstens zwei Schiffe verteilt werden, und 52 bis 56 Mann übernehmen dann die Stelle der Pferde. Nachts um 2 Uhr ist die Mannschaft an die Schiffe angespannt und nun beginnt ein sehr mühsamer Zug, der oft seine Bahn durch das Wasser nehmen muß, das den Ziehenden bis an den Gürtel reicht. Dieser Zug dauert von der eben bezeichneten Stunde bis in die dunkle Nacht fort und wird im Tag nur durch vier reichliche Mahlzeiten unterbrochen. Nach acht günstigen Tagen, und bei widrigem Wind nach vierzehn Tagen wird endlich die Nähe von Straßburg erreicht ... 2.600 Flaschen Wein; anderthalb Ochsen; sechs- bis siebenhundert Brote; ein großes Quantum Gemüse etc. sind nun verzehrt und jeder der Halfleute erhält 17 Franken Lohn. Die erwähnten Konsumtionskosten dürften leicht jene eines Dampfbootes decken, welches für diese Stromstrecke geeignet wäre.“*

Als junger Mann hatte Tulla selbst ein Dampfboot erfunden, aber die Schifffahrt auf dem Rhein, die wirtschaftliche Nutzung des Stroms, war für ihn wohl immer zweitrangig gewesen. Er wollte den Rhein korrigieren, um endgültig Hochwasser und Überschwemmungen zu verhindern, um ungenutztes sumpfiges Land wieder in fruchtbares Acker- und Weideland zu verwandeln, um Malaria und Wechselfieber, Ruhr und Typhus an der Wurzel zu bekämpfen. Es ist fast ein irdisches Paradies, das Tulla in seiner Schrift von 1825 ausmalt:

*„Wird der Rhein rektifiziert, so wird alles längs diesem Strom anders werden. Der Mut und die Tätigkeit der Rheinuferbewohner wird in dem Verhältnis steigen, in welchem ihre Wohnungen, ihre Güter und deren Ertrag mehr geschützt sein werden. Das Klima längs dem Rhein wird durch Verminderung der Wasserfläche auf beinahe ein Drittel durch das Verschwinden der Sümpfe und die damit im Verhältnis stehende Verminderung der Nebel, wärmer und angenehmer und die Luft reiner werden.*

*Die im Überschwemmungsgebiet liegenden Rheinorte werden trockener, nach und nach schöner, die Wohnungen gesünder und die Keller wasserfrei*



werden. Die Umgebungen dieser Orte und insbesondere die Gärten werden sehr gewinnen und die Obstkultur wird emporkommen ...“

Doch die raue Wirklichkeit hatte Tulla schnell wieder eingeholt. 1826 ließ Preußen durch seinen Gesandten in Karlsruhe dem Großherzoglichen Hof eine Note überreichen, in der gegen die Fortsetzung der Rheinregulierung Einsprache erhoben wurde. Es wurde erklärt, dass die Ausführung der badisch-bayerischen Pläne einen höchst nachteiligen Einfluss auf die Schifffahrt, „geradezu aber einen verderblichen für das preußische, zwischen Felsen eingeschlossene Rheintal“ haben würde.

Die Loreley in Gefahr also! Und die Niederlande schlossen sich diesem preußischen Protest an. Jetzt war es an Tulla, die preußischen Bedenken zu zerstreuen, die Argumente zu widerlegen. Doch auf halbem Weg musste er aufgeben: Tulla war immer ein kränklicher Mann gewesen, hat seine Gesundheit dann wohl am Wasser und in den Sümpfen, auf den ewigen Dienstreisen bei Wind und Wetter vollends ruiniert. 1827 reist er zum zweiten Mal nach Paris, jetzt, um sich dort operieren zu lassen. Er leidet an Blasensteinen und Dr. Civiale, eine Kapazität auf diesem Gebiet, hat eine neue Operationsmethode entwickelt. Es folgt eine ganze Reihe von Eingriffen, aber Tullas Zustand verschlechtert sich. Am 27. März 1828 stirbt er. Sein Nachlass wird versteigert. Sein Grab kann man noch heute auf dem Friedhof Montmartre besuchen.

Tulla ruht dort ganz in der Nähe von Heinrich Heine. Auch der Dichter war ein Mittler zwischen Deutschland und Frankreich; auch er war fasziniert – in seinem Metier – vom Rhein. In seinem Versepos „Deutschland, ein Wintermärchen“ führt er mit dem „Vater Rhein“ ein langes satirisch-geschliffenes Gespräch über die deutsch-französische Rheinproblematik. Von der Loreley einmal ganz zu schweigen!

Auf Heines Grab liegen immer ein paar Blumen; am Grabe Tullas aber gehen die meisten Besucher vorbei. Doch der gewaltige Prozess, den Tulla mit seiner Rektifikation des Flusses in Bewegung gesetzt hat, ist immer noch nicht beendet. Nach langen Verhandlungen ist die Begradigung weitergegangen und war um 1880 abgeschlossen. Im 20. Jahrhundert begann man mit einer Regulierung durch Buhnen und Leitwerke, um zwischen Mannheim und Basel die ganzjährige Großschifffahrt zu ermöglichen. Nach dem Ersten Weltkrieg entstand der Grand Canal d'Alsace mit vier Staustufen zwischen Kembs und Vogelgrün; sechs weitere Staustufen wurden nach dem Zweiten Weltkrieg zwischen Marckolsheim und Iffezheim gebaut. Und jedes Projekt war ein gewaltiger Eingriff in die Natur. Der gefräßige Rhein aber, immer noch ungebändigt, muss Jahr für Jahr mit einer so genannten „Geschiebezugabe“ gefüttert werden, um die Erosion, die Eintiefung zu verhindern. Viele 100.000 cbm Kies verschlingt der Strom im Lauf der Jahre. Der Wasserteufel, von dem Goethes Mephisto gesprochen hat, er ist immer noch am Werk.

*Anmerkungen*

- Tulla, Johann Gottfried: Über die Rektifikation des Rheins von seinem Austritt aus der Schweiz bis zu seinem Eintritt in das Großherzogtum Hessen. Karlsruhe, C.F. Müller 1825.
- Cassinone, Heinrich/Spieß, Karl: Johann Gottfried Tulla. Sein Leben und Wirken. Karlsruhe, Badische Wasser- und Straßenbaudirektion 1929.
- Febvre, Lucien: Der Rhein und seine Geschichte. Frankfurt/M., Campus 1994.
- Henze, Eberhard: Technik und Humanität. Johann Gottfried Tulla. Mannheim 1989.
- Honsell, Max: Die Korrektioin des Oberrheines. In: Beiträge zur Hydrographie des Großherzogtums Baden, 3, 1885.
- Schnabel, Franz: Die Anfänge des technischen Hochschulwesens. Karlsruhe, C.F. Müller 1925.
- Valdenaire, Arthur: Das Leben und Wirken des Johann Gottfried Tulla. In: ZGO 81 (1929); ZGO 83 (1931).
- Zier, Hans Georg: Johann Gottfried Tulla. Ein Lebensbild. In: Badische Heimat 50 (1970).

## Überblick zu den bergbaulichen Aufzeichnungen des unteren Kinzigtales

*Franz Hahn und Walter Schneider*

### *Hintergründe*

In einem jüngst erschienenen vierbändigen Werk setzen sich die Autoren mit der Bergbaugeschichte des unteren Kinzigtales im Schwarzwald auseinander. Diesem sind umfangreichste, über zwei Jahrzehnte dauernde Literaturrecherchen vorausgegangen. Diese führten nicht nur in das Baden-Württembergische Generallandesarchiv nach Karlsruhe, in das Archiv des Landesbergamtes oder in das Archiv des Erzbischöflichen Ordinariats nach Freiburg, sondern auch in die Archive mehrerer örtlicher Kommunen. Noch in Privatbesitz befindliche Fascikel fanden ebenso ihre Auswertung. Die Suche nach Dokumenten aus dem Fürstlich Leyenschen Archiv wurde auch in Innsbruck und Blieskastel an der Saar fortgesetzt. Aufgefundene Annalen und Chroniken gehen zurück bis zum Beginn des 1. Jahrhunderts.

Auf bereits vorgenommene Veröffentlichungen konnte nur in wenigen Fällen Bezug genommen werden. Die Folge dieser Recherchen ist damit, dass durchschnittlich 90 % der vorgenommenen Ausführungen bisher unveröffentlicht waren.

Die vier Bände widmen sich den Bergbaugebieten

- Zell am Harmersbach
- Nordrach-Schottenhöfen, Unterharmersbach
- Nordrach, Zell-Oberentersbach und
- Oberharmersbach, Biberach mit Prinzbach, Erzbach, Emmersbach.

Der inhaltliche Aufbau wird jeweils begleitet durch die Wiedergabe alter Dokumente, von Handschriften, Urkunden und Zeitungsausschnitten, Bergbauplänen, Berechnungen und Bekanntmachungen, Lehenbriefen, Mutungsscheinen und Schurfscheinen, historischen Kartenausschnitten und Seigerrissen, Lohnbüchern, Lohntüten und Gewährscheinen für Grubenanteile bis hin zur Originalabbildung eines Lehensbriefes von Kaiser Maximilian aus dem Jahr 1566.

Daneben wurde auf ein ausgewogenes Verhältnis von historischen Aufnahmen einerseits und Fotografien aus der heutigen Zeit andererseits sowohl von über als auch unter Tage Wert gelegt. Das knapp 350 Seiten vorweisende Gesamtwerk im DIN-A-4-Format hat insgesamt 143 Abbildun-

gen und kommt mit 251 Fußnoten den gesetzten wissenschaftlichen Ansprüchen nach. Im Folgenden ist auf die Inhalte einzugehen.

### *Zell am Harmersbach*

Die früheste Erwähnung des Bergbaues auf der Gemarkung von Zell am Harmersbach geht auf den 4. Januar 1240 zurück. Dabei handelt es sich um einen Streit zwischen dem Gengenbacher Abt und dem Pleban von Zell über den Zehnten aus den bei Zell gelegenen Silbergruben.

Im 16. Jahrhundert wird insbesondere der Eisenerzabbau betrieben.

Mit Datum vom 7.9.1778 liegt eine Bergordnung für das Gebiet der Reichsstadt Zell vor. Zuständigkeiten und Verhaltensweisen sind hierin ebenso genauestens geregelt wie mögliche Strafmaße: „Wird jemand schlafend vorgefunden, so liegt vormittags die Strafe bei 4 Groschen und nachmittags bei 7 Groschen“, oder „Alle gottlosen Säufer, Faulenzer, Kartenspieler und ähnliche untugendhafte Arbeiter sollen ohne Lohn und Arbeit fortgeschickt werden und nach Beschaffenheit der Ursache eine strenge Strafe erhalten.“

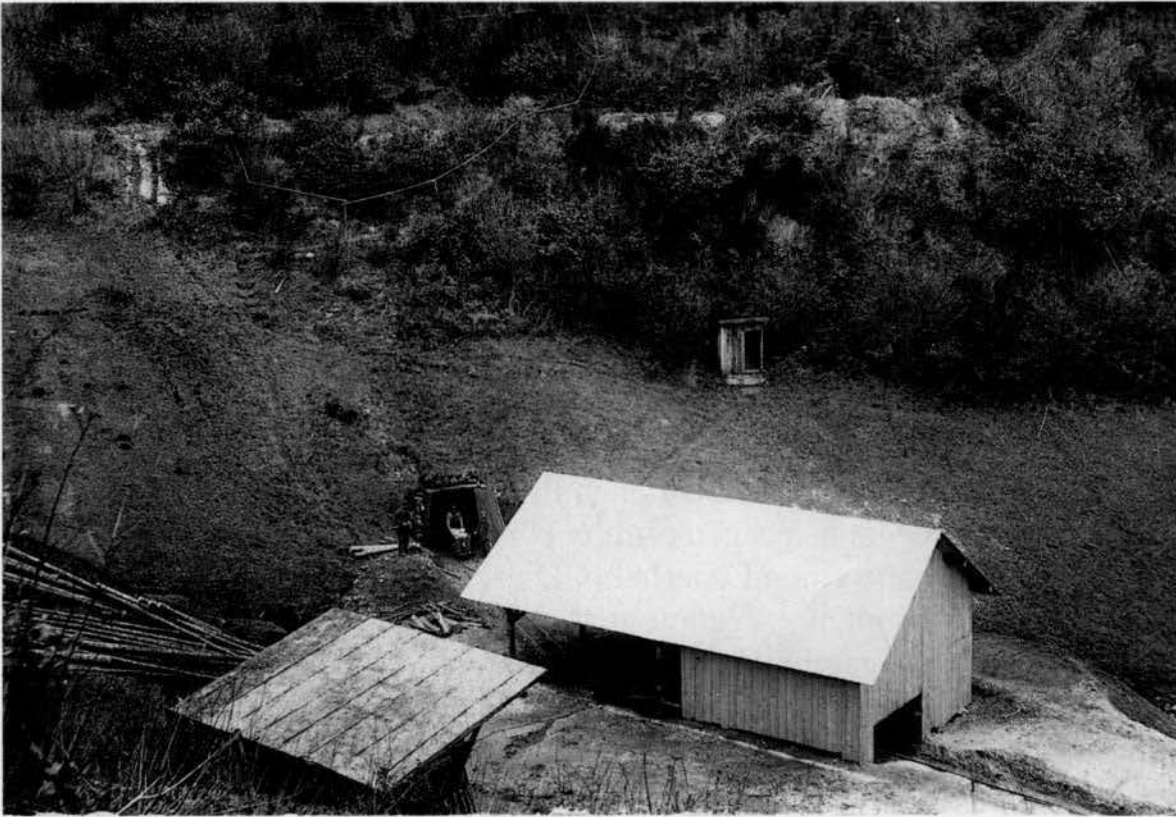
Ebenfalls 1778, also lange vor der Etablierung unserer heutigen Grundsäulen der Sozialversicherung, wurde in Zell ein Projekt zur Errichtung einer Knappschaftskasse aufgelegt. Unter anderem sollte jeder Arbeiter, der 20 Jahre treu und fleißig auf dem Bergwerk in Diensten stand und sich in einem solch gebrechlichen Zustand befand, dass er seinen Arbeitspflichten nicht mehr nachkommen konnte, als Kranker den vierten Teil seines Monatslohnes aus der Knappschaftskasse und ein weiteres Viertel aus der hochlöblichen Gewerkschaftskasse erhalten.

Schwerpunkt für die Zeller Gemarkung ist der Betrieb der Eisensteingrube „An der Eisenwand“ unter Bergrat Dr. Walchner. Hier wird deutlich, dass ein guter Bergbau allein für den guten Fortgang eines Betriebes nicht entscheidend sein muss. Die Aufbereitung (Poche und Wäscherei), der Transport und vor allem die hohe Kunst des Schmelzbetriebes können entscheidende Auswirkungen haben. Dies kann gerade bei dieser Grube in allen Details verdeutlicht werden.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert erfolgte die Vornahme diverser Schurfversuche insbesondere auf Schwerspat. Im 20. Jahrhundert tauchen unter anderem in der Szene bekannte Namen wie Chemiker Goldbach, Hans Freiherr von Verschuer oder als Lokalität das Wolframerzbergwerk „Rossgraben“ auf.

### *Nordrach-Schottenhöfen*

Eine bergbauliche Ersterwähnung ergibt sich aus einem Schreiben vom 22.12.1563 der Regierung und Kammer in Tirol an den Schultheiß und Rat



Das Bergwerk Schottenhöfen um 1930

Foto: L. Müller, Zell a.H.

zu Zell, den Abt des Klosters zu Gengenbach und den Bergrichter im Breisgau und auf dem Schwarzwald. Im Wesentlichen geht es um das Begehren, dass das zum Bergbau im Bereich der Eisenwand und in Schottenhöfen benötigte Holz den Bergbautreibenden zur Verfügung gestellt werde.

Der Schwerpunkt für Schottenhöfen ist allerdings der Grubenbetrieb, der am 16. Oktober 1903 zum ersten Mal unter der Namensgebung „Grube Otto“ verliehen werden sollte.

Wiedergegeben ist auch eine Expertise von Stephan von Schönberg vom 20. März 1650 hinsichtlich einer Wiedereröffnung dieser Grube: „Das Bergwerk wurde von 4 Bergknappen ‚in Gottes Namen‘ wieder eröffnet. Dabei hat man ... ja gueth Schenes reichhaltiges geschaidenes Eysen ertz in 3 Tausend Centner gefunden.“ Und weiter: „Die alten Gewerken haben den Betrieb auf Schottenhöfen nicht aus Mangel an Erz oder Holz eingestellt.“ Wie aus Schriften der Stadt Zell am Harmersbach hervorgeht, konnte der Zentner Eisen nur zu 2 Kreuzer 30 bis zu höchstens 2 Kreuzer 45 verkauft werden. Die Unkosten konnten nicht getragen werden. Die alten Gewerken hatten den Bergbau nicht aus Erz mangel, sondern wegen der Unwirtschaftlichkeit einstellen müssen. Hinzu kamen Kriegsangst, große Teuerung und eine hohe Sterberate.

Stupanus, ein Bergwerker aus Basel, nahm sich dem Eisenbergwerk und einer Hammerschmiede 1740/41 an. Schließlich erfolgte durch Wolfgang Vogelgesang eine Mutung für die Kinzigthaler Bergwerksgesellschaft zu Schapbach 1856 auf den Schottenhöfener Schwerspatgang. Dieser zeigte sich 14 bis 15 Fuß mächtig.

Einen florierenden Betrieb erlebte die Grube zu Beginn und bis über die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ebenfalls erfolgreiche Schürfungen wurden im Herbst 1929 durch die Mineralwerke Nordrach vorgenommen. Glücklicherweise sind hier noch manche Zeitdokumente (so auch Fotografien) überliefert. Das geförderte Material ergab bei der Untersuchung 98,5-prozentiges Schwerspatbariumsulfat. Dieses fand in der chemischen Industrie Verwendung und wurde auch nach England und Amerika ausgeführt.

Die Schicht begann morgens um 6 Uhr. Gegen herabfallendes Gestein trugen die Bergleute einen Lederhelm. Diese Helme wurden von den Bergleuten aus Berghaupten mitgebracht. Auch Hauer aus Zunsweier haben im Schwerspatstollen gearbeitet. In der Grube gab es noch kein elektrisches Licht. Die Grubenarbeiter hatten immer Zündholzschachteln bei sich zu führen für den Fall, dass die Grubenlampe ausging.

1949 wurde die Grube Otto von Dr. Bouteiller in Oberkirch für 1.200 Mark gekauft. Der Betrieb im Bergwerk fand schließlich seine Stilllegung im März 1957. Aus diesem Jahr ist auch das Schießbuch des Schießhauers Karl Bildstein überliefert.

### *Zell-Unterharmersbach*

Schwerpunkt ist hier zum einen der Bergbau um das Gebiet des Eckhofes, zum anderen um das des Bühlhofes. Im Wesentlichen bildeten Schwerspat und Brauneisenstein die Vorkommen. Auch Interessierte an dem Bergwerk „Unterharmersbach“ unter Emile Notton finden hier weiterführende Informationen. Der Mutungs- und Situationsriss dieses Bergwerkes wurde übrigens im Ansatz für die Umschlaggestaltung der vier Bände verwendet.

Erwähnenswert dürfte auch sein, dass für dieses Gebiet auch auf Bergbauhinweise nach Gewinn- und Flurbezeichnungen eingegangen wird.

### *Nordrach*

Den Schwerpunkt dieser Ausführungen stellt für den Nordracher Teil die Grube Amalie dar. Eine Grube, die zum Gangstreichen der Grube Silberbrunnle im Haigerach gehört.

Die Grube Amalie – sagemumwittert. So wird zu Beginn auch auf die Sage mit den sieben weisesten Raben eingegangen, die beraten, wie die Silberschätze der Berge zu heben wären.

Der älteste zeitgenössische Hinweis auf diesen Bergbau ist auf den 29. November 1529 datiert. Der Abt des Gengenbacher Klosters, Philipus von Eselsberg, richtet wegen des Anspruchs auf den Zehnten von allen Erträgen aus den Gruben im Stab Gengenbach, Zell, Nordrach und Emmersbach ein Schreiben nach Straßburg. 1621 erinnert sich ein 72-jähriger Bergmann gut daran, dass vor über 50 Jahren Gruben in Nordrach in starkem Betrieb gewesen sind.

1770 wurde das Bergwerk durch die Calwer Gewerkschaft wieder in Betrieb genommen. Nach den napoleonischen Kriegen und der großen Hungersnot von 1817 lud die Großherzoglich Badische Berginspektion zu bergbaulichen Unternehmen in der Gegend von Zell ein. Die Wiederaufnahme dieser Grube schien wegen dem großen Silbergehalt der Erze und dem vorkommenden Kobalt doppelt interessant.

Hofmedikus Dr. Kölreuter wies nach Aktenlage 1822/23 Gold in Proben aus dem Amalien- und Karlstollen nach. Auch ein Probenzettel über den Silbergehalt der Erze von der Schmelzhütte im Münstertal ist in den Abbildungen enthalten.

Die Wasserhaltung war im 19. Jahrhundert ein Problem der Grube Amalie. Eine Wasserkunst war in den Grubenbereich einzubauen.

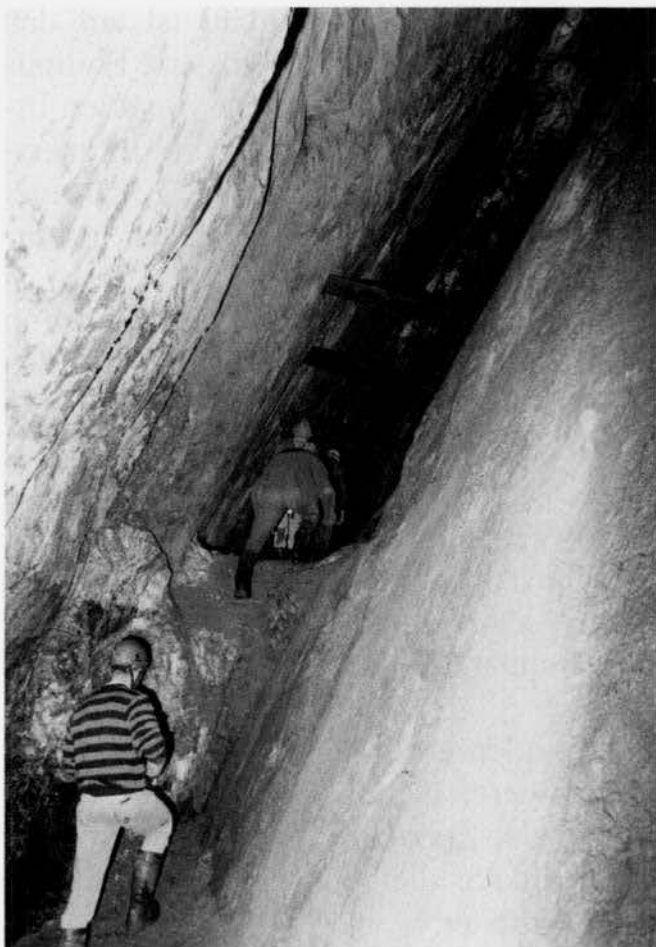
Nicht nur 1824 war die Entrichtung der Zubeßen durch die Kuxeigner ein Problem. In diesem Jahr führten jedoch die rückständigen Zubeßen auch zu einer Arbeitsniederlegung der Arbeiter.

Die Grubenordnung der Amalienwerke wird ebenso wie ein ausführlicher Bericht über die weiteren Schmelzvorgänge im Münstertal dargestellt. Die gesamte Betriebskostenabrechnung der Amalienwerke für die Jahre 1818 bis 1825 ist überliefert und wird wiedergegeben. Die Betriebsperiode endet 1830. Auf die Versteigerung des Silberbergwerks 1839 wird ausführlich eingegangen.

Neben diesen Ausführungen zur Grube Amalie werden Hinweise über den Silberstollen am Heidenbühl und den Eisengang auf der Rautsch gegeben. Die diversen Schurfversuche im 19. Jahrhundert werden dargestellt, bevor auf das Montanwerk Notton eingegangen wird.

### *Zell-Oberentersbach*

Die Gruben Nicolay und Barbara stehen im Focus dieses Abschnittes. Zusammen mit den Vorkommen am Baberast wurde die Grube Barbara schon im 16. Jahrhundert aufgewältigt. Ein Enderspach-Projekt legte die Gewerkschaft der Farbmühle zu Wittichen 1765 auf. Bezüglich des Werkes im Entersbach wird dabei um eine Reihe an Privilegien für die Gewerkschaft gebeten. Ungekürzt ist eine „unverfälschte Meinung von dem Bergwerk im oberen Entersbach 1777“ wiedergegeben, die an den Bergmeister zu Wittichen gerichtet ist. Interessant zu lesen sind auch die Grubenbeschreibungen



*Im Stollen Therese II,  
Situation 1992*

gen Nicolay und Barbara aus dem Jahr 1817. Erstmals werden Informationen über weitere Betriebsperioden der beiden Gruben veröffentlicht.

### *Oberharmersbach*

Der Teil Oberharmersbach beginnt mit der Grube St. Gallus, deren erste Erwähnung auf die Jahre 1798/99 zurückgeführt werden kann. Nahezu alle Schurfgesuche und Mutungen aus dem 19. Jahrhundert sind bisher in der Literatur unerwähnt. Interessant auch ein fotografischer Einblick in einen unbekanntem Stollen im Jedensbach.

Der Bergbau im Schirmengrund stellt den Schwerpunkt für Oberharmersbach dar. Zwei Seigerrisse und sechs Fotografien geben einen Einblick in die Stollen Marie und Therese.

Begleitet ist hier der Bergbau ab dem Jahr 1911 von einer steten Auseinandersetzung mit der Fischerei. Nicht umzusetzenden Auflagen sah sich der Bergbau letztendlich gegenüber. So ergab sich eine beispielhafte Diskussion zur möglichen Bedeutung des Wasserrechts für den Bergbau. Auf die einzelnen Betriebsperioden im Schirmengrund und die Situation vor



Ort wird in allen verfügbaren Details eingegangen. Die Ausführungen werden mit Fotografien (z.B. dem Weg der ehemaligen Rollbahn zum Bremsberg) abgerundet.

Die Betriebsperiode ab 1938 erfolgte unter der Gewerkschaft Glückauf Anny. Durch den Kriegsausbruch 1939 kam der Grubenbetrieb zum Stillstand, da er zum einen auf den Export nach England ausgerichtet war und zum anderen im damaligen Kriegsgebiet lag. Vielfältige weitere Bemühungen zur Eröffnung der Grube waren in der Folgezeit nicht von Erfolg gekrönt.

So ist im Weiteren auf die Grube Anna (Zuwald) näher einzugehen. Ersten Berichten unter Freiherr von Schauenburg folgt die Verpachtung an Max Döring. Nach weiteren Episoden wird der Betrieb durch Verschuer übernommen, erst durch Hans Verschuer ab 1929 und schließlich durch dessen Sohn Thomas ab 1932.

1936 treten die Vereinigten Oberharmersbacher und Suggentaler Schwerspatgruben in Erscheinung. Nachdem auf weitere Begebenheiten im Zeitraum von 1939 bis 1948 eingegangen wird, werden diese Ausführungen mit „Augenzeugenberichten“ abgeschlossen.

### *Biberach*

Der Gangzug Prinzbach reicht bis Biberach. Auf diesen Gang muss nachhaltig gebaut worden sein. Zahlreiche Stollen und Schächte haben ihn im Streichen angegriffen. Bei Eichhalden traf man den Gang in einer Mächtigkeit von 1,2 bis 1,4 Metern an. Der Bleiglanz enthielt Silber von 3 bis 3,5 Lot im Zentner. Der Bleigehalt pro Zentner Gestein betrug 40 bis 50 %.

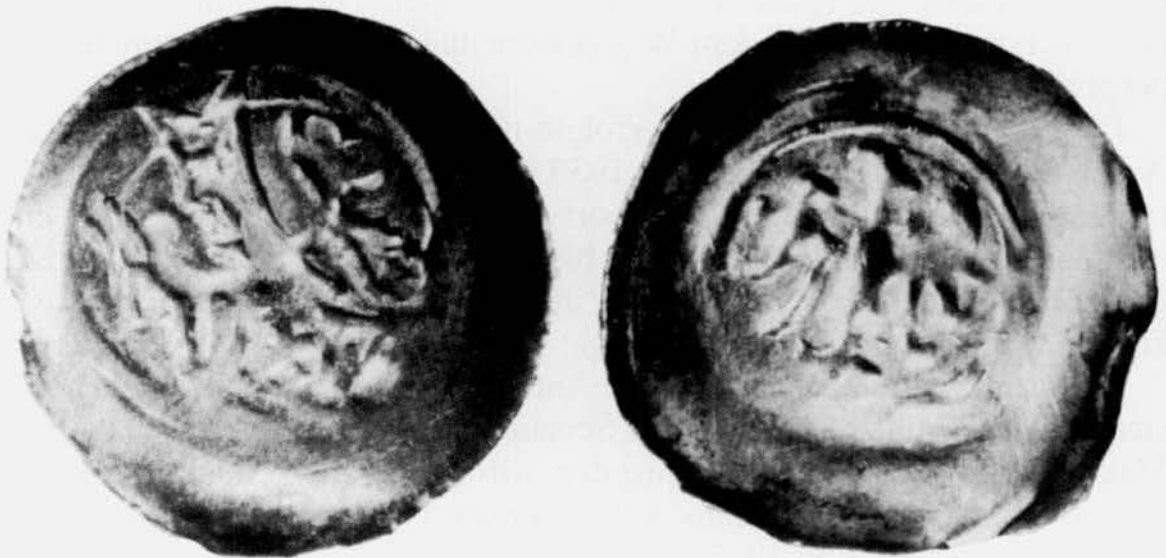
Bereits 1331 erteilt König Ludwig in einem Lehenbrief „dem edlen Manne Walter von Geroldseck, Herren zu Lare ... den berg zu der eng, do man Silbererz macht, mit allen rechten eines sogetan pergwerks.“

Der Hauptstollen wurde im Winter 1978/79 wegen dem Bau einer neuen Brunnenanlage freigelegt. Dabei konnte ein oberer Stollen entdeckt werden, der durch drei Teufen von etwa 8 m Höhe mit dem unteren Hauptgang verbunden ist.

### *Prinzbach*

Dem Prinzbacher Abschnitt sind drei Sagen vorangestellt, bevor auf die erste Erwähnung dieses Bergbaus 1257 eingegangen wird. 1262 war Prinzbach bereits eine fest ummauerte Stadt.

Auf die Offenburger Reichsmünze mit Münzstätte Prinzbach wird im Besonderen eingegangen. Selbst der Ort, an dem das Münzgebäude stand, wird näher angegeben.



*Avers und Revers eines Adlerpfennigs (stark vergrößert)*

Abgebildet ist eine Handschrift aus dem Archiv der Grafen von Leyen aus dem Jahr 1496. Dabei geht es um ein Lehensersuch des Hans Schmidt. Ausführungen zu Prinzbach im Mittelalter und ein Lehenbrief des Kaisers Maximilian vom 1.4.1566 können neudeutsch als weitere „Highlights“ bezeichnet werden.

Ausführlich dargestellt ist auch das 18. Jahrhundert. Neben dem Straßburger Gewerken Haider wird auch auf das zweite zu eröffnende Bergwerk unter dem Namen Franz Carl eingegangen.

### *Erzbach*

Für den Erzbach werden zunächst Geländebefunde dargestellt. Betrachtung erfährt der Geishaldestollen. Auf den Pingenzug am Krottenrücken wird gleichermaßen eingegangen wie auf den am Katzenloch.

Abgebildet wird auch der Vertrag über die Gruben Abraham und Isaac vom 20.11.1748. Streitigkeiten hat es auch hier gegeben. Diese fanden ihren Inhalt in eine Buchveröffentlichung aus dem Jahr 1759: „Vorstellung der Beschaffenheit Derer Streitigkeiten zwischen des Heil Röm. Reichs freyer Stadt Zell am Harmersbach – Klägern – und S.T. Herrn Grafen Von der Leyen u. Als Herrn der ohnmittelbahren Reichs-Herrschaft Hohen Geroldeck/Auch dessen alldasigen Beambten N. Schmeltzer – Beklagte.“

Hochgeborene Reichsgräfin  
gnädigste Gräfin und Frau!

Das Kunstrad in die Maria Anna-Grube  
in Puchberg bei Wien, welches durch  
Herrn Johann Baptist Mayer zu Puchberg  
gebaut worden, ist bereits durch den  
Herrn Ingenieur Herrmann durch den  
Herrn Nicolaus Hiedl von Wien zu Puchberg  
gebaut worden, und ist durch den  
Herrn Ingenieur Herrmann durch den  
Herrn Nicolaus Hiedl von Wien zu Puchberg  
gebaut worden.

Ihr Hochgräflichen Excellenz

J. B. Mayer  
Puchberg 1776.

unterzeichnet  
J. B. Mayer

*Emmersbach*

Noch mehr als im Erzbach war die Gewerkschaft Halder im Emmersbach involviert. Ein „wahrer und aufrichtiger“ Bergbaubericht ist für das Jahr 1767 wiedergegeben. Der Aufbau und Betrieb des Werkes erfolgte ab 1771.

1772 wurde ein Pochwerk mit neun Stempeln in Betrieb gesetzt. Auch dieses Werk ging in der Folge an die Calwer Gewerkschaft (Maria-Anna-Grube) über. 1776 wurde zur Wasserhaltung ein Tretrad in die Grube eingebaut. Eine weitere Betriebsperiode konnte 1776 beginnen, die mit dem Anmerken enden sollte: „... man durch die Beschaffenheit des Gebürges überzeugt ist: dass hinter solchem nichts edles mehr verborgen seyn könne.“

Mit einem Hinweis auf den mittelalterlichen Schmelzplatz vor dem Vögelehof werden die Ausführungen beschlossen.

*Hinweis:* Die vier Bände können über den Verein der Freunde von Mineralien und Bergbau Oberwolfach e. V., Mühlengrün 21, 77709 Oberwolfach bezogen werden.

## Die Mühlen in Willstätt

*Ingrid Hahn*

Die Entwicklungsgeschichte der Mühlen begann mit dem Anbau von Getreide durch sesshaft gewordene Nomaden. Die Zerkleinerung des Getreides geschah mit Hilfe von Reibsteinen. In der nächsten Entwicklungsstufe wurden der Dreh- und Läuferstein mit einer Deichsel ausgerüstet und in immerwährendem Kreislauf durch Tierkraft angetrieben. Das Getreide wurde zwischen den Steinen zermahlen. Auch Menschen wurden für diese Arbeit eingesetzt. Die Erfindung des Wasserrades bedeutete in der Mühlentechnik einen weiteren Fortschritt.

Die erste Wassermühle in Deutschland soll an der Mosel gelegen haben.

Durch die günstige Lage der Kinzig konnte die Wasserkraft in Willstätt sehr früh ausgenutzt werden.

Durch die geographisch-zentrale Lage gewann Willstätt als Marktflecken früh an Bedeutung. Die umliegenden Dörfer waren von Landwirtschaft geprägt, während Willstätt ein Handwerkerdorf war und seit dem frühen 17. Jahrhundert das Marktrecht besaß.

### *Zwei Mühlen prägten lange Zeit das Dorfbild*

Die genauen Standorte können erst ab dem 17. Jahrhundert belegt werden.

Im 15. Jahrhundert wurden auf der Gemarkung Willstätt sogar drei Mühlen erwähnt.

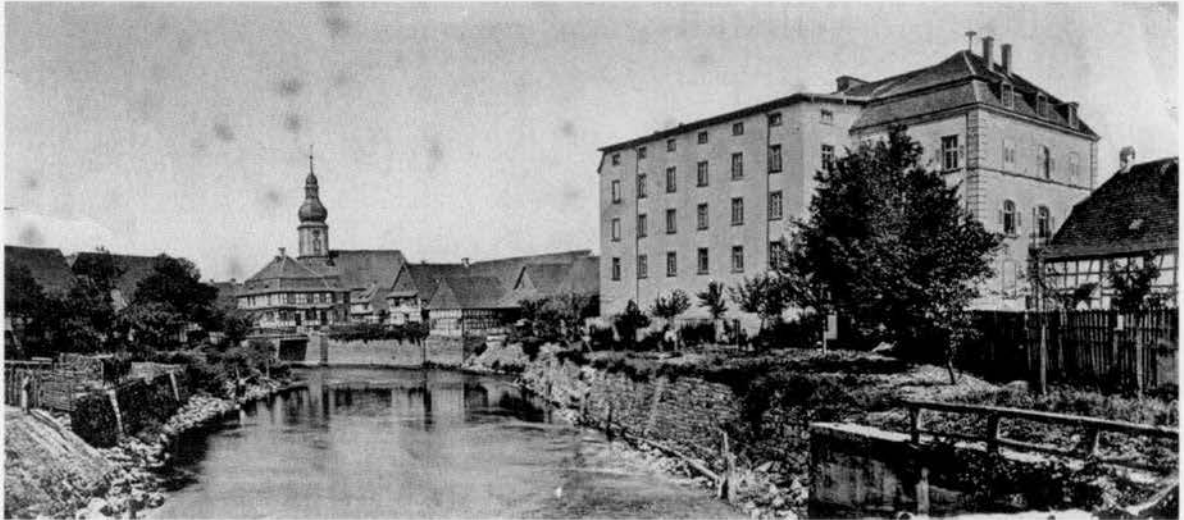
Die Existenz einer Waldmühle ist nur bis 1480 nachvollziehbar. Sie stand vermutlich in der Nähe des herrschaftlichen Waldes, der damals bis zur Dorfnähe reichte.

Die Mühlen gehörten zur Grafschaft Hanau-Lichtenberg.

Es ist festgehalten, dass um 1482 der Ernteertrag, aufgrund einer Pilzkrankheit (Getreiderost) sehr spärlich war. Das durch diese Krankheit geschädigte Getreide nannte man „Butzelkorn“, heute noch „Butz“ genannt.

In jener Zeit wurde der Ertrag der beiden Mühlen nicht in Geld, sondern in Korn (Weizen und Roggen) aufgerechnet. Etwa um 1500 wurde nur noch eine Mühle erwähnt, in der jährlich 200 Viertel Molzer, ein Gemisch aus Weizen und Roggen, verarbeitet wurde. Während der Reformation (1552) wurde das Schloss, der Flecken, die Mühle und der Müller von den Spaniern ganz ausgeplündert und 100 Viertel Korn entwendet (1 Viertel ca. 25 l).

Der Bau einer neuen herrschaftlichen Mühle um 1610 erforderte von der Bevölkerung schwere Frondienste. Sie stand an dem Platz, eng an der



*Große Mühle an der Kinzig vor 1888*

Kinzig, wo das jetzige Mühlengebäude steht. Die Wasserzuleitung erfolgte vermutlich durch einen Graben mit primitivem Bretter- und Bohlenbelag. Danach muss noch eine kleine Mühle erbaut worden sein, denn am 20. Februar 1632 eroberten die Kaiserlichen unter Pfalzgraf Christian von Birkenfeld Willstätt und zerstörten 46 Häuser. In der Geschichte des Hanauerlandes von Dr. J. Beinert lesen wir, „dass die beiden Mühlen erhalten blieben, jedoch der darin gelagerte Fruchtvorrat von 6.000 Vierteln verbrannte. Der Schaden in der großen Mühle wurde auf 50.000 Reichstaler geschätzt“.

Am 19. September 1634 erstürmten die Kroaten Willstätt und brannten alle Gebäude, die 1632 verschont blieben, nieder.

Das nach dem 30-jährigen Krieg neu aufgebaute Willstätt wurde 1677 von den Franzosen überfallen. Das Schloss, die Mühle und alle Wohnhäuser wurden in Brand gesteckt.

Der 1601 in Willstätt geborene Satiriker, Staatsmann und Pädagoge Hans Michael Moscherosch schrieb 1634 an seinen Freund Melander von der einstigen Schönheit seines Heimatdorfes folgende Zeilen:

*„Doch, ach Melander, wann Du kommst nach Sittewald  
Und die vor schöne Stätt jetzt siehest in Gefilden,  
In Kirch, Schloss, Gärten, Mühle, Häusern ungestalt,  
Ach, so bezeuge doch mein armes Vatterland!  
Das Haus, darin ich bin an diese Welt geboren,  
Das ist durch Schnauberey in Feur und Rauch verlohren.“*



*Kleine Mühle etwa um 1955*

### *Die kleine Mühle*

Die kleine Mühle entstand 1688 auf dem nördlichen Schlossplatzgelände, nachdem ein neuer Mühlgraben (Plauelbach) in Richtung Kork angelegt worden war. Sie war eine Kundenmühle, d. h. die umliegenden Dörfer mussten ihr Getreide in Willstätt mahlen lassen, oder sie brachten ihr Getreide und tauschten dies in Mehl um.

Gemahlen wurden außer Frucht noch Erbsen, Bohnen und Welschkorn (Mais). Wenn in Erfahrung gebracht wurde, dass die Bauern aus den umliegenden Dörfern in anderen Mühlen ihr Getreide mahlen ließen, wurden sie, mit dem von der gräflichen Herrschaft auferlegten Mühlenbann von fünf Gulden, bestraft.

Durch eine Geldentschädigung konnte 1835 der Mühlenbann abgelöst werden.

Beide Mühlen mussten 1715 infolge des spanischen Erbfolgekrieges wieder instand gesetzt werden, wozu 43 Eichenstämme aus dem Endingerwald in Fronarbeit nach Willstätt transportiert werden mussten.

Im Jahre 1724 wurde das erste überdachte Wehr erbaut, eine Verbauung in der Kinzig, um einen Teil des Wassers in den Mühlenkanal zu leiten.



*Überdachtes Kinzigwehr anno 1900*

Das Wehr wurde und wird auch heute noch im Volksmund als „Dich“ (Teich) bezeichnet.

Beide Mühlen wurden von Pächtern betrieben und gingen 1843 an den Badischen Staat über. Im Jahre 1843 kaufte der Müller Johann König die kleine Mühle vom Badischen Staat.

Nach seinem Tode übernahm sein Sohn Georg Wilhelm, der ebenfalls Müller war, die Kundenmühle und bewirtschaftete sie bis 1916.

Er war von 1889 bis 1903 auch Bürgermeister von Willstätt.

Georg W. König hatte drei Töchter, aber keinen männlichen Nachkommen, der die Mühle hätte weiterführen können. Die Schwiegersöhne hatten andere Berufe und zeigten kein Interesse an der Weiterführung. Die kleine Mühle wurde mangels Nachfolge 1916 stillgelegt.

Die Enkeltochter Marie und ihr Ehemann Albert Lasch waren an der Weiterführung der kleinen Mühle interessiert und übernahmen 1922 den Betrieb. Im Gegenzug mussten sie den Großvater Georg W. König in guten und schlechten Tagen versorgen.

Die Bauern waren froh, dass sie das Getreide wieder im Dorf mahlen lassen konnten. Zusätzlich zur Mühle eröffneten Marie und Albert Lasch 1926 eine Bäckerei und belieferten vorwiegend Kunden außerhalb des Dorfes. Mit einfachsten Transportmitteln, wie Leiter- und Pferdewagen, wurde das frische Brot in Weidenkörben verpackt, an den Bahnhof nach Kork gefahren.

Als 1928 amerikanisches Getreide auf den deutschen Markt drängte und die hiesigen Landwirte Absatzprobleme bekamen, wollte Albert Lasch auf





*Darstellung der Kleinen Mühle beim 100-jährigen Jubiläum des Gesangsvereins  
1953 Müllermeister Ernst Lasch (weiße Jacke)*

diesen Notstand hinweisen und ließ folgenden Slogan auf die Verpackungen aufdrucken:

*„Aus deutschem Korn und Mehl dein Brot, weil deutsche Bauern sehr in Not.“*

Großabnehmer war der 1934 gegründete Reichsarbeitsdienst. Mühle und Bäckerei hatten Hochkonjunktur, denn von 1939 bis 1945 war die Wehrmacht Großkunde. Viele Willstätter fanden hier einen sicheren Arbeitsplatz.

Die Mühle wurde bis 1938 mit einem Wasserrad betrieben. Das Wasserrad wurde durch eine Turbine ersetzt.

Nach Kriegsende wurde der Betrieb von den Franzosen beschlagnahmt und erst 1949 wieder zurückgegeben.

Die Mühle und Bäckerei erlebten eine Renaissance und wurden einer der wichtigsten Arbeitgeber und Gewerbesteuerzahler in Willstätt.

Die Hanauer Brotfabrik belieferte unzählige Kunden in Süd- und Nordbaden. Der erste Großkunde war die Firma Gottlieb in Freiburg.



*Kleine Mühle mit Storchennest  
im Hintergrund*

Um wettbewerbsfähig zu bleiben wurde die Mühle von Sohn Ernst Lasch, Müllermeister, der den Betrieb 1973 übernommen hatte, zweimal modernisiert. Sie konnte jedoch gegenüber den Großmühlen im Lande nicht Stand halten und wurde 1981 stillgelegt.

Ernst Lasch konzentrierte sich nun auf die Bäckerei und vergrößerte diese zu einer leistungsfähigen Großbäckerei, die täglich große Gebiete in Baden-Württemberg mit frischem Brot versorgte.

Ernst Lasch übergab 1989 den Betrieb an seinen Sohn Martin. Nach dem Bau einer kompletten Konditorei und Frosterräumen konnte die eigene Ladenkette „Martins-Beck“ aufgebaut werden. Im Stammbetrieb waren 85 Arbeitnehmer und in den Bäckereien weitere 100 Personen beschäftigt. Aus Konkurrenz- und Preisdruckgründen wurde der Betrieb am 29. Juli 2000 eingestellt.

Seit vielen Jahrzehnten bevölkern Störche den Schornstein der einstigen Mühle. Als der Schornstein im 2. Weltkrieg beschädigt wurde, ließ ihn Albert Lasch für die Störche wieder aufbauen, jedoch nicht mehr in der ursprünglichen Höhe. Das Storchennest fügt sich wohltuend in das Fachwerkensemble ein.

### *Die große Mühle*

Die große Mühle kauften 1843 die Gebrüder Bertinet aus Chalon zu einem Preis von 32.750 Gulden.



*Blick von der Kinzigbrücke*

Nach dem Kauf der Mühle verlangte das Großherzogliche Bezirksamt in Kork von der Gemeinde Willstätt den Nachweis, dass die Gebrüder Bertinet das Bürgerrecht beantragt und die Erlaubnis zum Aufenthalt in Willstätt erhalten hatten, da es Ausländern nicht zustehe, im Inland ohne Genehmigung ein Gewerbe zu betreiben.

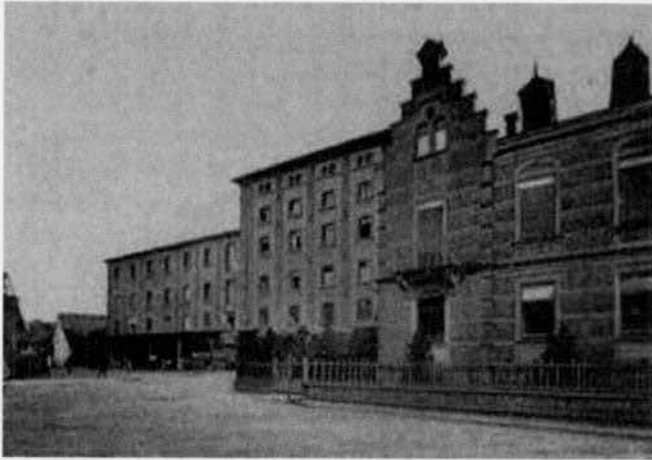
Das Bürgermeisteramt musste gegenüber dem Großherzoglichen Bezirksamt über die Kompetenz der Gebrüder Franz Eugen und Johann Nikolaus Karl Bertinet Zeugnis abgeben, dass sich die beiden mit glaubhaften Urkunden über ihre Person und Vermögen ausgewiesen hatten. Die Gemeinde bescheinigte den Gebrüdern feine Bildung, edles und würdiges Benehmen und dass sie das Gewerbe zur allgemeinen Zufriedenheit des Publikums ausüben würden. Die Gemeinde beantragte in folgendem Wortlaut die nachträgliche Genehmigung:

„Hohe Regierung beliebe den Mühlenkauf der Gebrüder Bertinet die polizeiliche Erlaubniß erteilen zu wollen.“

Willstätt, den 28. Juli 1844

(Auszüge aus Unterlagen der Gemeinde Willstätt)

Die große Mühle wurde 1869 an den aus Göppingen stammenden Friedrich Kraus verkauft, der die Mühle sehr erfolgreich weiterführte. Kraus war der größte Gewerbesteuerzahler der Gemeinde.



*Wiederaufgebaute Mühle  
mit Privatvilla*

Die Mühle spielte im Leben der Willstätter eine wesentliche Rolle. Sie war Arbeitgeber für viele Müller, Fuhrleute und Handwerker der verschiedensten Branchen.

Jeden Morgen fuhren die hochbeladenen Mehlwagen nach Straßburg, um abends mit Weizen beladen der Mühle neues Arbeitsmaterial zu bringen. Auch das Renchtal und die Lahrer Gegend gehörten zum Geschäftsbereich der hiesigen Kunstmühle (Kunstmühle = privilegierte Bezeichnung für ein modernes Mühlenwerk).

In der Nacht vom 30. September /1. Oktober 1888 riss ein Großfeuer die Dorfbewohner aus ihrem Schlaf. Der Schreckensruf „die Mühle brennt“ ging durch das ganze Dorf. Vergeblich versuchte die Bevölkerung den Brand zu löschen. Es wurde eine Menschenkette bis zur Kinzig gebildet, um mit Eimern, die von Hand zu Hand gereicht wurden, den Brand zu löschen. Eine Feuerwehr gab es in jener Zeit noch nicht im Ort.

Die Mühle samt Privatvilla brannte bis auf die Grundmauern nieder. Die Funken flogen durch das ganze Dorf bis nach Legelshurst. Sie durchlöcherten die zum Trocknen aufgehängte Wäsche.

12.000 Zentner Getreide verbrannten. Der Gebäudeschaden betrug 325.000 Goldmark.

Mit dem Schutt der Mühle wurde der Garten der Villa Scheer, der durch den Wallgraben des ehemaligen Schlosses tiefer lag, aufgefüllt. Nur unter größter Mühe konnten später in diesem Garten wegen des Bauschutts Bäume gepflanzt werden.

### *Neubeginn*

Kraus ließ ein neues, modernes Mühlenwerk mit dem ersten elektrischen Licht in der ganzen Umgebung erbauen. Nur der große Straßburger Hauptbahnhof verfügte bereits über elektrisches Licht. Die neue Mühle wurde in je einem vier- und sechsstöckigen Trakt wieder aufgebaut. Das Walmdach wurde durch ein Flachdach ersetzt.



*Turbinenneubau 1901*

Das neue Werk wurde am 19. Januar 1891 wieder eröffnet. Als der 25-jährige Sohn Paul die Mühle zum ersten Mal in Betrieb setzen wollte, geriet er in die Transmission und verstarb noch am selben Tage. Bis zum Jahr 1896 führte Kraus die Mühle weiter und verkaufte sie aus Kummer über den frühen Tod seines Sohnes an seinen Buchhalter Litterst aus Legelshurst. Dieser gründete 1900, zusammen mit Wilhelm Fießler aus Pforzheim, die „Willstätter Mühlenwerk AG“.

Bereits 1892 bemühte sich die Gemeindeverwaltung um den Bau einer Eisenbahn von Offenburg über Willstätt nach Kehl, um die Transporte der hiesigen Betriebe, besonders der Mühle, kostengünstiger anbieten zu können. In einem Schreiben vom 9. Januar 1892 an das „hochpreisliche Staatsministerium“ wird die Mühle als „wohl die größte Badens“ erwähnt.

Der Bau einer Eisenbahn scheiterte an der Finanzierung.

In der Zeit um 1900 entstanden in Mannheim und Ludwigshafen sowie im Straßburger Rheinhafen moderne Großmühlen, die unter viel günstigeren Bedingungen arbeiten konnten, als die von Bahn und Schifffahrt weit entfernte Willstätter Mühle. 1901 wurde zur besseren Ausnutzung der Wasserkraft eine Francis-Turbine eingebaut. Durch die schnell laufende Turbine konnte das kraftschluckende Übersetzungsverhältnis des langsam



*Anbau des Elektrizitätswerkes anno 1910*

laufenden Wasserrades zu den Mahlgängen reduziert werden. Fast zeitgleich wurde 1903 eine Licht- und Kraftzentrale eingebaut.

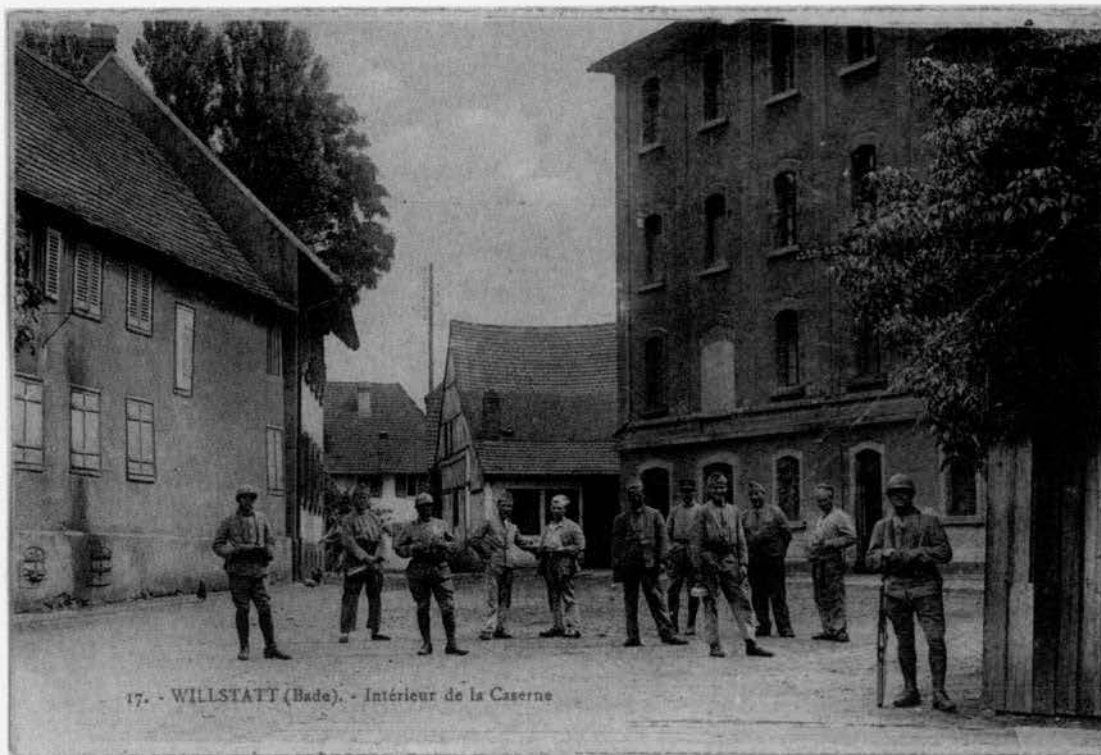
Am 10. August 1905 ging über Willstätt und die umliegenden Ortschaften ein großes Hagelunwetter nieder, das die ganze Ernte vernichtete. Das Dach der Mühle wurde heruntergeschleudert.

### *Nutzungsänderung*

Die Mühle arbeitete bis 1909 unter großen Verlusten, und so vollzog sich im Zuge der Zeit ihr unabwendbares Schicksal. Die Aktionäre verloren ihr Geld und die Geduld. Der Betrieb musste eingestellt werden und viele Frauen und Männer wurden arbeitslos. Die Walzenstühle und die wertvollen Maschinen wurden ausgebaut und als Schrott verkauft.

Das Mühlenwerk ging 1909/1910 in den Besitz der Rheinelektra (Elektrizitätswerk) über und wurde in die „Willstätter Elektrizitätswerk AG“ umgewandelt.

Die Wasserkraft wurde durch den Anbau eines modernen Elektrizitätswerkes ausgenutzt. Die ausführende Baufirma, ein Frankfurter Unterneh-



*Französische Besatzer nach dem 1. Weltkrieg*

men, machte bei diesem Bau Pleite, da während der Tiefbauarbeit wiederholt eintretende Hochwasser alle Berechnungen zunichte machten. Die Räumlichkeiten der Mühle standen leer und wurden gelegentlich zweckentfremdet genutzt.

Im Jahre 1911 entstand durch den Einbau von zwei neuen Francis-Turbinen ein richtiges Elektrizitätswerk. Ab 1913 hieß der Betrieb „Rhein-ektra-Schuckert AG“, die mit dem Überlandwerk in Achern zusammenarbeitete und zahlreiche Städte und Dörfer mit Strom versorgte. Eine der 1911 eingebauten Turbinen wurde 1988, die zweite Turbine wurde 1996 durch moderne Maschinen ersetzt.

Nach dem 1. Weltkrieg waren bis 1928 die französischen Besatzer in der Mühle einquartiert. In den Stallungen der Mühle waren deren Pferde untergebracht. Schulkinder machten auf dem Heimweg gerne einen Umweg an der Mühle vorbei, wo sie von den Soldaten Schokolade und Weißbrot geschenkt bekamen. Die französischen Soldaten haben vor der Mühle in großen Steintrögen ihre Wäsche mit feiner Seife gewaschen, während die Willstätter nur Sandseife zur Verfügung hatten.

In den Jahren 1928 bis 1930 wurde das Wehr umgebaut und neu gestaltet. Die große Mühle diente nach dem 2. Weltkrieg lange als Tabakfermentierlager der Firma Geyer-Ferber. Jahre später wurde sie von der Firma



*Belegschaft der Rothändle  
auf dem Dach der Mühle*

Rothändle aus Lahr als Tabaklager genutzt. Viele Frauen fanden hier in den Nachkriegsjahren einen Arbeitsplatz. Das Büro war gegenüber im Gasthaus Rappen im 1. Stock untergebracht.

Als Rothändle ihren Betrieb einstellte, wurden die Räumlichkeiten an verschiedene Firmen vermietet. Lange Jahre diente sie der BASF als Warenlager und später der Post als Paketumschlagplatz.

Im Zuge der Globalisierung schlossen sich die Geschäftsstellen der Strombetreiber Oberkirch und Willstätt zum Kraftwerk Willstätt zusammen, in deren Besitz sich der Turbinenanbau mit dem Grundstück zur Kinzig befindet.

Das Kinzigwehr wurde 1981 umgebaut und zeitgemäß erneuert.

Um den Mühlenbau vor dem Abriss zu retten, wurde sie von der Gemeinde 1995 für 283.000 Mark von der Rheinelektra abgekauft.

Seither werden in den oberen Etagen vom Arbeitskreis „Brauchtum und Geschichte“ gesammelte Gegenstände, für ein seit Jahren in der Mühle geplantes Museum, gelagert.

Am „Tag der offenen Tür“ im Juli 1999 wurde ein Teil der restaurierten, landwirtschaftlichen Geräte und Maschinen der Bevölkerung vorgestellt. Die Ausstellung fand bei den Besuchern große Beachtung. Viele von ihnen hatten die großen Innenräume der Mühle noch nie gesehen.

Am 26.12.1999 wurde durch den Orkan „Lothar“ das Dach des viergeschossigen Traktes weggerissen und 2004 durch eine Glaskuppel ersetzt. Damit wurden für den oberen Raum hervorragende Lichtverhältnisse geschaffen.

Im November 2004 waren in dieser Räumlichkeit mehrere Ausstellungen von historischen Fotografien und Postkarten sowie eine Dokumentation „150 Jahre Kindergarten“ von Willstätt und eine Präsentation von historischen Schlitten und Handwagen zu sehen.

Die einstige, über das Land hinaus bekannte Mühle soll nun einer neuen Nutzung zugeführt werden. Die Gemeindeverwaltung ist bemüht hierfür Investoren zu finden.





*Ausstellung vom  
14. November 2004*

### *Hommage an die Mühle*

Die wechselvolle Geschichte der „Großen Mühle“ ist fest in Willstätt verankert. Sie ist nicht nur Geschichte, sie hat Geschichte geschrieben. Der Backsteinkoloss erhebt sich aus der Kinzig wie ein Ungeheuer und scheint die im Gegensatz zu ihr klein wirkenden Häuser auf dem Mühlplatz beschützen zu wollen.

Von welcher Seite man seinen Fuß in das Dorf setzt, sieht man außer der Barockkirche, dem stattlichen Rathaus, das mächtige Mühlengebäude, das man nicht wegdenken mag.

### *Anekdote zur Mühle „Das sonderbare Telegramm“*

Der Kunstmühlenbesitzer Kraus in Willstätt war ein derber Schwabe. Groß und schwer von Gestalt, hatte er die 100-Kilo-Grenze weit hinter sich gelassen und konnte oftmals nach Schwabenbart mit seinen Leuten, die ihn aber trotzdem recht gern hatten, saugrob umgehen. Seine Hauptkundschaft hatte er in dem benachbarten Straßburg, so daß er dort fast täglich zu tun hatte. Morgens brachte ihn jeweils einer seiner Leute mit dem kleinen Koupee, dessen Inneres er völlig ausfüllte, nach Kork an die Bahn, und

abends mit dem Sechs-Uhr-Zug wurde er dort wieder abgeholt. Eines Tages verspätete er sich, und da er den von ihm gewöhnlich benutzten Zug nicht mehr erreichen konnte, gab er im Postamt am Münsterplatz folgende Depesche auf:

*„Kunstmühle Willstätt“  
Der Teufel soll mich erst um 10 Uhr holen.  
Unterschrift: Kraus*

*Kopfschüttelnd las der Beamte am Schalter den sonderbaren Text dieses Telegrammes und gab es dann dem Aufgeber mit den Worten zurück, dass er dasselbe nicht annehmen könne, da es gegen seine Dienstvorschrift und gegen die guten Sitten verstoßen würde. Da sagte Kraus in seinem unverfälschten schwäbischen Dialekt lachend zu dem Beamten: „Sie könnet es ruhig abschicke, wisset Sie, i hab sechs Fuhrknecht, wo älli Toifel hoïße, on oiner von der sälle, nit der wo Sie moinet, der soll mich in Kork hole.“*

*Quellen:*

Beinert, Johannes: Geschichte des badischen Hanauerlandes. Kehl 1909  
Johann Jockers†, Willstätt  
Ernst Lasch, Willstätt  
Historische Mühlenkunde: [www.deutsche-muehlen.de](http://www.deutsche-muehlen.de)  
Gemeinde-Archiv Willstätt

## 200 Jahre Scheffel-Gymnasium Lahr<sup>1</sup>

*Wolfgang Gunz*

In einem schmucken, erst 28 Jahre alten Lahrer Betonbau, der den Namen des im Jahre 1826 geborenen Heimatdichters Viktor v. Scheffel trägt, wird im Jahre 2004 der 200-jährige Geburtstag dieser Schule gefeiert. Wie lassen sich diese Daten und dieser Name miteinander in Einklang bringen? Ganz einfach: Es handelt sich um ein- und dieselbe schulische Einrichtung, deren urkundlich bestätigte Gründung auf den 22. November 1804 zurückgeht, die aber, wie alles im Laufe seines Lebens, mehrfach ihr äußeres Gewand gewechselt hat und erst nach Ablauf von 133 Jahren überhaupt einen eigenen Namen und nach weiteren 11 Jahren im Jahre 1948 ihren endgültigen heutigen Namen erhalten hat.

Wie war es zur Gründung dieser Schule gekommen? Mehrere synergetisch wirkende Umstände müssen dafür verantwortlich gemacht werden. Schon nach 1800 konnten die Bildungsbedürfnisse der aufstrebenden Handels- und „Industriestadt“ Lahr von der damals bestehenden Lateinschule nicht mehr alleine abgedeckt werden. Im Jahre 1803 wird Lahr aus der Hessisch-Nassauischen Herrschaft entlassen und dem unter dem Einfluss Napoleons kürzlich gegründeten Großherzogtum Baden zugeschlagen. Dessen Landesherr, der Kurfürst Karl-Friedrich, macht in drei Edikten den Ausbau des Schulwesens zu einem vorrangigen Anliegen. Und im für das Bildungswesen am Hofe in Karlsruhe zuständigen Konsistorium hat der mit der Fabrikantenfamilie Lotzbeck verwandte Kirchenrat Sander einen Sitz, so dass man von dort aus der Stadt Lahr schließlich im Spätjahr 1804 grünes Licht für die Einrichtung eines „Pädagogiums“ gibt. Die Stadt Lahr wählte den 22. November – den Geburtstag des Landesvaters – als geeignetes Datum für die feierliche „Inaugurierung“ der neuen Lehranstalt aus. Da in ihr nur Knaben Aufnahme fanden, wurde in den gleichen Räumlichkeiten und mit denselben Lehrkräften, jedoch mit deutlich reduziertem Lehrplan noch eine „Töchterschule“ für die bildungswilligen Mädchen aus Lahr angegliedert. Das neugegründete Pädagogium nimmt noch im Winterhalbjahr 1804/5 mit 4 Lehrkräften und 24 Schülern seinen Unterricht im eigens dafür hergerichteten „Kriegischen Haus“ an der Ecke Schlossplatz/Marktstraße auf.

Was und wie wurde nun an diesem Pädagogium unterrichtet? Zunächst gab es keine Klasseneinteilung der Schüler nach ihrem Alter, sondern drei Abteilungen, denen man je nach seinem Kenntnisstand in den einzelnen Fächern zugewiesen wurde. Im Fächerkanon dominierten vor allem die alten Sprachen Latein und Griechisch, auch Deutsch hatte einen größeren



*Das neue Scheffelgymnasium*

Stundenanteil, als einzige moderne Fremdsprache wurde Französisch unterrichtet. Immerhin tauchen auch die „Naturwissenschaften“ wie Geographie, Mathematik, Naturgeschichte und Naturkunde mit einem bescheidenen Stundenanteil auf. Völlig unerwartet für heutige Verhältnisse ist der Unterricht in Fächern wie Mythologie und Prosodie (Sagen- und Verskunde), Technologie, Zeitungslektüre und der hohe Anteil an Stunden in den Fächern Kalligraphie (Schönschreiben) und Zeichnen. In der ersten Abteilung wurden wöchentlich 22 Stunden, in der 2. und 3. Abteilung 32 Stunden Unterricht erteilt. Dieser war auf vier Vormittagsstunden und zwei Nachmittagsstunden (auch am Samstag) aufgeteilt.

Im Jahre 1840 erfolgte ein erster entscheidender Schritt zur Veränderung der Struktur der Schule. Das Pädagogium wurde in ein Gymnasium umgewandelt. Die Schüler waren jetzt in sieben Klassen (von Prima bis Oberquinta) eingeteilt. Der Unterricht in Latein, Griechisch, Französisch, aber auch in Geschichte und Naturgeschichte wurde intensiviert, neu hinzu kamen die Fächer Hebräisch, Geometrie und Gesang. Seit 1850 gibt es eine Vorschule zum Gymnasium. Die inzwischen ständig gewachsene Töchtererschule wird 1841 vom Gymnasium abgetrennt und in eine „Privatanstalt“ umgewandelt.

Im Zusammenhang mit einer Neuordnung des Schulwesens nach preubischem Muster erhielt die Schule im Jahre 1871/72 den Status eines Progymnasiums. Ebenso wurde die Bezeichnung der einzelnen Klassen, umgekehrt wie zuvor, in die Reihenfolge gebracht, wie sie noch den Älteren unter uns geläufig ist: man trat in die Sexta ein und war nach 7 Jahren in



*Das alte Scheffelgymnasium*

der Obersekunda angekommen. Im Schuljahr 1874/75 erfolgte eine Aufspaltung in das bisherige 7-jährige Progymnasium und das 6-jährige Realgymnasium, die aber später mangels Nachfrage nach dem zuletzt genannten Schultyp wieder aufgegeben wurde.

Das Jahr 1881 brachte dann die entscheidende Veränderung in Richtung des heutigen Status der Schule. Am 1. April wurde das bisherige Progymnasium zu einem 9-jährigen Vollgymnasium erweitert, an dem man die Reifeprüfung ablegen und damit die Zugangsberechtigung zum Universitätsstudium erwerben konnte. 1883 fand dann für 11 Schüler das erste Abitur der Schule statt.

Schulgeschichte ist immer eng mit den Gebäuden verknüpft, in denen Schule stattfindet. Diese Regel gilt mutatis mutandis auch für das Scheffelgymnasium. Wie bereits erwähnt, nahm die Schule ihren Unterrichtsbetrieb als Pädagogium im Jahre 1804 im so genannten Kriegischen Haus am Schlossplatz/Ecke Marktstraße auf. Die wachsende Schülerzahl erforderte dann im Jahre 1840 einen Umzug in den Nordflügel der neu erbauten Luisenschule. Dort verfügte man über nach damaligen Maßstäben großzügige Verhältnisse, die erst durch den spektakulären Brand dieses Gebäudes im Jahre 1877 und die damit verbundenen Schäden und Verluste an der wertvollen Bibliothek und dem Naturalienkabinett eine empfindliche Einbuße erlitten. Zunächst musste man sich zur Aufrechterhaltung des Schulbetriebes mancher Provisorien bedienen, bis man am 11. Sept. 1878 in der Kaiserstraße eine ehemalige Villa der Gebr. Lotzbeck mit Nebengebäude beziehen konnte (die heutige Eichrodschule). Das war auch das Gebäude, in dem sich, wie bereits erwähnt, die Schule zum Vollgymnasium mauserte. Das Nebengebäude konnte sogar zu einer eigenen Turnhalle umgewandelt werden, so dass auch in diesem Bereich den Anforderungen der „neuen Zeit“ Genüge geleistet werden konnte. Allein das weitere Wachstum dieser Bildungseinrichtung führte bereits nach einigen Jahren zum Ruf nach einer



*Das Lotzbecksche Haus (heutige Eichrodt-Schule)*

besseren Unterbringung. Besonders dringlich wurde dieses Anliegen durch die Schwierigkeiten, die militärische Einquartierungen während des 1. Weltkrieges und insbesondere die schweren Beschädigungen durch einen Fliegerangriff im Dezember 1917 mit sich brachten. Und selbstverständlich war der normale Schulbetrieb auch durch die Einziehung von Lehrkräften und Schülern sowie durch die allgegenwärtigen Mangelzustände (z.B. beim Heizungsmaterial) während der Kriegsjahre erheblich gestört. So schien im Jahre 1923, als man den Neubau auf dem Areal der alten Tiergarten-Mühle an der Nordseite der Lotzbeckstraße beziehen konnte, beinahe eine neue Ära für das Lahrer Gymnasium angebrochen zu sein. Zwar hatte dabei, bedingt durch das Umdenken im pädagogischen Bereich durch die gesellschaftliche „Revolution“ nach dem 1. Weltkrieg, vorübergehend auch die Struktur der Schule als humanistisches Gymnasium zur Disposition gestanden. Indes reichten paradoxerweise die finanziellen Mittel der Stadt doch nicht aus, um gänzlich auf ein Realgymnasium mit deutlich höheren Schülerzahlen umzuschalten.

Wiederum erhebliche Veränderungen in der inneren Struktur und im schulischen Alltag des Scheffelgymnasiums brachte die Zeit des Nationalsozialismus. Zwar konnte der Charakter des humanistischen Gymnasiums unter dem Titel „Altsprachliche Nebenform“ erhalten bleiben, gleichwohl

gab es gerade bei den Alten Sprachen erhebliche Einbrüche in der wöchentlichen Stundenzahl. Das wirkte sich dann auch auf die Lerninhalte in diesen Fächern aus. Der Anteil der Deutsch-Lateinischen Übersetzung wurde radikal beschnitten, Auswahl und Interpretation der originalsprachlichen griechischen und lateinischen Texte bekamen zumindest teilweise einen nationalpolitischen Touch. Dafür nahm das Fach Leibeserziehung vergleichsweise zur früheren Stellung am Gymnasium einen gewaltigen Aufschwung. In allen Klassen der gesamten Schullaufbahn waren dafür fünf Wochenstunden vorgesehen. Ebenso wurden den Fächern Deutsch, Geschichte, Mathematik und allen Naturwissenschaften höhere Stundenzahlen zugewiesen. Dafür wurde die gesamte Schulzeit auf acht Jahre verkürzt und die alte Benennung in lateinischen Ordnungszahlen durch eine einfache Nummerierung von 1 bis 8 ersetzt. Der Schulalltag wurde von zahlreichen Feiern mit historischem oder politischem Inhalt durchbrochen. Im Schuljahr 1934/35 waren es 21. Und schließlich wurde der Schule nach 133 Jahren zum ersten Mal ein eigener Name zugewiesen. Von November 1937 an hieß sie Theodor-Körner-Gymnasium.

Erhebliche Einschnitte für den normalen Schulbetrieb brachte dann der Ausbruch des 2. Weltkrieges und die unmittelbare Nachkriegszeit. Teilweise Belegung mit Militär, Einquartierung von Klassen der Bölcke-Schule (späteres Max-Planck-Gymnasium) und der Handelsschule im selben Gebäude machten Schichtbetrieb notwendig, Einziehung von Lehrkräften zum Wehrdienst und später auch von Schülern als Luftwaffenhelfer störten den regelmäßigen Schulbetrieb erheblich und brachten ihn nach Artillerietreffern im Februar 1945 fast ganz zum Erliegen.

Nach Ende des Krieges musste auf Anordnung der französischen Besatzungsmacht das Gebäude ganz geräumt und die Friedrichschule, ja sogar einige Privathäuser und später die Handelsschule für den Unterricht genutzt werden. Die Schule trug wieder den einfachen Namen Gymnasium und wurde ab 1946 als neusprachliches Gymnasium mit der Eingangsfremdsprache Französisch geführt. Trotz alledem fand im Juli 1946 bereits wieder die erste Abiturprüfung statt. Im Jahre 1948 erhielt die Schule ihren endgültigen Namen: Scheffel-Gymnasium.

Durch intensive Bemühungen der Lehrer und der Elternschaft wurde 1950 die erneute Umwandlung in ein humanistisches Gymnasium erreicht, ab 1952 konnte man wieder in das alte Gebäude einziehen und dieses ab 1957 auch wieder alleine nutzen. Damit war die Fortführung der alten Tradition möglich gemacht worden. Die neuen Bildungsbedürfnisse der Nachkriegsära ließen jedoch die Anmeldezahlen für den rein altsprachlichen Gymnasialtyp anfangs der 1960-er Jahre so sinken, dass man sich im Jahre 1965/66 zur zusätzlichen Einführung des Neusprachlichen Zuges I mit der Möglichkeit, in Untertertia anstelle von Griechisch Französisch zu wählen, gezwungen sah. Im Jahre 1972/73 wurde dann noch ein mathematisch-

naturwissenschaftlicher Zug mit Französisch als 1. Fremdsprache und Englisch als 2. Fremdsprache hinzugefügt und 1974/75 durch die Wahlmöglichkeit in umgekehrter Reihenfolge ergänzt. So war bis zum Schuljahr 2003/04 das Scheffelgymnasium in Lahr ein Sonderfall in ganz Baden-Württemberg. Man konnte dort zwischen drei Eingangsfremdsprachen wählen: Latein, Englisch, Französisch.

Dieses erheblich erweiterte Bildungsangebot zusammen mit den insgesamt gestiegenen Schülerzahlen in Lahr und seiner Umgebung sowie die fortlaufende Erhöhung der Übergangsquote auf den Schultyp Gymnasium führten innerhalb kurzer Zeit zu einem solchen Schülerzuwachs, dass nicht einmal die Mitbenutzung der Eichrodt-Schule die Raum- und Ausstattungsprobleme im „Alten Scheffel“ lösen konnte. Daher ließ die Stadt Lahr für das Scheffel den großzügigen Neubau in der Otto-Hahn-Straße errichten, in dem seit dem Schuljahr 1977/78 unterrichtet wird und jetzt auch das 200-jährige Jubiläum dieser Schule gefeiert wurde.

Die neuerliche Umstellung in Baden-Württemberg auf das 8-jährige Gymnasium und der Verpflichtung, innerhalb der „Rheinschiene“ das neuerdings eingeführte Grundschulfranzösisch am Gymnasium fortzuführen, brachte nochmals eine Veränderung: Jetzt muss man sich am Scheffelgymnasium in Klasse 5 entweder für den gleichzeitigen Beginn mit Latein und Englisch oder für die Fortführung von Französisch und Neubeginn mit Englisch entscheiden.

Damit man sich eine konkrete Vorstellung von der Größe der Schule machen kann, seien nachfolgend noch die Zahlen der Schüler und der Lehrkräfte in einigen markanten Jahren genannt:

|      |          |      |             |    |
|------|----------|------|-------------|----|
| 1804 | Schüler: | 24   | Lehrkräfte: | 4  |
| 1884 | Schüler: | 234  | Lehrkräfte: | 11 |
| 1911 | Schüler: | 295  | Lehrkräfte: | 10 |
| 1934 | Schüler: | 164  | Lehrkräfte: | 14 |
| 1954 | Schüler: | 201  | Lehrkräfte: | 18 |
| 1974 | Schüler: | 409  | Lehrkräfte: | 29 |
| 1984 | Schüler: | 1145 | Lehrkräfte: | 79 |
| 2004 | Schüler: | 871  | Lehrkräfte: | 69 |

Nach diesen letzten in ihrem raschen Wechsel vielleicht verwirrenden Ausführungen über die innere Entwicklung der Schule von der rein altsprachlichen Bildungsanstalt bis zur heutigen, alle Bildungsbedürfnisse einer pluralistischen Gesellschaft abdeckenden Institution, sollen nun auch einige herausragende Schüler und Lehrkräfte erwähnt werden, die in ihrer Lebensgeschichte etwas mit dieser Schule zu tun hatten. Zuerst zu den Schülern!

Da wäre als erster Philipp Jakob Siebenpfeifer zu nennen, der im Jahre 1832 als Hauptredner beim Hambacher Fest – einer markanten Etappe des





*Ludwig Frank als Schüler*

liberalen Aufbruchs in Deutschland – auftritt. Er war 1789 in Lahr geboren worden und trat, von seinem Onkel gefördert, im Jahre 1804 in das neugegründete Pädagogium ein. Und obwohl er nur ein knappes Jahr lang diese Schule besuchte, taucht sein Name unter denjenigen Schülern auf, die wegen ihrer besonderen Leistungen in Französisch und Latein gelobt und prämiert wurden. Auch das Lahrer Wochenblatt erwähnt ihn in diesem Zusammenhang. Auf seinem weiteren Lebensweg kam er dann allerdings mit der Schule nicht mehr in Berührung.

Für eine andere, noch bekanntere Person der Vergangenheit, den 1864 in Jechtingen am Kaiserstuhl geborenen späteren Schriftsteller Emil Gött stellte das Lahrer Gymnasium eine Institution dar, in die er sich im Jahre 1883, nur ein Jahr vor seinem Abitur, aus den für ihn offensichtlich unerträglich gewordenen Verhältnissen am Freiburger Großherzoglichen Gymnasium (heutiges Berthold-Gymnasium) „flüchten“ konnte. Hier gelingt ihm die Integration bei seinen Mitschülern bestens, und auch zum damaligen Direktor der Anstalt, Weiland, scheint er trotz seiner schwierigen Persönlichkeit ein gutes Verhältnis entwickelt zu haben. Jedenfalls kann er hier im Jahre 1884, wenn auch nur mit dem Gesamtprädikat „hinlänglich“, sein Abitur ablegen. Lediglich im Fach Turnen erzielt er – wie auch schon in seiner vorausgegangenen Schulzeit – herausragende Leistungen. Nach

der Ableistung seines Abiturs beginnt Gött in Freiburg Romanistik und Sprachwissenschaft, Geschichte und Philosophie zu studieren und setzt dieses Studium in Berlin fort. Nach den vorliegenden Zeugnissen scheinen jedoch schon in dieser Zeit die Auseinandersetzung mit lebensreformerischen Bestrebungen und eigene literarische Versuche, insbesondere dramatische Theaterstücke, im Zentrum seiner Interessen zu stehen. Nachdem er 1890/91 wieder in die badische Heimat zurückgekehrt war, versuchte er unter dem Titel „Spatenkultur“ mit einem eigenen landwirtschaftlichen Projekt zuerst im Elsass, dann in Freiburg-Zähringen seine Ideen vom alternativen Leben in die Wirklichkeit umzusetzen. Wichtigste Kennzeichen dafür waren ein konsequenter Vegetarismus und der Verzicht auf jegliche Viehhaltung. Neben seiner weiteren Autorentätigkeit machte er sich durch teils skurrile, teils durchaus technisch verwertbare Erfindungen einen Namen: ein Rucksack mit integriertem Zelt und Hängematte, ein Frühbeetfenster aus Drahtpapier, ein Erdbohrer und vor allem die aus dem Ginster gewonnene Ramse-Faser. Doch all diese Vielseitigkeit konnte nicht verhindern, dass sein Leben ständig von finanziellen Engpässen geprägt war. Er starb dann auch verhältnismäßig früh im Jahre 1908 an einem Herzleiden, das schon 10 Jahre zuvor diagnostiziert worden war.

Ein anderer Schüler des Scheffelgymnasium, der später „Geschichte machte“, war der 1874 in Nonnenweier geborene Ludwig Frank. Die Förderung durch den Dorfgeistlichen führte im Jahre 1885 zu seinem Eintritt in die Quinta des damaligen Lahrer Gymnasiums. Zwar bezog Frank in Lahr eine Pennälerbude, aber am Wochenende trat er zu Fuß den Heimweg ins Elternhaus im Ried an und war am Montag Morgen nach einem ebenso langen Fußmarsch wieder pünktlich zur Stelle. Und obwohl einige kritische Bemerkungen Franks über die Institution Schule, wie sie sich ihm präsentierte, überliefert sind, entwickelte sich der junge Mann zu einem glänzenden Schüler, wurde Primus seines Abiturientenjahrganges und durfte auch die Abiturientenrede halten. In dieser trat er nun mit Thesen und Begriffen sozialistischer und marxistischer Couleur an die Schulöffentlichkeit, die in ihm während seiner Schulzeit durch die Kontakte zu sozialdemokratisch orientierten Mitgliedern des Lahrer Lessingvereins herangereift waren. Die Äußerungen wurden damals als so provozierend empfunden, dass man vorübergehend erwog, ihm das Zeugnis der Reife zu verweigern, es ihm dann aber letztendlich doch aushändigte. Sein ganzer weiterer Lebensweg stand dann unter diesen bereits in seiner Lahrer Schulzeit erworbenen Leitideen. Er studierte Rechtswissenschaften in Freiburg und Berlin, wurde Mitglied in der SPD, trat als Rechtsanwalt in Mannheim in die Kanzlei eines befreundeten Juristen ein und wurde 1907 für seine Partei Reichstagsabgeordneter des Wahlkreises Mannheim. In dieser Funktion geriet er zeitweilig wegen seiner Bemühungen um eine Zusammenarbeit mit den liberalen Parteien in Baden in einen Gegensatz zur offiziellen

Parteilinie. Je näher die radikale Konfrontation des 1. Weltkrieges rückte, desto mehr bemühte er sich um die Beschwichtigung der sich formierenden Kampfahne Frankreich und Deutschland. Zusammen mit einem Freund aus Lahrer Jugendtagen gelang es ihm im Mai 1913, 234 Abgeordnete des Reichstages und der französischen Kammer zu einer Friedenskonferenz in Bern zu versammeln und noch im Mai 1914 eine Nachfolgekonferenz in Basel zu veranstalten. Als aber dann am 1. August 1914 der ihm nahestehende französische Friedenskämpfer Jean Jaurès ermordet worden war, meldete sich Ludwig Frank freiwillig zum Kriegsdienst. Und bereits im September desselben Jahres fiel er bei einem Sturmangriff den feindlichen Geschossen zum Opfer.

Ein weiterer Schüler des Scheffelgymnasiums, der sich später als Europapolitiker bemühte, die tiefen Gräben wieder aufzufüllen, die der 1. und der 2. Weltkrieg zwischen den Nachbarn Frankreich und Deutschland gerissen hatte, soll hier noch erwähnt werden: Hans Furler. Er verbrachte seine gesamte Gymnasialzeit in dieser Schule, machte dort 1922 sein Abitur mit ausgezeichneten Noten, studierte ebenfalls Rechtswissenschaft und wurde selbstständiger Anwalt. Daneben arbeitete er auf rechtswissenschaftlichem Gebiet, was dann bereits vor dem 2. Weltkrieg zu einer außerplanmäßigen Professur an der TH Karlsruhe führte. Während des 2. Weltkrieges war er zeitweilig juristischer Sachbearbeiter bei der Zivilverwaltung im Elsass. Erst mit seinem Beitritt 1952 zur CDU begann seine Wende zum Politischen. Und dort galt dann sein ganzer Einsatz dem Gedanken der europäischen Einigung. Belohnt wurden diese Bemühungen 1960, als Hans Furler zum Nachfolger Schumanns als Präsident des Europäischen Parlaments berufen wurde. In dieser Position setzte er sich mit großer Energie dafür ein, weitere Staaten für den europäischen Gedanken zu gewinnen. Er konnte noch 1972 die Erweiterung der Gemeinschaft von sechs auf zehn Mitglieder mitfeiern, bevor er sich 1973 aus der aktiven Politik zurückzog und 1975 starb.

Natürlich lassen sich auch auf Seiten der Lehrkräfte Namen nennen, die sich mehr als andere in die Schulgeschichte einprägten. Das sind einmal drei Schulleiter, die besonders lange die Schule führten. Als erster wäre K. A. Gebhard zu nennen, der von 1836 bis 1861, mithin 25 Jahre lang Direktor der Schule war, und 1858 zum Ehrenbürger der Stadt ernannt wurde. Von Hause aus Theologe unterrichtete er auch in den alten Sprachen und versuchte schon in der damaligen Zeit, diese gegen Forderungen nach nützlichen Lehrgegenständen in Schutz zu nehmen. Der zweite, Hofrat Franz H. Kraenkel war Direktor von 1885 bis 1907 und zeichnete sich neben seiner Tätigkeit als Schulleiter auch als prominente Figur des Lahrer Stadtlebens aus. Er verstand es offensichtlich geschickt, zwischen den traditionellen Bildungsgütern und den Anforderungen der „neuen Zeit“ nach Umsetzung und Verwertbarkeit des erlernten Wissens zu vermitteln. Als

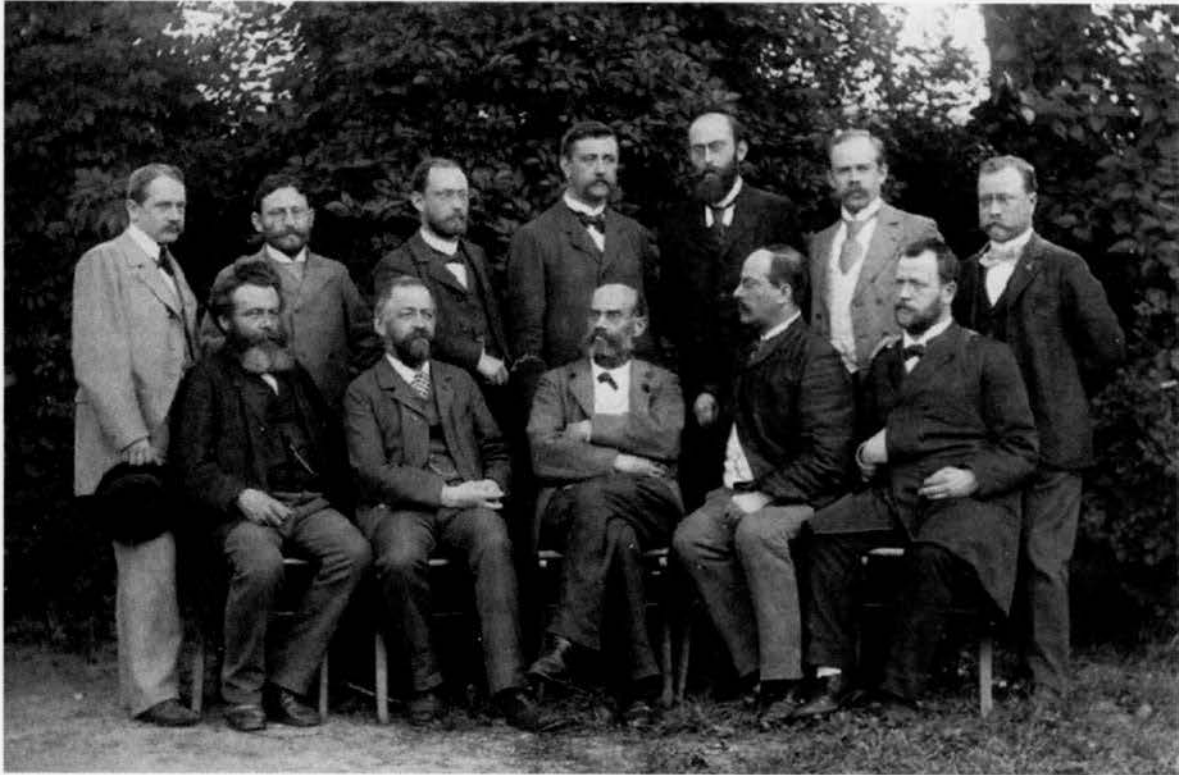
Stadtrat gestaltete er auch das politische Leben der Gemeinde mit, war Vorsitzender der „Magnatentafel“, einem Stammtisch der gebildeten und schaffenden Stände, verfasste unter dem Titel „Hermann der Befreier“ ein „Festspiel für die deutsche Jugend“, schrieb und veröffentlichte – wie erst nach seinem Tode bekannt wurde – unter einem Pseudonym Abenteuerromane, und scheute sich auch nicht, den damals keineswegs so angesehenen, neu aufgekommenen Fußballsport zu fördern. Ein dritter Schulleiter, Dr. phil. Hermann Steurer, Direktor von 1924 bis 1938, machte sich dadurch einen Namen, dass er in der Zeit des aufkeimenden und später beherrschenden Nationalsozialismus immer wieder Wege fand, die geforderte Umsetzung der neuen Ideologie im schulischen Alltag abzuschwächen. Nicht zuletzt deshalb konnte er mit Billigung der französischen Besatzungsmächte in der unmittelbaren Nachkriegszeit – und lange nach seiner Pensionierung – mithelfen, den damaligen Lehrermangel am Scheffelgymnasium durch eine Reaktivierung zu vermindern.

Neben diesen besonders verdienstvollen Schulleitern sollen noch drei weitere Lehrkräfte genannt werden, mit deren Namen sich besondere Assoziationen verbinden. Da ist einmal der Dekan Albert Förderer zu nennen, der 25 Jahre lang, nämlich von 1857–1882 katholischen Religionsunterricht erteilte, während dieser Zeit aber auch sowohl publizistisch, in der Kirchenverwaltung, vor allem aber kirchenpolitisch im Kulturkampf tätig war. Von seiner Beliebtheit und Wertschätzung zeugte der Trauerzug, der sich am 26.1.1889 zu seiner Beerdigung quer durch die Stadt formierte, nachdem er das Opfer einer Messerattacke eines antikirchlichen Fanatikers geworden war.

Auf eine einmalig lange Lehr- und Unterrichtstätigkeit in den Fächern Zeichnen, Gesang, Mathematik und Schönschreiben von genau 50 Jahren am Lahrer Gymnasium konnte Johann Christoph Schmitt zurücksehen, als er 1921 im Alter von 75 Jahren endgültig ausschied.

Von 1903 bis 1908 unterrichtete Joseph Wirth am Lahrer Gymnasium als Lehramtspraktikant die Fächer Mathematik und Naturwissenschaften – 20 Jahre später taucht sein Name unter den Reichskanzlern der Weimarer Republik auf!

Eine Schulgeschichte wäre unvollständig, wenn sie nicht auch Auskunft darüber erteilte, welche Rolle der Anteil des weiblichen Geschlechts sowohl als Schülerinnen wie als Lehrerinnen im Schulleben spielt und in der Vergangenheit spielte. In diesem Punkte kann das Scheffelgymnasium mit folgenden Fakten aufwarten. Seine erste Abiturientin namens Gisela Schmidt taucht im Jahre 1903 in den Schülerlisten auf. Dann bestehen wieder im Jahre 1912 und 1914 jeweils ein Mädchen das Abitur. In den Schülerlisten des Jahres 1910 sind von insgesamt 281 die Schule besuchenden Jugendlichen 12 Mädchen. Begann so in wenigen Fällen auch das weibliche Geschlecht sich allmählich den Zugang zur höheren Bildung zu



*Lehrerkollegium im Jahre 1896*

erobert, brachte die Zeit des Nationalsozialismus und sein Versuch, Frauen auf die Rolle der Mutter und Hausfrau festzulegen, wieder einen Einbruch. Im Jahre 1938 bedurfte es ganz besonderer Anstrengungen des damaligen Direktors Steurer, beim badischen Kultusministerium für vier besonders befähigte Mädchen mit sehr guten Resultaten bei der Aufnahmeprüfung endgültig den Schulbesuch zu ermöglichen. Betrachtet man heutzutage die Schülerstatistiken, so könnte man beinahe glauben, der eben erwähnte Fall habe sich nicht vor knapp 70 Jahren, sondern im „finsternen Mittelalter“ abgespielt. Denn unbehindert von einseitigen gesellschaftlichen Rollenerwartungen waren im Schuljahr 2003/04 von den 861 Schülern des Scheffelgymnasiums 477 Mädchen, was einem Anteil von ca. 57 % entspricht.

Und wie steht es bei den Lehrkräften? Sieht man von kurzzeitigen Vertretungen ab, so unterrichtete für immerhin 5 Jahre, und zwar vom Schuljahr 1941/42 ab, die erste weibliche Lehrkraft, Frau Maria Kiefer, an der Schule. Im Schuljahr 1949/50 dringt dann die auch außerhalb des Schullebens in Lahr vielen bekannte Hildegard Kattermann in die Männerdomäne der Lehrkräfte ein. Aber auch sie bleibt zunächst für etliche Jahre die einzige weibliche Lehrkraft in einem sonst rein männlichen Kollegium. Erst in den mittleren und späten 1970-er Jahren ändert sich das Bild schlagartig. Der Frauenanteil innerhalb des Kollegiums wächst ständig und hat im Jahre 2003 44 % erreicht.

Ebenso wenig unerwähnt soll die Rolle von Schülern am Schulleben bleiben, die sich zur jüdischen Religion bekannten. Während des ganzen 19. Jahrhunderts nennt die Schülerstatistik Einzelfälle von solchen Schülern aus Nachbargemeinden. Ihre Zahl nimmt zu, als sich nach 1860 auch wieder in Lahr Juden niederlassen. Einen Höhepunkt erreicht sie im Jahre 1892 mit 20 von insgesamt 177 Schülern, darunter auch der oben erwähnte Ludwig Frank. Daher wurde auch seit 1869/70 bis 1930, allerdings mit einer Unterbrechung in den 1880-er und 1890-er Jahren ohne erkennbaren Grund, israelitischer Religionsunterricht erteilt. In den 20-er Jahren des 20. Jahrhunderts findet man dann teilweise nur noch zwei Schüler jüdischen Glaubens verzeichnet. Der letzte Schüler dieses Bekenntnisses legte 1931 sein Abitur ab. Vom Jahre 1932 an tauchen in der entsprechenden Spalte der Schülerlisten nur noch Striche auf. Allerdings gibt es Aussagen einer im Jahre 1936 nach Israel ausgewanderten ehemaligen Schülerin, dass noch bis Mitte der 1930-er Jahre etliche jüdische Schüler/Schülerinnen das Lahrer Gymnasium besucht haben und in dieser Zeit auch mit grob judenfeindlichen Parolen durch Mitschüler konfrontiert worden sein sollen. Der Widerspruch zwischen dieser Aussage und der Aktenlage lässt sich nicht mehr klären. Sicher ist jedoch, dass die letzte Lehrkraft, die bis 1930 teilweise unentgeltlich israelitischen Religionsunterricht an der Schule erteilte und dafür jedes Jahr einen schriftlichen Dank ausgesprochen bekam, nämlich der Kantor der jüdischen Gemeinde in Lahr namens Bergheimer, später das Schicksal der übrigen Lahrer Juden teilte, nach Gurs deportiert und von dort ins Todeslager Auschwitz geschafft wurde.

Musis, Deo, Patriae – den Musen, Gott, der Heimat. Dieses Motto, in einem Emblem über dem Hauptportal des „Alten Scheffel“ eingemeißelt und ins „Neue Scheffel“, wenn auch nur in Form einer großflächigen Fotografie im seitlichen Eingangsbereich mitgenommen, will auch heute noch etwas von dem Geist wiedergeben, dem sich diese Schule verpflichtet fühlt: Ernsthafte Beschäftigung mit allem Schönen, das den Geist und die Seele formt, sich über die Notdurft des Lebens hinausheben in den Bereich des Übersinnlichen und Unvergänglichen und bei allem Streben sich auf das engere und weitere soziale Umfeld ausrichten.

#### *Anmerkungen*

- 1 Der Autor stützt sich bei diesem Beitrag vor allem auf die zum 200-jährigen Jubiläum vom Scheffelgymnasium herausgegebene Festschrift, an der er auch selbst mitgearbeitet hat.

## Der Ortenaukreis – Rückblick 2004

*Klaus Brodbeck*

Mit der Einführung der Verwaltungsreform in Baden-Württemberg zum 1. Januar 2005 wurde die Grundlage für ein modern strukturiertes Verwaltungssystem geschaffen. Die Vorbereitungen für die Umsetzung der Verwaltungsreform in Baden-Württemberg sind im Jahr 2004 beim Landratsamt Ortenaukreis auf Hochtouren gelaufen. Wir mussten Vorkehrungen treffen, um insgesamt zehn untere Sonderbehörden, die Schulpsychologischen Beratungsstellen, den Wirtschaftskontrolldienst sowie Teile des Landeswohlfahrtsverbandes und des Versorgungsamtes in die Kreisverwaltung integrieren zu können. Insgesamt 500 Arbeitsplätze von 31 Dienststellen und rund fünf Kilometer Akten mussten umgezogen werden. Dank der sorgfältigen Organisation hat das Landratsamt Ortenaukreis den tiefgreifendsten Umbau seiner Geschichte ohne nennenswerte Schleifspuren überwunden.

Wir haben die Chance genutzt, mit einer effizienten Organisationsstruktur eine neue, kundenorientierte Dienstleistungsverwaltung zu schaffen. Durch die Verwaltungsreform verschlankt sich das Landratsamt Ortenaukreis trotz Aufgabenzuwachs spürbar. Rund 2000 Mitarbeiter, verteilt auf 26 Ämter in fünf Dezernaten sowie drei Stabsstellen, nehmen sich umfassend den Belangen der Ortenauer Bürgerinnen und Bürger an. Bislang wurden die Aufgaben noch von sechs Dezernaten mit 23 Ämtern und zwei Stabsstellen sowie 21 eigenständigen „unteren“ Sonderbehörden erledigt. Die Verwaltungsreform verspricht große Synergieeffekte. Vereinfachte Verwaltungsstrukturen sowie gebündelte Fachkompetenz machen die Verwaltung effektiver und auch kostengünstiger. Vor allem profitieren unsere Kunden durch die Bündelung der Entscheidungen und die damit verbundenen zentralen Anlaufstellen.

Neben der Mammutaufgabe „Verwaltungsreform“ haben uns auch die Hartz-IV-Reformen im Jahr 2004 vor große Herausforderungen gestellt. Der Kreistag des Ortenaukreises hat in seiner Sitzung am 27. Juli 2004 kontrovers diskutiert und mit deutlicher Mehrheit beschlossen, bei der Bundesregierung einen Antrag auf Übertragung der Aufgabenträgerschaft für das Arbeitslosengeld II zu stellen. Mit Bescheid vom 24. September 2004 hat das Bundeswirtschaftsministerium den Ortenaukreis dann zum „Optionslandkreis“ zugelassen. Mit diesem Tag hat ein neues Kapitel in der Sozialgeschichte des Ortenaukreises begonnen. Aufgrund des Kreistagsbeschlusses wird sich die Kommunalpolitik künftig in noch stärkerem Maß als bisher mit der Integration von arbeitslosen Menschen in Erwerbs-

arbeit beschäftigen. Die Arbeitsmarktpolitik wird somit zum Bestandteil der kommunalen Sozialpolitik.

Innerhalb von dreieinhalb Monaten haben wir eine vollkommen neue Organisationseinheit aufgebaut. Dazu haben wir rund 90 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter neu eingestellt, Organisationsmodelle entwickelt und entsprechende Räumlichkeiten an fünf künftigen Standorten gesucht, angemietet und funktionsfähig eingerichtet. Am 21. Dezember 2004 hat der Kreistag mit Herrn Armin Mittelstädt einen auf allen Politikebenen erfahrenen Arbeitsmarktexperten zum Leiter des neu gebildeten Amtes „Kommunale Arbeitsförderung“ gewählt.

### *Ortenauer Bündnis für Familien ins Leben gerufen*

Ein weiteres Projekt, das mir besonders am Herzen liegt, ist das Ortenauer Bündnis für Familien. Im November 2004 fand mit 23 Partnern in Anwesenheit von Herrn Peter Ruhenstroth-Bauer, Staatssekretär im Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, die öffentliche Gründungsveranstaltung des Ortenauer Bündnisses für Familien statt.

Seit Beginn des Jahres begann die Vorbereitung des von mir mit Partnern initiierten Bündnisses für Familien. Zielperspektiven wurden entwickelt, mit Partnern abgestimmt und ein Leitbild für die Öffentlichkeitsarbeit vorbereitet. Im September 2004 hat der Jugendhilfeausschuss das Planungskonzept zur Familienförderung beschlossen, das im Rahmen des Ortenauer Bündnisses für Familien durch die Jugendhilfeplanung umgesetzt werden soll. Ein wichtiges Ziel liegt darin, für den Wert der Familie zu sensibilisieren und Familien zu ermuntern, sich mit Werten auseinander zu setzen. Ein weiteres Feld ist die Förderung der Familienbildung, der Erziehungskompetenz der Eltern. Überdies sollen familienfreundliche Infrastrukturen entstehen, die eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Arbeit ermöglichen. Eine weitere zentrale Aufgabe sehe ich darin, auf eine familiengerechte Kinderbetreuung in den Gemeinden hinzuwirken.

Die vielfältigen Angebote von Landkreis, Kommunen, freien Trägern und Ehrenamtlichen sollen in Zukunft noch stärker auf einander abgestimmt und in ihrer Gesamtheit weiter entwickelt werden. Durch diese Vernetzung soll eine tragfähige Arbeitsstruktur geschaffen werden, um neue Wege der Familienförderung zu erschließen. Dies kann nur gelingen, wenn gleichzeitig die Gemeinden und Städte vor Ort aktiv werden und im Verbund mit anderen Gemeinden kooperieren. Die Familie sehe ich als tragende Säule unserer Gesellschaft. Wir wollen gemeinsam die Familie stärken und mit allen relevanten gesellschaftlichen Gruppen zusammenarbeiten, um die vereinbarten Zielperspektiven zu erreichen.

Bereits nach einem halben Jahr konnte die Zahl der Partner von 23 auf 37 gesteigert werden. Neben 26 Gemeinden haben sich elf regionale Part-



ner aus dem Bereich der Wirtschaft, Kirchen sowie weitere Institutionen und Einrichtungen angeschlossen. Die beteiligten Gemeinden und Städte decken nun 74 Prozent der gesamten Bevölkerung im Ortenaukreis ab, so dass es in kurzer Zeit gelungen ist, das Ortenauer Bündnis zu erweitern und auf eine breite Basis von Gemeinden zu stellen. Nach dieser Gründungsphase initiiert das Ortenauer Bündnis in acht Gemeinden Zukunftswerkstätten zur „familienfreundlichen Kommune“. Sie sind eine Grundlage für Handlungskonzepte, die in Zukunft auf mehr Familienfreundlichkeit hinwirken sollen.

### *Gynäkologie und Geburtshilfe kehren an das Klinikum Offenburg zurück*

Ebenso freue mich sehr darüber, dass es ab dem Sommer 2005 am Klinikum Offenburg wieder eine gynäkologisch/geburtshilfliche Abteilung geben wird. Zur Vorgeschichte: Im Jahr 1985 entschied das Sozialministerium, die geburtshilflich/gynäkologische Fachabteilung am ehemaligen Kreiskrankenhaus Offenburg zu schließen und die gesamte Versorgung in diesem Bereich am St. Josefskrankenhaus zu konzentrieren. Die bereits vorhandene Kinderklinik am Kreiskrankenhaus wurde um eine neonatologische Intensiveinheit erweitert. Die räumliche Trennung erwies sich jedoch bald als nachteilig. So mussten kranke Säuglinge und Frühchen nach der Geburt von der St. Josefsklinik und den anderen Krankenhäusern in das Klinikum Offenburg verlegt werden. Eine Trennung von Müttern und Kindern war unvermeidbar – für alle Beteiligten ein unbefriedigender Zustand. Die Verantwortlichen des Ortenaukreises suchten deshalb eine Lösung. Sie schien mit dem Betrieb einer neonatologischen Intensiveinheit mit sechs Betten an der Josefsklinik (Außenstelle des Klinikums Offenburg) im Jahr 2000 auch gefunden. Dieser zweite Standort ging im Oktober 2001 in Betrieb; die Krankenkassen waren anfänglich bereit, einen Teil der Mehrkosten mitzutragen.

Mit der Einführung von Fallpauschalen ab dem Jahr 2003 geriet die Finanzierung ins Wanken. Als bei der völlig veralteten Kinderklinik erhebliche Investitionen anstanden, war deshalb auch die Frage zu klären: Kann der betriebswirtschaftlich problematische zweigeteilte Standort im Hinblick auf die Mehrkosten aufrecht erhalten werden? Die Entscheidung lautete „Nein“. Es musste also eine Lösung gefunden werden, die Geburtshilfe und Kinderklinik miteinander vereinte.

Der Kreis einigte sich über einen Abteilungstausch mit der Stadtklinik Gengenbach, mit der das Klinikum Offenburg schon in vielen Bereichen kooperierte. Die Stadtklinik Gengenbach gibt ihre gynäkologisch/geburtshilfliche Abteilung an das Klinikum Offenburg ab. Außerdem gibt sie die Augen-, die HNO- und die Chirurgische Abteilung zu Gunsten des Klini-

kums Offenburg auf. Im Gegenzug erhält die Stadtklinik Gengenbach die Orthopädie des Klinikums Offenburg.

Kreisgremien, Sozialministerium und der Stiftungsrat der Stadtklinik akzeptierten diesen Vorschlag. Am 5. August 2004 gab es grünes Licht für den Bau eines Mutter-Kind-Zentrums. Im ersten Bauabschnitt entsteht jetzt die neue Kinderintensivstation, der Entbindungsbereich und die zukünftige Mutter-Kind-Station, die unmittelbar an die Kreißsäle angrenzt. Im Anschluss daran wird in einem zweiten Bauabschnitt die restliche Kinderklinik erstellt. Die Gesamtkosten werden zirka zehn Millionen Euro betragen. Mit der Fertigstellung des ersten Bauabschnittes ist im Sommer 2005 zu rechnen.

Erfreulich ist, dass sich alle Belegärzte und Hebammen, die bisher an der Stadtklinik Gengenbach beschäftigt sind, entschlossen haben, ihre Tätigkeit am neuen Mutter-Kind-Zentrum fortzusetzen. Am 15. Februar 2005 wählte der Krankenhausausschuss Dr. med. Andreas Brandt aus Schwäbisch Hall zum neuen hauptamtlichen Chefarzt der wieder erstandenen Abteilung Gynäkologie und Geburtshilfe am Klinikum Offenburg. Er wird sein Amt am 1. Juli 2005 antreten.

#### *Neue Chefärzte am Klinikum Offenburg*

Professor Dr. Lothar Rabenseifner, Leiter der Klinik für Orthopädie und orthopädische Rheumatologie am Klinikum Offenburg, verließ das Haus zum Jahresende 2004. Am 5. August 2004 wählte der Krankenhausausschuss den bisherigen ersten Oberarzt, Dr. Bruno Schweigert, zu seinem Nachfolger. Er trat sein Amt zum Jahresbeginn 2005 an. Die Onkologie am Klinikum Offenburg hat ab 1. Januar 2005 zwei Chefärzte. Dr. Andreas Jakob, bislang erster Oberarzt, wurde vom Krankenhausausschuss am 14. Dezember 2004 neben Professor Dr. Friedrich Hirsch auf dessen ausdrücklichen Wunsch zum weiteren Leiter der Klinik gewählt. Im Rahmen eines Kooperationsvertrages übernahm die Verwaltung des Klinikums Offenburg mit Wirkung vom 1. Januar 2004 die Geschäftsführung der Stadtklinik St. Martin in Gengenbach.

#### *Zertifizierung des Kreiskrankenhauses Achern*

Das Kreiskrankenhaus Achern wurde im Dezember 2003 für sein Qualitätsmanagement nach dem so genannten KTQ-Verfahren (Kooperation für Transparenz und Qualität im Gesundheitswesen) offiziell zertifiziert. Das Kreiskrankenhaus Oberkirch folgte im Dezember 2004. Jeweils im Rahmen einer kleinen Feierstunde wurden die Bemühungen der Bediensteten gewürdigt. Es ist vorgesehen, dass bis Ende 2006 alle Kliniken des Ortenaukreises diese Auszeichnung erlangen.

### *Fusion der Kreiskliniken Lahr und Ettenheim*

Die Fusion der Kreiskliniken Lahr und Ettenheim zum Eigenbetrieb Klinikum Lahr-Ettenheim wurde zum 1. Juni 2004 vollzogen. Gleichzeitig wurde mit dem dritten und letzten Teil der Gesamtanierung des Ettenheimer Hauses begonnen.

### *Neuer Chefarzt der Abteilung Innere Medizin*

Am 2. Dezember 2003 wählte der Krankenhausausschuss Herrn Dr. Eberhard Feik zum Chefarzt der Abteilung Innere Medizin am Kreiskrankenhaus Achern und Professor Dr. Manfred Mauser zum neuen Chefarzt der Kardiologischen Abteilung am Klinikum Lahr-Ettenheim. Dr. Eberhard Feik hat die Nachfolge von Dr. Theo Schulte und Professor Dr. Manfred Mauser die Nachfolge von Professor Dr. Dietrich Fleischmann angetreten, die in den Ruhestand getreten sind.

### *Ortenaukreis engagiert sich für Offenhaltung der Landschaft*

Der Ortenaukreis ist einer der landschaftlich reizvollsten Landkreise Baden-Württembergs. Dies ist in erster Linie den landwirtschaftlichen Betrieben zu verdanken. Diese haben bisher durch ihre Landbewirtschaftung für den Erhalt der Kulturlandschaft gesorgt und damit auch grundlegende Voraussetzungen für die touristische Attraktivität insbesondere des Schwarzwaldes hier im Ortenaukreis geschaffen. Der Kauf und Verzehr in der Ortenau erzeugter landwirtschaftlicher Produkte unterstützt den Erhalt dieser Kulturlandschaft. Dieser Kreislauf ist allerdings gefährdet: Seit Jahren gerät das typische Erscheinungsbild des Schwarzwaldes zunehmend in Gefahr, da die Bearbeitung der zum Teil sehr schwer zugänglichen Steillagen für viele Landwirte im Schwarzwald mittlerweile unwirtschaftlich geworden ist. Die Konsequenz sind oft Sukzessionen mit Waldbäumen oder Aufforstungen. Negative Folgen für den Tourismus, eine wichtige Einnahmequelle vieler Gemeinden, sind nicht auszuschließen.

Deshalb haben wir uns dieser Problematik angenommen. Die Rinderhaltung ist die kostengünstigste Landschaftspflege für die meisten offenen Landschaftsstrukturen in den Höhenlagen des Schwarzwaldes. Wir haben es uns daher zum Ziel gesetzt, die Attraktivität der Rinderhaltung zu steigern und die Vermarktung regionaler Produkte stärker ins Visier zu nehmen.

Die Landwirte im Ortenaukreis haben auch im Jahr 2004 wieder viele Rinder auf Höhenlagen weiden lassen und damit zur Offenhaltung der Landschaft beigetragen. Dies ist weiterhin ein Effekt der vom Ortenaukreis im Jahr 2003 erstmals geleisteten Transportkostenbeihilfe, die in hohem Maße von den Landwirten in Anspruch genommen wurde.

Die vom Kreis 2004 bereit gestellten Fördermittel in Höhe von 72.000 Euro wurden zu 84 Prozent abgerufen. Insgesamt konnten im Rahmen der Antragsausschreibung und -bearbeitung mit Unterstützung der teilnehmenden Gemeinden für 2.486 Tiere Mittel bewilligt werden. Insgesamt belief sich das ausgezahlte Zuschussvolumen auf 101.100 Euro. Davon entfielen 60 Prozent auf den Kreis (= 60.660 Euro) und 40 Prozent (= 40.440 Euro) auf die 21 am Programm teilnehmenden Gemeinden.

### *Entwicklungsprogramm Ländlicher Raum*

Die Mittel, die dem Ortenaukreis im Rahmen der normalen Ausschreibung des Entwicklungsprogramms Ländlicher Raum (ELR) seit 1995 zur Verfügung gestellt wurden, haben sich mit Stand 2004 mittlerweile auf knapp 25,3 Millionen Euro summiert. Allerdings musste auch die Mittelausstattung des ELR der schlechten Konjunkturlage und der daraus resultierenden kritischen Haushaltslage beim Land Tribut zollen. Die bewilligte Zuschusssumme im Jahr 2004 verringerte sich daher gegenüber dem Jahr 2003 um 142.000 Euro auf insgesamt 2,76 Millionen Euro.

Im Jahresprogramm 2004 wurde ein besonderes Augenmerk auf die Umsetzung ganzheitlicher Entwicklungskonzepte mit mehrjährigem Horizont gerichtet. Die Stärkung der Ortskerne, vor allem die Umnutzung, die Baulückenschließung, Wohnumfeldmaßnahmen ggf. in Verbindung mit der Schaffung von Grundversorgungs- bzw. Gemeinschaftseinrichtungen waren und sind ein besonderes Anliegen des Entwicklungsprogramms Ländlicher Raum. Damit erhofft man sich, einen belegbaren Beitrag zur Eindämmung des Landschaftsverbrauchs leisten zu können.

### *Passagierflüge auf dem Black Forest Airport Lahr*

Im Sommer 2003 hatte die Black Forest Airport Lahr GmbH (BFAL) ihren Antrag auf Genehmigung von Passagierflug beim Regierungspräsidium Freiburg eingereicht.

Der ursprünglich erstmals für Mitte September 2003 in Friesenheim vorgesehene Erörterungstermin als Abschluss des Verfahrens wurde mehrmals verschoben. Ein Grund dafür war auch die vom Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg bei der regionalen Wirtschaft gestarteten Bedarfsumfrage. Deren Ergebnis, es hatten sich zum Teil mehr Unternehmen beteiligt als angeschrieben, dokumentierte ein hohes Interesse an Passagierflügen von Lahr aus. Ein weiterer Ausdruck dafür, dass nicht nur die Politik, sondern auch die Wirtschaft in der Region geschlossen hinter diesem Antrag steht und dazu beiträgt, das Verfahren zu einem positiven Abschluss zu bringen.

Die Entscheidung zum Antrag blieb den zuständigen Ministerien Wirtschaft sowie Umwelt und Verkehr vorbehalten und sollte nicht vom Landeskabinett getroffen werden. Schon Ende März 2004, noch vor dem Erörterungstermin, signalisierten diese die Ablehnung des Antrags. Unabhängig von der negativen Haltung Stuttgarts engagiert sich der Ortenaukreis weiter an der Seite von Lahr, Friesenheim und der BFAL und setzt sich für eine Genehmigung zum Passagierflug ein. Dies hat er auch auf dem Mitte Mai 2004 stattfindenden Erörterungstermin, der in der Sternenberghalle in Friesenheim stattfand, nochmals zum Ausdruck gebracht. Anfang August 2004 erfolgte dann wie erwartet der endgültige, ablehnende Bescheid des Regierungspräsidiums Freiburg. Seitens der BFAL wurde dagegen erfolgreich Klage beim Verwaltungsgerichtshof (VGH) Baden-Württemberg in Mannheim eingereicht. Im Frühjahr 2005 entschied der VGH, dass der ablehnende Bescheid des Regierungspräsidiums rechtswidrig sei. Das Land Baden-Württemberg prüft derzeit, ob und wie es gegen das Urteil vorgehen kann.

#### *4. Bahnsteig im Bahnhof Offenburg in Betrieb genommen*

Pünktlich zum Fahrplanwechsel am 12. Dezember 2004 konnte der 4. Bahnsteig im Bahnhof Offenburg in Betrieb genommen werden. Er ermöglicht eine wesentlich bessere Abwicklung des Bahnverkehrs, so dass sich die Anzahl der betriebsbedingten Verspätungen auf ein Minimum reduziert. Zeitgleich erfolgte die Betriebsübernahme der Kinzigtalbahn durch die Ortenau-S-Bahn. Seither verkehren moderne, klimatisierte Regio-Shuttle im Stundentakt zwischen Freudenstadt und Offenburg.

Eine weitere Verkehrsverbesserung erfolgte im Norden des Ortenaukreises mit der Verlängerung der Stadtbahnlinie S 4 bis Achern. Es bestehen nun stündliche Verbindungen von Achern direkt bis in die Innenstadt von Karlsruhe. Abgerundet wird das Angebot durch eine preisgünstige Übergangstarifregelung im Freizeitverkehr.

#### *Die ZAK-Anlage im Bau*

Am 7. Oktober 2004 wurde der Grundstein für die mechanisch-biologische Abfallbehandlungsanlage nach dem ZAK-Verfahren gelegt. Die derzeit im Bau befindliche Anlage geht voraussichtlich im Frühjahr 2006 in Probebetrieb. Nachdem Abfälle ab dem 1. Juli 2005 nicht mehr unvorbehandelt auf Deponien abgelagert werden dürfen, wird bis zur Inbetriebnahme der ZAK-Anlage der gesamte Abfall verbrannt. Der größte Teil der Abfälle wird in der Thermischen Restabfallbehandlungs- und Energieverwertungsanlage Breisgau im Gewerbepark Breisgau verbrannt. Der Rest geht in Verbrennungsanlagen in die Schweiz. Das ZAK-Verfahren besteht aus vier

aufeinander abgestimmten Verfahrensstufen zur mechanisch-biologischen Behandlung von Resthausabfällen. Durch diese Kombination mechanischer und biologischer Verfahrensschritte können aus Resthausabfällen Produkte wie Biogas, Brennstoffe, Metalle und mineralische Stoffe gewonnen werden. Abfälle, die nicht verwertet werden können, werden mit der Bahn zur thermischen Restabfallbehandlungs- und Energieverwertungsanlage Breisgau gebracht.

### *Kreisschulen bauen Ausbildungsangebot weiter aus*

Die Schülerzahlen an den allgemeinbildenden Schulen sind bereits heute rückläufig. Dieser Trend wird schon in wenigen Jahren auch im beruflichen Schulwesen festzustellen sein.

Umso mehr werden aktuelle, berufsbezogene Qualifikationen für jeden Einzelnen und die Verfügbarkeit eines qualifizierten Personalstamms für Industrie, Handel und Handwerk von existenzieller Bedeutung sein, um im globalen Wettbewerb auch künftig bestehen und den Wirtschaftsstandort Ortenau langfristig sichern zu können. Es ist zu hoffen, dass die Unternehmen in der Region die Bedeutung und Vorteile einer gezielten Nachwuchsförderung erkennen und trotz der derzeit wirtschaftlich angespannten Lage zunehmend Ausbildungsplätze zur Verfügung stellen.

Als Träger der beruflichen Schulen leisten wir als größter Schulträger unter den Landkreisen Baden-Württembergs für rund 15.000 Jugendliche und junge Erwachsene einen maßgeblichen Beitrag zur Aus- und Fortbildung der Fachkräfte von morgen.

Die Umsetzung des im Jahr 2003 erstellten Schulentwicklungsplans beinhaltet unter anderem auch eine stetige Aktualisierung des Ausbildungsangebots der beruflichen Kreisschulen. Diese basiert vor allem auf den aktuellen technischen Entwicklungen und dem von den Unternehmen artikulierten neuen oder zusätzlichen Qualifikationsbedarf.

Im Jahr 2004 wurde die Einrichtung der folgenden neuen Ausbildungsgänge initiiert, die allesamt 2005 erstmalig angeboten werden können:

- Gewerbliche Berufsschule mit Zusatzqualifikation Fachhochschulreife an den Gewerblichen Schulen Lahr
- Profulfach „Technik und Management“ am Technischen Gymnasium Offenburg
- Einjähriges kaufmännisches Berufskolleg II – Übungsfirma an den Kaufmännischen und Hauswirtschaftlichen Schulen Achern
- Dreijährige binationale Berufsausbildung zum/r „Deutsch-französischen Handelsassistent/in“ an den Kaufmännischen Schulen Lahr und dem Lycée Oberlin in Straßburg

Im Zuge des Eurodistrikts ist eine Ausweitung der deutsch-französischen Berufsschule – auch auf andere Berufsfelder – ausdrücklich geplant und erwünscht.

Es gibt keine wichtigere Zukunftsinvestition als in Bildung und Ausbildung. Dieser Verantwortung stellen wir uns neben der Finanzierung der jährlichen Schulbetriebsmittel auch durch die Schaffung der erforderlichen schulischen Infrastruktur. Der Kreistag hat nach intensiven Beratungen grünes Licht für die Erweiterung und Sanierung der Gewerblichen Schulen Offenburg am vorhandenen Schulstandort in der Moltkestraße gegeben. Sie ist in zwei Bauabschnitten geplant. Die Gesamtbaukosten werden sich voraussichtlich auf mehr als 18 Millionen Euro belaufen. Der Baubeginn ist im November 2005 vorgesehen. Bis Ende 2007 soll der erste Bauabschnitt fertiggestellt werden.

### *Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof feiert 40-jähriges Jubiläum*

Zum 40-jährigen Bestehen des Schwarzwälder Freilichtmuseums Vogtsbauernhof war die Bevölkerung aus der Region vom 14. bis 21. Mai 2004 zu einer Festwoche mit großem Kulturprogramm eingeladen. Neben der Freilichtkinovorführung des Heimat-Film-Klassikers „Schwarzwaldmädel“ begeisterte ein Konzert der Drehorgelfreunde Waldkirch, der Festvortrag des Freiburger Volkskundlers Prof. Dr. Werner Mezger sowie die Lichtstuben, zu denen sich allabendlich namhafte Autoren und Musiker einfanden. Zum Ausklang der Festwoche erschien der Großteil der Besucher in historischer Tracht oder bäuerlichem Aufzug zum rauschenden Gesindeball.

Die Anstrengungen, das einstige Architekturmuseum zu einem modernen Dienstleistungsunternehmen zu wandeln, ohne die originären Aufgaben des Museums – das Sammeln, Bewahren, Dokumentieren und Vermitteln – aus den Augen zu verlieren, zeigen Erfolg: Auch 2004 behauptete das Freilichtmuseum seinen Platz in der Kultur- und Ferienlandschaft Schwarzwald und gehörte mit 256.000 Besuchern weiterhin zu den besucherstärksten Freilichtmuseen in Deutschland.

### *Zweites Konsultationsverfahren Natura 2000*

Im Frühjahr 2004 hat das Land Baden-Württemberg ein zweites Konsultationsverfahren zur FFH-Nachmeldung durchgeführt, nachdem die EU-Kommission eine zu geringe erste Meldung von Flächenvorschlägen für das europaweite Schutzgebietsnetz Natura 2000 aus dem Jahre 2000 moniert hatte. Im Rahmen dieses Konsultationsverfahrens sind landesweit rund 7000 Stellungnahmen insbesondere von Kommunen, Verbänden, Landwirten, Waldbesitzern, Gewerbetreibenden, Verwaltungsbehörden und

anderen Betroffenen zu den neuen Flächenvorschlägen eingegangen. Im Ortenaukreis waren es – entsprechend seiner Größe – 230 Einzelstellungen. Diese wurden von der unteren Naturschutzbehörde unter natur- und fachlichen und rechtlichen Gesichtspunkten geprüft und über das Regierungspräsidium weitergeleitet. Hierbei wurde besonderer Wert darauf gelegt, Härtefälle herauszugreifen und gemeinsam mit dem Landwirtschaftsamt durch einen Dialog mit den übergeordneten Behörden einer verträglichen und für den Ortenaukreis passenden Lösung zuzuführen. Das ist uns, wie bereits im Konsultationsverfahren 2000, gelungen. Die Meldung der neuen Flächen an die EU ist im Januar dieses Jahres erfolgt. Landesweit gibt es etwa 900 Änderungen.

Auf die Kreisverwaltung kommen in diesem Zusammenhang neue Aufgaben zu, wie die Mitwirkung bei der Erstellung der Pflege- und Entwicklungspläne für die einzelnen Gebiete und die Berücksichtigung von Natura 2000 in den EU-Förderprogrammen für Land- und Forstwirtschaft bei der Umsetzung der Agrarreform der EU. Die reformierte Verwaltung gewährleistet hierbei kurze Wege zwischen Forst-, Landwirtschafts- und Naturschutzverwaltung.

#### *Wasserschutzgebiete zum Schutz des Grund- und Trinkwassers ausgeweitet*

Wasser ist eine sensible Ressource. Grundwasserschäden treten erst mit Verzögerungen auf und sind schwer erkennbar. Sanierungen sind, wenn überhaupt möglich, schwierig, langwierig und kostenintensiv. Deshalb heißt die Devise beim Grundwasserschutz Vorsorge statt Reparatur.

Anfang der 80er Jahre wurde erkannt, dass die damals bestehenden Wasserschutzgebiete in ihrer Größe nicht ausreichten, um die Wassergewinnungen vor nachteiligen Einwirkungen dauerhaft zu schützen. In der Folgezeit wurde landesweit ein mehrjähriges Arbeitsprogramm für die Überarbeitung und Vergrößerung der bestehenden Wasserschutzgebiete für die öffentliche Wasserversorgung festgelegt.

Im Rahmen dieses Programms weisen wir Wasserschutzgebiete aus. Aufgrund der vergleichsweise günstigen hydrogeologischen Gegebenheiten im Ortenaukreis sind für die 159 Wassergewinnungsstandorte der öffentlichen Wasserversorgungen insgesamt ca. 11,3 Prozent der Kreisfläche (ca. 210 km<sup>2</sup>) als Wasserschutzgebiete festzusetzen. Dieser Wert ist im Vergleich zum Zielwert des Landes (rund 29,7 Prozent der Landesfläche) und des Regierungsbezirkes (prognostizierter Flächenanteil 19 Prozent) klein.

Das seit 1989 laufende Schutzgebietsprogramm ist im Ortenaukreis zu ca. 89 Prozent abgeschlossen. Im Jahr 2004 konnten zwei Wasserschutzgebiete mit einer Gesamtfläche von 11,3 km<sup>2</sup> festgesetzt werden.



## Ehemaliges Spatwerk Ohlsbach

*Lucas Heizmann*

*Der 18-jährige Lucas Heizmann aus Ohlsbach hat in Eigeninitiative die Geschichte des Spatwerkes Ohlsbach erforscht. Hans-Jochen Schuck hat diese interessante Arbeit zur Aufnahme in die „Ortenau“ vorgeschlagen.*

Das Schwerspatwerk hat viele Jahrzehnte das Dorf Ohlsbach wirtschaftlich und geschichtlich geprägt.

Auch wenn das Spatwerk nur noch wenige sichtbare Spuren hinterlassen hat, so spielt es doch noch alljährlich bei der Fasend eine wichtige Rolle. Aus einem nachgebildeten Stollen wird der „Henneloch-Schratt“, der Waldgeist, aus dem ehemaligen Bergwerk befreit und somit die Fasend in Ohlsbach eröffnet. Im Fasendspruch wird an die Geschichte des Spatwerkes angeknüpft. Und so lautet er: „Blitz, Wurzelstock, Latern' un Spat ...“

Die Chronik soll dazu beitragen, dass die Geschichte des Spatwerkes in Hinterohlsbach nicht in Vergessenheit gerät.

Es wäre sicher auch überlegenswert, das Spatwerk zu einem Besucherbergwerk wieder herzurichten, was die touristische Attraktivität Ohlsbachs zweifellos bereichern würde.

Für die Unterstützung bei meinen Nachforschungen bedanke ich mich recht herzlich bei den Zeitzeugen, dem Gesprächskreis Ohlsbacher Geschichte, der Gemeinde Ohlsbach und dem Bergamt Freiburg sowie dem Heimatverein Ohlsbach, der die Herausgabe dieses Beitrags ermöglichte.

Weitere Zeitzeugen sind freundlich eingeladen, sich zu melden, um weitere Begebenheiten rund um das Spatwerk auszutauschen.

### *Spatwerk Ohlsbach*

Die ersten Schürfarbeiten in Hinterohlsbach fanden bereits von 1866 bis 1868 statt.

In einer Belehnungsurkunde vom 3. März 1890 verlieh Großherzog Friedrich von Baden die Schürfrechte an Karl Ludwig Gottlieb Balzer aus Offenbach/Main.

Im Bergwerksgrundbuch, Band 1, Heft 4, wurde am 4. Juli 1901 aufgrund dieser Urkunde die Berechtigung eingetragen, den in der Gemarung Ohlsbach vorkommenden Schwerspat mit einem Grubenfeld von 700 m Länge und 350 m Breite bergmännisch zu gewinnen und als Eigentum zu verwerten.



*Spatwerk Ohlsbach*

Dieses Grubenfeld erstreckte sich auch auf das kircheneigene Hofgut Wußlerhof.

Nach dem 1. Weltkrieg beantragte Bergwerksdirektor Frohwein 1923 bei der Stiftungsverwaltung in Offenburg, diesen Teil im Pachtverhältnis bergmännisch weiter zu erschließen, nachdem auf dem Hofgut seit Jahren kein Schwerspat mehr abgebaut worden war.

1924 wurden Ernst Frohwein und Walter Voegelen Eigentümer der Schwerspatgrube Hinterohlsbach. Franz Siefert aus Berghaupten war verantwortlicher Betriebsaufseher.

Das Stammwerk des Spatwerkes war zunächst in Baumholder in der Pfalz. Nachdem die Firma „Spatwerke Baumholder G.m.b.H.“ aufgelöst worden war, führte ab 11.2.1939 die Firma „Schwerspatgrube Ohlsbach G.m.b.H.“ mit Sitz in Saarlautern den Betrieb weiter.

Der Besitzer des Spatwerkes war ein Franzose namens Dr. Heinz Bou-teiller; er war ein freundlicher Chef und außerdem stolzer Besitzer eines Autos.

Die Gesamtaufsicht über das Bergwerk hatte damals Diplomingenieur Otto Laible.

Während seiner Kontrollfahrten besuchte er häufig Zunsweier, die Heimat seiner Frau Erna geb. Möschele. Stellvertretender Betriebsführer war



*Otto Laible an seinem Auto*



*Dr. Bouteiller*



*Übersicht über das damalige Abbaugebiet. Die Punkte kennzeichnen ehemalige Stolleneingänge und Schächte.*

Franz Siefert. Neben J. Forster hatte auch Herr Umlauf die Funktion als Betriebsführer. Am 5.8.1940 wurde Jakob Forster offiziell als Betriebsführer bestellt.

Bis nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde in Hinterohlsbach Bergbau betrieben.

### *Schwerspat, was ist das?*

Schwerspat, auch Baryt (von griech. barys = schwer) genannt, ist ein durchscheinendes, farbloses, gelbliches oder blauviolett Mineral mit der chemischen Formel:  $\text{BaSO}_4$ ; Härte nach Mohs: 3–3,5; Dichte: 4,3–4,7  $\text{g/cm}^3$ ; orthorhombischer bis kubischer Kristallform.

Schwerspat wird in der Hauptsache zur Herstellung von Anstrichfarben (Lithopone) benutzt. Man benutzt es auch in größeren Mengen als Dickspülung bei Erdölbohrungen, als so genanntes Bohr- oder Ölspat.

Weitere Verwendungsmöglichkeiten für Schwerspat ergaben sich bei der Fabrikation von: Tapeten, Linoleum, Gummi, Papier und Pappe, künstl. Marmor, künstl. Elfenbein, Asbestprodukten, Lacken, Sprengstoffen, Feuerwerkskörpern, Isoliermaterial (undurchlässige Platten für Röntgenstrahlen), Textilien und Leder, Siegellack, Seifen, Glas, Porzellan und sonstigen



*Arbeiter am Stolleneingang*

Ziegelei- und Keramikprodukten, Tintenfarben, metallischem Barium, Beleuchtungsindustrie, Lurgi Lagermetall, Legierungen mit Nickel. In Radioröhren zur Absorption von Gasresten und als Bariumkathoden, Chlorbarium, Schwefelbarium, Bariumoxid, Bariumnitrat, Bariumsuperoxid (Bleichzwecke und Sauerstoffherstellung).

Heute wird Schwerspat noch in der Farbindustrie und im Schiffbau verwendet.

### *Bergbau in Hinterohlsbach*

Die Grube in Hinterohlsbach im Bereich der Maria-Hilf-Kapelle hatte sechs Nebenstollen mit einer Gesamtlänge von ca. 1500 m. In diesem Bergwerk wurde Schwerspat gefördert.

Mit sieben Mann hatte es in Hinterohlsbach angefangen. Die Anzahl der Arbeiter nahm dann aber schnell zu.

Es wurde immer einer Spatader entlang gegraben, und das helle, schwere, manchmal fleischfarbene Mineral mit Hilfe von Loren nach draußen befördert. Die Schienen und Loren kamen aus Kehl.

Im Ersten Weltkrieg waren bis zu 100 Bergleute im Spatwerk beschäftigt, darunter auch französische Kriegsgefangene.

Die Gefangenen wurden nur leicht bewacht, denn es herrschte eine gute Kameradschaft unter den Bergleuten. In der ganzen Kriegszeit ist kein Kriegsgefangener geflüchtet.

Während Deutschland in Friedenszeiten ein Schwerspatweltmonopol besaß, sind in der Kriegs- und Nachkriegszeit mit Regierungshilfe im Aus-



*Karl Benz am Tag vor seinem Tod*

land (England, Frankreich, Italien, Spanien) zahlreiche Schwerspatgruben und -mühlen errichtet worden.

Die ausländischen Regierungen haben diese Betriebe in der Nachkriegszeit billig an die Privatindustrie verkauft.

Vielen Männern von Ohlsbach und außerhalb wurde durch das Spatwerk die Möglichkeit gegeben, ihren Lebensunterhalt für ihre Familien zu verdienen. Sie arbeiteten als Lehrhauer, Schießhauer, Steiger usw.

Jugendliche unter 16 Jahren durften nur in Begleitung von Erwachsenen den Stollen betreten. Auch die Arbeit für Jugendliche unter 16 Jahren war im Bergwerk verboten.

Die Arbeitszeit einer Schicht betrug acht Stunden, die erste Schicht war von 6–14 Uhr, dann war die Ablösung der Mannschaft, welche dann von 14–22 Uhr arbeitete.

Die Arbeiter der ersten Schicht, welche zu Hause übernachteten, hatten in der dunklen Winterzeit Probleme, mit dem Fahrrad zum Spatwerk das Tal hinauf zu fahren, da sie nur Karbid-Lampen hatten, die nicht sehr hell waren.

Im Stollen benutzten die Bergleute ebenfalls Karbid-Lampen. Karbid wurde mit Wasser verdünnt und angezündet.

Die Lampen gaben dann mehrere Stunden Licht in den dunklen Stollen und Schächten.

Während der ganzen Zeit des Abbaus, der nicht ungefährlich war, ist nur ein einziger Mann ums Leben gekommen. Es war Karl Benz. Er wurde bei einer Sprengung im Stollen 1943 schwer verletzt und starb später im Krankenhaus in Offenburg.

Zu seiner Beerdigung haben die französischen Kriegsgefangenen einen Kranz übergeben; an der Trauerfeier durften sie nicht teilnehmen.

Ein Teil der Arbeiter lebte in Baracken direkt am Spatwerk.

Jakob Forster, der Betriebsführer, wohnte mit seiner Frau auf dem Brandeck-Lindle, bis ihm der Weg zum Spatwerk zu lang erschien und er mit seiner Frau auf den Müllerhof umzog. Der Hund vom Müllerhof bellte schon früh, wenn er Forster mit seinem lauten Motorrad das Tal hochfahren hörte.

Mit Pferden wurde das Holz zu den Stolleneingängen gezogen, um damit die Decke der Stollen zu stützen. Manchmal, wenn den Pferden die Kraft ausging, wurden Ochsen zum Holzziehen eingesetzt.

Nachdem man im Stollen gesprengt hatte, wurden die Steinbrocken mit Loren ans Tageslicht geschoben. Der Schwerspat wurde dann in der Waschanlage gereinigt und anschließend von anderen Steinen getrennt, um ihn danach auf Lastwagen verladen zu können.

Der Verdienst im Spatwerk war zu damaliger Zeit nicht üppig. Ein Mann verdiente ca. 1,65 RM pro Stunde.

Die Grube litt entsprechend einem Vermerk vom 4.8.1939 unter starkem Arbeitskräftemangel, da von den 40 Arbeitern 11 nicht zur Arbeit erschienen. Ein Teil war angeblich mit Erntearbeiten befasst, der andere Teil feierte willkürlich.

Wenn eine Ansprache von Adolf Hitler im Radio übertragen wurde, durften die Bergleute ihre Arbeit unterbrechen und zuhören.

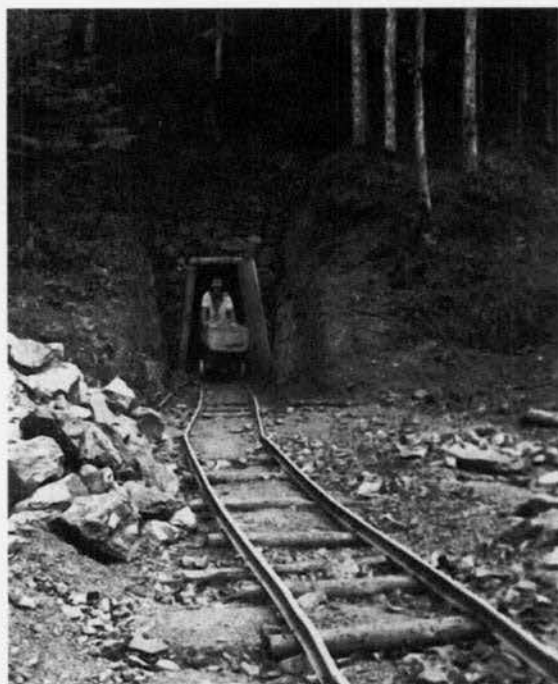
Die Arbeiter hielten sich oft am Müllerhof auf, dort kosteten sie gelegentlich beim Vespers auch den guten Most.

In der damaligen Zeit wurde die Arbeit im Spatwerk als Ersatz für den Wehrdienst anerkannt, denn das Spatwerk hätte ohne die Fachkräfte schließen müssen. Es war ein kriegswichtiger Betrieb.

Der Einsatz von russischen Kriegsgefangenen wurde vom Bergamt Karlsruhe abgelehnt, da dies mit den behördlichen Bestimmungen nicht vereinbar sei.

Jeden Tag transportierten zwei Lastwagen, welche meistens von Elsässern gefahren wurden, das aufbereitete Material nach Frankreich. Es wurde dort in der Papierindustrie verwendet. Fuhrbetrieb Eugen Braun aus Ohlsbach organisierte die Fahrten.

Die Arbeiter konnten mit den Lastwagen bis nach Offenburg mitfahren, um dort Einkäufe zu erledigen. Die Landwirte von Hinterohlsbach gaben



*Förderstollen im Henneloch*



*Förderarbeit im Stollen*



*Arbeiter bei einer Pause*

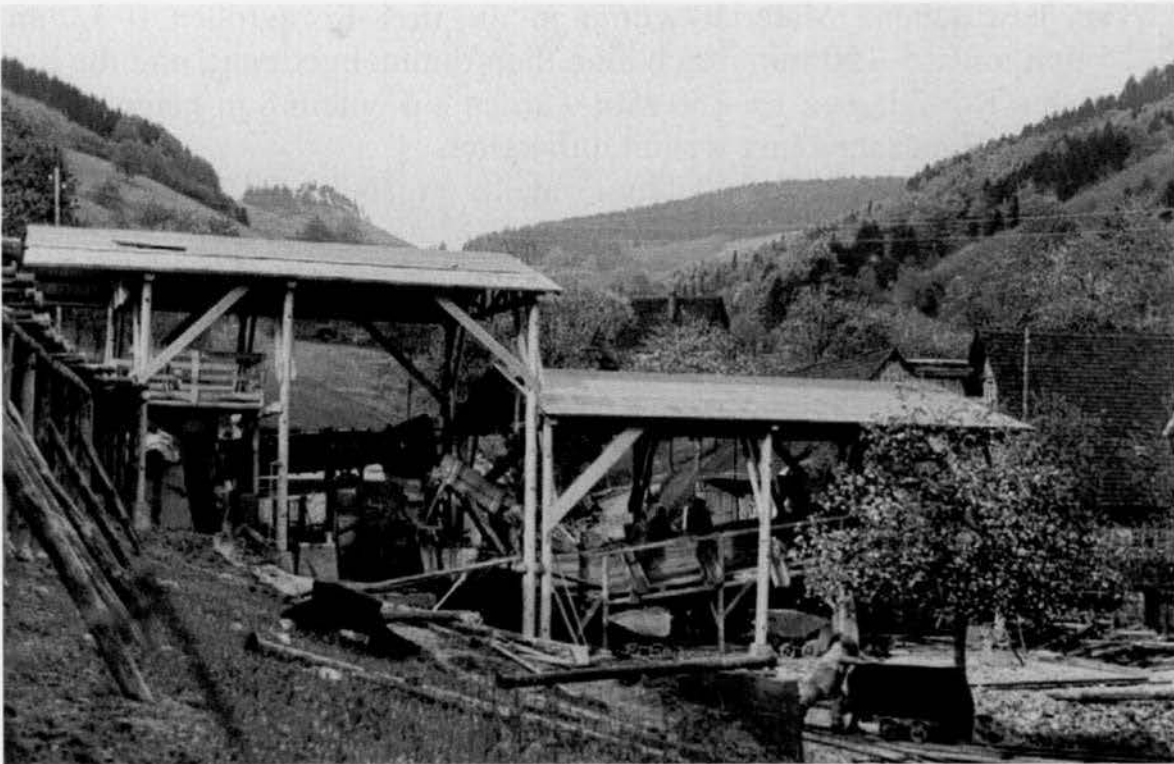


*Verwaltungsgebäude*

den Lastwagenfahrern Roggen und Weizen mit, um ihn in Offenburg in der Zieboldmühle mahlen zu lassen. Das Mehl wurde zu den Landwirten zurücktransportiert.

Mit Kriegsausbruch musste der Abbau von Schwerspat für kurze Zeit eingestellt werden, da der bisherige Absatz nach Frankreich (1500 t pro Monat) zum Erliegen kam. Die jährlichen Einnahmen betragen rund 300.000 RM.





*Seitenansicht der Waschanlage*

Nachdem in der Zwischenzeit ein neuer Vertrag über die Abnahme des Schwerspats durch eine holländische Firma zustande gekommen war, wurde 1940 die Grube wieder in Betrieb genommen.

Zum Betrieb der Maschinenanlage und dem Abtransport des Materials waren 1 t Dieselöl pro Monat und für den weiteren Betrieb 6 Tonnen Dieselöl bei voller Förderung erforderlich.

In Kehl wurde der Schwerspat dann auf Schiffe verladen und über den Rhein nach Holland gebracht.

### *Schwerspataufbereitungsanlage*

Damit der Schwerspat besser von anderen Steinen getrennt werden konnte, baute man 1939 eine neue Wasch- und Sortieranlage.

Ein Teil der Apparate konnte billig von der Firma Dr. Pettenberg übernommen werden, so dass die Anlagenkosten nur etwa 20.000 RM betragen.

Die Anlage arbeitete nach folgendem Prinzip: Das aus der Grube kommende Rohmaterial, das in der Regel aus einem Gemisch von 80% Baryt, 10–15% Bergebruchstücken (Granit), 5–10% Brauneisenstein und 0–5% fettem Ton bestand, wurde über einen Rost von 15 cm Spaltenweite zu einem Aufgabeapparat und dann in die Waschtrommel weiter geleitet.

Das gewaschene Material wurde in die drei Korngrößen 0–7 mm, 7–15 mm und 15–150 mm durch eine Siebtrommel getrennt, und die beiden ersten Kornklassen 15–150 mm wurden auf einem 8 m langen Leseband durch Handscheidung weiter aufbereitet.

Die Analyse des aufbereiteten Produkts ergab 96–97 % BaSO<sub>4</sub> und unter 3 % SiO<sub>2</sub>.

Die Wasserversorgung der Anlage erfolgte durch direkten Zulauf aus einem vom Ohlsbach abgezweigten Kanal.

Bei Wassermangel in besonders heißen Perioden des Sommers war die Möglichkeit des Hochpumpens des geklärten Abwassers vorgesehen.

Der Antrieb der Maschinen erfolgte durch einen 60 PS Dieselmotor über eine gemeinsame Transmissionswelle. Die Verladung des gewaschenen Gutes geschah bis zur Errichtung eines Silos durch Kippen der Wagen in den Lastzug von einer Rampe aus. Die Leistungsfähigkeit der Aufbereitung betrug 60 Tonnen aufbereitetes Material in einer 8-stündigen Schicht.

Die Anlage wurde in einer Früh- und Mittagsschicht mit je sieben Mann Belegung betrieben.

Die Förderung betrug rund 1.500 Tonnen pro Monat und wurde bis September 1939 restlos nach Frankreich abgesetzt.

### *Verschmutzung des Dorfbaches durch Waschanlage*

Die Waschanlage, in der das Gestein gewaschen wurde, verschmutzte den ganzen Ohlsbach mit Lehm. Der Ohlsbach war bis zur Kinzig braun, und die Fische, die nicht flüchten konnten, erstickten in dem dreckigen Wasser.

Aufgrund einer behördlichen Anordnung baute man dann Auffangbecken, um den Bach von Lehm freizuhalten. Das Wasser war danach zwar noch bräunlich, aber die Fische konnten überleben. Die Absetzbecken mussten wegen des angesammelten Lehms oft gereinigt werden.

### *Sprengstoffraum*

1944 stellte die Schwerspatgrube Ohlsbach einen Antrag auf einen neuen Sprengstoffraum. Er sollte sicher im Berginneren gebaut werden. Das Sprengstofflager war für 300 kg Sprengstoff und 1.500 Sprengkapseln geplant. Für die doppelte Eisentür war innen ein Winkeleisenrahmen vorgesehen, um das Aushängen der Tür unmöglich zu machen.

Da die Arbeit im Spatwerk früher als erwartet eingestellt wurde, kam es wahrscheinlich nicht zum Bau des Sprengstofflagers.

**SCHWERSPATGRUBE OHLSBACH G.M.B.H.** 

Bergamt Karlsruhe TELENSPRECHER, ESSEN 35558

Eing.: 16. 3. 42 DRAMTADRESSE: FLUOR, ESSEN

J. Nr. 543/44 BANKKONTO: J.M. BICKELMANN & CO., SAARLAUTERNAn das  
Bergamt Karlsruhe,  
K a r l s r u h e .

Klosestrasse 44.

Vg R 171/3 ESSEN, HUYSENALLEE 26

DEN 11.3.42.

280/42

IHRE NACHRICHT VOM 12. II. 42.

UNSER ZEICHEN. Sch/3.

Einsatz russischer Kriegsgefangener in Grubenbetrieben.

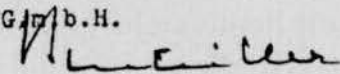
Wir danken Ihnen verbindlichst für Ihre freundliche obige Mitteilung. Hiernach scheint festzustehen, dass die Verwendung russischer Kriegsgefangener in unserem Betrieb mit den behördlichen Bestimmungen nicht vereinbar ist.

Die Anlegung von freiwerdenden Arbeitskräften aus dem Doggererzbergbau Zollhaus Blumberg erscheint nach den bisher gemachten Erfahrungen mit solchen freiwerdenden Arbeitskräften nicht zweckmässig. Es ist klar, dass die Betriebe nur ihre schlechtesten Arbeiter freigeben. Unseres Wissens handelt es sich auch in diesem Falle nur um solche Arbeiter, die nicht ortsansässig sind.

Glückauf und Heil Hitler

Schwerspatgrube Ohlsbach

G.M.B.H.

*Die heilige Barbara*

Die heilige Barbara ist die Schutzpatronin der Bergleute.

Die Legende erzählt von der Tochter eines Heiden, der sie gegen ihren Willen mit einem Ungläubigen verheiraten wollte. Die Tochter widersetzte sich dem Wunsch des Vaters, indem sie ihr Leben Christus verschrieb. Der Vater schloss sie darauf in einen Turm.

Barbara gelang aber die Flucht, und sie kam zu einem Felsen, der sich vor ihr auftat und ihr Schutz bot.

Durch den Verrat eines Hirten wurde sie von ihrem Vater gefunden und gefoltert. Sie aber blieb Christus treu. Darauf schlug ihr der Vater eigenhändig den Kopf ab.

Der geöffnete Berg, der Barbara Zuflucht bot, stellt die Verbindung zu den Bergleuten her, die durch ihren Gruß „Glück auf“ das Öffnen des Berges und die Freigabe der Erze erbitten.

Am Barbaratag, dem 4. Dezember, begingen die Bergleute zu Ehren der Barbara im Gasthaus Rebstock in Ohlsbach ein Fest.

Es wurde immer bis spät in die Nacht gefeiert.

### *Ende des Spatwerkes Ohlsbach*

Im April 1944 war das gesamte Maschinenhaus mit Dieselmotoren, Generator, Kompressoren und Pumpen niedergebrannt.

Ein Sachverständiger sagte, dass ein elektrischer Kurzschluss nicht in Frage käme und somit eine Brandstiftung am wahrscheinlichsten sein dürfte.

Das Werk wurde noch bis Ende des Krieges notdürftig weiterbetrieben und dann wegen mangelnder Rentabilität geschlossen.

Als der Krieg vorbei war, war die Anlage herrenlos.

Was zu gebrauchen war, eigneten sich u. a. die Franzosen an.

Anschließend wurde der Bunker gesprengt. Die Explosion beschädigte allerdings nur die Tür.

Der Eingang zur Grube wurde später zugeschüttet, da immer wieder Kinder im lebensgefährlichen Stollen spielten. Heute fließt nur noch ein Bächlein aus dem Hauptstollen, welches den Teich vor dem heutigen Haus Marx speist, in dem sich die Verwaltung des Spatwerks befand. Gegenüber lag der Haupteingang der Stollen.

Der Teich war früher das Kohlenlager für die Dampfmaschinen.

Noch heute sieht man Reste der Waschanlage und anderer Bauten entlang der Straße zum Brandeck-Lindle.

Um 1950 waren die Abräumarbeiten am Spatwerk voll im Gange.

Die Wagen und Schienen wurden nach Offenburg zum Güterbahnhof gebracht, um dort verschrottet zu werden.

Heute können noch einige Mauerreste sowie Stollen- und Schachteingänge, welche mit Gittern gegen Zutritt versehen sind, entdeckt werden.

Auch so genannte Pingen, d.h. trichterförmige Einbrüche im Boden über einem Stollen, die nur bei genauem Hinsehen erkennbar sind, erinnern an die Bergbauzeit in Hinterohlsbach.

Trotzdem wurde die Geschichte des Bergbaus in Ohlsbach nicht vergessen, wie eine Ausstellung anlässlich der 750-Jahr-Feier im Jahr 1984 zeigte.

## Rezensionen

**Scheifele, Max: Aus der Waldgeschichte des Schwarzwaldes. Die Trift von Brenn- und Kohlholz. Wenn Grenzsteine reden. Stuttgart 2004, 336 S., viele SW- und Farb-Abb.**

Der Autor, emeritierter Landesforstpräsident von Baden-Württemberg, ist ein bekannter Wald-Historiker, der für sein Buch über die Schwarzwaldflößerei „Als die Wälder auf Reisen gingen“ 1996 den Landespreis für Heimatforschung erhielt. Mit der vorliegenden Arbeit setzt Scheifele seiner preiswürdigen Tätigkeit eine weitere Krone auf. Denn was hier erstmals beschrieben ist, war weitgehend in Vergessenheit geraten. Dass nämlich die „Trift“, der Transport von Brenn- und Kohlholz in Form von Scheitern (ca. 1,2 m Länge), einst enorm viel wichtiger war als das Flößen von Bauholz oder „Holländer“-Stämmen, das wissen selbst eingefleischte Schwarzwaldhistoriker kaum. Der weitaus größte Teil des Holzes wurde als Brennholz genutzt und auf dem Wasserweg in die Städte, etwa nach Straßburg gebracht. Ohne Holz war ja städtisches Leben nicht denkbar. Die Straßburger haben sich deshalb in langfristigen Nutzungsverträgen ihr Brenn- und Scheiterholz auf dem Weg über die Kinzig gesichert. Auch für den Energiebedarf der industriellen Anfänge war Holz, hier in der veredelten Form der Holzkohle, Grundvoraussetzung. Um 1800 wurden 90% des Holzes verbrannt. Der Autor beschreibt detailliert die Technik der Trift und die hierzu nötigen Einrichtungen, etwa die Riesen und Schlitten. Er schildert den Holzbedarf in Garnisonen und Städten, in Eisenwerken, Glashütten und Salinen. Und er dokumentiert so detailliert wie

möglich die Geschichte der Trift in den einzelnen Schwarzwaldflüssen, für unser Gebiet also von der Schutter bis zur Oos. Erstaunlich, wie viele Quellen, etwa im Straßburger Stadtarchiv, zu diesem Thema noch zu durchsuchen sind. Das Buch ist flüssig und spannend geschrieben, reich bebildert – und erhält zudem eine lesenswerte Sammlung von Beiträgen des Autors über meist im nördlichen Schwarzwald lokalisierte Grenzsteine.

*Martin Ruch*

**Kreutz, Gernot: Die Flurnamen von Gengenbach zur Zeit der badischen Katastervermessung. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Bd. 8, 2004, S. 69–111.**

Über die schon Jahrzehnte währende Tätigkeit des Autors in Sachen Flurnamen und Kleindenkmale kann man nicht respektvoll genug sprechen. Was Gernot Kreutz auf diesem Gebiet für die Kulturgeschichte Mittelbadens geleistet hat, ist enorm, schließlich sind mit seiner Hilfe nunmehr 75% der Kleindenkmale in der Ortenau erfasst und beschrieben. Auch der vorliegende Beitrag des Leiters der Fachgruppe „Kleindenkmale“ über die Flurnamen Gengenbachs aus der Zeit um 1870 unterstreicht erneut die Kompetenz und den Sammelfleiß des Autors. Nach einer allgemeinen Einführung in Terminologie und Probleme der Flurnamenforschung gibt Kreutz eine fundierte, gut lesbare Deutungshilfe grundsätzlicher Begriffe. Dabei verschweigt er nicht, dass es gelegentlich Schwierigkeiten bei der Interpretation gibt. – Bei der „Geishut“

(S. 82) wäre der Hinweis auf die klösterliche Schreibstube denkbar gewesen, waren es doch die jungen Geisen, auf deren Haut (Pergament) die mittelalterlichen Handschriften entstanden. Und für die kloster-eigenen Herden waren Hüter angestellt, die pro Jahr bestimmte Mengen an Häuten abliefern mussten. Übrigens kommt diese Gengenbacher „Geishut“ auch im „Simplicissimus“ bei Grimmelshausen vor: dort wohnte nämlich „der Teufelsbanner aus der Geishaut“. Im Offenburger Ratsprotokoll vom 5.2.1649 ist er so genannt. Historisch belegt wäre also „Haut“ als wortbildendes Element, und nicht „Hüten“. Aber das wird noch eine Aufgabe für die Zukunft sein, eine historische Flurnamenbiographie zu schreiben.

*Martin Ruch*

**Spitzmüller, Bernd: „Aber das Leben war unvorstellbar schwer.“ Die Geschichte der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in Freiburg während des Zweiten Weltkrieges. Archiv der Stadt Freiburg, 2004, 200 S., viele Abb.**

An die 10.000 Menschen, kriegsgefangene Soldaten und verschleppte Zivilisten, waren während des Zweiten Weltkriegs in Freiburg zur Zwangsarbeit in Betrieben und Privathaushalten der Stadt eingesetzt. Sie wohnten mitten unter der Zivilbevölkerung, in Lagern und in Privatunterkünften. Dennoch wurden die Leiden dieser Menschen ignoriert, aus Gleichgültigkeit oder Angst. Nur wenige Freiburger wagten heimliche Gesten der Mitmenschlichkeit, ungeachtet der damit verbundenen eigenen Gefährdung. Ein finsternes Kapitel Stadtgeschichte, aber auch in anderen Städten und Dörfern Alltag, wie etwa für Offenburg die Arbeit von Bernd Boll („Das wird man nie mehr los!“ Ausländische Zwangsarbeiter in Offenburg 1939 bis 1954. Pfaffenweiler 1994) gezeigt hat. Erst in unseren Tagen hat man begonnen, die Namen der Zwangsarbeiter zu recher-

chieren und die noch Lebenden eingeladen. Das Stadtarchiv Freiburg hat 2000 im Rahmen eines Projektes diese Herkulesarbeit unternommen. Ein beispielhaftes Werk, mit einem überraschenden Bildmaterial, ist dabei entstanden.

*Martin Ruch*

**Europa – eine Vision wird Wirklichkeit. Hans Furler (1904–1975). Herausgegeben vom Hans-Furler-Gymnasium Oberkirch. Oberkirch 2004. 154 S., viele Abb.**

Das Hans-Furler-Gymnasium Oberkirch hat zum 100. Geburtstag des Politikers eine Dokumentation herausgegeben, die über Furlers Leben und politisches Wirken bestens informiert und wichtige Texte bietet. Seit 1945 war der in Lahr geborene Furler in Oberkirch ansässig, dessen Ehrenbürger er 1962 wurde.

Nach der Darstellung seines privaten und beruflichen Lebenslaufes wird die politische Arbeit Furlers im Wahlkreis Offenburg für die CDU vorgestellt. Dabei streift in einem Beitrag Heinz G. Huber auch Furlers Verhalten in der Affäre Zind und schildert präzise die Vorkommnisse rund um diesen Fall von Antisemitismus in der jungen Bundesrepublik. Furlers Arbeit als Präsident des Europäischen Parlaments wird vor dem Hintergrund seiner Visionen und Gedanken zur Wiedervereinigung und zur Europäischen Integration skizziert. Aus den Namen der Interviewpartner und Zeitzeugen, die Beiträge zum Buch geleistet haben, wird ersichtlich, dass sich die Herausgeber viel Mühe gemacht haben, aber auch für ihr Vorhaben überall bereitwillig Unterstützung gefunden haben: Wolfgang Schäuble, die Familie Furler, Philipp Brucker, Rainer Barzel, Hans Filbinger und Kurt Georg Kiesinger haben, neben weiteren Persönlichkeiten, Erinnerungen an Furler beigesteuert. Eine sehr lesenswerte biographische Dokumentation!

*Martin Ruch*

**Heid, Hans: Die Historische Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium. Ein illustrierter Wegweiser für Freunde und Besucher der Sammlung. Herausgeben von der Stadt Rastatt. Rastatt 2003, 336 S., zahlr. Abb.**

Als ehemalige Schulbibliothek zählt die Historische Bibliothek der Stadt Rastatt heute zu den fünf bedeutendsten Sammlungen in ganz Deutschland. Sie umfasst Handschriften und Handschriftenfragmente, die bis ins 10. Jahrhundert zurückreichen, mehr als 160 Inkunabeln aus den ersten Jahrzehnten des Buchdrucks im 15. Jahrhundert sowie seltene und wertvolle Drucke aus der Zeit des 16. bis 18. Jahrhunderts. Der bibliophile Charakter der Bestände mit ihren schönen Einbänden, dem Buchschmuck und den zahlreichen Illustrationen wie die von Albrecht Dürer, Hans Holbein d. J., Hans Baldung Grien, Matthäus Merian usw. macht neben anderem die herausragende Bedeutung der Rastatter Bibliothek aus, die etwa 20.000 Bände zählt.

In der Historischen Bibliothek befinden sich zahlreiche Sondersammlungen, vor allem die Publikationen von Lehrern und Schülern des ehemaligen Lyzeums, des heutigen Rastatter Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums. Zu nennen seien etwa die Publikationen vom Direktor des Generallandesarchivs Karlsruhe Franz Joseph Mone (1776–1871), des Schriftstellers und Pfarrers Heinrich Hansjakob (1837–1916) oder des Kardinal Augustin Bea (1881–1968).

Erstmals werden in dem illustrierten Wegweiser durch die Historische Bibliothek der Stadt Rastatt die Bestände in ihrer Gesamtheit und in ihrem komplexen Charakter in angemessener Form vorgestellt. Daneben werden aber auch die Geschichte der Bibliothek, ihre Verwaltung sowie die Frage ihrer Erhaltung thematisiert. Es ist das Verdienst des langjährigen Bibliotheksleiters Hans Heid, der zahlreiche Ausstellungen in der Bibliothek in

den vergangenen Jahren organisierte, Aufsätze und Kataloge zum Bestand der Bibliothek herausgab, dass dieser attraktive Wegweiser durch die Historische Bibliothek erschienen ist. Er hat mit großer Sachkenntnis ihre umfangreichen Bestände beschrieben.

Der Wegweiser ist ein sehr schönes Buch geworden, das alleine schon in der Art der Gestaltung die bibliophile Note der historischen Bestände aufscheinen lässt. So verwendet die Neuerscheinung nicht nur den Buchschmuck alter Bestände (Initialen, Zierleisten, Vignetten usw.), sondern enthält auch ca. 350 mehrheitlich farbige Abbildungen, die – vom Haupttext optisch abgegrenzt – ausführlich kommentiert und erläutert werden.

*Manfred Hildenbrand*

**Frenk, Martin: Riedprofile. 15 Portraits aus dem Ried, 2004, 135 S.**

Wenn es gestattet ist, die vom Autor gewählte Aufreihung der Porträts umzustellen, dann spannt sich von A wie „Amtsbote“ bis Z wie „Zahnmediziner“ ein Bogen von Persönlichkeiten ganz unterschiedlicher Herkunft und Bedeutung aus den Rieddörfern Ottenheim, Meißenheim, Allmannsweier, Ichenheim und Kürzell. Die Kurzbiographien sind laut Vorwort weniger für Fachgelehrte bestimmt, sondern für alle, „die sich durch die Rückschau in die Vergangenheit bereichern möchten“. Dies war dem gründlich recherchierenden Ottenheimer Lokalgeschichtsforscher schon 1999 mit seinem Streifzug durch die wechselvolle Geschichte der Michaelskirche gelungen (siehe Besprechung in: Die Ortenau 80 (2000), S. 644f.).

Auf eine Handvoll der geschilderten Charaktere soll im Telegrammstil eingegangen werden: „d'r Bot“ Andreas Leser aus Allmannsweier war ein Kalendergeschichten-Original. In seinem Lebensbild findet sich – fast wie nebensächlich – ein wertvoller sozialgeschichtlicher Hinweis

auf „die Mitglieder des Viehversicherungsvereins“. Diese waren im Falle einer Notschlachtung abnahmepflichtig, um den Schaden des betroffenen Genossen möglichst gering zu halten. – Mit Ernst Löffel aus Meißenheim wird einer jener Nachkriegsbürgermeister geschildert, die für die Bevölkerung gegen die mit aller Härte regierende Besatzungsmacht auftraten. Diese reagierte im Oktober 1947 mit Amtsenthebung. Im Jahr darauf erneut zum Bürgermeister gewählt, erwarb sich Löffel in seiner 24-jährigen Amtszeit große Verdienste um den wirtschaftlichen Aufschwung seiner Gemeinde. – Aus Düsseldorf kam der Zahnarzt, Dirigent, Chorsänger und Musiker Dr. Alfred Otto, der wenige Monate vor seinem Tod zum Mitbegründer des „Collegium Musicum Lahr“ wurde. „Geblendet vom vordergründigen Glanz des Nationalsozialismus“ war er zwar in jungen Jahren der Hitlerpartei beigetreten, erklärte aber schon 1938 den Austritt, „ein Schritt, der zu jener Zeit sehr gefährlich war“. – „In der Erinnerung der meisten Menschen vergessen“ ist Prof. Wilhelm Herrenknecht aus Nonnenweier (1865–1941). Seinem Wirken ist die Anerkennung der Zahnheilkunde als Spezialfach zu verdanken. Herrenknechts Antrag auf Einrichtung eines Lehrstuhls für Zahnheilkunde an der Universität Freiburg vom Jahre 1830 wurde erst viele Jahre nach seinem Tod in die Tat umgesetzt. – Im „Lahrer Hellseherprozess“ von 1927 ging es um die Brüder Seiler aus Ottenheim. Noch in den 50er Jahren sprach man in der ganzen Ortenau vom „Schloofer“ Julius Seiler und seinen transmedialen Fähigkeiten. Scharenweise kamen Ratsuchende z. T. mit Bussen – auch aus dem Elsass –, weil sie sich Hilfe und Heilung von ihren Krankheiten erhofften. Obwohl die Brüder im Prozess unterlagen, bewirkten die Schlagzeilen in der Presse „eine große Reklame. Der Zulauf ist so umfangreich, dass die beiden einen Geschäftsführer bestellten, der täglich etwa 300 Einträge zu

erledigen hat“ – ein Boom, von dem auch die Ottenheimer Gastronomie profitierte.

Die wertvolle Schrift verdient es, über den lokalen Raum der Rieddörper hinaus gelesen zu werden.

*Werner Scheurer*

**Klein, Kurt: Wandern im Schwarzwald. Ein Streifzug durch den Naturpark Mitte und Nord. Offenburg: Schwarzwaldverlag, 2004, 208 S., viele Abb.**

Ein handliches Format, eine praktische Spiralbindung, knappe und unterhaltende Texte, ein vielfältiges Themenspektrum und schöne, abwechslungsreiche Wanderungen: diese Kombination bietet der neue Wanderführer von Kurt Klein. Der Autor ist selbst in den Wanderschuhen groß geworden, hat viele Wanderungen auch in den Medien begleitet und kommentiert, und ist also die ideale Besetzung gewesen für dieses Buchprojekt, das 31 Routen anbietet. Es ist ein Gang durch die Kulturgeschichte des Schwarzwaldes entstanden, den man auch im Geiste, beim Lesen an Winterabenden etwa, auf dem Sofa nachvollziehen kann. Aber besser ist es natürlich, sich selbst auf den Weg zu machen und so die Vielfalt dieser wunderbaren Landschaft unmittelbar zu erleben. Zur Vor- und Nachbereitung, zur genüsslichen Zwischenlektüre in den Gasthäusern und -hütten eignet sich der Führer hervorragend.

*Martin Ruch*

**Braxmaier, Rainer: Poeten Maler Petticoats. Hubert Burda und seine Freunde. Offenburg: Petrarca, 2005, 236 S., viele SW- und Farb-Abb.**

Die Jugendjahre des Offenburger Verlegers hat dieses gestalterisch herausragend gut gemachte Buch (warum wird gutes Layout meist nur am Rande erwähnt? Peter Puy ist ein Meister seines Faches) zum Inhalt. Doch ist mehr als nur der ers-



te Teil einer glücklichen Unternehmerbiographie entstanden. Braxmaier hat es verstanden, das Allgemeine dieser Offenburger Jugend herauszuarbeiten. So ist dieses Buch zum Baustein einer weit über das Lokale hinausreichenden Geschichte der Jugend geworden. Das Private und das Öffentliche begegnen sich hier in Permanenz, und aus dem Kontrast, aus dem Konflikt erwächst eine Persönlichkeit. Auch die Geschichte der letzten Nazi-Jahre, dann der Nachkriegsjahre und des Wirtschaftswunders tritt hier ungeschminkt auf den Plan (Kapitel „Schweigen und Verdrängen“), ohne allzu großen Respekt vor Eltern oder Autoritäten. Kunst und Literatur, Sport und Musik dominieren die 50er Jahre, und zwar so, dass Braxmaiers Darstellung zum faktenreichen Geschichtswerk und zur facettenreichen Unterhaltung gleichermaßen wird. Ein geglückter Spagat, der durchaus auch dem voyeuristischen Interesse am Innenleben einer berühmten Familie etwas zu bieten hat. Empfehlenswert!

*Martin Ruch*

**Schwanke, Irmgard: Fremde in Offenburg. Religiöse Minderheiten und Zuwanderer in der Frühen Neuzeit. Konstanz 2004, 310 S.**

Was wir den Vorarlberger Baumeistern und Steinmetzen zu danken haben, Leuten also wie Beer und Ellmereich und anderen, ist ein bis heute noch sichtbares Erbe in der Ortenau und in anderen Teilen des ehemaligen Vorderösterreich: die Ästhetik der kirchlichen und weltlichen Bauten des Barock hängt mit diesen Namen zusammen. Im Gefolge des Baubooms nach den Zerstörungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts traten sie in die Dienste der Bischöfe, Äbte und Kommunen, und leisteten Großartiges als Zuwanderer. Dass sie oft in der neuen Heimat blieben, zeugt von gelungener Integration dieser Migranten. Sie waren nicht die einzigen Fremden, die, meist aus der Alpenregion stam-

mend, in der Ortenau und in der Reichsstadt Offenburg sesshaft wurden. Aus Savoyen, Italien und Tirol kamen Kaufleute wie die Familien Fivell, Guerra und Maggino oder Tonoli. Auch Kaminkehrer und Zinngießer waren darunter. Und schließlich waren auch Juden im 17. Jahrhundert für einige Jahrzehnte im katholischen Offenburg ansässig, so lange jedenfalls, bis die Zünfte den Abzug der Schutzjuden forderten und erreichten. Diese spezielle Nachbarschaft jedenfalls war nur eine auf Zeit. Vor allem in den Rats- und Contractenprotokollen haben die Einwohner aus der Fremde ihre Spuren hinterlassen. Die Autorin hat diesem großen Komplex ihre Dissertation gewidmet und eine außerordentliche Arbeit zu Stande gebracht, die sich durch Fleiß und brillante Interpretation gleichermaßen auszeichnet. Hier wurde über Jahre ein für die Offenburger Stadtgeschichte hochbedeutsamer Quellenbestand ausgewertet, der lange brach lag. Nun liegt ein weiterer Baustein einer Offenburger Stadtgeschichte in Einzelbänden vor und Irmgard Schwanke ist uneingeschränktes Lob zu zollen für diese fundierte Sammlung und Analyse.

*Martin Ruch*

**Heisch, Josef: „Die Heimat spricht ...“**

Zell a. H. Seit Jahrzehnten steht für Josef Heisch die Geschichte der Heimat ganz oben. Schon in den Jahren seiner Zeit als Sparkassendirektor hatte er für die Vereine ein offenes Ohr, dokumentierte mit Bildern Feste und Feierlichkeiten des Tales und verfasste dazu auch in Buchform die passenden Texte. Seit 1992 genießt Josef Heisch seinen verdienten Ruhestand. In den letzten zwölf Jahren intensivierte der engagierte Heimatforscher sein Hobby. 28 Bücher sind nunmehr von ihm zu verschiedenen Themen und Personen zusammengestellt und veröffentlicht worden. „Die Heimat spricht ...“, wie Josef Heisch einen seiner Bände über Thomas Kopp treffend genannt hat, hat sich

zu einem unschätzbaren Fundus über das Harmersbach- und Nordrachtal entwickelt. Markant das Blau des Einbandes in gediegenem Leinen, bezeichnend die in Gold gehaltenen Zeichnungen und der dazu passende Schriftzug: All dies gibt dem Äußeren einen entsprechenden Rahmen, der zum Inhalt passt. Dessen Vielseitigkeit sucht wohl seinesgleichen.

Da werden die Heimatgemeinden von verschiedenen Seiten angeleuchtet. Persönlichkeiten berichten von ihren Erlebnissen, Künstler aus der Raumschaft und ihre Werke finden eine angemessene Würdigung. Leben und Arbeit der Menschen, religiöse Bauwerke und Fabriken, Gaststätten und Sehenswürdigkeiten sind ebenso nach Themen geordnet wie seltene Bilder mit unvergessenen Motiven. Kaum ein Thema findet sich hier im Tal, dem Josef Heisch seine Aufmerksamkeit nicht gewidmet hat. Und ein Ende seiner Ideen ist nicht abzusehen. Obwohl gesundheitlich angeschlagen, hat Josef Heisch gerade ein neues Werk in Bearbeitung. Alles Wissenswerte über den bekannten Bürgersohn der Stadt Zell a. H., Ritter von Buß, hat er in einer über 400 Seiten umfassenden Dokumentation zusammengetragen und das Werk wird im Frühjahr 2005 abgeschlossen. Der 29. Band der „blauen Reihe“ liegt damit vor.

*Karl-August Lehmann*

Verzeichnis der „Blauen Reihe“:

*Barfuß auf dem Weg ins Paradies*  
(Lebenslauf des Pater Adalbert Ehrenfried, 240 Seiten)  
*75 Jahre Harmersbachtalbahn*  
(247 Seiten)  
Historischer Zeller Bilderbogen  
(Zell a. H. auf Postkarten, 526 Seiten)  
*Memoiren: Gerlinde Kopp*  
(350 Seiten)  
*Kapellen im Harmersbach- und Nordrachtal*  
(Pater Adalbert Ehrenfried, 125 Seiten)

*Zeitzeichen*  
(Franz Klein, 224 Seiten)  
*Historische Postkarten*  
(Harmersbachtal, 350 Seiten)  
*Hansjakob – Das Mosaik ist vollendet*  
(Maria Schaettgen, 180 Seiten)  
*Der Chronist erzählt ...*  
(Franz Schwarz, 222 Seiten)  
*Die Heimat spricht*  
(Thomas Kopp, 408 Seiten)  
*Der Zamba*  
(Martin Schreiber, 93 Seiten)  
*Chronik der Papierfabrik Zell a. H.*  
(230 Seiten)  
*Chronik der Prototyp-Werke*  
(Raimund Rauber, 230 Seiten)  
*100 Jahre Sängerbund Kinzigtal*  
(121 Seiten, vergriffen)  
*Schwedenkanonen Zell a. H.*  
(152 Seiten)  
*Plaudereien und Sagen aus dem Nordrachtal*  
(629 Seiten)  
*Sepp Schülj und sein Nordrachtal*  
(259 Seiten)  
*Nordrach – Zeitzeichen*  
(597 Seiten)  
*Biberaha 787*  
(596 Seiten)  
*Zeller Keramik – Chronik*  
(329 Seiten)  
*Fürstenberger Hof*  
(298 Seiten)  
*Impressionen*  
(80 Seiten)  
*Gasthaus „Rebstock“ (Stöcken)*  
(326 Seiten)

Künstlerreihe:  
*Friedrich Singler, Gutach*  
(252 Seiten)  
*Wilhelm Lehmann, Zell a. H.*  
(262 Seiten)  
*Ernst Peter Huber, Zell a. H.*  
(350 Seiten)  
*Josef Frank, Zell a. H.*  
(136 Seiten)  
*Zdenek Kava, Offenburg*  
(134 Seiten)

**Walter Gretz: Unterwegs zu Moscherosch. Friedrich Reinhardt Verlag Basel, 128 S., 13,50 EUR. ISBN 3-7245-1323-2.**

Die Schriften Johann Michael Moscherosch schmecken dem modernen Leser nicht auf Anhieb. Die „Gesichte Philanders von Sittewalt“ (1640), das Hauptwerk, sind getränkt mit gelehrten Exkursen und Anmerkungen, die langen Atem verlangen. Seine Erziehungsschrift „Die schlaflose Sorge der Eltern“ gibt sich lockerer, entwickelt jedoch pädagogisch Grundsätze, die dem Menschenbild des 17. Jahrhunderts verhaftet sind. Moscherosch war gebildeter als Grimmelshausen, dem die humanistische Bildung fehlte und der unter anderem deshalb ein breiteres Publikum im Auge hatte.

Dessen ungeachtet stellt man erstaunt fest, dass in den letzten Jahren die Versuche sich häufen, neuen Zugang zu Moscherosch zu finden. Schon die modernisierte Fassung des Gedichts „Soldaten-Leben“, einer Schilderung des Treibens einer Bande von Marodeuren im Dreißigjährigen Krieg, fand große Resonanz und bewies, dass seine Schriften, wenn man sie entlastet, auch moderne Leser zu bewegen vermögen. Im Moscherosch-Gedenkjahr 2001 öffnete Ludwig Harig, der Saarländer und Kenner Lothringens, den Zugang zu einer bis dahin wenig beachteten Seite Moscheroschs. Er führte in seiner Festrede die so modern anmutenden sprachlichen Kabinettstücke Moscheroschs vor und schlug eine Brücke zu jüngeren Entwicklungen der Literatur, zur Konkreten Poesie.

Nun legt Walter Gretz unter dem Titel „Unterwegs zu Moscherosch“ einen schmalen Band vor, der wie kein anderer geeignet ist, Moscherosch schmackhaft zu machen. Schon der Titel deutet an, dass es sich um kein Fachbuch, vielmehr um einen Versuch handelt. Es kommt ohne Fußnoten und gelehrten Apparat aus, ist reich bebildert und in leicht fließender, griffiger Sprache gehalten. Der Titel will

doppeldeutig verstanden sein: In einem ersten Teil wird über die bekannte Biographie Moscheroschs neues, überraschendes Licht geworfen, so, wenn Gretz den Lebenslauf von Georges de la Tour, dem lothringischen Maler, mit einbezieht und dabei Konstanten der biographischen Entwicklung einer Generation freilegt:

*„Wissen um eigenes Können und Drang nach oben, Auseinandertreten von Leben und Werk, wobei eher das Werk Würde und Unanfechtbarkeit gewinnt, Selbstbehauptung in Kriegsdrangsalen, Jähzorngrundierungen dort wie hier. Bei Moscherosch wie bei de la Tour erreichte ein Sohn, und erst dieser, den Adelsstand, und die Anziehungskraft auf Nachahmer oder Nachdrucker ließe sich ebenfalls anführen. Selbst im Verblässen des Namens und im allmählichen Wiederentdecken wäre ein Stück Zusammenschau möglich.“*

Im Aufdecken solcher Beziehungsgeflechte kommt Gretz ein sensibles psychologisches Einfühlungsvermögen zugute. Er ist von entschiedener Nüchternheit seiner Figur gegenüber, zeigt Schwächen und Fehlgänge Moscheroschs auf – und ist doch vernarrt in die Spannweite seiner Fähigkeiten und die Abenteuerlichkeit seines Lebenslaufs.

Der zweite Teil ist sozusagen ein Fahrtenbuch. Er bringt Spiegelungen der Burgen, Städte und Dörfer im Elsass und Lothringen, in denen Moscherosch zu Hause war, im eigenen Erwandern und Erfahren es Autors, das offenbar gut fünfzig Jahre zurückreicht. Der besondere Reiz liegt darin, dass Gretz die Spanne zwischen damals und jetzt immer bewusst hält:

*„Ursprünglich gebliebene Moscherosch-Stätten gibt es nicht mehr. Das Geburtshaus ist so wenig erhalten wie die Grabstätte. Wohnhäuser, Amthäuser sind zerstört; Zuweisungen gehen ins Leere. Burg- und Schlossunterkünfte lassen sich zwischen Ruinen oder auf anders überbautem Terrain allenfalls vermuten ... Seltsam, dass einen das Reisen auf Mo-*

*scheroschs Spuren dennoch fündig werden lässt ... Moscherosch hat sich weder einen Bomber-Harris noch moderne Architekten vorstellen können. Heute erschiene er sich in Frankfurt so fremd wie in Hanau oder Kassel. Mit Mainz hätte er Mühe, und Worms könnte er allenfalls aus der Ferne als die Stadt sehen, in der er seine erste Ehe schloß und die er 1669 als letzten irdischen Aufenthaltsort erreichte.“*

Nicht wenigen dieser Stationen hat Gretz eine an Ort und Stelle rasch hingeworfene Bleistiftskizze hinzugefügt, die besser als jede Fotografie geeignet ist, die subjektive Erinnerung eines jeden Lesers ins Spiel zu bringen. Wenn er mag, kann er das Bändchen auf eigenen Reisen mitnehmen. Es ist handlichen Formats, passt in die Jackentasche, zum Nachschlagen geeignet. Wenn es überhaupt gelingen kann, einem breiteren Publikum eine Brezche zu Moscherosch zu schlagen, dann mit diesem Band.

*Walter E. Schäfer*

**Simpliciana. Schriften der Grimmels-  
hausen-Gesellschaft. In Verbindung mit  
dem Vorstand der Grimmelshausen-  
Gesellschaft herausgegeben von Dieter  
Breuer. 26. Jg., 2004, 546 S.**

Der Jahresband bietet die Beiträge des Kongresses „Grimmelshausen und die Wissenschaften“, der im Juli 2004 in Oberkirch stattfand. Wie sich Grimmelshausen mit Themen wie Magie und Theologie, mit den zeitgenössischen technischen Medien oder der Politikwissenschaft, mit Astronomie und der Militärwissenschaft, also mit dem komplexen, aktuellen Wissen seiner Zeit befasste, wo er es rezipieren konnte, mit welchem Interesse er sich welcher Details bediente – das nachzulesen lässt diesen Sammelband zur spannenden Lektüre werden. Regionales aus den Grimmelshausenstädten und ein fundierter Rezensionsteil ergänzen das inhaltsreiche Jahrbuch.

*Martin Ruch*

**Geroldsecker Land. Heft 47, 160 Seiten,  
2005.**

Das Thema dieses Jahrbuches lautet „Migration“. In den beiden einleitenden Aufsätzen (von Thorsten Mietzner und Cornelius Gorka) wird vor allem die Zuwanderung im 20. Jahrhundert, die Ortenau betreffend, beleuchtet. Gerhard Finkbeiner berichtet über die Auswanderung in die USA und stellt eingehend dar, dass im 19. Jahrhundert die sozialen Verhältnisse, Missernten und Armut zu einem Einwohnerschwund von dreißig Prozent im oberen Schuttertal führten. Über geglückte Integrationen berichtet Hagen Späth in zwei Aufsätzen. Die große Wälz- und Gleitlager-Fabrik INA-Schaeffler in Lahr hat gute Erfahrung mit Spätaussiedlern aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion gemacht; allerdings sind gute deutsche Sprachkenntnisse unverzichtbar. In dem Bericht über eine Importfirma für Obst und Gemüse in Lahr (Llombart) wird allgemein die gute Integrationsfähigkeit von Spaniern beschrieben. Martin Frenk stellt das Schicksal einer Flüchtlingsfamilie vor, die nach dem 2. Weltkrieg von Ostpreußen nach Ottenheim kam. Das Schicksal einer jüdischen Familie aus Friesenheim betraf nicht nur die Emigration, sondern leider auch Deportation und Vernichtung. Uwe Schellinger geht ihrer Geschichte über ein Familienfoto nach. Schon in römischer Zeit gab es auch in der Ortenau Wanderungen von Personengruppen. Anhand von Grabinschriften, wie in Offenburg die eines römischen Offiziers aus Spanien, weist Marcus Reuter auf die fremdländischen Namen hin.

Ralf Burgmaier greift das Stichwort Migration auch für sein Thema über die Kirche Sainte Foy (St. Fides) in Schlettstatt/Sélestat auf, die als romanische Kirche im Elsass jedoch Schmuckformen aus Lothringen aufweist. Außerhalb des Themas Migration bleiben noch vorzustellen: ein informativer Aufsatz über die Brudertal-Kapelle im Wald von Schuttern (Ekke-

hard Klem) und der Rückblick auf eine Ausstellung „Roth-Händle und Reval: Zwei Marken zwischen Kunst und Werbung“ (Dirk Schindelbeck).

*Gernot Kreutz*

**Hollweck, Hans/Kruse, Rolf (Hrsg.): Kehler Familiengeschichten. Mit Beiträgen von Otto Bräunig, Manfred Eidel, Mariacristina Eidel, Brigitta Gerloff, Hans Hollweck, Axel Knobloch, Rolf Kruse, Werner Liegibel und Friedrich Sommermann. Verlag des Historischen Vereins Kehl 2004, 240 S. mit über 100 historischen Fotografien.**

Dass Familiengeschichte immer auch Teil der Stadtgeschichte ist, macht auf beeindruckende Weise dieser vom Historischen Verein Kehl herausgegebene Band deutlich. Die acht Beiträge stellen jeweils die Geschichte einer Kehler Familie in den Vordergrund. So entsteht ein Panoptikum der lokalen Wirtschafts-, Gesellschafts-, Kultur- und Zeitgeschichte. Allen Verfassern der insgesamt acht Beiträge, die von R. Kruse und H. Hollweck vorzüglich redigiert wurden, ist es gelungen, auf spannende und informative Art Geschichten und Geschichte zu verbinden und zu repräsentativen Porträts zu gestalten. Über die Beschäftigung mit Straßennamen, so erfährt der Leser im Vorwort, sind die Verfasser zur Beschäftigung mit der Thematik gelangt. Es hätte eigentlich des Bescheidenheitstopos im Vorwort nicht bedurft, dass sich die Verfasser nur als „Amateure“ verstehen. Was sie mit akribischer Detailtreue und lokalem Wissen leisten, kann gerade ein „professioneller Historiker“ nicht: Heimatkunde im besten Sinn zu betreiben.

Es ist kein Zufall, dass die Beiträge über die Kehl prägenden Unternehmerfamilien überwiegen. Den größten Raum nimmt der Beitrag über die für die Industriegeschichte Kehls so bedeutende Unternehmerfamilie Trick ein. Die Tricks waren Waldbauern aus dem württembergi-

schen Schwarzwald und gelangten über die Flößerei und den Holzhandel nach Kehl, wo Ludwig Trick 1864 eine Sägemühle errichtete. Wegweisend für die Kehler Industriegeschichte war die seit 1883 aufgenommene Produktion von Zellstoff. Eine weibliche Linie führt auf die Familiengeschichte der Osiander zurück, die mit Andreas Osiander den Reformator Nürnbergs stellten. Der Aufstieg der Familie, der Glanz und schließlich der Niedergang der Firma lesen sich spannend wie ein Roman: Auch Kehl hatte seine Buddenbrooks.

Zur industriellen Gründergeneration gehörte auch die Familie Rehfus-Oberländer, die wie die Tricks aus dem württembergischen Schwarzwald stammten, in Kehl als Wirte und Metzger erfolgreich waren und von 1867 bis 1973 in Kehl eine Hutfabrik betrieben. Der Leser erfährt in diesem Zusammenhang vieles über die Hutfabrikation und die „Kulturgeschichte des Hutes“. Die aus Schlesien stammenden Knoblochs bauten 1900 im Kehler Hafen eine chemische Fabrik. Der brillant verfasste Beitrag über die Familie Eitel, die als Wirte, Brauer, Küfer und Stuckateure ihr Auskommen fanden, verbindet beispielhaft die Familiengeschichte mit dem Schicksal der Stadt.

Aber auch die Geschichte der alteingesessenen Familie Hornung liest sich spannend, auch wenn sie „nur“ Müller, Bäcker und Dentisten waren. Ein Abschnitt ist dem Kehler Zahnarzt Klaus Hornung gewidmet, der sich in der lokalen Geschichtsforschung Meriten erwarb. Dem letzten Bürgermeister von Kehl-Dorf, Matthias Krauß und seiner Familie, ist ein eigener Beitrag gewidmet. Er setzte sich für die 1910 erfolgte Vereinigung von Stadt und Dorf Kehl ein und erwarb sich für die Stadtentwicklung unschätzbare Verdienste.

Für den auswärtigen Beobachter ist es immer wieder erstaunlich, welches Reichtum an historischen Dokumenten in Kehl trotz der Kriegszerstörungen und der Eva-

kuierung vorhanden ist. So lesen sich die Aufzeichnungen des Holzhändlers und Sägewerksbesitzers Carl Ross (1864–1945) als ein Stück bürgerliche Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Der Kehler Zweig der Familie Heßlöhl führt sich auf den 1767 in Kehl-Dorf geborenen Gerichtsschreiber, Postsecretarius und Posthalter zurück. Die zu Reichtum gekommene Familie machte bedeutende Stiftungen. An Hand der Testamente wird exemplarisch die Vermögensentwicklung dargestellt. Stammbäume sowie Quellen- und Literaturangaben runden die Beiträge ab. Teilweise von großer Rarität sind die fotografischen Dokumente, die als eigenständige Quellen den Beiträgen wertvolle Ergänzungen hinzufügen und dem Leser das Fenster zur Vergangenheit öffnen.

*Heinz G. Huber*

**Schramberg. Adelsherrschaft – Marktflecken – Industriestadt. Schramberg: Museums- und Geschichtsverein und Große Kreisstadt Schramberg 2004, 360 S., 39,80 Euro.**

Anerkennung, Hochachtung und Staunen finden sich zusammen, wenn man diese Neuerscheinung zur Stadtgeschichte im Schwarzwald erstmals in den Händen hält und liest.

Der Rottweiler Kreisarchivar, Bernhard Rüth, war Ausgangspunkt und Koordinator für mehrere, vielseitig ausgewiesene Kenner der neuen Schramberger Stadtgeschichte. Einzelne Autorinnen und Autoren zu nennen verbietet sich hier. Dies käme einer Hintansetzung der Nichtgenannten gleich.

Archäologie, besonders die der Alamannen, und Römerzeit bilden den Anfang, kaum mehr wegzudenken aus umfassenden Stadtgeschichten.

Der Adel, die Burgen und die sich im 15. Jahrhundert herausbildende Herrschaft Schramberg machen den inhaltlichen und optisch sehr gut aufbereiteten Mittelteil

dieses Stadtgeschichtsbuchs aus. Es folgen herausragende Kapitel über Schramberg in der Neuzeit bis um das Jahr 2000. Die einzelnen Ortschaften finden abschließend ebenso Berücksichtigung wie das Stadtarchiv Schramberg als Hüter archivalischer Quellen zur Schramberger Geschichte.

Eine gut und inhaltsreiche aufgemachte Zeittafel beschließt diese eindrucksvolle Stadtgeschichte, die durch einen Anhang mit Quellen, Literatur, Abbildungsnachweis, einem Orts- und Personenregister ergänzt wird.

Als guter Schluss zielt diese modern aufgemachte Stadtgeschichte die Beschreibung eines Versuchs, die Stadtgeschichte mittels Beschilderung in der Stadt präsent und wahrnehmbar zu machen.

Insgesamt gesehen, macht diese gut illustrierte, abwechselnd gestaltete, zugleich aber auch wissenschaftlich wohl begründete Stadtgeschichte richtig Spaß und Spannung auf die Lektüre, die hier ausdrücklich und ohne Vorbehalte anzupfehlen ist.

*Dieter Kauf*

**Freiburger Diözesanarchiv, 124. Band, 2004**

Aus neun Beiträgen möchte ich gerne vier nennen, begründet in der thematischen Individualität oder in ihrem Bezug zum Gebiet des heutigen Ortenaukreises.

1. Emil Spath, „Der wahre Weg“. Das Hauptportal des Freiburger Münsters (S. 5–40), bietet eine fundierte Erklärung des Figureschmucks, der 2004 renoviert wurde.
2. Christine Schmitt, „Ein badischer Aloysius“, Leitbildwandel in der Jugendpastoral des 20. Jahrhunderts am Beispiel des seligen Bernhard von Baden (S. 85–100), beleuchtet die Verehrungsgeschichte des „badischen Hausheiligen“, der in Ottenhöfen Kirchenpatron ist.

3. Ursula Speckamp, „Heroische Ethik“. Albert Schweitzer und Reinhold Schneider (S.101–138), zeigt u. a. wie die beiden Ethiker aus Elsass und Baden ihre Landschaft sahen und schilderten.
4. Monika Cajkovic, „Zwangsarbeiter in kirchlichen Einrichtungen in der Erzdiözese Freiburg 1939–1945“ (S. 167–258), widmet sich auch der Situation in den Klöstern, Anstalten, Heimen und Stiftungen im Gebiet des Ortenaukreises.

Wer schließlich noch wissen will, wie ein Kreuz aus St. Trudpert in die Eremitage von St. Petersburg gelangte, lese den Beitrag von Lukas Schenker, „Das gotische Kreuz aus dem Benediktinerkloster St. Trudpert“ (S. 61–72).

*Dieter Kauf*

**Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, 47. Band, 2004**

Unter den umfangreichen Beiträgen möchte ich drei wegen ihrer beispielhaften und informativen Bedeutung nennen.

Helma Angst, Die Fürstlich Fürstenbergischen Anlagen und Gärten aus Sicht der Gartendenkmalpflege (S. 5–27).

Otti Wilmanns, Landschaft und Vegetation der Schwäbischen Alb im Vergleich zum Schwarzwald (S. 83–98).

Günther Buchholz, Die Darstellung der Herrschaft Schramberg auf der Pirschergerichtskarte des David Rötlin von 1564. (S. 115–122).

*Dieter Kauf*

**Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, 48. Band, 2005**

Über die Hälfte dieses Jahrbuchs nehmen Reflexionen über die Geschichte des eigenen Vereins ein. Sie sind daher zur Lektüre empfohlen und auch anregend.

Darüber hinaus sind noch folgende zwei Beiträge genannt:

Dieter Lehmann, Zu den Verhältnissen östlich vom Schwarzwald um die Mitte des 4. Jahrhunderts (S. 173–183).

Cornelia Gluth, Die Hüfingener Scharfrichter Ruf (S. 184–195).

*Dieter Kauf*

**Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau – ins – Land“, 122. Jahreshaft 2003**

Erwähnenswert, weil bisher kaum je beschrieben, ist der Beitrag von Rüdiger Hitz: Der Kehr. Mobilität der Unterschichten im 19. Jahrhundert (S. 93–111).

Heinrich Hansjakob, der Vogtsburger Andreas Harter aus Wittichen und der Pfarrer von dort werden beleuchtet im Beitrag von Michael Bärmann. Kleiner Kommentar zu einer Figur aus Heinrich Hansjakobs Erzählung „der Vogtsburger“ (S. 139–168).

*Dieter Kauf*

**Zeitschrift des Breisgauer Geschichtsvereins „Schau – ins – Land“, 123. Jahreshaft, 2004**

Aus der Vielzahl beispielhafter Beiträge seien zwei hervorgehoben:

Frank Löbbecke und Stephanie Zumbink, Der Peterhof. Die achthundertjährige Geschichte eines Freiburger Bauensembles (in der Innenstadt neben dem Kollegiengebäude II auf dem Uni-Campus) (S. 19–36).

Ursula Huggle, Ausgelöscht und wiedererstanden. Das Friedrich-Gymnasium von 1904–1968 (S. 163–192).

*Dieter Kauf*

**s'Eige zeige. Jahrbuch des Landkreises Emmendingen für Kultur und Geschichte 19/2005: Kinder, Kinder – Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus, hrsg. von Hanno Hurth/Gerhard A. Auer, Emmendingen 2004, 355 S., zahlreiche SW-Abb.**

Der vorliegende aufwändige und opulente Band ist Teil einer Trilogie, bei der man sich die Aufgabe gestellt hat, Zeitzeugenaussagen zur Geschichte des heutigen Landkreises Emmendingen zu dokumentieren. Im Jahr 2003 ist ein Band mit Berichten über „Kindheit und Jugend in den Fünfziger Jahren“ erschienen, ein zukünftiges Projekt soll (voraussichtlich 2007) die „Kindheit und Jugend in den Sechziger Jahren“ im Landkreis zum Thema haben. Der vorzustellende Band mit Erinnerungen an die „Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus“ dokumentiert die unheilvollste Epoche deutscher Geschichte im zurückliegenden Jahrhundert: die Jahre des nationalsozialistischen Regimes. Das Vorhaben erscheint zweifellos sehr ambitioniert, wurden doch nach Angaben der Autoren nicht weniger als 170 so genannte Zeitzeugen aus dem Landkreis nach ihren Erinnerungen befragt. Die erhobenen Zeitzeugenberichte wurden auf vier größere Abschnitte aufgeteilt: „Erster Weltkrieg und Weimarer Republik“, „Jugend in Bewegung 1933–1939“, „Kriegszeit 1939–1945“ sowie schließlich „Leben unter französischer Besatzung“. Hinzu kommt ein Abschnitt mit längeren, zusammenhängenden Passagen mit dem Titel „Lebensmomente, Lebensläufe“. Schließlich haben drei jüdische Zeitzeugen ihre Erinnerungen niedergeschrieben. Die inhaltliche Ausrichtung des Bandes korrespondiert augenfällig mit der zuletzt vielerorts diskutierten, inhaltlich nicht unumstrittenen Beschäftigung mit den Erinnerungen der so genannten „Kriegskinder“ und bewegt sich somit durchaus in einer neueren Spur nicht nur des wissenschaftlichen, sondern auch des gesellschaftspolitischen Erkennt-

nisinteresses. Bedauerlicherweise wurde diese vorgegebene Chance jedoch auf fast ganzer Linie vergeben. Die geleistete und anzuerkennende Vorarbeit und der daraus zu erzielende Ertrag driften bei dem vorliegenden Buch in augenfälliger Weise auseinander. Dieser Befund ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, dass Herausgeber und Autoren keinerlei Standards befolgen, wie man in wissenschaftlicher Weise mit oral-history-Interviews operieren sollte, und damit das von ihnen erhobene Material schlichtweg vergeuden. Überwiegend werden in dem Band einzelne Passagen aus den Interviews unkommentiert miteinander komponiert, um die sehr zahlreichen thematischen Einzelabschnitte innerhalb der Großkapitel zu unterfüttern. Hierzu werden jeweils meist nur relativ kurze Passagen aus unterschiedlichen Gesprächen, die thematische gleiche Bereiche berühren, verwendet, ohne dass man allerdings eine Information darüber bekommt, von wem diese Aussagen eigentlich herrühren. Es fehlen zudem grundlegende Angaben, z. B. mit welcher Gesprächsmethodik die Interviews erhoben worden sind, in welcher Form die Erinnerungstexte heute vorliegen, ob, und wenn ja, wo diese archiviert sind. Ein weiteres Manko ist, dass man bei keinem einzigen der zahlreichen zu Illustrationszwecken verwendeten (und zumeist durchaus interessanten) Fotografien die Herkunft oder den derzeitigen Aufbewahrungsort genannt bekommt. Die weitaus konkretesten Passagen des Bandes sind demzufolge die zusätzlich aufgenommenen Berichte der jüdischen Zeitzeugen Hanna Meyer-Moses (S. 127–140), Klaus Teschemacher (S. 141–143) und Gershon Gottlieb (S. 144–154). Diese wiederum haben aber nur wenig mit den früheren Vorgängen im heutige Landkreis zu tun. Zumindest diese Texte werden in zusammenhängender Form geliefert. Was die anderen abgedruckten Interviewtexte anbelangt, so bieten diese, anders als im Vorwort benannt, keineswegs eine Mög-



lichkeit, die „historische Wirklichkeit“ kennenzulernen; vielmehr werfen sie vor allem anderen Licht darauf, in welchen subjektiven Koordinaten sich frühere deutsche „Kriegskinder“ heute an die Zeit erinnern (wollen), wie sie Vergangenheit heute rekonstruieren und welche Formen der Darstellung sie dafür wählen. Dieser in jeder Hinsicht entscheidende erkenntnistheoretische Unterschied wird von den Herausgebern vollkommen außenvor gelassen. Das Gegenteil ist der Fall: die Autoren haben bewusst „darauf verzichtet, die Erzählungen ihrer Interviewpartner zu kommentieren oder zu analysieren“, wie im Vorwort vorausgeschickt. Eine reine Wiedergabe einzelner Interviewpassagen ist allerdings weitgehend nutzlos, solange man – wie hier praktiziert – keinerlei Informationen über den politischen oder sozialen Hintergrund der Berichtersteller/innen erhält und deren Aussagen dadurch nirgendwo inhaltlich verorten kann. Der historische Erkenntnisgewinn aus solchen reinen Textstellenansammlungen tendiert somit fast gegen Null. Hinzu kommen inhaltliche Fehler wie beispielsweise die falsche Angabe, in Lahr habe es eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt (NAPOLA) gegeben (S. 112). Längst bekannt ist, dass es sich bei der angesprochenen Einrichtung um eine Gebietsführerschule der Hitlerjugend handelte. Trotz der beschriebenen mangelhaften Gesamtkonzeption dürfte der vorliegende Band durch seinen Fokus auf die Kriegskindergeneration einen gewissen Anklang in der Bevölkerung finden, möglicherweise auch aufgrund seiner nicht selten exkulpierenden oder rechtfertigenden Grundtonlage, mit der die Dokumentation weit hinter die gängige Publikationspraxis zur NS-Geschichte zurückfällt: die Nazis erscheinen zumeist als die „anderen“, die eigenen Familienmitglieder waren – bis auf wenige Ausnahmen – vor allem selbst Opfer oder zumindest Verführte des Regimes. Hinzu kommt, dass Täterinnen und Täter anonymisiert werden – während die Opfer in

selbstverständlicher Weise mit ihren Namen genannt werden: „Wenn ich an diesen X. denke – was der den Goldschmidts alles antat“, so heißt es diesbezüglich in einem von mehreren Beispielen (S. 119). Die verwirrende Fülle an geschilderten Ereignissen und Erlebnissen hätte ein erschließendes Personen-, Sach- oder Ortsregister erfordert. Dieses fehlt jedoch. So verliert man sich schnell in der Flut an manchmal bedeutsamen, manchmal gänzlich belanglosen Einzelinformationen. Trotzdem ist davon auszugehen, dass sich nicht wenige Leser/innen an eigene, möglicherweise ähnliche Erlebnisse aus dem behandelten Zeitraum erinnern werden. In dieser Funktion, als Hilfsmittel und Motor für weitere Erinnerungsberichte auf der lokal- oder regionalgeschichtlichen Ebene, könnte möglicherweise ein Nutzen des Buches liegen. Für die wissenschaftliche Praxis ist das Buch aus den genannten methodischen und inhaltlichen Gründen jedoch fast vollkommen unbrauchbar. So wird man die meisten Textpassagen, mit Ausnahme der Berichte der jüdischen Zeitzeugen, redlicherweise kaum als Quellen für nachfolgende Studien heranziehen können, sondern wird bei Bedarf Rückgriff auf die originalen Interviews nehmen müssen. Es wäre deshalb sehr schade, wenn das Textmaterial aus den durchgeführten Zeitzeugengesprächen nur in dieser misslungenen Umsetzung präsentiert würde. Eine professionelle Auswertung der generierten Quellen bleibt deshalb auch im Sinne der vielen gesprächsbereiten Zeitzeugen sehr zu wünschen. Bis dahin muss das vorliegende Buch als ausgesprochenes Negativbeispiel für den Gebrauch von „oral history“ betrachtet werden, an dessen Konzeption man sich besser nicht orientieren sollte.

*Uwe Schellinger*

**Eva Mendelsson/Martin Ruch (Hrsg.):  
Sylvia Cohn, 1904–1942. Gedichte und  
Briefe. Mit einem Beitrag von Ursula  
Flügler, Norderstedt: Books on De-  
mand 2004, 179 S., SW-Abb.**

Die Erforschung der Geschichte der jüdischen Bürgerinnen und Bürger Offenburgs wurde und wird im Wesentlichen durch die zahlreichen Publikationen Martin Ruchs geprägt. Mit dem vorliegenden Buch, einem weiteren wichtigen Mosaikstein hierzu, wird der aus Offenburg stammenden, von den Nazis ermordeten Sylvia Cohn (1904–1942) aus Anlass ihres 100. Geburtstages ein ehrendes Denkmal gesetzt. Als Grundlage diente der Nachlass Sylvia Cohns, der sich im Besitz ihrer heute in England lebenden Tochter Eva Mendelsson befindet und dessen Inhalt die Mutter vor allem auch als ebenso bemerkenswerte wie unentdeckte Autorin ausweist. Diese in Buchform erschienene Ehrung Sylvia Cohns wird man als die überzeugendste Publikation ansehen müssen, die Ruch in den letzten Jahren in Eigeninitiative veröffentlicht hat. Vermittelten frühere Bücher bisweilen einen inhomogenen Eindruck, überzeugt das Buch über Sylvia Cohn gerade durch seinen klaren thematischen Fokus auf das Leben und Werk einer heute fast vergessenen Offenburger Persönlichkeit. Ruch selbst gibt einen Überblick über die Biographie der am 5. Mai 1904 in Offenburg geborenen Sylvia Cohn (S. 15–29). Schon als Schülerin verfasste Sylvia Cohn Gedichte: „Ein unschuldiger Zauber liegt über dieser Kinder- und Jugendwelt“, so der Herausgeber. In späteren Jahren setzte Sylvia Cohn diese Leidenschaft fort, u. a. im Kulturbund Deutscher Juden. Während ihr Ehemann im Mai 1939 noch nach England ausreisen konnte und dadurch das NS-Regime überlebte, musste Sylvia Cohn nach dem Kriegsausbruch mit ihren drei Töchtern gezwungenermaßen in Deutschland bleiben. Ihr weiterer Lebenslauf weist auf die Frage, weshalb viele Mitglieder der Offenburger jüdischen Ge-

meinde – so auch Sylvia Cohn und ihre Töchter – nach dem Kriegsbeginn gerade im weit entfernten München Zuflucht suchten. Hat es vielleicht dorthin besondere Beziehungen gegeben? Während die älteste Tochter Esther weiter in München blieb, kehrte Sylvia Cohn mit ihren beiden jüngeren Mädchen Miriam und Eva bald wieder nach Offenburg zurück. Alle drei waren deshalb unter den Offenburger Juden, die am 22. Oktober 1940 aus ihrer Heimatstadt nach Südfrankreich deportiert wurden. Viele ihrer Schriften musste Sylvia Cohn in Offenburg zurücklassen, sie wurden von ihrer nichtjüdischen Haushälterin gerettet und später ihrem Ehemann übergeben. Vom Lager Rivesaltes aus wurde Sylvia Cohn im September 1942 in das Vernichtungslager Auschwitz verschleppt und dort nach wenigen Tagen ermordet. Sie war zu diesem Zeitpunkt 38 Jahre alt. Der biographischen Einleitung Martin Ruchs folgt eine einfühlsame Beschreibung des lyrischen Werks der Schriftstellerin durch Ursula Flügler (S. 31–38). Ihr ist unumwunden zuzustimmen, wenn sie in Sylvia Cohns nunmehr veröffentlichten Texten ein außergewöhnliches „Vermächtnis“ (S. 32) sieht. Eben diese Texte bilden schließlich auch den Hauptteil des Buches: „Frühe Gedichte 1919–1933“, „Gedichte 1933–1940“, „Gedichte 1940–1942“, ein Kapitel mit „ausgewählten Briefen“ aus den Jahren 1938 bis 1941 sowie abschließend die beiden Theaterstücke „Esther“ von 1935 und „Ahasverus“ von 1937. Sylvia Cohns literarische Werke zu kommentieren, dürfte an dieser Stelle kaum angebracht sein, sind sie doch ihr persönlicher künstlerischer Ausdruck und sollten in ihrer Individualität und Eindringlichkeit auch als solche auf die Leser wirken. Zum Vorschein kommt eine empfindsame und im Laufe der Jahre immer nachdenklicher, melancholischer sich äußernde Persönlichkeit. In den publizierten Briefen an die ältere Schwester Hilde sowie an das befreundete Ehepaar Neu aus den Jahren der

Unterdrückung kommen die berechtigten Ängste Sylvia Cohns vor der Deportation sowie vor allem während der Zeit im Lager zum Ausdruck, in der Sylvia Cohn offenbar schon bald die Hoffnung auf Besserung verlässt. Aus dem auf S. 141 abgedruckten Brief wurde der handschriftliche Ausdruck „Vorzüge“ versehentlich mit „Vergnügen“ transkribiert (S. 139). Die beiden einleitenden Beiträge von Ruch und Flügler sind weitgehend gelungen und liefern einen brauchbaren Kontext, in den man die Texte Sylvia Cohns einordnen kann. Es gilt höchstens zu bemerken, dass leider ein längst überholter historischer Topos weiter fortgeschrieben wird: davon zu sprechen, auf der so genannten Wannsee-Konferenz (1942) sei die Vernichtung der europäischen Juden „beschlossen“ worden (S. 25), ist schlichtweg falsch. Diese eine Fehlinformation – die Konferenz hatte keinesfalls Beschlusscharakter – sollte man angesichts der verdienstvollen Gesamtarbeit allerdings nicht überbewerten. Vielmehr ist Eva Mendelsohn und Martin Ruch als den beiden Herausgebern ausdrücklich dafür zu danken, dass sie die unbekanntesten Texte Sylvia Cohns durch die vorliegende Publikation in unser Bewusstsein gerufen haben. Gerade im Wissen um die noch sehr dünne Forschung zu den spezifischen Existenzbedingungen jüdischer Frauen in der südbadischen Provinz bzw. in der Ortenau, wird man das Buch als bedeutsamen Beitrag zur jüdischen Regionalgeschichte werten können, dem man eine weite Verbreitung, auch über die Region Ortenau hinaus, wünscht.

*Uwe Schellinger*

**Revue d'Alsace 2005:  
Inhaltsverzeichnis**

**MONUMENTS ET PAYSAGES  
D'ALSACE ENTRE FRANCE  
ET ALLEMAGNE**

Jean Vogt (1928–2005)  
F. PÉTRY, F. IGRSHEIM  
Avant propos

*Les Monuments historiques dans le  
creuset de la décentralisation  
en France et dans le Bade-Wurtemberg*

M. CLÉMENT/D. PLANCK

La loi de décentralisation du 13 août  
2004 et les Monuments historiques  
*Denkmalpflege in Baden-Württemberg.  
Die Verwaltungsreform vom 1. Januar  
2005*

L'administration des monuments  
historiques en Bade-Wurtemberg et la  
réforme administrative du 1<sup>er</sup> janvier  
2005

W. KOLLNIG

*Grenzüberschreitende Zusammen-  
arbeit in der Denkmalpflege*

La coopération transfrontalière dans  
la conservation des Monuments  
historiques

Ph. RICHERT

La décentralisation de la protection  
des Monuments historiques

*Histoire de l'administration  
des Monuments historiques*

F. MICHLER

La sauvegarde du patrimoine dans le  
Wurtemberg (1843–1858)

F. IGRSHEIM

La conservation des Monuments  
historiques en Alsace (1830–1914)

N. LEFORT

Le service des Monuments historiques  
en Alsace de 1919 à 1959

W. SPEITKAMP

*Denkmalpflege in Deutschland. Vom  
Kaiserreich bis zur Bundesrepublik*

La conservation des Monuments  
historiques en Allemagne de 1900 à  
nos jours

S. PIÉCHAUD

Comment les Monuments historiques ont changé?

***Le patrimoine, l'architecture et l'urbanisme***

K. NOHLEN

*Das Bild der Stadt Strassburg zur Reichslandszeit.*

Strasbourg, l'image de la ville à l'époque impériale.

J.-Cl. VIGATO

L'architecture régionaliste de 1900 à 1930

M. GOER

*Heimatstil in Südwestdeutschland*

Le *Heimatstil* en Allemagne du Sud-Ouest

W. VOIGT

Académies et manuels de directives (*Baufibel*): les manières françaises et allemandes pour imposer un style architectural à l'Alsace

***Regards et représentations, Monuments et paysages***

C. BERTHO LAVENIR

Strasbourg, un guide à la main (1863–1930)

A. AUDUC

La patrimonialisation et la protection des paysages en France au XX<sup>e</sup> s.

B. JORDAN

Le culte des saints d'Alsace au XIX<sup>e</sup> et au XX<sup>e</sup> s.

F. PÉTRY

Invention du paysage et identité aux XIX<sup>e</sup> et au XX<sup>e</sup> s.

Th. HATT

Un système d'information géographique du XVI<sup>e</sup> au XXI<sup>e</sup> s.

J.-Ph. MEYER

Rudolf Kautzsch (1868–1945) et l'architecture romane de l'Alsace

G. BISCHOFF

Le colloque «monuments historiques-Denkmalpflege»

***Les piliers de la vie politique***

J.-P. KINTZ

Les conseillers régionaux 1973–2004

J.-L. EICHENLAUB

Les conseillers généraux du Haut-Rhin 1945–1970

***L'atelier de l'historien***

J.-L. EICHENLAUB

Chronique des archives 2004

F.J. FUCHS

Les renonciations au droit de bourgeoisie à Strasbourg au XVI<sup>e</sup> s.

***Positions de thèses***

A. VUILLEMARD

La polychromie de l'architecture gothique à travers l'exemple de l'Alsace

B. JACQUÉ

De la manufacture au mur

R. WALTHER

Les activités pétrolières de Pechelbronn (1735–1970)

***Comptes rendus***

***La Fédération des sociétés d'histoire et d'archéologie d'Alsace***

J.-M. HOLDERBACH

Relations transfrontalières

G. OSWALD

Publications des sociétés d'histoire et d'archéologie d'Alsace

# Historischer Verein für Mittelbaden: Nachrichten

## Jahresbericht 2004/2005

Die Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden fand am Sonntag, dem 3. Oktober 2004 in der Stadthalle in Kehl statt. Anlass, in Kehl zu tagen war die Landesgartenschau „Garten der zwei Ufer – Jardin des deux rives“. Der Vorsitzende der Kehler Mitgliedergruppe Professor Dr. Rolf Kruse wies auf diesen denkwürdigen Anlass hin. Grußworte sprach auch der Kehler Oberbürgermeister Dr. Günther Petry.

In seinem Rechenschaftsbericht bei der Mitgliederversammlung hob Präsident Dr. Wolfgang Gall die intensiven Kontakte zu den Mitgliedergruppen und den Fachgruppen hervor. Auch bei der Jahresversammlung der Alemannischen Heimat und beim Südwestdeutschen Archivtag vertrat er den Historischen Verein für Mittelbaden. Dessen Schwerpunkt 2004 lag in der Arbeit der Fachgruppe Denkmalpflege, in der man sich intensiv mit dem Thema „Westwall“ beschäftigte. In Verhandlungen mit dem Landesdenkmalamt wurde erreicht, dass in Aussicht gestellt wurde, die noch erhaltenen Bunkerruinen unter Denkmalschutz zu stellen.

Aus dem Bericht von René Siegrist, des Koordinators für grenzüberschreitende Aktivitäten ging hervor, dass eine enge Kooperation zwischen der elsässischen *Fédération des Sociétés d'Histoire* und dem Historischen Verein für Mittelbaden in Offenburg geplant ist, in der gemeinsame Projekte durchgeführt werden sollen. Geschäftsführer Theo Schaufler appellierte, neue Mitglieder für den Verein zu werben, damit die gestiegene Altersstruktur innerhalb des Vereins aufgefangen werden kann. Gegenwärtig gingen die Mitgliederzahlen leicht zurück. Der Historische Verein für Mittelbaden ist aber mit 3320 Mitgliedern immer noch einer der größten Geschichtsvereine in Deutschland. Der Kassenbericht des Geschäftsführers bewies, dass sich die Kasse bei ihm in guten Händen befindet. Die beiden Kassenprüfer Dr. Fritz Ebner und Werner Scheurer bescheinigten eine einwandfreie Kasselführung.

Sehr zufrieden zeigte sich der Redakteur des Jahrbuchs „Die Ortenau“ Dr. Martin Ruch über das positive Echo des Jahresbandes 2004 mit dem Schwerpunktthema „Migration“.

Unter Leitung von Kreisarchivar Dr. Cornelius Gorka wurde die neue Fachgruppe „Archive“ gegründet. Der Leiter der Fachgruppe „Kleindenkmale“ Dr. Gernot Kreuz gab seiner Freude Ausdruck, dass nunmehr 75 Prozent der Kleindenkmale in der Ortenau erfasst und beschrieben seien.

Beim Empfang der Stadt Kehl ging Oberbürgermeister Dr. Günther Petry auf das wechselvolle Schicksal der Stadt Kehl in der Vergangenheit ein. Den Festvortrag hielt Dr. Hermann Ebeling über „Johann Gottfried Tulla (1770–1828) und die Korrektur des Oberrheins“. Die musikalische Umrahmung erfolgte durch das Ensemble „Au Pont de l'Europe“. Am Nachmittag fanden Führungen durch die Landesgartenschau 2004 Kehl/Strasbourg statt.

Das Handwerkermuseum in Kork, in dem die große Vereinsbibliothek des Historischen Vereins untergebracht ist, war erneut Tagungsort der Vertreter der 32 Mitgliedergruppen bei der Frühjahrstagung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 19. März 2005. Präsident Dr. Wolfgang Gall berichtete vom Wechsel im Vorstand der Mitgliedergruppen Kehl-Hannauerland, Schutterwald und Haslach. In Nordrach, so Dr. Gall, sei eine neue Mitgliedergruppe gegründet worden. Er stellte die Ergebnisse der jüngsten Mitgliederumfrage vor, an der sich zahlreiche Mitgliedergruppen beteiligt hatten. Auf Antrag des Vorstands beschlos-

sen die Vertreter der Mitgliedergruppen, der Jahresversammlung 2005 eine Satzungsänderung vorzuschlagen, wonach künftig der Vorstand um einen dritten stellvertretenden Präsidenten erweitert wird.

Nach den Worten des Redakteurs des Jahrbuchs „Die Ortenau“ Dr. Martin Ruch wird das Jahrbuch 2005 unter dem Schwerpunktthema „Religion und Geschichte“ stehen. Für den Jubiläumsband zum hundertjährigen Bestehen des Historischen Vereins für Mittelbaden im Jahre 2010 plant man einen Sonderband zur Wirtschaftsgeschichte der Ortenau. Breiten Raum nahmen bei der Frühjahrstagung die Berichte der einzelnen Fachgruppen ein. Ehrenpräsident Dr. Dieter Kauß konnte von einer erfreulichen Aufwärtsentwicklung der Vereinsbibliothek in Kork berichten. Die Zahl der Bestände habe zugenommen, ebenso die Besucherzahlen. Hilfe werde vor allem bei der Familienforschung und der Entzifferung von alten Schriften angeboten.

*Manfred Hildenbrand*

## Zur Verabschiedung von Theo Schaufler aus dem Vorstand des Gesamtvereins

An den Anfang meiner Abschiedsworte an Sie, sehr geehrter, lieber Herr Schaufler, möchte ich bewusst ein Gesamtvereinsfaktum stellen, über das nachzudenken sicher lohnt: Rechnungs- und Geschäftsführung bedeuten und signalisieren in unserem Historischen Verein für Mittelbaden schlichtweg Kontinuität! Dies ist wichtig und gut so! Seit Bestehen des Vereins sind nunmehr 95 Jahre vergangen: Rechner hatte der Verein in dieser Zeit gerade mal nur fünf. Von diesen weist Herr Schaufler 26 Jahre Amtstätigkeit vor: er wird in Funktion und Zeit nur von Dr. Otto Rubin mit 31 Jahren Dienstzeit überholt, der von 1938 bis 1971 für den Historischen Verein für Mittelbaden wirkte.



Im Jahre 1979 haben Sie, Herr Schaufler, die Funktionen Geschäftsführung und Rechnung innerhalb des Historischen Vereins für Mittelbaden von Herrn Heiner Krum übernommen. Dessen Kassenführung wurde als gewissenhaft und einwandfrei bestätigt, dessen Amt als Geschäftsführer als zeitraubend charakterisiert.

Am Ende der 26 Jahre von Herrn Schaufler als Geschäftsführer und Rechner unseres Vereins möchte ich dessen Tätigkeit als eine engagierte äußerlich zurückhaltende Amtsführung bezeichnen, geprägt von großer Genauigkeit, Verantwortung und Glaubwürdigkeit, Freundlichkeit, Ruhe, Liebe zur Sache; aber auch sein manchmal trockener Humor kamen hinzu, ein reichlicher Packen von Erfahrungen ebenso, mit denen Herr Schaufler bis heute seine Aufgaben bestens und zum Wohl des Historischen Vereins meisterte. Die neue Verfassung vom 1. Januar 1980 präziserte seine Funktionen wie folgt:

- Schriftverkehr des Vereins
- Protokollführung über alle Sitzungen der Vereinsorgane
- Kostenvoranschlag für das Rechnungsjahr
- Kassenführung
- Kassenbericht für das jeweilige Geschäftsjahr.

Doch was steckt hinter solchen Wörtern in den Jahren 1979 bis 2005? Unter anderem führte Herr Schaufler im Rahmen seiner Funktionen auch die entscheidenden Verhandlungen mit Druckerei und Verlag zum Besten unserer Vereinszeitschrift „Die Ortenau“. Vier Redakteure hatte er dabei als konkrete Partner, die vier verschiedene Charaktere darstellten.

Druckerei und Verlag blieben nicht immer dieselben: das Aussehen und Inhalt machten die „Ortenau“ zum Aushängeschild unseres Vereins.

Für die alten Bestände unserer Zeitschrift ist Theo Schaufler bis heute verantwortlich. Absatz, Preisgestaltung und Verkauf laufen durch seine Hände.

Der Gesamtverein ist in verschiedene Mitgliedergruppen aufgegliedert. Eine von diesen, der frühere „Hauptverein“, heute die überregionale Mitgliedergruppe, nennen wir kaum, aber sie wird von Herrn Schaufler geleitet und verantwortet. Er ist damit erster Ansprechpartner für unsere auswärtigen Mitglieder, aber auch für die Körperschaften und gesetzlichen Mitglieder. Auch seine Funktion als Bindeglied zu diesen sei nicht vergessen.

Theo Schaufler ist auch ein wichtiges Bindeglied zwischen Gesamtverein und den Mitgliedergruppen. Wachstum und Rückgang der Mitgliederzahlen, die Diskussion um Mit-

gliedsbeiträge und das Beziehen der „Ortenau“ als Vereinszeitschrift sind und waren wiederholte Diskussions-, Gesprächs- und Handlungsthemen. Verschiedene Stadien der Mitgliedschaft gilt es zu überdenken. Mitgliedergruppen kamen hinzu, manche traten aus. Diese Fragen und Probleme, aber auch Erfreuliches galt es zu erleben, durch- und auszu- stehen.

Auf den Frühjahrs- und Hauptversammlungen hatte Theo Schaufler nicht nur den Kas- senbericht zu geben und jedesmal danach beste Buchführung bestätigt zu bekommen. Er hatte hier auch die Höhe der Mitgliederbeiträge und des Buchpreises unserer Zeitschrift zu vertreten und zu rechtfertigen. Aufmerksam verfolgte er die Verhandlungen zum Vorlauf und zur Gestaltung der Hauptversammlungen vor Ort, die nicht unwichtige, auch mit den Vereinsfinanzen zusammenhängende Aufgabe in der Kontinuität des Vereins.

Die Arbeit in den Fachgruppen unseres Vereins sowie den Mitgliedergruppen vor Ort konnten dem Geschäftsführer des Vereins nicht gleichgültig sein. Dialogfähig und dialogbe- reit war er dabei immer im Rahmen der gegebenen Finanzen. Oft suchte er den Kontakt zu den Fachgruppen durch die Teilnahme an deren Veranstaltungen. Zusammen mit meinem Vorgänger im Amt und mit mir besuchte Theo Schaufler unzählige Versammlungen und Veranstaltungen der Mitgliedergruppen. Diese waren nicht immer einfach für ihn und unse- ren Verein. Aber Theo Schaufler war damit immer informiert und handlungs- sowie ent- scheidungsbereit.

Seit dem Jahre 1996 ist Theo Schaufler auch ein geschätztes und engagiertes Mitglied im Betreuersteam unserer Vereinsbibliothek in Kehl-Kork. Stets hatte er in den Vorüberle- gungen die Loslösung der Bibliothek aus den Beständen des Stadtarchivs Offenburg oder des Kreisarchivs des Ortenaukreises zur Nutzbarmachung und Öffnung im alten Hand- werksmuseum in Kehl-Kork befürwortet und unterstützt. Neben seiner Freude an Büchern hat Theo Schaufler eine überragende Bedeutung in der Bibliothek als Kooperations- und di- rekte Ansprechstelle für unsere über 100 Tauschpartner unter den historischen Vereinen in Deutschland und dem angrenzenden Ausland. Gerade in neuester Zeit hat er für den Aus- bau der Inneneinrichtung gesorgt und die Anliegen der Bibliothek im Vereinsvorstand seit 2002 verstärkt und intensiv vertreten.

Was Theo Schaufler in der Gesamtheit seines Wirkens als Geschäftsführer und Rechner leistete, tat er noch einmal in denselben Funktionen für die Mitgliedergruppe Offenburg. Von 1982 bis 2001 war er dort mit derselben Akribie, Verlässlichkeit und Freundlichkeit am Werk, wobei ihm ganz besonders eine exakt geführte Mitgliederkartei am Herzen lag. Sie sehen damit deutliche Berührungspunkte seiner Funktionen für den Gesamtverein und die Mitgliedergruppe Offenburg.

Seine Verdienste um den Gesamtverein und die Mitgliedergruppe Offenburg wurden im Jahre 1992 vom Gesamtverein honoriert und mit der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet. Theo Schaufler sollte noch weitere 13 Jahre für den Gesamtverein erfolgreich wirken.

Heute jedoch stellt er sich nicht mehr zur Wahl des Geschäftsführers und des Rechners für den Gesamtverein. Wir respektieren dies in voller Anerkennung, da wir auch wissen, dass Herr Schaufler am 20. Juni 2006 sein 80. Lebensjahr vollenden wird.

Wir – ganz persönlich auch ich und meine Vorgänger (Herr Klein, Herr Kauß) – danken Ihnen, sehr geehrter, lieber Herr Schaufler, für Ihre 26-jährige hervorragende Mit- und Zu- sammenarbeit in größter Genauigkeit, Verantwortung und Glaubwürdigkeit ganz besonders und ebenso herzlich. Wir alle erinnern uns dabei an Höhen und Tiefen, an Erfolge und In- novationen und an Diskussionen, innerhalb des Gesamtvereins und bei allen Mitglieder- gruppen.

Herzlichen Dank nochmals, sowie beste Gesundheit und bestes Gelingen Ihnen für die kommenden Jahre!

*Dr. Wolfgang M. Gall*



## Zur Verabschiedung von Manfred Hildenbrand aus dem Vorstand des Gesamtvereins und der Mitgliedergruppe Haslach

Die Stadt Haslach mit ihrem historischen Stadtkern hat einen besonders geschichtsbewussten Mentor, um den sie manch größere Stadt beneiden würde. Der Mentor heißt Manfred Hildenbrand und feierte am 20. Februar 2005 seinen 70. Geburtstag. Wer ihm begegnet, sieht ihm seine sieben Lebensjahrzehnte nicht an. Über die Hälfte seines bisherigen Lebens, 37 Jahre, stand er dem Historischen Verein Haslach i.K. als Vorsitzender und 34 Jahre als 2. stellvertretender Präsident des Gesamtvorstands zur Verfügung. Bürgermeister Heinz Winkler und der Rat der Stadt nahmen den Geburtstag zum Anlass, zur Ehrung des Jubilars einen Geburtstagsempfang in der „guten Stube“ der Stadt, dem Refektorium im alten Haslacher Kapuzinerkloster, zu geben. Dort konnte man hautnah erleben, was Manfred Hildenbrand für die Geschichte der Stadt und die Ortenau geleistet hat. Auch wenn der ehemalige Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden, Dr. Dieter Kauß, anlässlich der Verleihung der Heimatmedaille des Landes Baden-Württemberg vor zehn Jahren bereits die Verdienste von Manfred Hildenbrand in der Ortenau gewürdigt hat, wollen wir für den Gesamtverein und die Mitgliedergruppe Haslach dennoch versuchen, das bisherige „Lebenswerk“ im Rahmen des Historischen Vereins für Mittelbaden darzustellen:

Mitglied des Historischen Vereins Haslach seit 1965, Vorsitzender seit 1968. Zweiter stellvertretender Präsident im Vorstand des Hauptvereins seit 1971, dessen Ehrenmitglied seit 1987. Für den Hauptverein war Manfred Hildenbrand verantwortlich für die Pressearbeit. Dabei nutzte er seine ausgezeichneten Kontakte zur regionalen Presse für den Verein. Dazu zählt auch das Verfassen von Zeitungsartikeln über den Verlauf der Frühjahrs- und Jahresversammlungen. In 34 Jahrgängen unseres Jahrbuchs „Die Ortenau“ schrieb er die Jahresberichte unseres Vereins. Selbstverständlich war er auch gefragter und äußerst kompetenter Autor unseres Jahrbuches.

Am Ende der Sechziger- und Anfang der Siebzigerjahre beteiligte sich Manfred Hildenbrand maßgeblich an den Plänen zur Restaurierung des Haslacher Kapuzinerklosters. Seit 1968 ehrenamtlicher Leiter des Stadtarchivs, das unter seiner Ägide beim Neubau des Haslacher Sozialzentrums zu einem der modernsten Archivbau zwischen Offenburg und Rottweil wurde. Seit 1978 Beauftragter für Denkmalpflege für den Verwaltungsraum Haslach. Seit 1984 Leiter des Hansjakobmuseums und Hansjakobarchivs im „Freihof“. In den Jahren 1984 bis 1986 Errichtung von ständigen Ausstellungen für die Haslacher Maler Carl Sandhaas, Otto Laible und Louis Blum. Im Jahre 1999 die Neuordnung des Hansjakobmuseums. Ständige Initiative zur Restaurierung und Renovierung vieler Kleindenkmale und Kapellen. Mithilfe bei der Beantragung von Zuschüssen für die Kostenträger der betroffenen Denkmale. Erinnert sei hier nur an die Grabkapelle Heinrich Hansjakobs in Hofstetten oder die Lauretansche Litanei in der Schnellinger Kapelle. Dessen nicht genug, gibt Manfred Hildenbrand noch eine Fülle von Publikationen heraus. Seit 1974 Herausgabe der Werke Heinrich Hansjakobs, inzwischen acht Bände im Hansjakob-Verlag, zwei Bände im Waldkircher Verlag, 1978 stadtgeschichtliches Sammelwerk: „Aus Geschichte und Brauchtum“, anlässlich der 700-jährigen Stadtrechtsverleihung der Stadt Haslach. 1987 Heinrich Hansjakob – Festschrift mit Werner Scheurer zum 150. Geburtstag des Haslacher Volksschriftstellers. Nicht vergessen sei auch das große Theaterstück, das Manfred Hildenbrand 1998 zur 150. Wiederkehr der 48er-Revolution geschrieben hatte: „Neun Zehntel der Haslacher sind republikanisch verrückt“, ein grandioses Ereignis mit über 50 Mitwirkenden. Ebenfalls 1998



*Die Regierungspräsidentin von Karlsruhe, Gerlinde Hämmerle, und der Vorsitzende des Landesausschusses für Heimatpflege Baden-Württemberg, Dr. Leonhard Müller (Mitte), überreichten Manfred Hildenbrand am 11. September 1994 in Ettlingen die Landesmedaille für Verdienste um die Heimat.*

*Foto: Winfried Heck*

„Haslach in alten Photographien“. 2000 „Heinrich Hansjakob – Rebell im Priesterrock“. Dieses Werk ist bereits in der dritten Auflage erschienen. 2001 zusammen mit Dr. Martin Ruch „Carl Sandhaas – Maler der Romantik“ eine große Ausstellung im Haslacher Kapuzinerkloster. Etwa 150 Aufsätze zu Heinrich Hansjakob in verschiedenen Publikationen. Hinzu kommen zahlreiche Aufsätze über die NS-Gewaltherrschaft, über Haslacher Juden und über die drei KZ-Lager auf Haslacher Gemarkung, was damals nicht gerade auf große Gegenliebe in Teilen der Haslacher Bevölkerung stieß. Überaus verdienstvoll war auch, dass Manfred Hildenbrand sich sehr dafür einsetzte, die Fachgruppe „Gedenkstätte Vulkan“ in den Historischen Verein Haslach zu integrieren. Die Fachgruppe „Vulkan“, mit Sören Fuß an der Spitze, betreut die Gedenkstätte am ehemaligen Stollen der „Hartsteinwerke Vulkan“, in dem in den beiden letzten Kriegsjahren des 2. Weltkrieges noch KZ-Häftlinge unter unmenschlichen Bedingungen arbeiten mussten und auch elend umkamen. Sie pflegt Kontakte zu ehemaligen Häftlingen und deren Angehörigen. In diesem Rahmen fanden schon mehrere sehr bewegende und Versöhnung stiftende Häftlingstreffen in Haslach statt.

Zur Zeit arbeitet Manfred Hildenbrand an einer zweibändigen Stadtchronik für Haslach, deren erster Band als Manuskript bereits fertiggestellt ist. Das Ende des zweiten Bandes dagegen erfordert noch mühevollen Detailarbeit.

Für diese vielfältigen Aktivitäten ist Manfred Hildenbrand auch vielfach geehrt worden: 1978 mit dem Ehrenteller der Stadt Haslach, danach mit der Goldenen Stadtmedaille und der Goldenen Hansjakobmedaille, 1987 Ehrenmitgliedschaft im Historischen Verein für Mittelbaden, Hauptverein, 1994 Landesmedaille für Verdienste um die Heimat des Landes Baden-Württemberg, 1998 Bundesverdienstkreuz am Bande und in der Mitgliederversammlung 2005 des Historischen Verein Haslach i.K. wurde er auf Antrag des neugewählten Vorstandes zum Ehrenvorsitzenden ernannt und mit einem holzgeschnitzten Hl. Georg geehrt.

Die Vorstandschaft des Gesamtvereins und der Mitgliedergruppe Haslach wünschen Manfred Hildenbrand noch viele rüstige Jahre im Kreise seiner Familie und im Kreise der historisch interessierten Haslacher.

*Dr. Wolfgang M. Gall/Klaus G. Kaufmann*

## Heimatmedaille für Bernhard Uttenweiler

Ein Festakt zur Eröffnung der Landesfesttage am 9.9.2004 in der württembergischen Stadt Weingarten bot den feierlichen Rahmen für die Verleihung der Heimatmedaille des Landes Baden-Württemberg an Persönlichkeiten, die sich um den heimatlichen Gedanken



Verdienste erworben haben. Zu dem auserwählten Kreis der Geehrten gehörte auch der Ettenheimer Historiker Bernhard Uttenweiler, der von der Ministerin für Kultus, Jugend und Sport, Frau Dr. Anette Schavan eine der höchsten Auszeichnungen des Landes überreicht bekam.

In der Aula der Pädagogischen Hochschule, untergebracht in einer barocken Klosteranlage über dem Schussental, versammelten sich viele Ehrengäste, darunter die Minister Schavan und Köberle. Die Gäste und Preisträger wurden vom Oberbürgermeister von Weingarten, das durch seine barocke Basilika und den Blutritt bekannt ist, begrüßt. Zu der Delegation aus Ettenheim gehörten neben Bürgermeister Bruno Metz auch Wolfgang Schwab und Thomas Dees als Vertreter des Stadtrates.

In der Festansprache setzte sich Kultusministerin Schavan kritisch mit dem Begriff „Heimat“ auseinander, der jenseits von Kitsch, Romantik, Nostalgie und Idylle anzusiedeln ist. In ihrer Interpretation verband sie Tradition und Dynamik, verknüpfte Vergangenheit und Fortschritt. Die Preisträger, alle aus Baden-Württemberg, liefern einen Beitrag zur Förderung des Heimatbewusstseins und der Identität im Land.

Erich Birkle, Vorsitzender des Landesausschusses für Heimatpflege, Bürgermeister von Wittnau und Bruder des in Ettenheim gut bekannten Herbert Birkle, verlas für jeden der Preisträger eine Laudatio. Gewürdigt wurden vielerlei herausragende Leistungen, und jedem Anwesenden wurde schnell deutlich, dass es sich bei den Heimatpreisträgern um Forscher, Wissenschaftler und hochspezialisierte Fachleute auf vielerlei Fachgebieten handelt. Sie befassen sich mit Volkskunde, sind Experten und Autoren für Volkstanz, leiten Museen und Vereine oder organisieren internationale Freundschaftstreffen für Chorgesang. Sie sind Publizisten im Rundfunk, Mundartdichter, Musiker, Heimatforscher, Sänger und Komponisten.

In einer Laudatio würdigte Erich Birkle den Ettenheimer Bernhard Uttenweiler als Historiker aus Leidenschaft, der seit 24 Jahren die Ortsgruppe Ettenheim des Historischen Vereins Mittelbaden führt. Aus dessen Feder stammen zahlreiche heimatgeschichtliche Bücher und Publikationen. Systematisch arbeitet er unermüdlich am Aufbau einer heimatgeschichtlichen Bibliothek für Ettenheim und die Region. Besonderes Interesse zeigte er an der Geschichte der jüdischen Gemeinden der Ortenau und erwarb sich große Anerkennung mit mehreren historischen Ausstellungen u. a. zum 30-jährigen Krieg in der Ortenau und zu den Rohan-Tapisserien aus dem 18. Jahrhundert.

*„Bernhard Uttenweiler ist mit Leib und Seele der Geschichte seiner oberrheinischen Heimat verbunden. Durch sein Wirken gelang es, historisches Material für die Raumschaft zu sichern und die Öffentlichkeit für ein stärkeres Geschichtsbewusstsein zu gewinnen. Mit der Verleihung erfährt sein langjähriges Wirken als Historiker ehrende Anerkennung.“*

*Thomas Dees*

## Karl Schwab – 40 Jahre im Vorstand der Mitgliedergruppe Yburg!

1964 wurde Karl Schwab als Schriftführer in die damals noch junge Mitgliedergruppe Yburg gewählt und ist bis heute aktiv im Vorstand tätig. Von Beruf Schuhmachermeister ist Karl Schwab mit seinem Herzen Heimatforscher.

Natürlich ist sein Heimatort Steinbach sein bevorzugtes Gebiet. Die wechselvolle Geschichte des Städtls Steinbach wurde von Karl Schwab durch Forschungen verschiedener Art aus dem Dunkel der Zeit ans Licht geholt. Er liest in alten Akten, er gräbt vor Ort, er rekonstruiert. So suchte er nach den Fundamenten der Stadttore, er grub nach dem Stadtgraben und dem verlorenen Verlauf der Stadtmauer. Seine Erkenntnisse setzt er in exakte Rekonstruktionen um und veröffentlicht seine Ergebnisse.

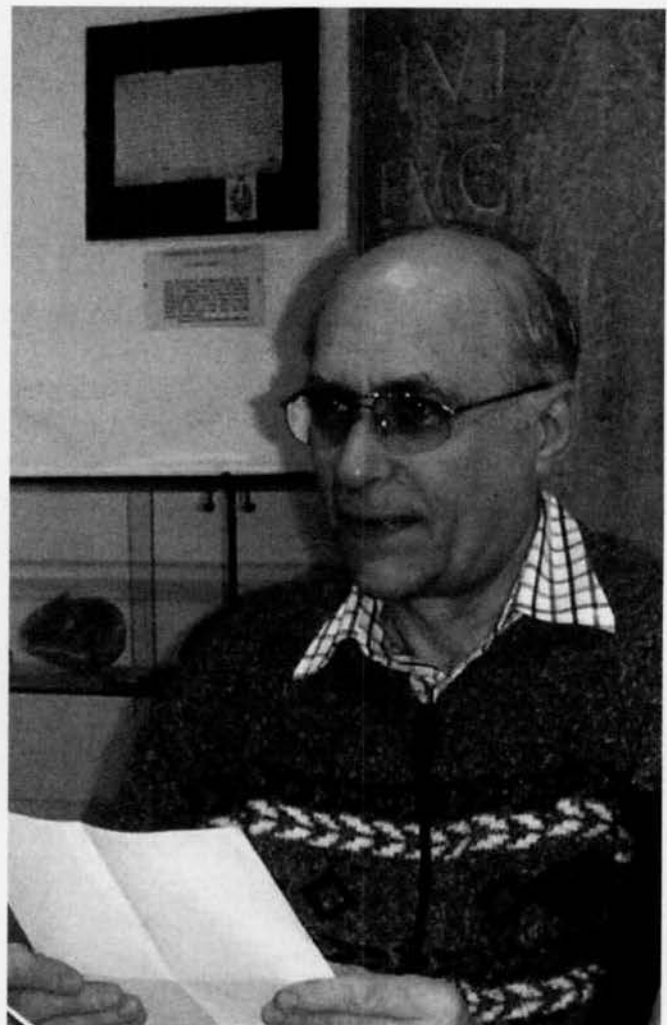
Sein besonderes Interesse gehört der Pfarrkirche St. Jakobus. Bei Grabungen konnte er hier die Fundamente verschiedener Vorgängerkirchen und der Gernerkapelle dokumentieren.

Auch die Yburg, das „Untere Schloß“ in Neuweier, alte Grenzsteine und die Burgen der Umgebung gehören zu seinem Wirkungskreis.

In der Publikation „Zur Stadtgeschichte von Steinbach“ war Karl Schwab mit mehreren Beiträgen und Rekonstruktionen vertreten, so auch in dem 1989 veröffentlichten Buch „Das Baden-Badener Rebland unter der Yburg“ und mit verschiedenen Beiträgen in der „Ortenau“.

Karl Schwab war einer der Mitbegründer 1978 des Heimatmuseums in Steinbach und ist bis heute verantwortlich. Man kann ihn in jeder freien Minute in den Räumen des Museums bei den unterschiedlichsten Arbeiten finden. Er hat Geschick, Wissen und Können für jede anfallende Arbeit und macht sie dazu mit Liebe.

*Ursula Schäfer*



## Karl List 100 Jahre

Unser Mitglied, der bekannte Denkmalpfleger Karl List konnte am 31.1.2005 seinen 100. Geburtstag feiern.

Karl List verdanken wir die Entdeckung eines der wertvollsten Kunstwerke in der Ortenau. Die Ausgrabung der Klosterkirche Schuttern, die unter der Leitung von Karl List stand, führte zur Entdeckung eines Mosaiks über dem Grab des Klostergründers Offo. Das Mosaik aus dem Kloster Schuttern mit der Darstellung Kains, der seinen Bruder Abel erschlägt, stammt aus dem frühen 11. Jahrhundert.

Die archäologische Untersuchung der Klosterkirche Schuttern war der Höhepunkt seiner archäologischen Laufbahn. Karl List konnte seine langjährige Erfahrung als Architekt, Grafiker und Archäologe in seinem Beruf vereinigen. 1953 half Karl List bei der Ausgrabung der Stiftergräber in der Burgheimer Kirche St. Peter in Lahr mit. Der Jubilar war 1955 Mitarbeiter des Planungsamtes der Stadt Lahr, wechselte 1960 zum Landesdenkmalamt nach Freiburg über. Die Ausgrabung der um 1000 n. Chr. erbauten Kirche Sankt Cyriak in Sulzburg bei Staufen im Markgräflerland war seine Einstiegsarbeit als Denkmalpfleger und Archäologe. Die Ausgrabung der Schutterner Klosterkirche in den Jahren 1972 bis 1975 war die krönende Abschlussarbeit des damals schon 70-jährigen Denkmalpflegers.

Karl List verbringt seinen Lebensabend im Ludwig Frank Haus in Lahr.

*Ekkehard Klem*

## Berichte der Mitgliedergruppen

### *Achern*

23. Januar 2004      Generalversammlung, anschließend  
Diavortrag (digitale Präsentation)  
Elmar Gschwind: „Von St. Christina nach St. Bernhard –  
ein Streifzug durch die Fautenbacher Heimatgeschichte“
18. März 2004      Vortrag  
Dr. Gerhard Lötsch: „Die industrielle Entwicklung Acherns  
in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“
22. Mai 2004      Im Rahmen der Reihe: „Heimatgeschichte vor Ort“:  
Gerhard Bär führt durch die Ortsgeschichte Önsbachs
26. August 2004    Diavortrag (digitale Präsentation)  
Johannes Mühlan: „Utopie, Ideal und Wirklichkeit –  
Heinrich Schickardt als Städteplaner der Renaissance“
9. September 2004   Tagesexkursion zu Stadtplanungen Heinrich Schickardts: Schiltach  
– Freudenstadt – Oppenau  
Führung: Johannes Mühlan  
(In Zusammenarbeit mit der Europa-Union, Ortsverband Achern)  
*Elmar Gschwind*

### *Bühl*

#### *Veranstaltungen 2003*

„Neue Funde bei Altwindeck“ lautete das Thema des Vortrags von Ute Matt und Detlev Franz am 18.2. im Schüttekeller.

Am 18.3. führte uns unser Mitglied Dr. Abraham Steinberg in seinem Vortrag über den Jüdischen Witz in die durch viel Selbstironie gekennzeichnete Welt des Judentums ein.

Am 1. April blätterte Pfarrer Dr. Gerhard Lötsch in seinem Referat über die Entstehung der evangelischen Gemeinde in Bühl eine bislang fast ganz unbekannt Seite der Bühler Kirchengeschichte auf.

Am 24.5. fuhr eine kleine Gruppe von historisch Interessierten nach Gernsbach. Hier führte uns Rainer Hennl durch die ebersteinische Altstadt mit ihren alten Höfen und historischen Baudenkmalern.

Der Verein veranstaltete in den Sommerferien eine „Bühler Stadtrallye für Geschichtsdetektive“ im Rahmen des Kinder- und Ferienprogramms der Stadt.

Einen ganz unbekanntem Aspekt im Verhältnis Juden und Christen beleuchtete Günther Mohr in seinem Vortrag „Die Geschichte von Hayum Flörsheim dem Judenoberschultheißen der Judenschaft in der Markgrafschaft Baden-Baden und seiner getauften Tochter Maria Josepha“ am 16. September.

Auf großes Interesse stieß die Führung auf dem Bühler Friedhof am 18.10. durch Egon Schempp und Dr. Suso Gartner.



In einem Diavortrag zeigte der Kunsthistorikers Jörg Seiler am 4.11. Bühler Stadtansichten im Wandel der Zeit 1890–1990. Erwähnenswert war auch sein Einsatz u. a. Mitgliedern des Vereins für die sachgemäße Herstellung der Bühlot-Bachmauer in Bühl.

#### *Veranstaltungen 2004*

Die Hauptversammlung am 24. Februar wählte als zweite Vorsitzende Ute Matt und bestätigte die übrigen Vorstandsmitglieder. Seit Ostern verfügt der Verein über eine eigene Homepage: [www.historischer-verein.buehl.de](http://www.historischer-verein.buehl.de).

Dienstag, 23. März, Siegel als Zeugen mittelalterlicher Geschichte, Referent: Klaus Föhr.

Dienstag, 4. Mai, Der Weg in den Tod. Von der Hub ins Vernichtungslager, Referent: Dr. Adalbert Metzinger.

Samstag, 3. Juli, Exkursion ins Oberelsass nach Buhl/Guebwiller; Lautenbach und Kloster Murbach.

Dienstag, 23. November, Die Gestapo in Baden, Referent: Dr. Michael Stolle.

Am Tag der Eröffnung (11. Dezember) unseres neuen Domizils im Bürger- und Kulturhaus in der Hindenburgstraße 1 und am folgenden Samstag haben wir unsern Verein durch eine kleine Ausstellung in der Öffentlichkeit präsentiert.

*Suso Gartner*

#### *Ettenheim*

Während des ganzen Jahres 2004 erarbeiteten die Mitglieder Christof Heizmann, Klaus Schade, Joachim Schwab und Bernhard Uttenweiler das historische Konzept für einen Film zur Geschichte Ettenheims, für den Prof. Dr. Heiner Behring, Dipl. Ing. Markus Moser und Studenten der Fachhochschule Offenburg gewonnen werden konnten. Der Film wird am 16. und 17. Juli 2005 im Rahmen des 700-jährigen Stadtjubiläums aufgeführt. Die einzelnen Szenen werden von den Schauspielern der „kleinen bühne ettenheim“ unter Leitung von Wilfried Holzmann gespielt. Anlass der Jubiläumsfeierlichkeiten, die mit dreijähriger Verspätung durchgeführt werden, ist ein Kaufbrief von 1302, in dem Ettenheim zum ersten Mal als Stadt erwähnt wurde.

Im März 2004 wurde der Stadt Ettenheim mit der Übergabe des Adelsbriefes von Johann Baptist von Weiß (1820 Ettenheim – 1899 Graz) ein einzigartiges Geschenk gemacht. Kaiser Franz Josef I. hatte 1890 den aus Ettenheim stammenden Professor der Geschichte und Autor einer 22-bändigen Weltgeschichte in den Adelsstand erhoben. Als dessen Sohn auswanderte, vertraute er einem Freund den kunstvoll gestalteten Adelsbrief an, der schließlich durch Erbschaft in den Besitz von Helmut Tiepolt aus Kulmbach kam. Dieser übergab nun in einer Feierstunde diese kostbare Urkunde für das Archiv der Stadt an Bürgermeister Bruno Metz. Im Rahmen dieser Veranstaltung würdigte Bernhard Uttenweiler Leben und Werk des größten Sohnes der Stadt.

Im Mai 2004 stellte die Gemeinde Rust das von unserem Mitglied Dr. Karl-Heinz Debacher in Zusammenarbeit mit Jürgen Stude herausgegebene und mit fundierten Anmerkungen versehene Buch „In meinem Heimatdorf Rust ...“ vor. Es enthält die Erinnerungen an das Alltagsleben im 19. Jahrhundert, die Rosalie Hauser (1840–1924), eine Ruster Jüdin, aufgezeichnet hat.

Die Witwe und der Sohn des am 15. August 2003 verstorbenen Historikers Dr. Robert Furtwängler übereigneten dem Historischen Verein im März 2004 den heimatkundlichen Aktenbestand des Verstorbenen. So konnten Helmut Ridder und der Vorsitzende insgesamt

91 Aktenordner mit Zeitungsartikeln und Quellenkopien und außerdem zahlreiche Bände der „Ortenau“ und des „Geroldsecker Landes“, insgesamt sieben laufende Meter, entgegennehmen und im Archiv der Stadt deponieren.

Im Rahmen des Kulturherbstes 2004 hielt Hans-Jörg Mußler im September einen Vortrag über den Vorarlberger Barockbaumeister Peter Thumb, den Erbauer des Klosters Ettenheimmünster (1720). Die Veranstaltung wurde vom Historischen Verein in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule durchgeführt.

Anfang Oktober weilten rund zwanzig „Freunde des Schlosses Sychrov“ bei Prag für einen Tag in Ettenheim. Unter den Mitgliedern, die aus ganz Europa kamen, war auch die achtzigjährige Gräfin Marguerite Kottulinsky-Rohan aus Attersee, die bis zur Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg in diesem Rohan-Schloss gelebt hatte. Heute unterstützt sie ideell und finanziell mit einem Freundeskreis das Schloss Sychrov und dessen Museum. Den Aufenthalt dieser Gruppe mit Gräfinnen und Grafen, Prinzessinnen und Prinzen aus dem Geschlecht der Rohans, die über ganz Europa verstreut sind, organisierte Dr. Reinhard Jäger. Für die ausgezeichnete Betreuung bedankte sich Gräfin Marguerite Kottulinsky-Rohan mit einem geradezu fürstlichen Geschenk, indem sie die Nachbildung des „Colliers de la Reine“, das sie durch Vermittlung von Dieter Weis schon für die letzte Rohan-Ausstellung zur Verfügung gestellt hatte, der Stadt Ettenheim vermachte.

Ebenfalls im Rahmen des Kulturherbstes erschloss Pfarrer Dr. Jörg Sieger im Oktober bei einem Lichtbildervortrag in der Pfarrkirche St. Bartholomäus zahlreichen Besuchern die religiöse Bedeutung des Bauwerkes.

Unter dem Motto „Kunst und Musik im Elsass“ boten Historischer Verein und Volkshochschule Mitte Oktober eine Tagesfahrt nach Marmoutier an. Professor Dr. Marcel Thomann, Präsident des Europäischen Orgelzentrums, begeisterte die 45 Teilnehmer mit seinen Erklärungen zur Abteikirche und zur Silbermann-Orgel und führte anschließend durch das Europäische Orgelzentrum. Für das einmalige Angebot einschließlich Mittagessen und kostenloser CD mit Aufnahmen von der Silbermann-Orgel wurde nur ein geringer Beitrag verlangt. Informationen über dieses ausgezeichnete Angebot können vom Europäischen Orgelzentrum Marmoutier unter der E-Mail-Adresse [ceorgue@wanadoo.fr](mailto:ceorgue@wanadoo.fr) angefordert werden.

Anfang November erreichte die Wanderausstellung mit den Reproduktionen der Rohan-Tapisserien, die am 16. Februar 2003 zum 200. Todestag von Kardinal Rohan im Bürgersaal in Ettenheim eröffnet worden war, ihre letzte Station. Nach Oberkirch, Benfeld und Mutzig wurden die „Tapisserien“ schließlich auch im Palais Rohan in Saverne ausgestellt, von wo sie der Kardinal 1790 bei seiner Flucht nach Ettenheim mitgenommen hatte. Bürgermeister Bruno Metz, Dieter Weis und Bernhard Uttenweiler, der diese Ausstellung konzipiert und organisiert hatte, nahmen an der Ausstellungseröffnung in Saverne teil. Bürgermeister Thierry Carbiener zeigte sich erfreut, dass die Reproduktionen der Wandteppiche Farbe in das Schloss brächten, bedauerte aber sehr, dass keiner der Originalteppiche aus dem Besitz des Kardinals in Saverne verblieben war.

Im November 2004 wurde vom Förderverein Münstertal e.V. das langersehnte Ortssippenbuch der Gemeinde Ettenheimmünster fertiggestellt und herausgegeben. Mit dem von Erich Reinbold (†) und Franz-Josef Helle bearbeiteten Familienteil von Ettenheimmünster liegen nun für alle Klosterorte im Münster- und im Schuttertal die familiengeschichtlichen Daten vor. Ortsvorsteher Helle, zugleich Vorsitzender des Fördervereins, und Günter Baumann haben mit diesem Buch ein hervorragendes heimatgeschichtliches Werk geschaffen, das der reichen Geschichte des Münstertales würdig ist. Während Helle sich insbesondere den Gemarkungen, den Flurnamen, den Gebäuden, deren Bewohnern und den Auswanderern widmete, befasste sich Günter Baumann mit der Schulgeschichte und, zusammen mit anderen, mit der örtlichen Vereinsgeschichte. Besondere Anerkennung verdient vor allem

auch die Übertragung und Veröffentlichung der „Kurze historische Beschreibung der Pfarrey Münsterthal bei St. Landelin“ von Pater Bernhard Stöber aus dem Jahre 1804, für die Günter Baumann verantwortlich zeichnet. Aus früheren Veröffentlichungen wurden Aufsätze über die Wallfahrtskirche (Hubert Kewitz, †), über die Silbermann-Orgel (Bernd Sulzmann, †), über die Klosterhöfe (Emil Schwendemann) und über das Gast- und Badhaus des Klosters (Bernhard Uttenweiler) übernommen. Auch die Übersetzungen von Hubert Kewitz des Eddo-Testaments (762), der Ettenheimer Grenzbeschreibung von „926“ und der Urkunde von Papst Honorius von 1226 werden hier zugänglich gemacht. Eine umfangreiche Bibliographie zur Geschichte von Ettenheimmünster steuerte Bernhard Uttenweiler bei, der auch einen Großteil des umfangreichen Bildmaterials aus dem Bildarchiv des Historischen Vereins zur Verfügung stellte. Darüber hinaus enthält das Ortssippenbuch zahlreiche weitere Beiträge verschiedener Autoren. Günter Baumann und das Medien-Haus Barth in Ettenheim übernahmen die Gesamtgestaltung dieses hervorragend gelungenen Geschichtswerkes mit insgesamt 920 Seiten.

Auch 2004 machte das historische Internet-Projekt von Dr. Jörg Sieger große Fortschritte. Inzwischen wurden neben zahlreichen Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften weitere wichtige, bisher nur schwer zugängliche Handschriften aus dem Pfarrarchiv Ettenheimmünster ins Internet gestellt, so die lateinische und deutsche Klostersgeschichte von Pater Bernhard Stöber, der Catalog der Äbte von P. Carolus Will, der Catalog der Mönche von P. Mugg und der dritte Band des großen Geschichtswerkes „Archivum Manuale“ von P. Gervasius Bulffer. Unter [www.joerg-sieger.de](http://www.joerg-sieger.de) gibt es Informationen über die Zugangsbedingungen zu diesem großartigen Projekt.

Die Mitgliedergruppe Ettenheim trauert um Ministerialrat i.R. Prof. Dr. Horst Ferdinand aus St. Augustin bei Bonn, der am 31. Dezember 2004 verstarb. Der Verstorbene war der Sohn von Landgerichtsdirektor Dr. Johann Baptist Ferdinand, der bis zu seinem Tod im Jahre 1967 in unzähligen Publikationen einem breiten Publikum die Geschichte Ettenheims nahe brachte. Auch nach dem Tode seines Vaters blieb Horst Ferdinand dem Historischen Verein treu, trug entscheidend zur Gründung einer Vereinsbibliothek bei und verewigte in den „Badischen Biographien“, für die er über 100 Biographien geschrieben hat, auch mehrere Ettenheimer Persönlichkeiten.

Zum Schluss des Jahresberichtes sei noch auf eine bemerkenswerte Neuerscheinung zum Etto (Heddo)-Testament aufmerksam gemacht: Karl Weber: Das Heddo-Testament – eine bischöfliche Straßburger Fälschung des 12. Jahrhunderts? In: Heinz Krieg und Alfons Zettler (Hrsg.): *In Frumento et vino opima*. Thorbecke Verlag, 2004.

*Bernhard Uttenweiler*

### *Ettenheim*

Jubiläum „700 Jahre Stadtrechte Ettenheim“ am 16./17. Juli 2005

Ein wichtiger Meilenstein in der Entwicklung von Ettenheim war die Erhebung zur Stadt vor 700 Jahren. Dieses Ereignis wird Ettenheim mit seinen Stadtteilen Ettenheimweiler, Wallburg, Münchweier, Ettenheimmünster und Altdorf am Samstag und Sonntag, 16. und 17. Juli 2005, gebührend feiern und hierzu die interessante und abwechslungsreiche Geschichte in ihren historischen Mauern aufleben lassen.

In der barocken Altstadt innerhalb der Stadttore und im Prinzensgarten werden hierzu fünf Epochen der Ettenheimer Geschichte vom Jahr 700 bis 1848, von der Gründung des Straßburger Bischofs Etto, dem Klosterbau in Ettenheimmünster bis zur Badischen Revolution, in Erinnerung gerufen.

Am Samstag, 16. Juli 2005, und Sonntag, 17. Juli 2005, wird die Stadt von Mönchen, Bauern, Landknechten, französischen Adligen und badischen Revolutionären eingenommen, und Musiker, Gaukler, Hexen und Handwerker beleben das Stadtbild. Einen eigenen Bereich gestalten die Ettenheimer Weinbaubetriebe, die die große Weinbautradition Ettenheims Revue passieren lassen. Auch die durch die Jahrhunderte andauernden Verbindungen der Ettenheimer Geschichte mit dem französischen Nachbarn, Gründung Straßburger Bischöfe bis zu Kardinal Rohan und die Entführung des Herzogs von Enghien, werden thematisiert.

Mittelalterliches Lagerleben, altes Handwerk, historischer Markt und Aktionsangebote für Kinder runden das Programm an diesem Festwochenende ab. Nach der Eröffnung des historischen Treibens am Samstag, 16. Juli 2005, um 11.00 Uhr wird auch allerlei aus Küche und Keller geboten, wozu die ca. 60 Vereine und Gruppierungen der Gesamtstadt Ettenheim eine historische Speisekarte zusammengestellt haben.

Ein besonderes Highlight wird am Samstag um 22.30 Uhr die Ton-Bild-Licht-Show beim Rathaus mit einer Reise durch die Ettenheimer Geschichte sein, die man sich nicht entgehen lassen sollte.

Im Bürgersaal des Rathauses ist darüber hinaus ein virtueller Stadtrundgang durch das historische Ettenheim möglich.

Der Sonntag wird eröffnet um 10.15 Uhr mit einem Ökumenischen Gottesdienst in der Pfarrkirche St. Bartholomäus und wird am Abend ausklingen.

700 Jahre Stadtrechte Ettenheim – eine Zeitreise in den historischen Mauern der Barockstadt Ettenheim.

### *Gengenbach*

Ein Erlebnis besonderer Art war die kulturhistorische Wallfahrt am 5. Juni in das „Land um die Moos“. Dieser alte Königsforst wurde von den Staufern der Abtei Gengenbach mit einem Rodungsauftrag übergeben. Die Wegeführung im heutigen Staatswald geht noch auf jene Zeit zurück. So lag am „ebenen Weg“ das 1335 erwähnte Sägewerk „Mitteleck“ mit seiner Holzhauersiedlung. Mitte des 18. Jahrhunderts ließen sich Arbeiter der klösterlichen Glas- und Blaufarbenfabrik in Nordrach am Hang der Moos in 700 m Höhe nieder, bis sie – durch die Säkularisation arbeits- und mittellos geworden – 1852 rigoros nach Amerika verfrachtet wurden. An vielen Stellen verstreut im Wald, gehäuft bei der Hilseckhütte, sind die Grundmauern der bescheidenen Höfe noch vorhanden. Im Schäfersfeld suchte die Gruppe nach Überresten des Glaserkirchleins und des Glaslochbrunnens, Zeugen der ersten Glasproduktion in der Moosregion. Zum Abschluss ging die Fahrt zurück über die Kornebene zum Grimmelshausen-Denkmal im Sattel zwischen Moos- und Siedigkopf. Der Gedenkstein von Bildhauer Hans Irion wurde am 8. Juli 1951 anlässlich der 32. Jahresversammlung des Historischen Vereins auf Initiative des Gengenbacher Vorstandes Otto Ernst Sutter, Franz Engesser und Gustav Glatz aufgestellt.

Bei einem Themenabend „Denkmalpflege am Ort“ berichtete am 9. Juli der kürzlich pensionierte Stadtbaumeister Rudolf Welter über 30 Jahre als Leiter des Gengenbacher Bauamts und der unteren Denkmalbehörde. Er ging auf die bauliche Entwicklung des Unterzentrums seit 1970 ein, wobei sich an umstrittenen Projekten erneut eine heftige Diskussion über Für und Wider entzündete. Als Glücksfall für den Kernbereich bezeichnete Welter die Schutzverordnung für die Gengenbacher Altstadt von 1904, die in mehreren Satzungen fortgeschrieben wurde und 1998 eine gelungene Anpassung an die Bedürfnisse der heutigen Bewohner erfuhr.

Im Rahmen der Städtepartnerschaft mit Obernai nahm die Gruppe Gengenbach am 4. September eine Einladung des Partnervereins zur Erhaltung des geschichtlichen Erbes der Stadt Obernai an, um alte Kontakte zu beleben und neue zu knüpfen. Nach Stadtführung und Vesper auf dem Odilienberg starteten die Gengenbacher mit ihren Kollegen in einer gut einstündigen Wanderung zu der Ruine der einsam gelegenen Burg Kageneck, im 13. Jahrhundert vom Straßburger Bischof der Familie Kagen zu Lehen gegeben. Im Bauernkrieg beschädigt, später aufgegeben, zu einem Steinhaufen verfallen, vergessen und aufgrund der unzugänglichen Lage nie als Steinbruch benutzt. Letzteres war ausschlaggebend für einen jungen Denkmalpfleger/Architekten, der trotz spärlicher Unterlagen zur Baugeschichte begann, mit einer Gruppe von Studenten und angehenden Steinmetzen an Wochenenden und in den Ferien mit einfachsten Mitteln (Handaufzug) die Reste zuzuordnen. Ziel des ehrgeizigen Projektes ist es, mit Hilfe der Originalsteine die Burg so weit wie möglich zu rekonstruieren. Das Ergebnis der zweijährigen Arbeit kann sich sehen lassen: das Burgtor mit Wappenstein steht. Man rechnet mit weiteren acht bis zehn Jahren. Es ist dies nicht die einzige Baustelle dieser Art im Elsass, andere, besser zugängliche, erhalten sogar öffentliche Mittel.

Der Tag des offenen Denkmals am 12. September, Thema „Wasser“, wurde in Zusammenarbeit mit der Flößergilde Schwaibach und der Pappenfabrik Köhler ausgerichtet. Neben dem Flößermuseum waren die historischen Kraftturbinstationen der Firma geöffnet: Die eine als privates Museum eingerichtet am Floßkanal, die andere am unteren Ende des Mühlbachs am Zusammenfluss mit dem Reichenbach. Beide Technikdenkmale 1900 gebaut, seit 30 Jahren stillgelegt, nutzten 2/3 des Mühlbachwassers. Die Francis-Turbinen von 1902 leisteten 300 PS und sind noch komplett erhalten. Sie wurden zum besonderen Anziehungspunkt für die an Technikgeschichte interessierten Besucher.

Lange erwartet und am 15. Dezember vom Autor Gernot Kreuz vorgestellt: Die Flurnamen von Gengenbach. Durch Spenden und „Vorauskasse“ war es möglich geworden, die gewünschte Anzahl von Sonderdrucken mit dem Kartenwerk herzustellen. Kreuz zeigte an Beispielen, wie wichtig die landschaftliche und dialektische Zugehörigkeit der Geometer für die amtliche Festlegung und Schreibweise der Flurnamen um 1870 war. Es kam mitunter zu Fehldeutungen, wenn der Beamte einen bestimmten Dialektausdruck nicht kannte und ihn falsch in die Hochsprache übersetzte.

*Hans-Jochen Schuck*

#### *Haslach i. K.*

- 11. 10. 2004 Vortrag mit Overheadprojektor von Dr. Heinrich Schwendemann vom Historischen Seminar der Universität Freiburg über „Zwischen Tradition und Veränderung – der Schwarzwald im 19. Jahrhundert“
- 15. 11. 2004 Vortrag mit Beamer von Kreisarchivar Dr. Cornelius Gorka (Offenburg) über „Von der Fürstenresidenz zum Landratsamt: Das Schloss Wolfach“
- 17. 01. 2005 Lichtbildervortrag von Ansgar Barth (Gutach) über „Die Gutacher Malerkolonie“

Bei der Hauptversammlung der Mitgliedergruppe Haslach am 14. März 2005 verabschiedete sich Manfred Hildenbrand vom Amt des 1. Vorsitzenden, das er 37 Jahre lang inne hatte. Zu seinem Nachfolger wurde Klaus Kaufmann gewählt. Zu weiteren Mitgliedern des Vor-



*Der restaurierte Altar der Hansjakobkapelle in Hofstetten wurde 1903 von dem Freiburger Bildschnitzer Josef Dettlinger gefertigt. Er zeigt Maria mit dem Jesuskind. Davor kniet der Heilige Antonius von Padua. Links und rechts befinden sich musizierende Engel.*

*Foto: Manfred Hildenbrand*

standes wurden gewählt: 2. Vorsitzender Alfred Buchholz, Rechner Norbert Mickenautsch, Schriftführer Matthias Reiniger. Beisitzer: Christel Mathis, Helmut Fuggis, Sören Fuß, Manfred Hildenbrand, Heinz Prinbach, Martin Schwendemann. Manfred Hildenbrand wurde zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Im Anschluss an die Regularien hielt Präsident Dr. Wolfgang Gall einen Lichtbildervortrag über „Auswanderungen aus der Ortenau im 19. Jahrhundert“.

Auf dem Gebiet der Denkmalpflege war die Mitgliedergruppe Haslach wieder als Antragsteller für Zuschüsse beim Landesdenkmalamt tätig. So konnte im Juli 2004 die Innenrenovierung der Hansjakobkapelle in Hofstetten abgeschlossen werden. Als Restaurator war Helmut Fuggis (Haslach) tätig. Er hat die Kunstwerke des Freiburger Künstlers Josef Dettlinger, den Altar und das Reliefbild in der Kapelle sowie die Pieta in der Vitrine auf der Rückseite der Kapelle, restauriert. Im Pfarrhaus in Hofstetten wurde ein zweites Reliefbild von Josef Dettlinger entdeckt, den auferstandenen Christus und Maria Magdalena zeigend, das in den sechziger Jahren aus der Hansjakobkapelle verschwunden war. Mit Zustimmung von Stadtpfarrer und Dekan Helmut Steidel (Haslach) wird nun dieses schöne Kunstwerk von Helmut Fuggis restauriert und an Hansjakobs 89. Todestag am 23. Juni 2005 wieder in der Hansjakobkapelle aufgehängt. Ein weiteres Projekt, bei der die Mitgliedergruppe Haslach als Zuschussvermittler auftrat, war die Dorfkapelle in Schnellingen. Sie wurde ebenfalls von Helmut Fuggis restauriert und am 15. August 2004 anlässlich eines großen Kapellenfestes von Dekan Steidel geweiht.

Alle Mitgliedergruppen des Historischen Vereins für Mittelbaden sind an der landesweiten Erfassung und Registrierung der Kleindenkmale aktiv beteiligt. Unser Mitglied Alois Krafczyk erfasste in einer umfangreichen Dokumentation die Kleindenkmale in Has-

*Das Reliefbild im Innern der Westwand der Kapelle stammt ebenfalls von Josef Dettlinger. Es zeigt die Grablegung Christi. Über den toten Christus beugen sich seine Mutter Maria und Maria Magdalena. Auf Jesus schaut Nikodemus herab. Er trägt den Judenhut. Vor Christus knien sein Lieblingsjünger Johannes sowie Josef von Arimathäa.  
Foto: Manfred Hildenbrand*



lach, Bollenbach, Schnelligen und Fischerbach, unser Mitglied Norbert Mickenautsch tat das Gleiche in Hofstetten. Nach großen Schwierigkeiten gelang es der Mitgliedergruppe Haslach den Bildstock am Anwesen Heiss in der Steinacher Straße zu retten und mit Hilfe von zwei Rentnern, die gelernte Maurer sind, im Mai 2004 an die Friedhofsmauer zu versetzen. Es wurde auch eine passende Figur (ein auferstandener Christus) für den Bildstock besorgt. Sie wird von Helmut Fuggis farblich gefasst. Auch die Ausmalung des Bildstockes erfolgt von Helmut Fuggis.

*Manfred Hildenbrand*

### *Hornberg-Triberg*

„So viele witterungsbedingte Ausfälle wie dieses Jahr hatten wir in unserer 50-jährigen Geschichte noch nie!“ Mit diesen Worten charakterisierte der Vorsitzende des Historischen Vereins Hornberg, Wilhelm Brüstle, in seinem „Brief zum Jahreswechsel an die Vereinsmitglieder“ Ende 2004 das Spielgeschehen auf der Erwin-Leisinger-Bühne im Storenwald. Gemeint war damit das Veranstaltungsprogramm, das wegen „höherer Gewalt“ erheblich reduziert werden musste. Immerhin war geplant gewesen, das „Hornberger Schießen“ von Erwin Leisinger sechsmal, die „Unendliche Geschichte“ von Michael Ende zehnmal und den Krimi „Arsen und Spitzenhäubchen“ von Agatha Christie fünfmal aufzuführen.

Ganz so negativ allerdings, wie es zunächst den Anschein hatte, fiel die Jahresbilanz dennoch nicht aus. Wie man schließlich einhellig feststellen konnte, „waren die Akteure stets bestens motiviert und gab es auch keinerlei Nachwuchsprobleme.“



*Im Winzerhof des Weinguts der Familie Beck-Hartweg wurden die Hornberger Besucher von Yvette und Michel mit elsässischen Köstlichkeiten verwöhnt* *Foto: Adolf Heß*

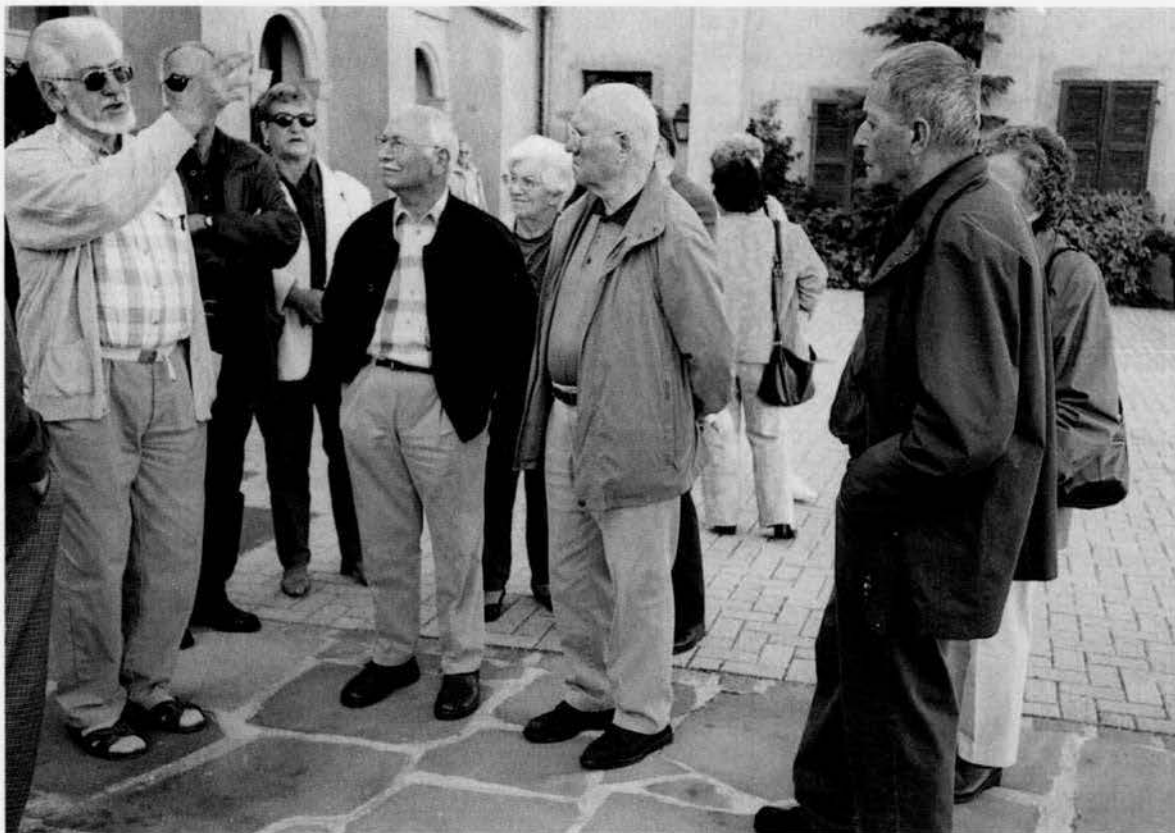
Im Übrigen war das Theaterprogramm erfolgreich ergänzt worden durch den viel beachteten Auftritt der Hornberger „Historischen“ bei der Landesgartenschau in Kehl im September und im selben Monat durch einen rundum gelungenen Heimatabend im „Adler“ vor einer Gruppe holländischer Gäste.

So übertrug sich die allerorten spürbare Spielfreude auch in das neue Jahr, in dem es nun gilt, das 50-jährige Jubiläum des Vereins und seines Festspiels „Das Hornberger Schießen“ gebührend zu feiern; „denn“, so pflegt es Bürgermeister Siegfried Scheffold immer wieder zusetzen, „der Historische Verein gehört unbestritten zu den bedeutendsten Werbeträgern der Stadt Hornberg!“

In einer Art „Nachbarschaft“ zum Spielprogramm des Historischen Vereins sah und sieht der Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte mit dem Vorsitzenden Wolfgang Neuß seine verschiedenen Aktivitäten im vergangenen Jahr. Nach wie vor bildeten die Betreuung des Stadtmuseums während der Öffnungszeiten und die Führungen durch die Ausstellungsräume die eigentliche Aufgabe des Vereins. Mit Genugtuung vermerken die Verantwortlichen eine leichte Zunahme der Besuche des Museums bei Jahrgangstreffen, Vereinsfeiern, Familienfesten, durch Freundeskreise, Wandergruppen und Schulklassen. Selbst der Kindergarten „Arche Noah“ machte dem Museum mehrfach seine Aufwartung, und sogar die Schulleiter in der Raumschaft des oberen Kinzigtals ließen sich bei einer Stippvisite gerne ihr heimatliches Wissen wieder auffrischen oder gar vermehren.

Zu den vierteljährlich veranstalteten Heimattreffs in lockerer Form gesellten sich einige öffentliche Vortragsveranstaltungen, die durchweg einen sehr guten Besuch aufzuweisen





*Raimond Keller (links) wusste seinen aufmerksamen Zuhörern viel vom alten Kartäuser-Kloster in Molsheim zu erzählen*

*Foto: Adolf Heß*



*In der Bergkapelle St. Sebastian bei Dambach-la-Ville an der Elsässischen Weinstraße steht dieser herrliche, in den Jahren 1690–1692 von den Brüdern Philipp und Clemens Winterhalder aus Birnbaum-, Linden- und Eichenholz geschnitzte Altar*

*Foto: Adolf Heß*

hatten. Genannt seien hier der Abend mit dem Thema „Kelten, Kulte und Anderswelten“ von Doris Benz und Ben Schreger im März und – ein halbes Jahr später – Alfons Stadlers aufschlussreicher Vortrag „Hornberg im 19. Jahrhundert“, der gelegentlich eine Fortsetzung finden soll.

Seine enge Verbundenheit mit der Stadtgemeinde und ihren Institutionen stellte der Museums- und Geschichtsverein durch seine Mitwirkung bei der Handwerker- und Hobbyausstellung in der Stadthalle unter Beweis.

Den Höhepunkt des Vereinslebens bildete indes zweifellos der erlebnisreiche Jahresausflug ins Elsass, nach Molsheim, über die Weinstraße, nach Dambach-la-Ville – eine „tolle“ Sache!

Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, dass die Hornberger Historiker und Museumsleute auch im Jahre 2004 ihre gute Zusammenarbeit mit den Fachgruppen „Archäologie“ und „Museen“ des „Historischen Vereins für Mittelbaden“ in Offenburg weiter gepflegt haben.

*Adolf Heß*

### *50 Jahre Historischer Verein Hornberg*

#### 50 Jahre Freilichtspiel „Das Hornberger Schießen“

Mit der Gründung eines Historischen Vereins in Hornberg entstand die Hornberger Freilichtbühne im Storenwald, heute „Erwin Leisinger Bühne“ genannt.

Die beiden Jubiläen geben Anlass zu einem Rückblick auf ihre Entstehung.

Es war ein Kreis gleichgesinnter Freunde um den Hornberger Heimatdichter Erwin Leisinger, die es sich 1953 zur Aufgabe gemacht hatten, Hornberger Traditionen wieder zu beleben, um sie den Bürgern Hornbergs und Gästen der Stadt zu vermitteln.

Es darf dabei nicht wundern, dass es Mitglieder der wiedergegründeten Narrenzunft Hornberg waren, die 1955 den Historischen Verein Hornberg gründeten. Diese hatte sich unter ihrem Vorsitzenden Albert Ketterer und dem neuen Elferratspräsidenten Stadtbaumeister Wolfgang Neuss zur Aufgabe gemacht, alte Hornberger Fasnachtstraditionen wieder zu beleben.

Erwin Leisinger schrieb 1964 aus den Gründungstagen des Historischen Vereins dazu: „An kräftigem Humor hat es uns nicht gefehlt. Oft schlugen die Wogen höher, denn es galt eben, die Tradition der alten Hornberger fortzupflanzen und weiter leben zu lassen.“

Er schrieb weiter: „Aus dieser Tradition heraus entstand der Historische Verein. Wie gesagt, mit dem Gedanken, den Streich der Hornberger Vorfahren einmal als Spiel aufzuführen.“

Nachdem Erwin Leisinger den Gedanken in die Tat umsetzte und das Spiel vom „Hornberger Schießen“ geschrieben hatte, dauerte es nicht lange, bis Bürgermeister und Gemeinderat vom geplanten Vorhaben angetan waren. Sie beauftragten den Stadtbaumeister mit Oberforstmeister Foltineck, Revierförster Hoferer und Albert Ketterer nach einem geeigneten Platz für die Aufführung des Freilichtspiels zu suchen.

Die Wahl fiel auf den Platz im Storenwald, auf dem einst das Hornberger Musikpavillon stand. Nachdem auch der als Spielleiter gewonnene Obermedizinalrat Dr. Schiffmann diesen Platz für geeignet hielt, begannen so richtig die Vorbereitungen zum Spiel.

Wie Leisinger schrieb: „Und keiner wollt beiseite stahn, bald hub ein emsig Rüsten an.“

Gertrud Leisinger, die Frau des Autors, hatte bereits die Spielerbücher geschrieben. Als Sekretärin des Bürgermeisters war sie für den jungen Verein das beste Bindeglied zum Hornberger Rathaus.



*Der Autor Erwin Leisinger*

Das Bühnenbild schuf Fritz Schweizer, und der Stadtbaumeister erstellte die Werkpläne dazu.

Während die Gebrüder Baumann, erfahrene Zimmerleute aus Gutach, die Tribüne aufbauten, probten die Laienspieler bereits eifrig vor den Kulissen, für deren Aufbau Konrad Brohammer und Johann Hirschbühl verantwortlich waren.

Die Einkleidung der Spieler erfolgte anfangs durch ein Frankfurter Verleihhaus, während die Darsteller der Landsknechte in die Landsknechtsuniformen schlüpften, welche die Narrenzunft für die Stadtmusik zu ihren Umzügen an Fasnacht angeschafft hatte.

Für den geplanten großen Umzug übernahm der Bürgermeister die Schirmherrschaft und Rektor Sachse die Organisation.

Während die Vorbereitungen auf vollen Touren liefen, wurde am Montag, dem 4. Juli 1955, im Gasthaus „Zur Stadt Hornberg“ der Historische Verein Hornberg gegründet und Albert Ketterer zum 1. Vorsitzenden gewählt.

Die Gründungsmitglieder waren: Albert Ketterer, Johann Hirschbühl, Konrad Brohammer, Willi Heidig, Emil Bernet, Wolfgang Neuß, Kurt Moser, Erwin Leisinger, Karl Schmidt, Christian Staiger, Karl Aberle, Willi Martin, Helmut Ruder und Fritz Schweizer, wie bereits erwähnt, alle Mitglieder der Narrenzunft Hornberg.

Das 50-jährige Jubiläum des Historischen Vereins erleben nur noch drei Gründungsmitglieder, nämlich Helmut Ruder, Christian Staiger und Wolfgang Neuß.

Ein von der Stadt eigens zum Fest in Auftrag gegebener neuer Stadtbrunnen, den der Freiburger Bildhauer Knittel herstellte, wurde am 10. Juli 1955 mit einem Festakt eingeweiht. Der Brunnen zeigt einen Landsknecht, zu dessen Füßen ihm ein Narr seine leere Pulverkiste zeigt.

Der Brunnen soll ein Hinweis auf das weltbekannte Sprichwort vom „Hornberger Schießen“ sein.

Bei der Brunneneinweihung begrüßten Erwin Leisinger und Karl Schmidt die Gäste mit ihrem Lied: „Wir grüßen euch ihr Gäste all in unserm schönen Gutachtal“, und der Stadt-



*Stadtbrunneneinweihung 1955, von links: Albert Ketterer, Erwin Leisinger, Wolfgang Neuss und Karl Schmidt, dahinter am Rednerpult Bürgermeister Gustav Fimpel.*

baumeister trug die Geschichte vom Hornberger Schießen vor. Mit einer von der Stadt zum Fest angeschafften Kanone wurde erstmals „Salut“ geschossen.

Obwohl die Zeit davon zu laufen schien und trotz mancher Bedenken, ließ sich niemand beirren, am wenigsten der Vorsitzende Albert Ketterer. Nach einem ausgeklügelten Plan fuhren Mitglieder in Landsknechtsuniform mit ihren Privatautos 10 Tage lang vor dem ersten Spiel in alle Richtungen. Mit Handzetteln warben sie zur Essenszeit in den Hotels und Gaststätten der benachbarten Orte bei deren Kurgästen für den Besuch des ersten Hornberger Freilichtspiels.

Der gute Besuch schon bei der Generalprobe am 20. August machte deutlich, dass sich diese Werbefahrten lohnten.

Vor der „Hauptaufführung“ am Nachmittag des 28. August bewegte sich ein großer historischer Festzug durch die Stadt. Abertausende begeisterte Zuschauer säumten die Straßen. Auf der Zuschauertribüne, die Mitarbeiter des Bauhofes gegenüber dem „Hotel Adler“ aufgebaut hatten, verfolgte die zahlreiche Prominenz das Geschehen.

Im Umzug ritt Albert Ketterer, der erste Vorsitzende des Historischen Vereins. Ihm folgten alle damals im Freilichtspiel Mitwirkenden.

An der Darstellung der Hornberger Vergangenheit und dem alten Hornberger Gewerbe beteiligten sich alle Hornberger Vereine. Nicht zuletzt trugen auch die benachbarten Heimatvereine mit ihren historischen Trachten und Uniformen durch ihre Teilnahme zum Erfolg bei.



*Albert Ketterer als Kurier bei dem Umzug 1955 hoch zu Ross*

Auf der Freilichtbühne verfolgten achtzehnhundert Zuschauer aufmerksam und begeistert das Freilichtspiel. Viele wegen Mangels an Sitzplätzen damals nur stehend.

Bläser und Trommler eines Fanfarenzuges aus Müllhausen bei Heidelberg, der sich auch am ersten historischen Umzug beteiligte, eröffnete das Hauptspiel am Nachmittag. Den Abschluss des Spiels bildete die Tanzgruppe des Gutacher Trachtenvereins.

Spiel und Umzug waren ein großer Erfolg. Es fiel deshalb den Verantwortlichen nicht schwer, den Entschluss zu fassen, das Spiel auch im nächsten Jahr wieder aufzuführen, und das gleich fünfmal.

Vom Erfolg war auch der Gemeinderat sehr angetan und sorgte mit dem Bau einer fast 50 Meter langen und bis zu 5 Meter hohen Zyklopenmauer aus Granitsteinen an der Storenwaldstraße für eine dauerhafte und feste Bühneneinrichtung. In die Mauer baute der Verein in Eigenarbeit eine Toilettenanlage für Besucher ein und beendete damit das bisherige Provisorium.

Auf Initiative des zweiten Vorsitzenden Walter Aberle wurde 1958 die Trachtengruppe des Historischen Vereins gegründet.

Das erste Trachtenpaar entstand nach der Abbildung „Die Hornberger“ im Buch „Badische Volkssitten und Trachten“ von Dr. Joseph Bader, Karlsruhe 1843/44.

Beim Gutacher Schneidermeister Wöhrle entstand die Einkleidung des ersten Trachtenpaares.

Wegen der Gestaltung des Bollenhutes ließen sich die Verantwortlichen von der Frau des Malerpoeten Falk-Breitenbach in dessen „Molerhiisli“ in Hausach beraten.

Die Trachtengruppe des Historischen Vereins Hornberg war die Erste, die in der Umgebung Hornbergs in den Sommermonaten für ihre Kurgäste Heimatabende veranstaltete.

Mit heimatlichen Liedern und zahlreichen Anekdoten aus der Feder des Hornberger Heimatdichters Erwin Leisinger wurden Hornberger Feriengäste mit den Sitten und Bräuchen des Schwarzwaldes bekannt gemacht.

In der meist vollbesetzten Stadthalle wirkten abwechselnd der Musik- und Trachtenverein Reichenbach oder Langenschiltach mit und trugen zum Erfolg bei.

Erwin Leisinger hat das weltbekannte Sprichwort „Es geht aus wie’s Schießen zu Hornberg“ zum „Hornberger Heimatspiel“ gemacht und Hornberg wurde Ort einer der größten Freilichtbühnen unseres Landes.

Sein Spiel hat Tausenden auf der Hornberger Freilichtbühne, die heute zu Recht seinen Namen trägt, Freude und Spaß bereitet. Auch in Fachkreisen fand sein Spiel große Anerkennung. Es wurde Bestandteil des kulturellen Lebens in Hornberg.

Seine Ernennung zum Ehrenbürger Hornbergs war die Krönung seiner Leistung und Anerkennung seiner Vaterstadt. Er hat sich um Hornberg verdient gemacht.

Und nicht zuletzt trug eine Gemeinschaftsleistung zum Erfolg bei. ‚Jedem‘, an welcher Stelle er auch half, gebührt heute unser Dank und unsere Anerkennung.

Das 50-jährige Jubiläum zeigt aber auch, dass es in diesen 50 Jahren in Hornberg Leute gab, die mit viel Idealismus und viel Opfer an Freizeit zum heutigen Jubiläum beitrugen.

Es ist zu wünschen, dass den Hornbergern das Pulver nicht ausgeht und es weiterhin Hornberger gibt, die zu Gemeinschaftsleistungen fähig und bereit sind.

Wolfgang Neuß 2005

### *Kehl-Hanauerland*

Am Stichtag des 9.12.2004 betrug die Mitgliederzahl 411 einschließlich 19 korporativer Mitgliedschaften.

### *Studienfahrten*

fanden statt als Halb- oder Ganztagesfahrten am

- |                |   |
|----------------|---|
| 22.02.2004     | nach Straßburg: Erzbischöfliches Palais (Wiederholung vom 09.11.2003) und Museum für Moderne Kunst (u. a. Lothar von Seebach),  |
| 13.03.2004     | ins südliche Elsass zu romanischen Kirchen und Bauten in Gebweiler, Murbach und Lautenbach,   |
| 17.04.2004     | nach Straßburg: Orangerie und Botanischer Garten,   |
| 08.05.2004     | nach Baden-Baden (Spielbank und Gartenbaukunst im Kurpark und ehemaligem Gartenschauland),  |
| 06.–12.06.2004 | als Große Studienfahrt zum Bodensee, Teil I Untersee mit Konstanz, Mainau, Reichenau, Meersburg, Birnau, Radolfzell, Überlingen, Unteruhldingen, Salem, Gottlieben, Ermatingen, Stein a. Rh., Schaffhausen, Anfahrt über Engen, |
| 03.07.2004     | nach Zabern (Rohan-Schloss, Rosengarten, Haut-Barr-Burg und optische Chappe-Telegrafestation) sowie   |
| 17.–19.09.2004 | als Herbstfahrt ins Jagst- und Taubertal mit Mergentheim, Creglingen, Stuppach, Schöntal, Jagsthausen, Anfahrt über Römermuseum Osterburken,  |
| 23.10.2004     | in den südlichen Schwarzwald (St. Blasien, St. Peter und Naturhaus Feldberg).   |

Folgende Vortragsreihen wurden fortgesetzt:

*Vortragsreihe 200 Jahre Reichsdeputationshauptschluss 1803*

- 08.01.2004 „Franz Xaver Neveu (1749–1828) – Der letzte Fürstbischof von Basel“  
Referent: Wolfgang Bientzle, Offenburg
- 15.07.2004 „Das Ende der freien Reichsritterschaften und Reichsstädte in der Ortenau“. Referent: Daniel Hohrath, Esslingen

*Vortragsreihe Historische Gärten*

- 29.04.2004 „Schwetzingen, ein grüner Schausaal ... Der Park zwischen herrschaftlicher Selbstdarstellung und erotischem Programm“. Referentin: Susan Richter, Plankstadt
- 24.06.2003 „Die Herstellung des Weikersheimer Schlossgartens“. Referentin: Prof. Elisabeth Szymczyk, Ludwigsburg
- 27.06.2004 anlässlich des Jumelage-Treffens der beiden Historischen Vereine Kehl und Montmorency in Kehl in Zusammenarbeit mit dem Städtischen Kulturamt „Die Gärten à la française“. Referent: André Duchesne, Montmorency

*Vortragsreihe Große Baumeister in unserer Region*

- 04.11.2004 „Heinrich Schickhardt (1558–1634) – Uomo universale in Württembergischen Diensten“. Referentin: Dr. Barbara Memheld, Illkirch-Grafenstaden

*Vortragsreihe Regionale Musikgeschichte*

- 21.10.2004 „Kantor Albert Weill (1867–1950) aus Kippenheim – Vater eines berühmten Sohnes“. Referent: Christoph Schwartz, Pädagog. Hochschule Freiburg

*Eröffnung der neuen Vortragsreihe „Universitätsgeschichte“*

- 12.02.2004 „Geschichte der Universität Straßburg Teil I: Vom Mittelalter bis zur Napoleonischen Zeit“. Referent: Benoît Jordan, Strasbourg
- 18.03.2004 „Geschichte der Universität Freiburg“. Referent: Prof. Hugo Ott, Merzhausen

Weitere Vorträge wurden gehalten am

- 27.06.2004 anlässlich des Jumelagetreffens Kehl Montmorency (s.o.)  
„Belagerung und Eroberung Straßburgs 1870“. Referent: Helmut Schneider, Kehl-Kork
- 09.09.2004 „Geistliche Frauen und Städtische Welt, Teil II: Die Straßburger Beghinen-Konvente“. Referentin: Priv. Doz. Dr. Sigrid Schmitt, Universität Mainz
- 07.10.2004 „Geschichte der Freimaurerei vom Mittelalter bis zur Gegenwart in Kehl“. Referenten: Dietmar Wolf, Strasbourg und Janos Galgoczy, Lahr
- 03.10.2004 Festvortrag anlässlich der seit 1921 zum 7. Mal in Kehl stattfindenden Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Zusammenarbeit mit dem Städtischen Kulturamt  
„Johann Gottfried Tulla (1770–1828) und die Korrektion des Oberrheins“. Referent: Dr. Hermann Ebeling, Karlsruhe/Wissembourg

Anlässlich des Gedenktages der Opfer des Nationalsozialismus (27.01.) veranstaltete der gleiche Trägerkreis wie im Vorjahr zum 5. Mal eine Veranstaltungsreihe, diesmal unter dem Rahmenthema „Orte der sog. NS-Euthanasie und Erinnerung – Grafeneck und Kork“, und zwar am

- 16.01.2004 Eröffnung der Ausstellung aus der Diakonie Kork „Wo bringt ihr uns hin? – Deportation und Ermordung Behinderter der Anstalt Kork 1940“  
 17.01.-  
 01.02.2004 Ausstellung im Sitzungssaal der Stadthalle Kehl  
 22.01.2004 Vortrag über das Rahmenthema (s.o.). Referent: Thomas Stöckle, Grafeneck  
 27.01.2004 Ökumenischer Gottesdienst in der Kehler Friedenskirche

Anlässlich des 50. Todesjahres von Hermann Dietrich (1879–1954), des 1. Kehler Berufsbürgermeisters von 1908–1912 und späteren Reichsministers und Vizekanzlers 1929–1932, Ehrenbürgers der Stadt Kehl Gedenkveranstaltung im Zusammenarbeit mit dem Städtischen Kulturamt am 12.11.2004 in der Stadthalle Kehl mit Ausstellung über sein kommunales Wirken und zwei Referaten:

- „Das kommunale Wirken Hermann Dietrichs“. Referent: Dr. Günther Petry, Kehler Oberbürgermeister
- „Vom Badischen Nationalliberalen zum Baden-Württembergischen Freidemokraten – Der politische Weg Hermann Dietrichs“. Referent: Dr. Jürgen Frölich, Friedrich-Nau-mann-Stiftung Gummersbach

Außerdem wurden veranstaltet am

- 31.03.2004 anlässlich der regulären Mitgliederversammlung eine Theateraufführung der Blauen Märchenbühne Offenburg (Transparentes Bilder- u. Erzähltheater mit Musik, Gründerin und „Regina spiritualis“ Sabine Kayser, Ohlsbach) „Jorinde und Joringel“ nach dem Märchen der Gebr. Grimm mit einem einführenden Vortrag über Johann Heinrich Jung-Stilling „Goethe und die Gebrüder Grimm“  
 16.05.2004 ein 2. großer Bücher-Flohmarkt bei Familie Gras, Kehl, zur Hälfte zu Gunsten der Mitgliedergruppe Kehl Hanauerland  
 25.11.2004 Vorstellung des Buches „Kehler Familiengeschichten“, erarbeitet von einem Arbeitskreis der Mitgliedergruppe unter Leitung von Klaus Gras, erschienen im Eigenverlag der Mitgliedergruppe, herausgegeben von Hans Hollweck und Rolf Kruse  
 09.12.2004 Traditioneller „Rückblick“ mit Diapositiven auf die Studienfahrten 2004 zusammen mit einer außerordentlichen Mitgliederversammlung der Mitgliedergruppe anlässlich des Ausscheidens ihres 1. Vorsitzenden Prof. Rolf Kruse, der nicht für eine 4. Amtszeit kandidierte, einen Rückblick über seine fast 10-jährige Amtszeit (ab 10.03.1995) gab und anschließend zum 4. Ehrenmitglied der Gruppe ohne Gegenstimme mit einer Enthaltung gewählt wurde. Bis zum Ende des Vereinsjahres 31.03.2005 und der sich anschließenden Neuwahl des gesamten Vorstandes übernahm der 2. Vorsitzende René Siegrist die Vertretung.

*Rolf Kruse*



*Lahr-Friesenheim*

Von der Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim wurde im Jahr 2004 eine Spendenaktion zur Sanierung der Brudertalquelle durchgeführt. Dass das Wasser dieser Quelle bei der Wallfahrtskapelle im Friesenheimer Gemeindewald, Abteilung Schuttern Augenkrankheiten heilt, ist im Großraum Lahr-Friesenheim schon lange bekannt. Bernhard Baader berichtet in seinen Volkssagen aus dem Lande Baden bereits im Jahre 1850 über die Heilkraft der Quelle. Die Wallfahrtskapelle im Brudertal ist über die Ortschaft Kuhbach bei Lahr zu Fuß zu erreichen.

Die Spendenaktion konnte mit Erfolg abgeschlossen werden, die Logistik der Quellen-sanierung lag beim Bauhof und der Wasserabteilung der Gemeinde Friesenheim. Die anfallenden Material- und Sachkosten konnten über das Spendenkonto des Historischen Vereins finanziert werden. Es besteht nunmehr die Hoffnung, dass auch bei weiterhin trockenen Sommern die Quelle nicht versiegen wird.

Unter Anleitung von Dr. Gernot Kreutz, Fachgruppe Kleindenkmale, wurden die Kleindenkmale im Gebiet der Mitgliedergruppe erfasst. Fleißige Helfer waren in Lahr Helmut Lehmann, in Oberweier Josef Eisenbeis, in Oberschopfheim Horst Mast mit dem Arbeitskreis Heimatgeschichte Oberschopfheim, in Schuttern Wilhelm Ritzenhof und in Friesenheim und Heiligenzell Ekkehard Klem.

Am 28.10.2004 konnte in Friesenheim Herr Richard Levi, ein ehemaliger jüdischer Mitbürger begrüßt werden. Richard Levi wurde als Kind von seinen Eltern nach England verschickt und hat dadurch den Holocaust überlebt. Der Lebenslauf und das Schicksal von Richard Levi wurde in das Memor-Buch der Synagoge in Kippenheim aufgenommen.

Jeden ersten Dienstag im Monat trifft sich im Stadtarchiv Lahr, unter Federführung von Stadthistoriker Thorsten Mietzner, der Arbeitskreis 18. Jahrhundert in Lahr. Der Arbeitskreis macht Archivarbeit und bereitet zur Zeit eine Ausstellung vor.

Die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim zählt derzeit 102 Mitglieder.

*Ekkehard Klem*

*Meißenheim*

- April 2004 Filmabend  
Der Meißenheimer Filmproduzent begeisterte eine große Zuschauerzahl mit folgenden Filmen:
- a) Die Blumen- und Pflanzenwelt in der Rheinaue Meißenheim
  - b) Eine Ballonfahrt von Rust nach Meißenheim
  - c) Hockerschwäne im Altwasser in Schollen

Mai 2004 Fahrt in den Frühling  
Elztal – Schutterwald – Prinschbachtal  
Besichtigung der in Betrieb befindlichen Jägertonin-Mulde

Mai 2004  
Die Meißenheimer Mitgliedergruppe im Historischen Verein Mittelbaden beteiligt sich finanziell (ermöglicht durch eine Zuwendung des Landesdenkmalamtes B.-W.) an der Restaurierung des barocken Steinkreises auf dem Kirchplatz in Ottenheim.

*Karl Schmid*

*Neuried* (Bericht für das Jahr 2003)

*Arbeitskreis Altenheim mit Archäologie und Museum*

In Altenheim wurden im Jahr 2003 die Kleindenkmale durch Willi Sutter und Werner Strosack fotografisch erfasst und mit kleinen Texten versehen. Der Bericht darüber ging dann nach Offenburg.

Bei der Feier „1400 Jahre Kloster Schuttern“ am 5. und 6. Juli wurde der Historische Verein Neuried gebeten mitzuwirken. Es fand eine Ausstellung über den Hanfanbau im Ried statt, bei der sogar, dank Elise Metzger und Hans Mild, gesponnen und aus Garn ein Fischnetz gearbeitet wurde. An beiden Festtagen bewirtete unser Verein die Festgäste. Im Rathauskeller wurde eine „Folterbar“ mit entsprechender Dekoration eingerichtet, wofür sich Beate Adam verantwortlich zeigte.

Leider fanden auf Grund terminlicher und anderer Faktoren 2003 keine Exkursionen statt.

Das Heimatmuseum Neuried war im Jahr 2003 an 42 Sonntagen geöffnet. Zusätzlich fanden 20 Sonderführungen statt.

*Trachtengruppe*

Folgende Termine konnten durch die Trachtengruppe wahrgenommen werden:

- |               |  |
|---------------|--|
| 6. Juli       | Festzug „1400 Jahre Schuttern“   |
| 20. Juli      | Kreistrachtenfest in Ottersweier   |
| 28. September | Umzug beim Cannstadter Wasen, der auch im Fernsehen gesendet wurde. Wir zeigten einen Hochzeitszug und zum ersten Mal war die Riedtracht beim Cannstadter Volksfest vertreten. |

An einem wunderschönen Herbstsonntag fand dann noch eine Wanderung entlang der Heidenmauer am Ottilienberg statt, verbunden mit einem Besuch des Klosters St. Ottilia. Die Wanderung wurde von Richard Karl geplant und geführt, der Abschluss war im Arbeitsraum.

*Arbeitskreis Dundenheim*

Dem Historischen Verein konnte in Dundenheim im Rathaus, dank der Standesamtsverlegung, ein Raum zur Verfügung gestellt werden.

Die Dundenheimer arbeiteten 2003 an der Erläuterung von Straßennamen, die nach Persönlichkeiten benannt wurden. Im Verkündigungsblatt wurden die Erläuterungen veröffentlicht, Tafeln mit den Erläuterungen sollen an den Straßenschildern angebracht werden.

*Karin Oßwald*

*Neuried* (Bericht für das Jahr 2004)

*Altenheim*

Bei der Generalversammlung im Jahr 2004 wurde die gesamte Vorstandschaft neu gewählt. 1. Vorsitzender wurde Erich Schnebel, 2. Vorsitzende Beate Adam, Kassiererin Brigitte Mußler, Schriftführerin Karin Oßwald.

Gleich zu Beginn ihrer Arbeit wurde ein großes Projekt, der Umbau des vorhandenen Stalles zur Nutzung durch den Historischen Verein und dadurch Vergrößerung des Mu-

seums, in Planung genommen. Viele vorhandene landwirtschaftliche Geräte sollen in den neuen Räumen der Öffentlichkeit präsentiert werden.

#### *Trachtengruppe*

Die Trachtengruppe konnte im Jahr 2004 folgende Termine wahrnehmen:

- |               |  |
|---------------|--|
| 9. Mai        | Trachtenumzug bei der Landesgartenschau Kehl/Straßburg |
| 4. Juli       | Kreistrachtenfest und Schwyzertag Waldshut-Tiengen     |
| 25. Juli      | Historischer Umzug bei der 525-Jahrfeier in Ottenhöfen |
| 19. September | Festumzug – Winzerfest in Auggen                       |

Zum Abschluss fand am Sonntag, den 17. Oktober 2004, ein Burgenspaziergang unter der Führung von Richard Karl statt. Er lud zu einem kleinen Ausflug ins Elsass ein, allerdings ließ das Wetter sehr zu wünschen übrig, sodass es ein ziemlich verregener Spaziergang wurde.

#### *Museum*

Im Jahr 2004 hatte das Museum an 40 Sonntagen geöffnet und es fanden zwölf Sonderführungen statt. Eine zu erwähnende Sonderführung war im Herbst, als die Sängerin Geraldine Olivier und ihre Fan-Clubs durch unser Museum geführt wurden.

*Karin Oßwald*

#### *Archäologie*

Bei mehreren Begehungen im Frühjahr und Sommer 2004 im Bereich einer bereits bekannten Anlage, vermutlich einer kleinen Befestigungsanlage oder Motte, im Unteren Wald bei Altenheim, fanden wir süd-östlich dieser Anlage Ziegel- und Gefäßscherben. Diese Funde machten wir in den Wurzelballen von durch Windbruch gefallenen Bäumen.

Die Ziegel sind biberschwanzförmig und teilweise grün glasiert und sonst von einer hellgelben Farbe, außerdem fanden sich Ziegel in Form von Mönch und Nonne. Die Gefäßscherben sind meist rötlich gefärbt und haben oft quer verlaufende, ringförmige Verzierungen.

Die Anlage selbst besteht aus einem kreisförmigen kleinen Hügel in einem verlandeten Wasserlauf, der etwa in nord-südlicher Ausrichtung verläuft. Dieser Hügel wird am westlichen Rand des Grabens von einer sehr gut erkennbaren, rechtwinkligen Wallanlage eingefasst. Auf der östlichen Seite ist ebenfalls, weniger gut, ein Wall erkennbar.

Im Graben selbst wurden vor ca. 20 Jahren die Scherben einer schönen Ziervase aus grauem Material gefunden.

Die Funde wurden in die Zeit um 1500 bis 1600 datiert.

Worum es sich bei dieser Anlage handelt, ist bis jetzt rätselhaft. Ein abgegangener Ort in diesem Gebiet ist nicht bekannt. Bis heute wurden keinerlei schriftliche Quellen gefunden, die uns darüber eine Aufklärung geben könnten.

*Thomas Ilch*

#### *Dundenheim*

Der Arbeitskreis Dundenheim hat im Jahr 2004 eine Erinnerungstafel für die Bürgermeister der ehemals selbstständigen Gemeinde Dundenheim der letzten 350 Jahre fertig gestellt und im Rathaus angebracht. Von den letzten neun Bürgermeistern konnten noch postkartengroße Bilder auf der Tafel angebracht werden.

Im Ortsteil Dundenheim sind neun Straßennamen Persönlichkeiten gewidmet, die in Dundenheim geboren wurden, oder Personen, die sich in der Politik, in dem Genossenschaftswesen oder in der Kirche verdient gemacht haben. Wir haben angeregt, dass unter

die Straßenschilder Zusatzschilder angebracht wurden, die das Wirken und die Geschichte der Namensgeber dokumentieren. Drei Hauptschüler der Hauptschule Altenheim haben die Schilder unter der Leitung von Rektor Flaith mit einem Präzisionsgerät hergestellt und unter den Straßenschildern angebracht.

Der Arbeitskreis Dundenheim hat zusammen mit dem Arbeitskreis Ichenheim im Jahr 2004 die Kleindenkmale im Dorf und in der Gemarkung Dundenheim erfasst und dokumentiert.

*Hans Mild*

#### *Neuried, AK Ichenheim*

Regelmäßige Treffen zur Vorbereitung der beiden Ausstellungen im Jahre 2003 und derjenigen in 2004. Das ist die durchlaufende Grundtätigkeit, bei der wir Material sammeln, aufbereiten und die Ausstellungskonzepte erarbeiten.

Dazu kommen dann die besonderen Ereignisse, die ich im Folgenden aufzählen werde:

1. März:            Gemeinsamer Abend mit Kegeln in der Schutterzeller Mühle.
- Am 5. März ist unser langjähriges Mitglied und Kassenwart Reinhold Stapf im Alter von 64 Jahren verstorben. Wir vermissen seine Fachkompetenz und Arbeitskraft sehr schmerzlich.
22. März:           Teilnahme an der archäologischen Versammlung in Kork.
25. April–
19. Mai:            Ausstellung in der Volksbank Ichenheim über Kleindenkmale in Ichenheim mit dem Thema:  
 „Schaumal – Denk(mal), Kleinode, Zeichen und Marken“.  
 Unter Mitwirkung des Sing- und Spielkreis Ichenheim.  
 Das Referat hielt Herr Krauss aus Oberweier über „Die Entstehung und Entwicklung der Wegkreuze“.
16. Mai:            Generalversammlung des Historischen Vereins Neuried in Schüll's Winstub in Altenheim.
29. Mai:            Radtour zu verschiedenen Denkmälern und Rheinmarkern im Neurieder Raum.
20. Juni:            Besuch des Schulmuseums in Zell-Weierbach.
- 5./6. Juni:           Beteiligung am 1400-jährigen Jubiläum in Schuttern. Im Rathaus Schuttern waren wir mit einer Ausstellung über den Hanfanbau im Ried, „von der Aussaat bis zum fertigen Tuch“, vertreten. Auf dem Rathausplatz betrieben wir in Zusammenarbeit mit dem AK Altenheim einen Ausschank.
3. Oktober:        Exkursion des AK nach Heitersheim zu den dortigen römischen Ausgrabungen und mit Besichtigung des Johannitermuseums.

*Inge Roth*

#### *Neuried, AK Ichenheim*

Der AK Ichenheim traf sich 32-mal, um Akten einzusehen und Bilder für die nächste Ausstellung zu sortieren und zu beschriften.

- 14.02.            Besuch der Versammlung des AK Archäologie in Kork.
- 21.02.            Kameradschaftskegeln auf der Schutterzeller Mühle.
- 27.03.            Teilnahme an der Generalversammlung des Historischen Vereins Mittelbaden in Kork.

- 17.04. Beteiligung an der Exkursion des Archäologischen AK nach Rastatt zu den Festungskasematten mit Besichtigung des Wehrgeschichtlichen Museums.
- 26.04.–28.05. Unsere jährliche Ausstellung über die Schulen und Kinderschulen in unserem Ort, in der Volksbank Ichenheim, lief unter dem Thema „Kinderschüler – Suppedriärer – Großschüler“. An der Eröffnungsfeier referierte Herr Schneider vom Schulmuseum Zell-Weierbach über die Entwicklung der Schulen in Baden. Unter Mitwirkung des Sing- und Spielkreises hielt er eine Historische Schulstunde ab.
- 13.05. Generalversammlung des Historischen Vereins Neuried im Gasthaus Ratstüble in Altenheim.
- 12.09. Auf Grund der großen Nachfrage stellten wir zum Ichenheimer Dorffest unsere Ausstellung über die Schulen in Ichenheim nochmals auf.
- 20.06. Unsere jährliche Radtour ging über den „Elzpfad“ mit Besichtigung der Auswandererabfahrtstelle im Rheinwald in Meißenheim.
- September- bis Dezember: Neuordnung des Gemeindearchivs Ichenheim aus den Jahren 1640 bis 1900. *Inge Roth*

### *Oberharmersbach*

Jeweils zur Mitgliederversammlung Anfang Januar wird der Jahresrückblick des vergangenen Jahres vorgestellt. Nachdem Karl-August Lehmann – der bisherige Verfasser – sein Amt zur Verfügung gestellt hat, wurde der Jahresrückblick von Mitglied Hermann Kornmayer in neuer Form erstellt. Er erscheint nun schon im 23. Jahr und erfreut sich bei der Bevölkerung allgemeiner Beliebtheit. Im laufenden Jahr wurde die Dokumentation „Kleindenkmale“ fertiggestellt. Der Historische Verein beteiligte sich beim 100-jährigen Bahnjubiläum der SWEG und beim Mühlentag am Pfingstmontag. In Vorbereitung ist ein Historischer Ortsrundgang durch Oberharmersbach.

*Ursula Kasper*

### *Oberkirch*

#### Tätigkeitsbericht 2004

- Samstag, 10. Januar Jahresabschluss 2003 wurde nachgeholt  
Gasthaus „Ochsen“ in Oberkirch, Beginn 15.30 Uhr
- Samstag, 24. Januar Tagesfahrt nach Schwetzingen und Karlsruhe  
Besuch und Führung im Schwetzingener Schloss. Nachmittags Führung durch die Sonderausstellung Eugène Delacroix in der Kunsthalle Karlsruhe
- Mittwoch, 25. Februar Aschermittwochs-Halbtages-Räselfahrt nach Gengenbach, Führung im Prälatenturm
- Donnerstag, 01. April Fahrt nach Straßburg  
Stadtführung mit Herrn Schneider, Kork, nachmittags Führung in der Bibliothek des Collèges St. Etienne durch Herrn Prof. Louis Schläfli

|                       |  |
|-----------------------|--|
| Samstag, 24. April    | Tagesfahrt nach Kaiseraugst<br>Besichtigung des spätrömischen Kartells und des Silberschatzes.<br>Nachmittags Führung im mittelalterlichen Stadtkern Rheinfeldens<br>Schloss Favorite  |
| Mittwoch, 02. Juni    | Ausstellung „Schwartz Porzellain“, Führung durch Frau Dr. Grimm  |
| Sonntag, 13. Juni     | Besuch eines Konzerts<br>„Festlichen Serenaden Schloss Favorite“   |
| Samstag, 19. Juni     | Tagesfahrt ins Elsass<br>Besuch der Residenzstadt der Straßburger Bischöfe Zabern. Weitere Ziele waren Neuweiler, Besichtigung der Bildteppiche aus dem Leben des heiligen Adelphis, sowie Buchweiler (Residenz der Grafen von Hanau Lichtenberg)  |
| Samstag, 17. Juli     | Tagesfahrt nach Besançon<br>Ehemals freie deutsche Reichsstadt mit altem Stadtkern und Festung   |
| Samstag, 21. August   | Tagesfahrt nach Neuenbürg und Tiefenbronn  |
| 09.–14. September     | 6-Tage-Reise nach Sankt Petersburg<br>1. Tag: Anreise und Stadtrundfahrt<br>2. Tag: Fahrt nach Puschkin (Zarskoje Selo); Katharinenpalais mit Bernsteinzimmer; mittags Isaak Kathedrale<br>3. Tag: Führung in Petersburg mit Eremitage, danach zur freien Verfügung<br>4. Tag: Fahrt nach Schloss Peterhof, mittags Schloss Oranienbaum<br>5. Tag: Nochmals Führung in Petersburg, Besichtigung der Peter + Paul Festung, des Lazarus und Tichwiner Friedhofs, sowie des Russischen Museums<br>6. Tag: Besichtigung des Schlosses Pawlowsk; Rückflug |
| Samstag, 16. Oktober  | Tagesfahrt zum Kloster Alpirsbach, dem Wasserschloss Glatt bei Sulz, sowie nach St. Christophstal (Bärenschlöble)  |
| Samstag, 20. November | Halbtagesfahrt zur Illenau mit Vortrag<br>Pfarrer Dr. Lötsch berichtete über die Illenau und führte über den alten Friedhof  |
| Samstag, 04. Dezember | Jahresabschluss <span style="float: right;"><i>Horst Schneider</i></span>  |

#### *Grimmelshausen-Gesprächsrunde in Oberkirch-Gaisbach*

|                   |   |
|-------------------|---|
| Januar 2004       | Keine Gesprächsrunde  |
| 190. / 02.02.2004 | „Der Kalendermacher Grimmelshausen“<br>Prof. Dr. Eberhard Manack, Heikendorf-Kiel                 |
| 191. / 01.03.2004 | „Fliegende Ärzte im 17. Jahrhundert“<br>Prof. Dr. Walter Schäfer, Baden-Baden                     |
| April 2004        | Keine Gesprächsrunde  |
| 192. / 03.05.2004 | „Schatzsuche – Fragwürdige Hobbys zwischen Abenteuer und Profit“<br>Frank-Joachim Lankoff, Achern |
| 193. / 07.06.2004 | „Die Burg Hohengeroldseck“<br>Dr. Heiko Wagner, Kirchzarten                                       |

194. / 05.07.2004 „Zum Erhalt des Stammes und Namens  
600 Jahre Schauenburger Geschichte“  
Magda Fischer, Stuttgart
195. / 02.08.2004 „Die Evakuierung der Stadt Kehl 1681–1953“  
Helmut Schneider, Kehl-Kork
- September 2004 Keine Gesprächsrunde
196. / 04.10.2004 „Goethe als Rechtsstudent in Straßburg“  
Prof. Dr. Marcel Thomann, Straßburg
197. / 08.11.2004 „Glasfenster der Gotik in der Lichtsymbolik des Mittelalters“  
Hans-Jörg Mussler, Ortenberg
198. / 06.12.2004 „Grimmelshausen und Moscherosch – ein Vergleich“  
Götz Bubenhofer, Achern *Dr. Heermann*

### Offenburg

Der Historische Verein Offenburg e.V. betreut nach wie vor das Projekt „Der Traum von der Freiheit. Dokumentation Offenburger Auswanderer“. Die Datensammlung, einsehbar unter [www.emigration-offenburg.de](http://www.emigration-offenburg.de), ist in 2004 auf Einträge von insgesamt 814 Auswanderern angewachsen. Weitere Daten müssen noch eingegeben werden. Das Interesse an dieser Internet-Seite ist ungebrochen groß – besonders aus den USA erreichen die Projektbetreuerin Ingrid Götz viele Anfragen. Fünf Gruppen, die jeweils zwischen zwei und sechs Personen umfassten, kamen in diesem Jahr aus den USA in die „alte Heimat“ ihrer badischen Vorfahren und wurden vom Verein betreut. Für 2005 haben sich sechs weitere Gruppen angekündigt.

Der Stammtisch für Ahnenforscher trifft sich einmal im Monat. Etwa zwölf Interessierte nehmen durchschnittlich daran teil, wobei manchmal bis zu 25 Personen zusammen kamen. Bei den meisten Stammtischen tauschen die Teilnehmer/innen ihre Erfahrungen untereinander aus. Auch gab es regelmäßig kleine Vorträge (etwa 20 Minuten) zu unterschiedlichen Themen.

In Kooperation mit der Volkshochschule Offenburg wurde eine Tagesfahrt ins Archäologische Landesmuseum durchgeführt. Ansonsten beteiligten wir uns an der Vortrags- und Veranstaltungsreihe zur Ausstellung „Zwischen den Kriegen. Offenburg 1918–1939“ von Stadtarchiv und Museum im Ritterhaus.

*Wolfgang Reinbold*

### Oppenau

- Januar Mitgliederversammlung 2003  
Nach dem geschäftlichen Teil  
Diavortrag: Von Calgary durch die Rocky Mountains nach Vancouver
- März Vortrag von Dr. Kauß: Die Folgen der Säkularisation in der politischen und kirchlichen Gemeinde Oppenau
- Mai Tagesfahrt nach Maulbronn.  
Führung durch die ehem. Zisterzienser Abtei, jetzt UNESCO Weltkulturerbe und Besuch des Faust-Museums in Knittlingen
- Juni Tagesfahrt nach St. Märgen.

- Besichtigung das Uhren- und Heimatmuseum in den Räumen des ehemaligen Augustiner Chorherren Stifts. Am Nachmittag Führung durch die Pfarr- und Wallfahrtskirche. Ein Spaziergang zur Judas-Thaddäus-Kapelle auf dem Ohmen beschloss die Studienfahrt.
- Juli Tagesfahrt nach Haigerloch und Dotternhausen bei Balingen. Stadtführung durch Haigerloch und Besichtigung des Atomkeller-Museums. Am Nachmittag Besuch des Fossilienmuseums im Werkforum, wo die 180 Millionen Jahre alten Funde aus dem Ölschiefer des Lias der Schwäbischen Alb hervorragend präsentiert werden. Stadtrundgang in Rottweil.
- August Besuch des Vortrags von Herrn Mühlhan in Achern mit dem Thema: Auf den Spuren des Schwäbischen Baumeisters Heinrich Schickhardt mit besonderer Betrachtung der Städte Freudenstadt, Schiltach und Oppenau. (Video Präsentation)
- September Tagesfahrt in das mittlere Elsass. Besichtigung von Bergheim mit seiner mittelalterlichen Stadtanlage und Führung auf der Hohlandsburg oberhalb von Colmar.
- Oktober Halbtagesfahrt Besichtigung einer original Kienrußbrennerei (1829 erbaut) in Enzklösterle. Besuch der „Krippenausstellung“. Besichtigung der Schwarzenbachtalsperre.
- November Vortrag von Rainer Fettig  
Wer war Gustav Adolf Katsch (1813–1906)? (Anlässlich der Renovierung des Hauses „Katsch“ in Oppenau)

*Rainer Rettig*

#### *Renchen*

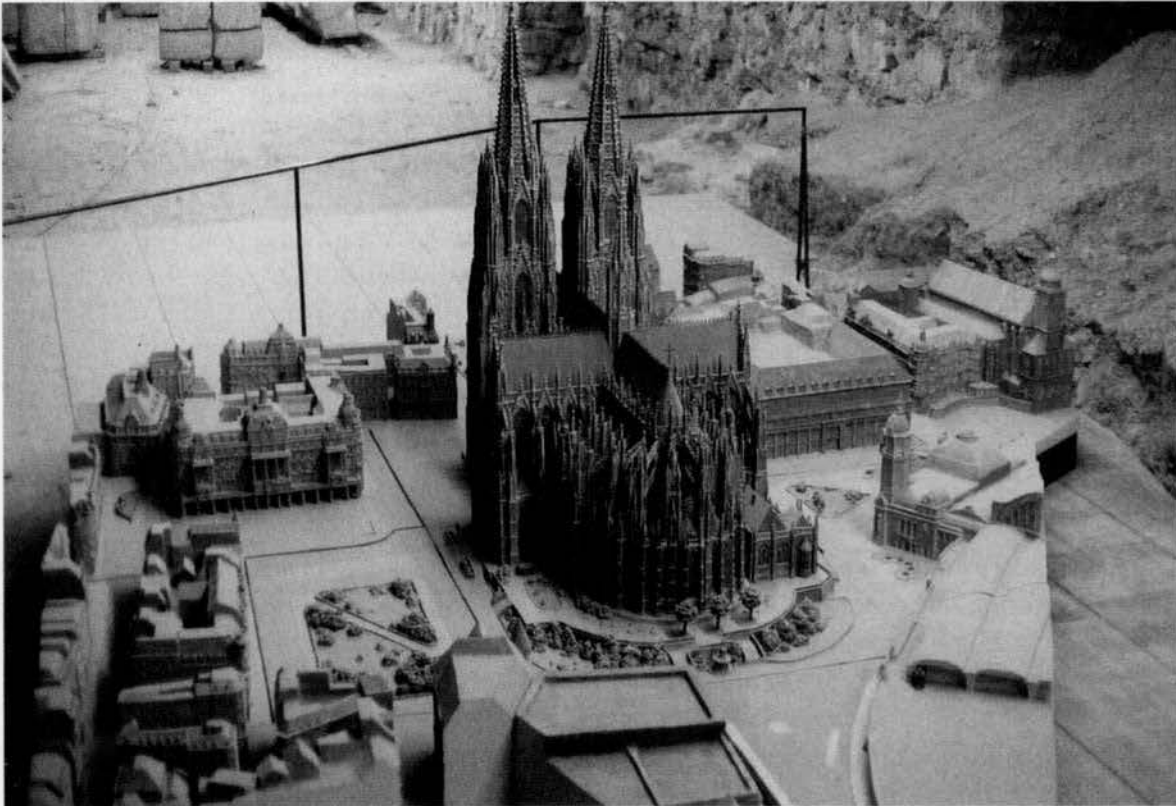
- 03.07.2004 Exkursion nach Gelnhausen, der Geburtsstadt von Grimmelshausen. Rundgang mit der Stadtführerin Frau Simone Plötz-Grünewaldiusfeuer über den Untermarkt mit Philipp Reis-Denkmal, den Obermarkt mit dem Rathaus, an den Stadttoren vorbei zur Kaiserpfalz.

*Doris Schlecht*

#### *Rheinau e. V.*

27. Februar 2004 Mitgliederversammlung mit Vortrag von Dr. Gerhard Schildberg „Ernstes und Heiteres über meinen Nachcousin Albert Schweitzer“
29. April 2004 Vortrag von Realschulrektor Helmut Mink „Jordanien – Königreich zwischen Wüste und Meer“
13. Mai 2004 Vortrag von Hans Friedmann mit Dias über das Leben des gemeinen Volkes im Mittelalter
05. Juni 2004 Studienfahrt zum Europäischen Kulturpark Bliesbruck-Rheinheim
- 10.–12. Sept. 2004 Studienfahrt zum Altenberger Dom, Köln und Kloster Maria Laach
14. Oktober 2004 Vortrag von Klaus Feßler „Tempel, Theater und Tyrannen – eine Bilderreise durch das antike Sizilien“
23. Oktober 2004 Studienfahrt nach Marmoutier
13. November 2004 Besichtigung mit Führung durch Dietmar Wolf der Jung Sankt Peter-Kirche in Straßburg





*Modell des Kölner Doms in den Ausgrabungen unter dem Dom*

Herausgabe im Rahmen der Broschüre „Aus der Stadt Rheinau“  
 „S’Bischemer Pfarrebiechel“  
 Auffrischkurs „Deutsche Schrift lesen“

*Renate Demuth*

### *Schapbach*

Im vergangenen Jahr fanden keine organisierten gemeinsamen Unternehmungen statt. Dankenswerterweise finden sich hin und wieder im Ort auch Nichtmitglieder, die Interesse an Historischem zeigen. Durch Veranstaltungen von „Altenwerk“, „Schwarzwaldverein“ u. a. werden die Bestrebungen des HV unterstützt. Nach und nach werden dennoch andernorts gesuchte und geschätzte Objekte hier zerstört oder wandern ab.

Über das Bürgermeisteramt werden Anfragen vermittelt, die intensives Aktenstudium erfordern und meist auch gesuchte Hinweise zu „Auswanderern“ geben. Es waren dies Anfragen zur „Glashütte“ (1680/85) und zur „Papiere“ (1845/55). Namen und Orte können öfter zugeordnet werden. Ein Sammler von Ansichtskarten suchte Rat bei der Identifizierung von Gebäuden/Höfen, ein Briefmarkensammler brauchte die Namen der Briefträger vor 1870 und deren Wohnort.

Die Unterlagen für genealogische Forschungen werden weiter aufbereitet. Auch hier kommen die Anfragen hauptsächlich von auswärts und aus dem Ausland. Das ungewisse Internet allerdings bleibt noch voraus. – Bei einer Rundfunksendung zu Hansjakob war man an Ort und Stelle behilflich.

Einem Wunsch von Nachfahren aus Amerika konnte man der Kosten wegen noch nicht nachkommen: Dies betrifft eine Gedenktafel für Jakob Josef Hoffmann (in Schapbach 1888–1898), der sich nicht nur um Schapbach hochverdient gemacht hat und mit dem Orden vom Zähringer Löwen geehrt wurde.

Gesucht wird jemand, der sich eigens dem vielseitigen Bereich Brauchtum annehmen will. Reichlich Gesprächsstoff gab es durch das Buch „Schwarzwaldheimat“ (Erinnerungen der M. H.). Wie alljährlich hat Herr R. B. Herden (Beirat im Hauptverein) an verschiedenen Orten Beiträge veröffentlicht. Diese sind auch in der örtlichen Bücherei greifbar, wie viele Jahrbücher des Historischen Vereins. In 2006 besteht die örtliche Gruppe 25 Jahre. Die Mitgliederzahl hat sich auf 25 halbiert.

*Furtwängler*

### *Schutterwald*

Gemäß unserem ausgeschriebenen Jahresprogramm besuchten wir am Samstag, 3. Januar 2004 das Grimmelshausen-Museum in Oberkirch, wo uns Dr. Kauß durch die Ausstellung führte: „Vom Fürstbischof zu Straßburg – zum Markgraf von Baden“.

Am Samstag, 6. März besuchten wir mit einer stattlichen Gruppe das Schulmuseum in Zell-Weierbach. Anschließend hielten wir gemeinsame Einkehr.

Vom 24. bis 29.5. befanden wir uns mit voll besetztem Reisebus auf einer 6-tägigen Studien- und Erlebnisreise: „Von der Donau zur Moldau“. Pünktlich erreichten wir die Dreiflüsse-Stadt Passau. Nach einem Rundgang gelangten wir per Schiff bis zum Kloster Engelhartszell a. D. Wir fuhren von dort mit unserem Bus weiter bis Budweis. Eine Böhmerwald-Rundfahrt mit Besichtigung bekannter Schlösser und Stauwehren erregte allgemeines Interesse. Sodann ging es weiter nach der Goldenen Stadt Prag. Für drei Tage erwartete uns dort ein abwechslungsreiches Programm.

Am Sonntag, 3. Oktober fand die Jahresversammlung in Kehl statt mit Besuch der Landesgartenschau der zwei Rheinufer.

Am Sonntag, den 10. Oktober fand unsere so genannte Herbstfahrt statt. Wir fuhren nach Tübingen und hatten vormittags eine Führung durch die Klosteranlage Bebenhausen. Nach einem Picknick während der Mittagspause war am Nachmittag eine interessante Führung durch die Altstadt vorgesehen. Auf der Heimfahrt hielten wir Einkehr.

Unsere Mitglieder-Jahresversammlung fand statt am Montag, den 29. November. Bei recht gutem Besuch konnten als Gäste der Präsident Dr. Gall wie der Geschäftsführer H. Schaufler begrüßt werden. Schließlich stand auf dem Programm die Neuwahl der Vorstandschaft. Nach nahezu 25-jähriger Amtstätigkeit wurde der bisherige Vorsitzende Artur Hohn verabschiedet. Als Nachfolger wurde einstimmig gewählt das Vorstands-Team: Konrad Oßwald, Elke Semmler und Clemens Herrmann mit bisherigem Schatzmeister Michael Lipps. Das neue Jahresprogramm wurde vorgestellt und die Fortsetzung der Vereinsarbeit zugesichert.

*Artur Hohn*

### *Seelbach-Schuttertal*

#### Veröffentlichungen

- 1) Gerhard Finkbeiner: Die Auswanderung aus der Ortenau nach Ungarn zur Mitte des 18. Jahrhunderts – Ortenauer Kolonisten siedeln in Hodschag/Batschka – In: Die Ortenau 84/2004.

- 2) Gerhard Finkbeiner: Gehörte der „Schwarze Lais“ bei dem Gefecht auf der Scheideck am 20. April 1848 zu den Hekerschen Scharfschützen? – Erschoss Johann Lais den General von Gagern? – In: Das Markgräflerland, Band 1/2004.
- 3) Gerhard Finkbeiner: Hofkapellen (im Schuttertal) – Stätten familiärer Andacht. In: Lahrer Hinkender Bote 2005.
- 4) Gerhard Finkbeiner: Schuttertäler verlassen aus wirtschaftlicher Not ihre Heimat und wandern nach Nordamerika aus. – Soziale Hintergründe, Auswandererbriefe berichten aus der Neuen Welt, Arbeitsname in Übersee – In: Geroldsecker Land 47/2004.
- 5) Gerhard Finkbeiner/Christian Himmelsbach: James Harold Himmelsbach erstürmt am D-Day den Atlantikwall am Omaha Beach. In: Geroldsecker Land 47/2004.

#### Vorträge

- 1) 12. Februar 2004  
Vortrag im Rotarier-Club Lahr  
„Religiöse Kleindenkmale und kulturgeschichtliche Akzente in der Kulturlandschaft des oberen Schuttertal“
- 2) 27. Februar 2004  
Projektunterricht am Scheffelgymnasium Lahr mit der 8. Klasse im Fach Englisch und Geschichte.  
Thema: Die Auswanderung aus dem Schuttertal nach Nordamerika.
- 3) 8. März 2004  
Im Rahmen der Sechsuhrgespräche in der Stadtbibliothek Lahr: Gespräch mit Anna Faisst (92 J.) über das Leben als Hirtenmädchen und Hofmagd auf dem Leisenhof in Schweighausen-Loh.
- 4) 14. Oktober 2004  
Vortrag an der VHS Lahr:  
„Die Schutter – Zur Wasserbau-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte einer Flusslandschaft“.

#### Denkmalpflege/Volkskunde

- 1) Beginn einer Spendenaktion für die Wiederherstellung des entwendeten Bildstocks von 1754 bei der Bruckmühle in Schweighausen.
- 2) Gründung der Fasenzunft „Luewiebli Schutterwald“ am 13. Juli 2004 im „Schutterblick“ in Schuttertal. Hintergrund der Fastnachtsgestalt ist eine der Sagen, die von Gerhard Finkbeiner gesammelt und 1970 erstmals in der Festschrift „700 Jahre Schuttertal“ veröffentlicht wurden.
- 3) Gestaltung einer Texttafel für das „Waldfriedhöfle“ am Hessenberg auf Gemarkung Schweighausen und einer weiteren Texttafel anlässlich der Freilegung des alten Kulturpfades „Judewegle“ durch den Heimat- und Touristikverein Dörleinbach am 9. Oktober 2004.
- 4) Mitwirkung bei der umfassenden Renovierung des Franziskanerklosters Seelbach (1734–1813). Beratung bei der Freilegung und Restaurierung des Kreuzgangs durch den ehrenamtlichen Mitarbeiter des LDA, Außenstelle Freiburg, Herrn Gerhard Finkbeiner. Die Vorstellung des Denkmalobjekts erfolgte am 9. Juli 2004 im Rahmen einer Feier mit geladenen Gästen.

#### Ausstellungen

- 1) 25. Januar bis 8. Februar 2004  
Ausstellung im Bahnhöfle Seelbach:  
„Sagenhaftes Seelbach – Grüselhornklänge von Christian Schmieder, Lithograph und Kartograph (1894–1954)“

- 2) 9. Mai bis 23. Mai 2004  
Ausstellung im Bahnhöfle Seelbach:  
„Die Ausgrabungen der Burg Lützelhardt in den Jahren 1926 bis 1929“  
Dokumentation der Funde und ein Versuch zur Rekonstruktion der Burganlage.
- 3) 17. Oktober bis 1. November 2004  
Ausstellung im Bahnhöfle Seelbach:  
„Schüler-, Lehrer- und Klassenfotos, Schulalltag und Erziehungsmethoden aus vergangenen Schultagen“. Erinnerungen an die Volksschulzeit in Seelbach vor 1958.  
*Gerhard Finkbeiner*

### *Steinach*

#### Veranstaltungen

Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend ins „Großbure“ als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennermuseum

#### Arbeitseinsätze Heimat- und Kleinbrennermuseum Steinach:

- a) Sauberhaltung des Gebäudes innen und außen, Reparaturen, Konservierungs- und Säuberungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate
- b) Aufbau der saisonal wechselnden Sonderausstellung zum Thema: „20 Jahre Naturschutzarbeit im mittleren Kinzigtal“, eine sehenswerte und gelungene Dokumentation mit interessanten Exponaten
- c) zusätzliche Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit verschiedenen kleinen und großen Weihnachtskrippen sowie Adventskalender
- d) Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen)
- e) Saisonschlussöffnung des Heimat- und Kleinbrennermuseums am 17.10.2004 im Rahmen „15 Jahre Kleinbrennermuseum“ mit Wissenswertem und aufschlussreichen Informationen über das Schnapsbrennen, mit Einblicken in das Schuhmacherhandwerk und das Erklären verschiedener Mineralien aus unserer Umgebung.

#### Brauchtum:

Planung, Vorbereitung und Durchführung von

- a) „Die Drei Weisen mit König Herodes“ (Altes Krippenspiel), Aufführung in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach am 6. Januar (vor dem Hauptgottesdienst).
- b) Mitwirkung bei der Herstellung kunstvoll gestalteter großer „Palmstangen“, einem alten christlichen Brauch, aufgestellt am Palmsonntag in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach.
- c) „Klausenbigger“-Umgang vom 3. bis 5. Dezember in Steinach in zwei Gruppen.

*Bernd Obert*

### *Yburg*

2003

- |          |   |
|----------|---|
| Mai      | Fahrt nach Neuenbürg. Besichtigung des Eisenerzbergwerkes und eines Museums |
| Juni     | Besichtigung mit Führung im Münster zu Schwarzach                           |
| Oktober  | Fahrt nach Speyer zu der Ausstellung „Die Ritter“                           |
| November | Besichtigung des Turenne-Denkmal und des Museums                            |

November Mitgliederversammlung und Vortrag des Präsidenten Dr. Gall zu dem Thema: „Hier lebe ich frei, rede mein freies Wort“.

2004

Mai Fahrt und Besichtigung in Durlach

Eine kleine Fahrt ins Elsass

Besichtigung der Yburg mit Konrad Velten

September „Tag des offenen Denkmals“. Führungen im Reblandmuseum und dem mittelalterlichen Städtl Steinbach.

November Mitgliederversammlung und Vortrag von Karl-Heinz Darweger über die Geschichte der Schallplatte mit der Vorführung historischer Geräte.

Im Reblandmuseum wird die Renovierung von zwei weiteren Räumen intensiv betrieben. Interessierte Besucher finden sich beim monatlichen Stammtisch ein, um zu diskutieren über: „wann – was – wo“ passierte.

*Ursula Schäfer*

### *Zell am Harmersbach*

Vorsitzender Franz Breig führte den Zeller Schwarzwaldverein bei einer Wanderung entlang der Gemarkungsgrenzen von Zell a. H. Diesmal hatte er sich den Abschnitt zwischen Kornebene und Rossgrabeneck vorgenommen. Er machte dabei auf die mit einem Adler geschmückten Grenzsteine und die zu militärischen Zwecken aufgeworfenen Schanzen aufmerksam.

Der stellvertretende Vorsitzende Bertram Sandfuchs organisierte in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule eine gut besuchte Kulturfahrt „Auf den Spuren des hl. Gallus“ an den Bodensee. In St. Arbon stand eine historische Stadtführung auf dem Programm und in St. Gallen konzentrierte man sich auf den Besuch der eindrucksvollen Klosterbibliothek, die über einen großen Schatz an Handschriften verfügt. Den Abschluss der eintägigen Bildungsreise bildete ein Gang durch die Stadt Schaffhausen mit ihrer bemerkenswerten Befestigungsanlage „Munot“.

Die für unsere Heimat typische Burg „Hohengeroldseck“ war Gegenstand einer geschichtlichen Betrachtung. Als Referent konnte der Archäologe Dr. Haiko Wagner gewonnen werden, der sich durch den Burgenführer „Oberrhein“ einen Namen gemacht hat.

Beim Zeller Nikolausmarkt war der Verein erneut mit einem Büchertisch präsent. Insbesondere bot er die Schrift zum 100-jährigen Bestehen des „Zeller Bähnle“ an.

*Dieter Petri*

## Fachgruppe Museen

Zur Frühjahrsveranstaltung am 20. März 2004 trafen sich Museumsleute aus 14 Museen des Ortenaukreises. Tagungsort war dieses Mal Willstätt, wo Andreas Vukovic als Hausherr zunächst das Mühlengebäude vorstellte und über die jetzige Nutzung und Pläne berichtete. Anschließend führte er durch das Gebäude zu seiner Sammlung. Der Schwerpunkt liegt auf landwirtschaftlichen Gerätschaften und Maschinen, aber auch Werkzeuge und Exponate aus verschiedenen Handwerksberufen ergänzen die Sammlung.

In der folgenden Arbeitssitzung präsentierte der Leiter der Fachgruppe eine Textvorlage zum Thema „Präsentation im Museum: Texte im und für das Museum“. Unter der These „Der Besucher will zwar informiert, aber auch unterhalten werden“ diskutierten die Teilnehmer über die verschiedenen Möglichkeiten, durch prägnante und unterhaltsame Texte und Führungen den Museumsraum zu einem Erlebnisraum werden zu lassen.

Die Herbsttagung fand am 23. Oktober 2004 in Kehl-Kork statt. 15 Museen waren durch ihre Leiter oder Mitarbeiter vertreten, als Helmut Schneider durch die neu gestaltete Dauerausstellung zur Ortsgeschichte Korks und das Handwerkermuseum führte. Besonders beeindruckt waren die Teilnehmer, wie es Helmut Schneider gelungen war, mittels exemplarischer Auswahl von Exponaten, Bildern und Texten die wichtigsten Stationen der Ortsgeschichte darzustellen.

Der Ehrenpräsident des Historischen Vereins für Mittelbaden, Dr. Dieter Kauß, stellte anschließend die Vereinsbibliothek im Hause des Handwerker Museums vor. Die beeindruckende Menge der Bücher und historischen Zeitschriften wurde unter dem Aspekt „Woher bekomme ich Informationen über die Exponate meines Museums?“ unter die Lupe genommen. Ergänzt wurde die Führung durch die Bibliothek vom Kreisarchivar Dr. Cornelius Gorka, der Erläuterungen zum Kreisarchiv im Landratsamt gab.

*Horst Brombacher*

## Fachgruppe Kleindenkmale

Im Jahr 2004 konnte die Erfassung der Kleindenkmale in der Ortenau ein großes Stück weitergebracht werden. Weit über hundert Mitarbeiter/innen (Historischer Verein, Schwarzwaldverein, vereinsungebundene Personen) haben bei der Dokumentierung dazu beigetragen, dass Ende des Jahres 85% der Ortschaften im Ortenaukreis entsprechend den schon früher vorgestellten Vorgaben nun erfasst sind. Dem Verfasser obliegen vor allem koordinierende Aufgaben, einmal durch den Kontakt zu den Helfern „vor Ort“, zum andern durch Besprechungen mit der Landeskoordinatorin beim Landesdenkmalamt. Darüber hinaus gab es Gespräche bei der GEEK (Gesellschaft zur Erhaltung und Erforschung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg) sowie bei der internationalen Tagung für Kleindenkmalforschung, die im Juni vergangenen Jahres in Oberfranken stattgefunden hatte.

Die Kleindenkmale werden als Teil unserer Kultur nun vermehrt in der Öffentlichkeit wahrgenommen, wozu auch die Verbreitung des Themas in der Tageszeitung und in anderen Medien beiträgt. Der „Lahrer Hinkende Bote“ für 2005 (Rezension im letzten Jahresband) bietet elf Beiträge – zum großen Teil aus der Ortenau – zum Jahresthema „Kleindenkmale“ an.

Angeregt durch solche Berichterstattungen kamen auch konkrete Maßnahmen der Erhaltung von Kleindenkmalen zugute. – Beispielsweise konnte ein 500 Jahre alter Markstein (Landvogtei Ortenau/Reichsstadt Offenburg) als gültiges Grenzzeichen an seinen ursprünglichen Ort gesetzt werden.

*Gernot Kreutz*



## Fachgruppe Denkmalpflege

Auch im Jahr 2004 beschäftigte sich die Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte in zwei Sitzungen schwerpunktmäßig mit Themen der Denkmalpflege.

Die Frühjahrstagung fand am 11. März im ehemaligen Kapuzinerkloster Haslach statt. Der Sitzung ging eine interessante einstündige Führung durch das neu restaurierte Rathaus von Haslach voraus. Stadtbaumeister Roland Wacker führte durch den Rathauskomplex und erläuterte ausführlich die durchgeführten Sanierungsmaßnahmen und den modernen Erweiterungsbauprojekt des Architekturbüros Schaudt aus Konstanz. Restaurator Helmut Fuggis stellte sehr detailliert die Restaurierung der historischen Wandmalereien dar.

Die Sitzung begann mit einer kurzen Einführung von Manfred Hildenbrand in die Geschichte des Kapuzinerklosters Haslach und einem Rundgang durch die Gebäude.

Im Anschluss referierte Kreisarchivar Cornelius Gorka über ortsgeschichtliche Quellen im Kreisarchiv.

Weitere Tagungsordnungspunkte waren ein Bericht über die aktuelle Situation zum Thema „Westwall“ und zu den Organisationsänderungen beim Landesdenkmalamt, dessen Außenstellen im Zuge der großen Verwaltungsreform in die Regierungspräsidien eingegliedert werden.

Den Abschluss bildete ein Bericht über Steuervergünstigungen bei der Instandsetzung von Kulturdenkmalen.

Das Thema „Westwall“ war alleiniger Tagungsordnungspunkt eines Treffens zwischen Vertretern des Historischen Vereins (Dr. Wolfgang Gall, Heinrich Meyer), Westwallforschern und den Vertretern der Inventarisationsabteilungen der Außenstellen Freiburg und Karlsruhe des Landesdenkmalamtes. Bei den Gesprächen ging es um die grundsätzliche Frage der Kulturdenkmaleigenschaft der ehemaligen Verteidigungsanlagen.

Ziel der Gespräche mit dem Landesdenkmalamt ist es, den „Westwall“ als Sachgesamtheit gemäß § 2 Denkmalschutzgesetz unter Schutz zu stellen, um damit die immer noch andauernde Beseitigung von Bunkeranlagen und Resten des Westwalls soweit möglich zu verhindern. Die Vertreter des Landesdenkmalamtes zeigten sich den Argumenten gegenüber sehr aufgeschlossen und versprachen, diese Möglichkeit der Amtsleitung in Stuttgart vorzuschlagen. Mit einer Entscheidung ist auf Grund der anstehenden Verwaltungsreform jedoch erst Frühjahr bis Sommer 2005 zu rechnen.

Das Herbsttreffen fand am 9. November im Bahnhöfle in Seelbach statt.

Der Sitzung ging eine sehr beeindruckende Besichtigung der alten Hammerschmiede in Seelbach voraus. Die aktuelle Situation führte zu einer intensiven Diskussion der Teilnehmer zum Thema Erhaltung/Erhaltungspflicht von Kulturdenkmalen und deren mögliche Durchsetzung.

Die Sitzung begann mit einem Bericht von Herrn Gerhard Finkbeiner über Geschichte, Restaurierung und Umnutzung des „Bahnhöfles“ in Seelbach.

In den anschließenden Tagesordnungspunkten beschäftigte sich die Arbeitsgruppe mit dem Thema „Erfassung von Kleindenkmalen“, zu dem Dr. Gernoth Kreutz berichtete, sowie mit den Themen „Westwall“ und „Tag des offenen Denkmals“. Mit einem Bericht über Zuschussmöglichkeiten in der Denkmalpflege sowie einem kurzen Erfahrungsaustausch mit Zuschussanträgen schloss die Sitzung.

*Heinrich Meyer*



## Fachgruppe Geschichte und Kulturgeschichte der Ortenauer Juden

Die Fachgruppe beginnt nach einer längeren Pause sich neu zu formieren. Im Mittelpunkt der weiteren Arbeit soll die dingliche und die archivalische Überlieferung des jüdischen Lebens in der Ortenau stehen. Ein Einstieg in dieses Feld war eine gemeinsame Fahrt nach Speyer mit der Mitgliedergruppe Gengenbach. Dort wurden die Reste der mittelalterlichen Synagoge und das Judenbad besichtigt und die Ausstellung „Europas Juden im Mittelalter“ besucht. Geplant ist in Kooperation mit dem Kreisarchiv ein Besuch des „Zentralarchivs zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland“ in Heidelberg. Außerdem sollen die im Kreisarchiv lagernden Objekte, Nachlässe und Deposita zur jüdischen Geschichte der Region vorgestellt und gesichtet werden.

*Jürgen Stude*

## Bericht der Fachgruppe „Archive“ für 2004/2005

Der Historische Verein für Mittelbaden hat bei seiner Jahresversammlung am 3. Oktober 2004 die Gründung einer Fachgruppe „Archive“ beschlossen und Kreisarchivar Dr. Cornelius Gorka zum ersten Fachgruppenleiter bestimmt. Diese neue Arbeitsgruppe soll allen einen Erfahrungsaustausch ermöglichen, die ehrenamtlich in einem Gemeinde- oder Ortsarchiv tätig sind oder kleinere Archive (Privatarchive, Vereinsarchive, Sammlungen) betreuen. Alle Interessierten können außerdem Informationen und Anregungen zur Archivbenutzung und zur Pflege von Archivbeständen erhalten.

Die erste konstituierende Sitzung der Fachgruppe fand am 22. Februar 2005 im neuen Gebäude des Kreisarchivs Ortenaukreis in der Lange Str. 51 in Offenburg statt. An der Sitzung nahmen 20 Personen teil, die entweder im Historischen Verein oder in einem örtlichen Heimat- und Geschichtsverein aktiv sind und das Angebot interessiert aufgenommen haben. Nach der Vorstellungsrunde erläuterte Dr. Gorka die Ziele der neuen Fachgruppe und gab den Teilnehmern Gelegenheit, ihre Wünsche und Vorstellungen zu äußern. Im Verlaufe des Abends wurden verschiedene Themen aus dem Bereich „Archiv“ gesammelt, die Gegenstand von Fachgruppensitzungen werden sollen. So können beispielsweise Fragen der Ordnung und Pflege von Archiv- und Sammlungsgut, der Archivbenutzung, der Digitalisierung von Bildbeständen oder auch ein Lesekurs in (alter) deutscher Schrift einen Abend gestalten.

Der Arbeitskreis wird sich künftig halbjährlich an einem anderen Ort treffen. Weitere interessierte Teilnehmer können sich der Fachgruppe anschließen und ihre Ideen einbringen. Sie erleben Heimatgeschichte dabei von einer anderen Seite, da hier weniger das Auswerten, sondern vielmehr das fachgerechte Pflegen von historischen Quellen im Mittelpunkt steht. Dabei werden sowohl die Probleme als auch die Vorzüge der Archivarbeit sichtbar und können einen sinnvollen Meinungsaustausch fördern. Es bleibt zu hoffen, dass diese Fachgruppe dazu beitragen wird, eine weitere Sensibilisierung für die oft gefährdeten historischen Quellen zu bewirken.

*Cornelius Gorka*

## Fachgruppe Wandmalerei

Mit dem diesjährigen Ausflug zur Begehung und Besichtigung von Wandmalereien in der Ortenau am 20. November 2004 fuhr die gut besuchte Fachgruppe ins obere Kinzigtal bis an die Grenzen der Ortenau oder eigentlich schon darüber hinaus in ehemals württembergisches Gebiet. In Wolfach, Gutach und Hornberg sollten interessante Wandmalereien betrachtet und analysiert werden.

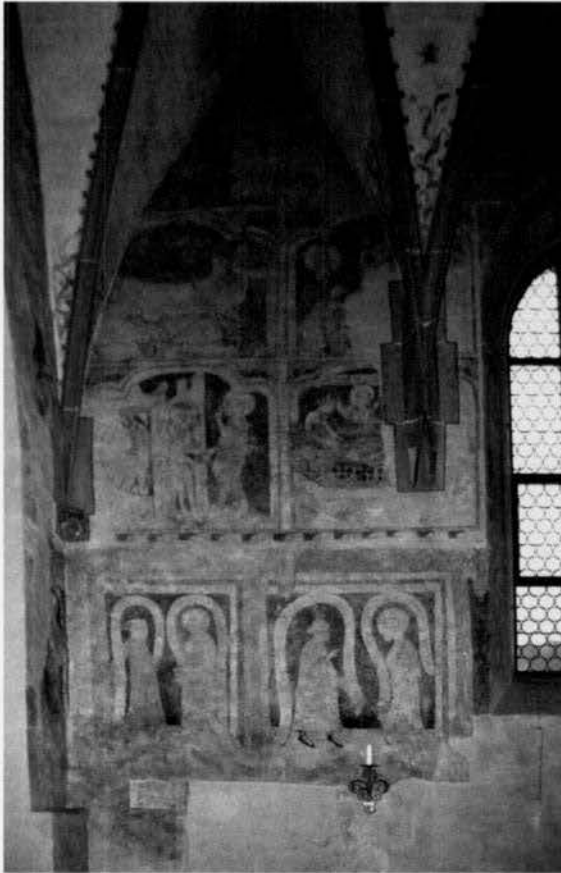
Die Fahrt war die Fortsetzung unserer bisherigen Exkursionen nach Ortenberg zur Wallfahrtskapelle Maria Ruh, Reichenbach zur Peterskapelle, Gengenbach zur ehemaligen Pfarrkirche St. Martin, Haigerach zur Kapelle St. Michael, Steinach zur kath. Pfarrkirche Kreuzerhöhung, Hausach-Dorf zur Kirche St. Mauritius, Hausach zum ehem. Kloster St. Sixt.

Wie bei den letzten Besichtigungsfahrten war eine Ausrüstung mit Tageslichtlampen und Lupen vorhanden. Zuvor hatten Regine Dendler und Bernhard Wink die vorhandenen Publikationen zu den Kirchenräumen und den in ihnen enthaltenen Fresken konsultiert. Einen Vormittag verbrachten die beiden in der Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes, um die vorhandenen Erkenntnisse zur Baugeschichte und Restaurierungsgeschichte zu sichten. Besonders interessant waren die Berichte und Anmerkungen der Restauratoren, die die Wandmalereien freigelegt und restauriert hatten.

Beim Besuch der Dokumentationsstelle des Denkmalamtes Freiburg fielen, wie auch bei den Recherchen zu den bereits besuchten Kirchen, die Beschreibungen der Wandmalereien von Frau Dr. Christoph aus den 1970er Jahren auf. Inzwischen konnte telefonisch der Kontakt zu ihr hergestellt werden, aber aufgrund einer Krankheit leider noch kein persönliches Treffen mit ihr stattfinden. Das Inventar von Frau Dr. Christoph stellt eine wichtige Basis für die Erfassung der Wandmalereien in der Ortenau dar.

Das erste Ziel der Exkursion im November 2004 war die Kath. Pfarrkirche St. Laurentius in Wolfach. Im ehemaligen Chor, der heute eine Seitenkapelle darstellt, sind Fresken aus dem 14. Jh. vorhanden. Die Pfarrkirche St. Laurentius wurde 1273 erstmals urkundlich erwähnt. Für die Stadt Wolfach liegt eine Gründungsurkunde des Klosters St. Georgen aus dem Jahre 1084 vor. Seit 1275 ist Wolfach Besitz der Fürstenberger. Die Kirche St. Laurentius ist ab dem 11. Jh. Grablege der Herren zu Wolfach. Ihre ältesten Teile stammen vermutlich aus dem 13. Jahrhundert. Im Jahre 1470 ist ähnlich wie bei St. Martin in Gengenbach ein Neubau überliefert, von dem der Chor mit polygonalem Abschluss sowie der Westturm erhalten sind. Auf der Südseite stammt ein zugemauertes gotisches Fenster von 1473 und das östliche Portal aus dieser Zeit. Das einstige Hauptportal der Südseite von 1508 wurde 1939 um ca. 0,5 m verkleinert. Die Stadtansicht von Mentzinger zeigt 1655 eine Seitenkapelle auf der Südseite, die wohl 1715 entfernt wurde. Im 18. Jh. bekam die Kirche eine barocke Ausstattung, 1715 neue barocke Fenster in der Südwand, die später ebenfalls verkleinert wurden und ein barockes Hauptportal, was nicht mehr vorhanden ist. 1939/41 wurde nämlich das Kirchenschiff neu errichtet, nach Norden orientiert und nur der Chor, der Turm und Teile der Südwand der alten Kirche wurden beibehalten.

Der Chor besitzt ein Netzgewölbe mit teilweise skulptierten Konsolen. Der Schlussstein ist mit der skulptierten Jahreszahl 1515 datiert. Die Maßwerke der gotischen Fenster wurden



*Wolfach, kath. Pfarrkirche St. Laurentius. Oberes Register: Passionsszenen, Christus in der Vorhölle. Unteres Register: Apostel und kleiner Prophet, nach 1470.*



*Wolfach, kath. Pfarrkirche St. Laurentius. Reste älterer Malerei (Vorhang?) auf einer tieferen Putzebene, vor 1470*

wohl schon im 18. Jahrhundert entfernt. Erst 1974 wurden die Wandmalereien entdeckt. 1975 erfolgte die Freilegung, 1976 eine Restaurierung durch Restaurator Michael Bunz aus Bermatingen am Bodensee. Die Malereien waren offensichtlich vor dem Einbau des Netzgewölbes, welches mit einer Rankenmalerei ausgestattet ist, ausgeführt worden. Die heute sichtbare Ausmalung des Chors wurde vermutlich nach 1470, nach der Wiedererrichtung der Kirche, mit dem polygonen Chorabschluss ausgeführt. Es ist durchaus möglich, dass ältere Malereien vor diesem Umbau in bestimmten Wandbereichen vorhanden sind, da an einzelnen Schadstellen eine mehrschichtige Stratigrafie von Malschichten sichtbar ist.

Zur Zeit der Ausmalung des Chors bestand wohl eine flache Holzdecke, nach Einbau des Gewölbes wurden die Malereien überkälkt. Auf der Gemäldeoberfläche sind Picklöcher für einen älteren Putz vorhanden. Das bedeutet, dass die Malereien schon einmal sichtbar waren und wieder verputzt wurden. Max Wingenroth berichtet 1908, dass im Jahre 1880 die Apostelgestalten zugedeckt wurden. Er berichtet auch von einem Gemälde an der Innenseite des ehemals spitzen, jetzt runden Chorbogens, einer „Geburt Christi“. Weitere Fragmente am Chorbogen werden bezeugt, wie beispielsweise ein roter Vorhang mit Quasten. Dies erinnert an die Fragmente der roten Vorhänge um Triumphbogen, Altäre und Kanzel, die bei der Restaurierung der Kirche St. Martin in Gengenbach kürzlich entdeckt wurden. Viele



*Gutach, evang. Pfarrkirche  
St. Petrus. Schmerzensmann, 1504*

Wandmalereien wurden wohl bei der Umorientierung der Kirche nach Norden und dem damit zusammenhängenden weitgehenden Neubau zerstört.

Die Ikonografie der erhaltenen Fresken im Chorraum bezieht sich auf die Apostel mit Spruchbändern, die paarweise mit den 12 kleinen Propheten in einer Scheinarchitektur angeordnet sind. Weiter sind Szenen aus dem Leben und der Passion Christi, eine Auferstehung, Szenen aus der Petruslegende und Szenen aus der Laurentiuslegende vorhanden. Nicht alle Bilder sind lesbar aufgrund des fragmentarischen Zustands, der Fehlbereiche und der Überdeckungen durch das später eingebaute Netzgewölbe.

Weiter führte die Fahrt nach Gutach und Hornberg, ein Besitz der Grafen von Hornberg, der um 1200 in Triberg und Hornberg geteilt wurde. Ab dem 15. Jh. war dieses Gebiet württembergisch, wobei Hornberg seit 1534 Sitz des Obervogts im Schwarzwald war. Im Jahre 1810 kam es zu Baden.

Das erste Ziel in Gutach war die ev. Pfarrkirche St. Petrus. Sie besitzt in ihrem spätgotischen Chor Wandmalereien, die sich auf die Sakramentsnische und die Sakristeitür beziehen.

Im Jahre 1275 wurde sie erstmals erwähnt und ist seit dieser Zeit als eigenständige Pfarrei bekannt. Ein – leider nicht mehr vorhandener – Schlussstein von einem der Sakristeifenster trug die Jahreszahl 1462. Nach Dehio stammt aus dieser Zeit der Chor. An anderer

Stelle wird dies jedoch bezweifelt und vermutet, dass Teile der Chornordwand mit der Sakramentsnische aus dieser Zeit in einen weitgehenden Neubau um 1504 übernommen wurden (Fundamente eines Vorgängerbaues liegen noch unter dem Boden im Kircheninnenraum). Diese Jahreszahl, 1504, zielt den Sturz der Sakristeitür im Chor und ein Fenster der Chorsüdseite. In diese Zeit fällt der Bau des alten Langhauses mit einer Holzdecke. Im Jahr 1534 wurde die Reformation eingeführt. Eine größere Umgestaltung fand 1743 statt, als das heutige Langhaus das spätgotische ersetzte. Ein Säulenkapitell im Mittelgang trägt die Jahreszahl und die Initialen eines Stifters. Zu dieser Zeit wurde vermutlich auch eine Chorem-pore eingebaut. 1955 schließlich wurde im Rahmen einer Renovierung diese Empore wieder entfernt. Dabei wurden die Malereien entdeckt und restauriert. Eine erneute Restaurierung des Chores erfolgte vor wenigen Jahren.

Die Wandmalereien auf der Chornordwand dürften um 1504 entstanden sein. Sie lagen unter neunfacher Übertünchung als älteste Farbgebung auf der Wand. Die Pflanzenornamente im Deckengewölbe stammen aus derselben Zeit. Auf einer Zwischenschicht fanden sich Spuren von barocker Malerei, die jedoch bei der Freilegung mit entfernt wurden.

Der Blickfang auf der Nordwand der Gutacher Petruskirche ist das Sakramentshaus. Die Steinarchitektur ist abgeschlagen, aber zweidimensional in rötlicher „Sandsteinfarbe“ nachempfunden. Bemerkenswert ist die in Grisaille gemalte Scheinarchitektur, die das Ganze umrahmt. Sie ist außerordentlich fein gestaltet und bietet Raum für zwei stehende Gestalten, wohl Propheten (stark ergänzt). Die Bekrönung bildet eine Darstellung des Schmerzensmannes. Die Sakristeitür besitzt eine fein ausgeführte Umrahmung aus Pflanzenornamenten und Architekturelementen (unterer Teil ergänzt) mit einem schlanken Eselsrücken als Bekrönung. Die Türumrahmung ist etwas später anzusetzen als die Ummalung des Sakramentshauses, da sie diese überschneidet.

Gewisse Stilmerkmale der Malereien zeigen einerseits Anklänge an das frühe 16. Jahrhundert (Türumrahmung), andere wieder an das 15. (Schmerzensmann). Möglicherweise vermischen sich hier zwei Ausmalungsphasen, deren ältere nur auf einem Mauerstück eines Vorgängerbaues überdauert hat.

Ein weiteres Ziel der Exkursion war die ev. Pfarrkirche St. Johannes der Täufer in Hornberg.

Adolf Hess von der Mitgliedergruppe Hornberg-Triberg erläuterte den Kirchenbau und gab eine Einführung in Leben und Werk des universellen Architekten Heinrich Schickhardt, des Baumeisters Herzog Friedrichs von Württemberg. Dieser prägte entscheidend das heutige Erscheinungsbild der Hornberger Kirche.

Was ihren Ursprungsbau anbelangt, herrscht in der Literatur und in den Akten des Landesdenkmalamtes einige Verwirrung. Anfangs bestand angeblich eine Chorturmkirche innerhalb der Stadtmauern, erst später wurde ein Standort außerhalb gewählt. Die Erstenennung einer Kirche in Hornberg, wohl noch innerhalb der Stadt gelegen, fiel ins Jahr 1266. Das Patrozinium St. Johannes der Täufer wurde erstmals 1451 erwähnt, die Lage der Kirche wurde vor dem Brückentor angegeben, also außerhalb des Mauerrings. Das nächste wichtige Datum war die Reformation im Jahre 1534. 1602/03 erfolgte eine durchgreifende Umgestaltung durch Heinrich Schickhardt. Das Langhaus wurde unter Beibehaltung des spätgotischen Chores erweitert und die Kirche mit einem Turm versehen. 1760-62 wurde die Kirche barockisiert. Die heutige Kanzel und eine Chorem-pore wurden eingebaut und die im Chor befindlichen Wandmalereien spätestens zu diesem Zeitpunkt übertüncht. 1932 erfolgte eine Innen- und Außenrenovierung. Im II. Weltkrieg erlitt die Kirche schwere Schäden, die in den Jahren 1953-55 wiederum eine Generalrenovierung notwendig machen. Eine erneute Restaurierung fand um 1980 statt, die bisher letzte war erst vor einigen Jahren geplant.



Hornberg, evang. Pfarrkirche St. Johannes der Täufer. Alttestamentliche Szene:  
Joseph begrüßt seinen Bruder Benjamin.

Die Wandmalereien befinden sich im Chor; sie wurden bei der Renovierung 1953–55 entdeckt und restauriert. Die ältesten Reste, aus der Zeit der Spätgotik, sind im Bereich des Sakramentshäuschens und im Deckengewölbe erhalten. Letztere wurden in die ornamentale Neufassung der Decke mit einbezogen, als auch die Wandflächen ausgemalt wurden. Diese Ausmalung ist nur auf der Nordwand erhalten geblieben. Sie besteht in großen Bildern mit alttestamentarischen Szenen, die von Rollwerkornamenten umrahmt und durch Schriftfelder näher bezeichnet sind. Die Aufschriften bestehen in Bibelstellen aus dem Alten und – als eine Art typologischer Vergleich – teilweise auch aus dem Neuen Testament, oder auch aus passenden Sinnsprüchen. Insgesamt sind zwei „Spalten“ von Bildern erhalten und restauriert. Links oben, unter dem Rippengewölbe, ist die Weissagung an Abraham dargestellt. Dieses Bild wurde 1953–55 vom Restaurator frei ergänzt, da dieser Bereich vollständig zerstört war. Darunter befindet sich die Opferung Isaaks. Die zweite Spalte besteht aus drei Szenen. Sie beginnt oben im Gewölbe mit Jakobs Traum von der Himmelsleiter, darunter folgen die Begrüßung Benjamins durch Joseph und schließlich die Szene, in der Joseph aus dem Brunnen gezogen und verkauft wird.

Ein sinnfälliger Zusammenhang oder eine logische Abfolge der einzelnen Szenen ist leider nicht auszumachen, da größere Teile fehlen, so z. B. die Ausstattung der restlichen Chorwände. Die Leserichtung und das übergeordnete Thema bleiben deshalb rätselhaft.

Für Diskussion in der Literatur hat die Szene „Joseph begrüßt seinen Bruder Benjamin“ gesorgt. Diese Zuschreibung ist aufgrund des alttestamentarischen Kontextes einerseits gesichert. Es wurde aber andererseits auch „Das Gleichnis vom verlorenen Sohn“ aus dem

Neuen Testament vorgeschlagen. Dieses Missverständnis lässt sich nachvollziehen, wenn man den Erhaltungszustand des Bildes betrachtet: Nach der Freilegung war es stark beschädigt oder nur noch als Vorzeichnung erhalten, so z.B. die rundlichen Strukturen in der linken Bildhälfte. Nun spielen in der „Begrüßungsszene von Joseph und seinem Bruder Benjamin“ Säcke eine Rolle, im „Gleichnis vom verlorenen Sohn“ aber Schweine. Bei der Aufindung war dieser Bildbereich vermutlich in einem Zustand, der beide Rekonstruktionen zugelassen hätte. Man entschied sich für die thematisch gesehen richtige Version, in der Literatur tauchen aber beide Lesarten auf. Bemerkenswert an der Hornberger Chorausmalung ist vor allem, dass es sich um eine der wenigen rein evangelischen Bildprogramme handelt. Die getreue Darstellung biblischer Szenen und das völlige Fehlen von Heiligendarstellungen spiegeln evangelisches Gedankengut wider und verweisen auf eine Entstehung nach der Reformation im Jahr 1534.

In der Literatur und den Akten des Landesdenkmalamtes werden die Malereien stilistisch auf die Zeit um 1600 datiert und am ehesten der Umbauphase unter Schickhardt (1602/03) zugewiesen. Denkbar wäre aber auch, dass sie im Zuge oder kurz nach der Reformation entstanden sind als Manifestation der vollzogenen Hinwendung zur evangelischen Glaubenslehre. Gewisse Stilmerkmale würden dem zumindest nicht widersprechen. So scheint die Behandlung menschlicher Figuren stellenweise spätgotische Anklänge aufzuweisen (z.B. Benjamin, der aus dem Brunnen gezogen wird). Vielleicht bewog die schon vorhandene Ausmalung des Chores Schickhardt dazu, ihn nicht wie das alte Langhaus abzureißen, sondern in den neuen Bau einzubeziehen.

Als nächste Exkursion ist ein Ausflug in die südliche Ortenau mit den Zielen Oberschopfheim, Seelbach-Wittelbach, Burgheim und Kuhbach geplant. Wir freuen uns auf rege Beteiligung.

*Regine Dendler und Bernd Wink*

*Abbildungsnachweis:*

*Abb. 1, 2: Heiko Wagner, Kirchzarten.*

*Abb. 3, 4: Bernhard Wink, Gengenbach*



## Fachgruppe Archäologie

### Veranstaltungen:

Am Samstag, den 9.4.2005, fand die Jahresversammlung der Fachgruppe im Handwerker-museum Kehl/Kork statt. Der Leiter der Fachgruppe eröffnete die Versammlung mit dem Lichtbildvortrag: „Römische Straßenbautechnik“ und anschließend berichtete er und die Mitarbeiter über die Aktivitäten der Gruppe im vergangenen Jahr.

Am Samstag, den 17.4.2004 fand eine geführte Exkursion nach Rastatt statt. Es wurden wieder freigelegte Festungsgänge und das Wehrkundemuseum besichtigt.

Für das Jahr 2005 sind zwei Exkursionen geplant:

Am Sonntag, den 24.04.2005, die bereits für 2004 geplante Busexkursion nach Straßburg, die von Herrn Schneider aus Kehl geführt werden wird.

Am Sonntag, den 20.11.2005, findet eine Führung durch die Landesausstellung „Imperium Romanum“ im Badischen Landesmuseum Karlsruhe statt.

Im April und Mai 2004 wurden die Mitglieder der Fachgruppe zu eine viertägigen Weiterbildung von der Volkshochschule Offenburg mit dem Thema „Die Römer in Baden-Württemberg“ eingeladen. Desgleichen fand im November und Dezember 2004 ebenfalls von der Volkshochschule ein Weiterbildungslehrgang mit dem Thema „Mittelalter-Archäologie“ statt. Alle Veranstaltungen wurden von Mitgliedern der Fachgruppe besucht.

Der Leiter der Fachgruppe und einige Mitarbeiter nahmen am 17.7.2004 an der Tagung der ehrenamtlichen Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes von Baden-Württemberg in Riegel am Kaiserstuhl und an der Jahrestagung des Fördervereins für Ur- und Frühgeschichte am 8.10.2004 in der Universität Freiburg teil.

Zur Vorbereitung der Jahresversammlung und des Programms für das Jahr 2005 fand am 20.12.2004 eine Vorstandsbesprechung in Lahr statt.

### Fundmeldungen und Tätigkeiten der Mitarbeiter:

#### Steinzeit:

*Kehl*: Herr Jean-Marie Holderbach aus Straßburg fand im Rheinkies bei Kehl als Lesefund ein Abschlagstück oder ein beschädigtes Steinwerkzeug, siehe Bild 1.

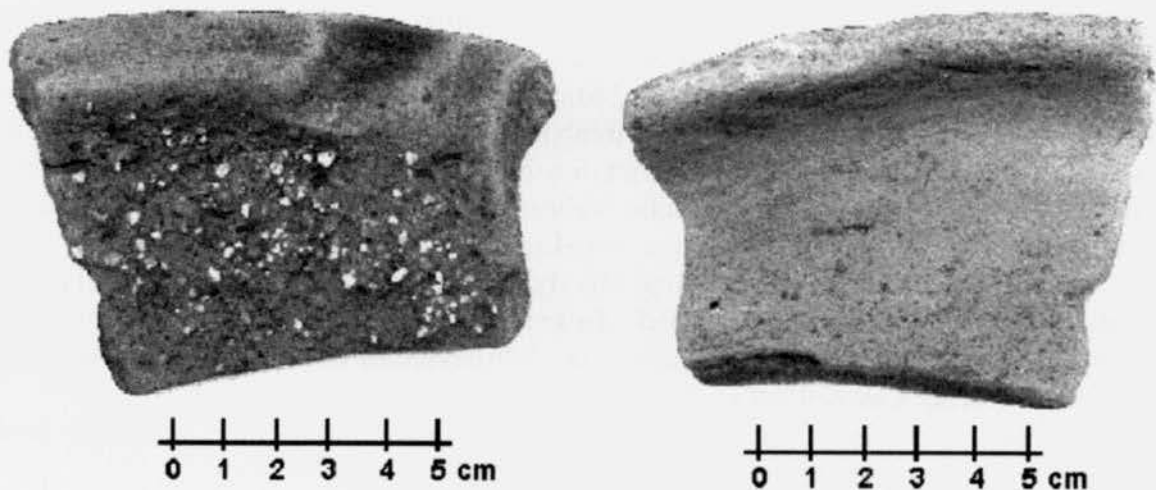


Bild 1: Beschädigtes Steinwerkzeug oder Abschlagstück

**Römische Zeit:**

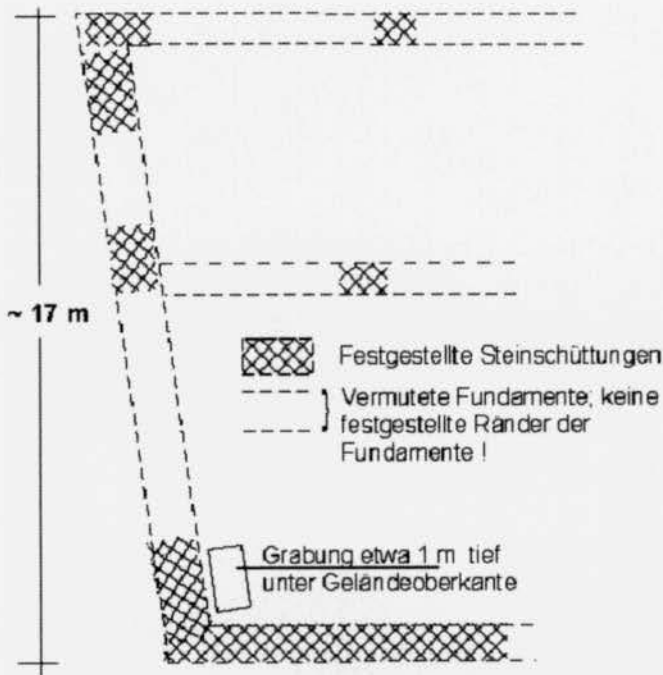
*Friesenheim-Oberweier:* Bei einer Feldbegehung im Bereich des festgestellten römischen Gebäudes (Die Ortenau 83. Jb. 2003, Seite 501–502) fand Herr Josef Eisenbeis erneut einen Scherben einer römischen Reibeschale, siehe Bild 2. Diese diente zum Zerreiben von Gewürzpflanzen, z. B. Knoblauch, Stangensellerie, Koriander, Weinraute und andere Kräuter. Mit Käse, Öl und Salz gemischt ergab das eine Art Kräuterquark, das römische „Moretum“.

Bei dem Gebäude handelte es sich offensichtlich um ein oder mehrere Wohngebäude. Das Areal, in dem die Bausteine verstreut liegen, ist so groß, dass die Mitarbeiter des Archäologischen Arbeitskreises nicht mehr mit Harke und Spaten vor und nach der Feldbestellung zu einem baldigen Ergebnis kommen. Es sollen Suchgrabungen mit einem Kleinbagger unternommen werden.



*Bild 2: Scherben einer römischen Reibeschale, Innenseite links, Außenseite rechts. Die Innenseite der Reibeschale ist mit Quarzsand ausgelegt. Der gewölbte Rand der Schale dient zum Festhalten. Die Ausgussrinne ist auf dem linken Bild gut zu erkennen.*

Eine im Frühjahr durchgeführte Sondiergrabung brachte die dort bereits vermutete talseitige Außenmauer zu Tage, siehe Bild 3. Auf Grund der an der Oberfläche des Ackerfeldes zu findenden Bausteine ist in Richtung des Tales keine weitere Bebauung mehr zu erwarten, während bergseitig das oder die Gebäude noch etwa 40 bis 50 m weiter reichen dürften.



*Bild 3: Bisherige Grabungsergebnisse am Römergebäude in Friesenheim-Oberweier. Links Talrichtung. Rechts Bergrichtung. Die ausgepflügten Bausteine liegen noch 40 bis 50 m zur Bergrichtung verstreut.*

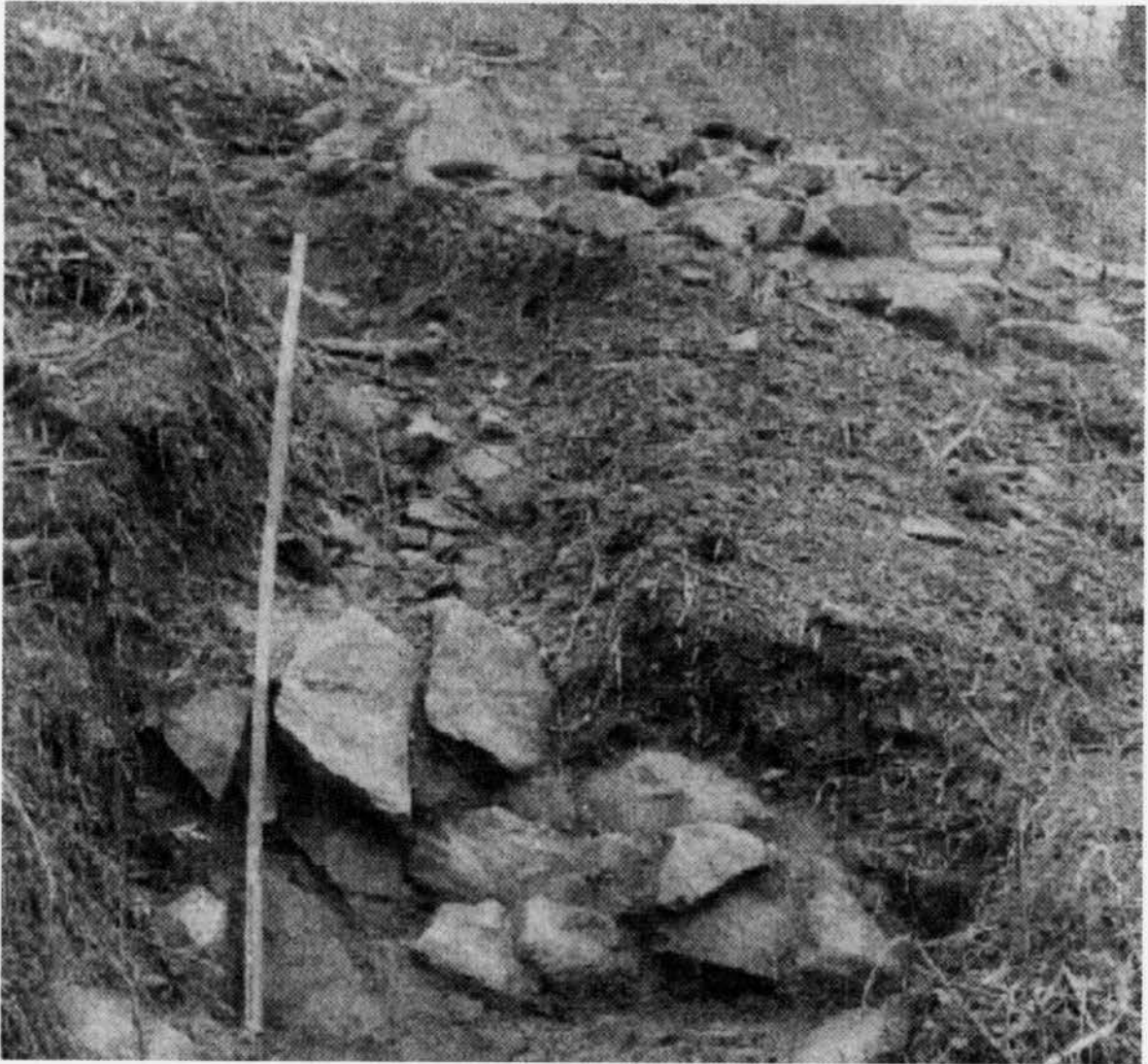
Die in der Ortenau 83. Jb. 2003, Seite 502, Bild Nr. 2 vermutete Gebäudeapsis hat sich nach Freilegung des ganzen Flächenbereiches nicht bestätigt. Zwar zeichnete sich eine Rundung in der Pflanzenverfärbung ab und die angesetzten Sondiergrabung schienen die Apsis zu bestätigen, aber die danach angesetzte flächige Grabung brachten kein positives Ergebnis.

Wolfach: Nach jahrelangem Suchen konnte endlich die Fortsetzung der römischen Kinzigtalstraße ab der Jakobuskapelle bei Wolfach in Richtung Schiltach durch eine Sondiergrabung, etwa 400 m nach der Kapelle, festgestellt werden. Diese brachte Reste der talseitigen Mauer zutage, siehe Bild 4.

Der Standort der Jakobuskapelle auf der römischen Trasse zeigt an, dass diese Straße nach dem Aufkommen der Pilgerwallfahrt nach Santiago den Compostela, nach 800 n. Chr., noch als Durchgangsstraße durch das Kinzigtal benutzt wurde.

### **Noch unbekanntes Zeitstellung:**

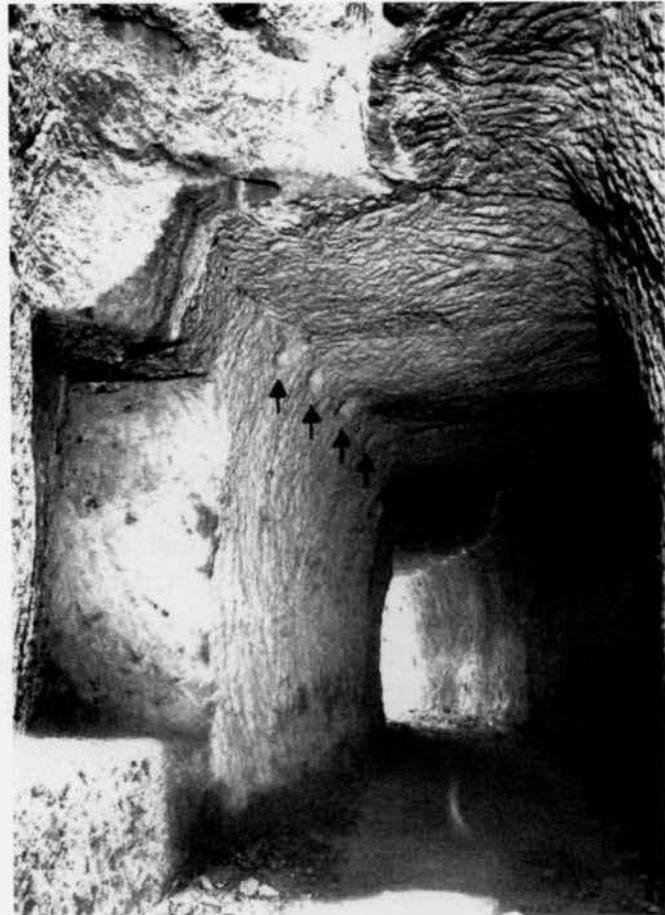
*Hornberg:* Der im letzten Band der Ortenau beschriebene Wasserstollen der Brauerei Ketterer konnte immer noch nicht einer Zeitepoche zugeordnet werden. Nachdem die dort gefundenen Holzproben wegen zu schlecht ausgebildeter Jahresringe nicht nach der Holzdendrologie untersucht werden konnten, wurde versucht mit der C14-Methode eine zeitliche Datierung zu erhalten. Auch dieses Ergebnis mit der Datierung um das Jahr 1950 war sehr unwahrscheinlich. Ein zweiter genauerer Versuch lieferte das Holzalter um 1810. Es wird vermutet, dass die Holzproben, die immer im Quellwasser des Stollens lagen, über das „neue“ Wasser auch das junge C14 aufgenommen haben. Das beauftragte Institut startet einen weiteren Auswertungsversuch, in dem dieser Umstand eliminiert werden soll. Die etwa armdicken Rundholzbalken dienten als Querlage in diesen Nischen. Da keine sonstigen Stellnischen für die Stollenbeleuchtung während des Auffahrens des Stollens vorhanden waren,



*Bild 4: Reste der talseitigen Trockenmauer der römischen Kinzigtalstraße. Die Rückseite dieser Mauer ist mit groben Schotter, dem „Ruderalio“, aufgefüllt, der einmal meterdick war und diese Straße frostsicher gründete. Rechts oben die freigelegte Grobschotterlage in Fundlage.*

dienten diese sehr wahrscheinlich zur höhen- und seitenverstellbaren Aufhängung der Grubenbeleuchtung. Etwa alle 10 m lagen solche Hölzer im angestauten Quellwasser oder steckten im Bodenschlamm. Offensichtlich hatte man diese Hölzer in ihrer Lage am First des Stollens belassen, um für Kontroll- und Reinigungsgänge die Grubenleuchten wieder anbringen zu können. Alle waren am Felsauflager abgefault und in das Stauwasser des Stollens gefallen.

Umfragen bei Bergleuten und im historischen Bergbau Forschenden erbrachten bisher kein Ergebnis, dass diese Felsabbaumethode in Handarbeit mit den in der Ortenau 2003 gezeigten Nischen in Firsthöhe des Stollens, beobachtet wurden. Dagegen wurden in Frankreich von der Arbeitsgruppe bisher vier römische Aquäduktuntersysteme in der Literatur gefunden, die genau diese Abbauspuren zeigen, siehe Bild 5.



*Bild 5: Aquäduktunnel „Galerie des Cantarelles“ der römischen Wasserleitung nach Nîmes in Frankreich. Die Pfeile zeigen die gleichen Nischen wie im Wasserstollen der Brauerei Ketterer, vergleiche Bild 9 in Die Ortenau 2003, Seite 506.*

Siehe dazu: Klaus Grewe: Licht am Ende des Tunnels – Planung und Trassierung im Antiken Tunnelbau, Verlag Philipp von Zabern, Mainz 1998.

Neben der Holzuntersuchung soll im Jahr 2005 im Einvernehmen mit dem Landesdenkmalamt auch mit archäologischen Grabungen nach einer vermuteten Wasserleitung im Gelände gesucht werden.

*Rolf Pfefferle*

## Fachgruppe Flurnamen

Im Jahre 2004 wurden die Arbeiten an der „Flurnamen-Datenbank Kinzigtal“ fortgesetzt. Herr Dr. Kreuz konnte mit Hilfe seiner Datenbank „Offenburg“ bereits erste Vorüberlegungen zur Gliederung, Auswertung und Nutzung der gesamten Flurnamen-Datenbank anstellen.

Das bereits seit längerer Zeit fast fertiggestellte Flurnamenbuch der Stadt Lichtenau wurde erneut gesichtet. Der endgültige Abschluss des Manuskripts wird für das Jahr 2006 ins Auge gefasst. Hierin werden auch die umfangreichen Nacharbeiten und Erhebungen von Herrn Ludwig Uibel (Freiburg) einfließen, der dem Fachleiter dankenswerterweise sein gesamtes Material zur Verfügung gestellt hat.

Am 4. Mai 2004 hielt der Fachgruppenleiter einen Vortrag über die Flurnamen von Altschweier im Gasthaus „Affentaler Weinstube“. Hierbei stand vor allem der Gegensatz zwischen Berg und Tal im Vordergrund, der in den Flurnamen des heutigen Bühler Stadtteils deutlich sichtbar wird. Der Vorsitzende der Ortsgruppe Bühl, Herr Dr. Gartner, informierte die interessierte Bevölkerung über den Stand der Arbeiten am geschichtlichen Teil der Ortschronik. Herr Ortsvorsteher Seibicke, selbst Mitautor der Chronik, berichtete über die Geschichte des Obstbaus in der einst selbständigen Gemeinde.

*Ewald Hall*

## Fachgruppe Mundart

Die für das Jahr 2004 angesetzte Mundarterhebung im Bühler Stadtteil Altschweier musste um ein Jahr verschoben werden.

Im Rahmen der ersten grenzüberschreitenden Landesgartenschau in Kehl 2004 veranstaltete der Philatelistische Kulturverein Kehl e.V., die Société Philatélique „Union 1877“ aus Strasbourg und die Société Philatélique „Philapostel“ des Unterelsass in Zusammenarbeit mit der MAERI des Rectorats der Académie de Strasbourg und dem Oberschulamt Freiburg einen Wettbewerb zum Thema „Die Ferien“, an welchem Schulen aus Baden mit ihren entsprechenden Partnerschulen im Elsass teilnehmen sollten. Das Heisenberg-Gymnasium Karlsruhe beteiligte sich mit einer 6. Klasse an diesem Briefwettbewerb, zu dessen Gelingen nicht unwesentlich Herr Siegrist als Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten beitrug. Die Schülerinnen und Schüler des Heisenberg-Gymnasiums berichteten ihren Briefpartnern am Collège in Orbey (Südelsass) in französischer Sprache von ihren Ferienerlebnissen und gestalteten das Brief-Layout mit sehr ansprechendem künstlerischen Gespür. Am 19. September 2004 wurde die Schülerin Isabella Kästel für ihren Brief (unter insgesamt 700 Briefen) in der Stadthalle Kehl mit einem Preis ausgezeichnet.

*Ewald Hall*

## FORUM

Prof. Walter E. Schäfer schlägt vor, in Zukunft ein Forum einzurichten, das offen ist für Anregungen, Fragen, Kritik oder Lob, Ergänzungen und neue Funde. Auch Suchanfragen zu Themen oder Vorträgen können in dieser Rubrik gestellt werden.

*Die Redaktion bittet um rege Beteiligung.*

### Grimmelshausen-Porträt entdeckt!?

Im Rahmen der Tagung der Grimmelshausen-Gesellschaft „Simplicissimus in Westfalen“ (23.–26. Juni 2005) in Münster stellte Hans Galen, langjähriger



Direktor des Stadtmuseums, das vermutlich einzige Porträt des Barock-Dichters Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen der Öffentlichkeit vor. Das Ölgemälde aus dem Jahr 1641 (damals lebte Grimmelshausen in Ofenburg als Musketier, später Sekretär im Schauenburgischen Regiment) zeigt den Autor (um 1622–1676) des legendären *Simplicissimus*-Romans, der die längste Zeit seines Lebens in der Ortenau weilte und als Schultheiß von Renchen starb.

Im Rahmen der Tagung wurde diskutiert, ob das Bild echt sei. Bislang ist die Kette der Indizien, wonach das Bild den jungen Grimmelshausen

*Foto: Stephan Kube, Greven*

zeige, nicht erschüttert, sagte Peter Heßelmann von der Universität Münster als Vertreter der Gesellschaft.

Entdeckt und erstanden hat das Bild Hans Galen bei einer Auktion von Christie's in London. Galen berichtete, ihm sei die Ähnlichkeit mit einem Bild des Alten Simplicissimus auf dem Titelkupfer des „Ewig währenden Calenders“ aufgefallen. Gedruckt habe diesen Band 1670 in Fulda ein Drucker namens Marcus Bloß. Die beschädigte Signatur des Gemäldes wiederum laute „Boß“ wobei an der Stelle des fehlenden Buchstabens eine Lücke sei.

(Ausführliche Darstellung und Argumentation in der nächsten „Simplificiana“)

*Martin Ruch*

---

Das Kreisarchiv Ortenaukreis ist mit seinen Beständen umgezogen und nun in der Lange Str. 51 in Offenburg erreichbar. Die Postanschrift lautet aber weiterhin Badstr. 20, 77652 Offenburg.

Geändert haben sich dagegen die Telefonnummern.

Sie lauten:

0781/805-9400 (Herr Dr. Gorka) oder -9402 (Herr Hedemann).

Die neue Faxnummer lautet:

0781/805-1214.



---

## Autorenverzeichnis

- Baumann, Ludwig, Adolf-Kolping-Straße 2b, 77794 Lautenbach
- Brodbeck, Klaus, Landrat des Ortenaukreises, Landratsamt, Badstr. 20, 77652 Offenburg
- Dammbach, Stella, Obere Römerhofstr. 23, 61381 Friedrichsdorf
- Dendler, Regine, Dr.-Gremmelsbacher-Str. 22, 79199 Kirchzarten
- Ebeling, Dr. Hermann, 23 rue du Dr. Schweitzer, F 67160 Wissembourg
- Finkbeiner, Gerhard, Modoscher Str. 24, 77978 Schuttertal
- Fluck, Prof. Dr. Hans-R., Germanistisches Institut, Ruhr-Universität Bochum, 44780 Bochum
- Gunz, Wolfgang, Am Sonnenberg 22, 77960 Seelbach
- Gutmann, Ernst, Leiberstunger Str. 3, 77836 Rheinmünster
- Hahn, Dr. Franz, Ludwig-Huber-Str. 10, 77749 Hohberg
- Hahn, Ingrid, Schlossstr. 6, 77731 Willstätt
- Heizmann, Lucas, Sonnenhalde 2, 77797 Ohlsbach
- Herden, Ralf Bernd, Haus im Rinken, 77776 Bad Rippoldsau-Schapbach
- Herrmann, Hans, Breitstr. 14, 77694 Kehl
- Heßelmann, Dr. Peter, Propsteistr. 48, 48145 Münster
- Huber, Heinz G., Erbstr. 19A, 77704 Oberkirch
- Huber, Rudolf, Sendelbach 7, 77794 Lautenbach
- Kauß, Dr. Dieter, Hildastr. 89, 77654 Offenburg
- Klotz, Dr. Andreas, Pfannmüllerweg 16, 64289 Darmstadt
- Kreutz, Dr. Gernot, Am Hungerberg 3, 77654 Offenburg
- Lehmann, Karl-August, Küblerweg 4, 77784 Oberharmersbach
- Lienhard, Wilfried, Friedrich-Ebert-Straße 15b, 77815 Bühl
- Löffler, Hermann, Rehstr. 6, 77749 Hohberg
- Post, Dr. Rudolf, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg,

- Deutsches Seminar 1, Arbeitsbereich Badisches Wörterbuch,  
Belfortstraße 14, 79098 Freiburg i. Br.
- Ruch, Dr. Martin, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt
- Schäfer, Prof. Dr. Walter E., Horhaldergasse 17, 76534 Baden-Baden
- Scheer-Nahor, M.A. Friedel, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg,  
Deutsches Seminar 1, Arbeitsbereich Badisches Wörterbuch,  
Belfortstraße 14, 79098 Freiburg i. Br.
- Schellinger, Uwe, Mozartstr. 29, 79104 Freiburg
- Scheurer, Werner, Im Seewinkel 20, 77652 Offenburg
- Schneider, Walter, Buchenwaldstraße 3, 77736 Zell am Harmersbach
- Schuck, Hans-Jochen, Im Hubfeld 46, 77797 Ohlsbach
- Schwab, Karl, Poststr. 4, 76534 Baden-Baden
- Uibel, Ludwig, Dannemannstr. 6, 79117 Freiburg
- Velten, Konrad, Mauerbergstr. 141, 76534 Baden-Baden/Neuweier
- Werner, Dr. Johannes, Steinstraße 21, 76477 Elchesheim
- Weis, Dieter, Meierbergweg 2, 77955 Ettenheim
- Wink, Bernhard, Victor-Kretz-Str. 13, 77723 Gengenbach

---

## DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in jeden Jahresband auch „Junge Autoren“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle (77605 Offenburg, Postfach 15 69), sowie die Vorsitzenden der Mitgliedergruppen entgegen.

Homepage: <http://www.historischer-verein-mittelbaden.de>

Nach der Wahl in der Mitgliederversammlung 2002 in Oberharmersbach setzen sich Vorstand, Fachgruppen und Beirat des Vereins zusammen:

Dr. Wolfgang M. Gall, Präsident,  
Max-Immelmann-Str. 2, 77654 Offenburg, Tel. 07 81 / 3 77 39  
Dienstlich: Stadtarchiv Offenburg, Ritterstr. 10, Tel. 07 81 / 8 22 45 57

Ursula Schäfer, 1. stellvertr. Präsidentin,  
Sommerstr. 34, 76354 Baden-Baden-Steinbach, Tel. 0 72 23 / 5 89 82

Manfred Hildenbrand, 2. stellvertr. Präsident,  
Georg-Neumaier-Straße 15, 77716 Hofstetten-Haslach i. K.,  
Tel. 0 78 32 / 28 67

Dr. Martin Ruch, Redakteur der „Ortenau“,  
Hauptstraße 92, 77652 Offenburg, Tel. 07 81 / 9 70 86 88

Theo Schaufler, Kassen- und Geschäftsführung,  
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten:  
René Siegrist, Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 0 78 51 / 7 29 00

## Leiter der Fachgruppen:

## Fachgruppe Archäologie:

Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5, 77709 Wolfach,  
Tel. 0 78 34 / 4 77 94

## Fachgruppe Archive:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Badstr. 20, 77652 Offenburg,  
Tel. 07 81 / 8 05 94 00

## Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:

Heinrich Meyer, Techn. Rathaus, 77654 Offenburg

## Fachgruppe Museen:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77855 Achern, Tel. 0 78 41 / 13 47

## Fachgruppe Kleindenkmale:

Dr. Gernot Kreutz, Am Hungerberg 3, 77654 Offenburg-Zell-Weierbach,  
Tel. 07 81 / 3 03 65

## Fachgruppe Flurnamen und Mundart:

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20, 79232 March-Hugstetten,  
Tel. 0 76 65 / 4 06 66

## Fachgruppe Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte in der Ortenau:

Jürgen Stude, Friedenstr. 25, 77743 Neuried,  
Tel. 07 81 / 9 48 57 78

## Fachgruppe Bergwesen:

Helmut Decker, Hausäcker 12, 77883 Ottenhöfen  
Tel. 0 78 42 / 13 68

## Fachgruppe Wandmalerei:

Bernhard Wink, Victor-Kretz-Str. 13, 77723 Gengenbach  
Tel. 0 78 03 / 60 02 24

## Beiräte:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77856 Achern

Prof. Dr. Rolf Kruse, Korker-Wald-Str. 1, 77694 Kehl-Kork

Thorsten Mietzner, Stadtarchiv, 77933 Lahr

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg

Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch

Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt

Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett

Ralf-Bernd Herden, Haus im Rinken, 77776 Bad Rippoldsau-Schapbach

---

**Mitgliedergruppen:**

- 77855 Achern: Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, Tel. 0 78 41 / 13 47
- 77767 Appenweier: Ottmar Brudy, Dorfstr. 113, Tel. 0 78 05 / 52 55
- 77740 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner, Renchtalstr. 17,  
Tel. 0 78 06 / 5 33
- 77781 Biberach i. K.: Wolfgang Westermann, Sonnenhalde 7,  
Tel. 0 78 35 / 83 09
- 77815 Bühl/Baden: Dr. Suso Gartner, Bühler Seite 4, Tel. 0 72 23 / 2 35 01
- 77955 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14,  
Tel. 0 78 22 / 58 00
- 77723 Gengenbach: Bernhard Wink, Victor-Kretz-Str. 13,  
Tel. 0 78 03 / 60 02 24
- 77716 Haslach i. K.: Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11,  
Tel. 0 78 32 / 54 61
- 77756 Hausach: Bernd Schmid, Dietersbach 47a, Tel. 0 78 31 / 89 12
- 77749 Hohberg: Gisela Stoffel, Rosenstr. 19, Tel. 0 78 08 / 27 82
- 78132 Hornberg-Triberg: Wolfgang Neuß, Hohenweg 46, Hornberg,  
Tel. 0 78 33 / 66 31
- 77694 Kehl-Hanauerland: Dipl. Ing. Wolfdietrich Elbert,  
2, rue de Villandry, F-67000 Strasbourg, Tel. 0 03 33 88-31 48 69
- 77933 Lahr/Friesenheim: Ekkehard Klem, Jasminstr. 28,  
77948 Friesenheim, Tel. 0 78 21 / 6 22 02
- 77974 Meißenheim: Karl Schmid, Friederike-Brion-Weg 7,  
Tel. 0 78 24 / 23 62
- 77743 Neuried: Erich Schnebel, Heerstr. 40, Tel. 0 78 07 / 6 84
- 77787 Nordrach: Wilhelm Oberle, Hasenberg 2,  
Tel. 0 78 38 / 10 45 und 07 61 / 40 77 66

- 77784 Oberharmersbach: Ursula Kasper, Gartenweg 12,  
Tel. 0 78 37 / 8 28
- 77704 Oberkirch: Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, Tel. 0 78 02 / 46 29
- 77654 Offenburg: Wolfgang Reinbold, Ludwig Mercystr. 30,  
Tel. 07 81 / 7 40 10
- 77728 Oppenau: Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch,  
Tel. 0 78 02 / 70 11 37
- 76437 Rastatt: Martin Walter, Herrenstr. 15, Tel. 0 72 22 / 38 53 56
- 77866 Rheinau: Renate Demuth, Oberfeldstraße 7, Rheinau-Freistett,  
Tel. 0 78 44 / 25 42
- 77836 Rheinmünster: Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3,  
77836 Rheinmünster-Stollhofen, Tel. 0 72 27 / 58 32
- 77871 Renchen: Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, Tel. 0 78 43 / 10 44
- 77776 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1,  
77776 Bad Rippoldsau 2, Tel. 0 78 39 / 3 78
- 77761 Schiltach: Theo Becker, Landstr. 32, 77773 Schenkenzell,  
Tel. 0 78 36 / 24 42
- 77746 Schutterwald: Konrad Oßwald, Ritterstr. 18, Tel. 07 81 / 5 26 16
- 77960 Seelbach-Schuttertal: Gerhard Finkbeiner, Modoscher Str. 24,  
77978 Schuttertal, Tel. 0 78 23 / 6 04
- 77790 Steinach: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, Tel. 0 78 32 / 86 56
- 77709 Wolfach-Oberwolfach: Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5,  
Tel. 0 78 34 / 4 77 94
- 76534 Yburg: Ursula Schäfer, Sommerstr. 34,  
76534 Baden-Baden-Steinbach, Tel. 0 72 23 / 5 89 82
- 77736 Zell a. H.: Franz Breig, Steinenfeld 22, Tel. 0 78 35 / 16 03
- Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein): Theo Schaufler,  
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

## Redaktionsrichtlinien für Beiträge in der „Ortenau“

Sie erleichtern die redaktionelle Bearbeitung Ihres Beitrags, wenn Sie folgende Hinweise beachten:

Texte bitte als Ausdruck und wenn möglich mit Diskette oder als E-Mail-Anhang in gebräuchlichem Format (Word bevorzugt) an:

Dr. Martin Ruch, Hauptstraße 92, 77652 Offenburg oder kulturagentur@t-online.de.

### *Manuskriptaufbau:*

- a) Texte bitte ohne Silbentrennung und Formatierungen schreiben. Besondere Formatierungen (fett, kursiv etc.) mit verschiedenen Farben im Ausdruck kennzeichnen.
- b) Im laufenden Text sollen Abkürzungen tunlichst vermieden werden, ausgenommen gebräuchliche Abkürzungen: usw., etc., bzw.
- c) Zahlenangaben ab der Zahl „13“ in Ziffern schreiben, eins bis zwölf in Worten.

### *Bilder:*

- a) Bildvorlagen (Fotoabzüge, Diapositive, Kopien etc.) müssen reprofähig sein. Bitte tragen Sie Sorge dafür, dass Sie die Bildrechte besitzen, bzw. ersuchen Sie um die Druckerlaubnis durch den Rechteinhaber.
- b) Bildunterschriften und Abbildungsnachweis bitte fortlaufend am Ende des Beitrags.
- c) Markieren Sie im Textausdruck, wo bestimmte Abbildungen platziert werden sollen.

### *Anmerkungen:*

- a) Die Anmerkungen für den gesamten Text durchlaufend nummerieren und als Endnoten bearbeiten.
- b) Die Endnotenziffern sind im Text ohne Klammer hochgestellt und stehen ohne Zwischenraum vor dem Interpunktionszeichen. Beispiel: Wie wir sehen<sup>1</sup>, funktioniert das einwandfrei<sup>2</sup>.
- c) Die Endnotenziffern sind in den Anmerkungen am Ende des Beitrages ebenfalls hochgestellt. Es folgt ein Leerzeichen. Jede Anmerkung beginnt in der Regel mit einem Großbuchstaben und endet mit einem Punkt. Beispiel: <sup>2</sup> Freundliche Mitteilung von Frau Weber.

### *Literaturzitate:*

- a) Autoren und Herausgebernamen (Hrsg.): Nachnamen und (soweit bekannt) Vornamen ausschreiben, danach „Doppelpunkt“ setzen.
- b) Titel der Monographie oder Artikel ohne Abkürzung ausschreiben. Bei Aufsätzen danach „Punkt“ In: Zeitschrift/Reihe/Katalog (nicht abkürzen!).
- c) Bei Monographien und Katalogen Erscheinungsort und -jahr in Klammern. Bei Zeitschriften Bandzählung, anschließend „Komma“, Leerzeichen und Erscheinungsjahr.
- d) Seitenzahlen mit „Komma“ anschließen.
- e) Danach Hinweise auf Abbildungen (Abb.) oder Tafeln (Taf.). Beispiel: Hinn, Friedrich: Als noch viele Fluren bewaldet waren. In: Herbolzheimer Blätter 3, 1995, 18–23. Abb. 2.
- f) Insbesondere bei Bänden mit thematischem Schwerpunkt werden häufig zitierte Werke abgekürzt zitiert um den Anmerkungsapparat zu straffen: Nachname, Leerzeichen, Jahr. Beispiel: Hinn 1995.
- g) Diese Titel sind als Literaturliste am Ende des Beitrags aufzuführen.

Für die Inhalte der Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Bitte Originale im eingeschriebenen Brief an die Redaktion, ansonsten kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muss sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verloren gehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der Jahresversammlung 2001 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

- 18,- EUR für natürliche Personen und Schulen
- 26,- EUR für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein ab 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 15. Juli 2004 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftsteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. (Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Sparkasse Offenburg/Ortenau: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Konto Nr. 6057-756, Postbank Karlsruhe, BLZ 660 100 75).

### Unsere **Bibliothek**

mit heimat- und regionalgeschichtlicher Literatur und vielen Fachzeitschriften aus ganz Deutschland und dem angrenzenden Ausland ist jeden Samstag – mit Ausnahme vor hohen Feiertagen – von 10.00 bis 16.00 Uhr geöffnet.

Die Bibliothek befindet sich im Handwerksmuseum Kehl-Kork, Oberdorfstraße.